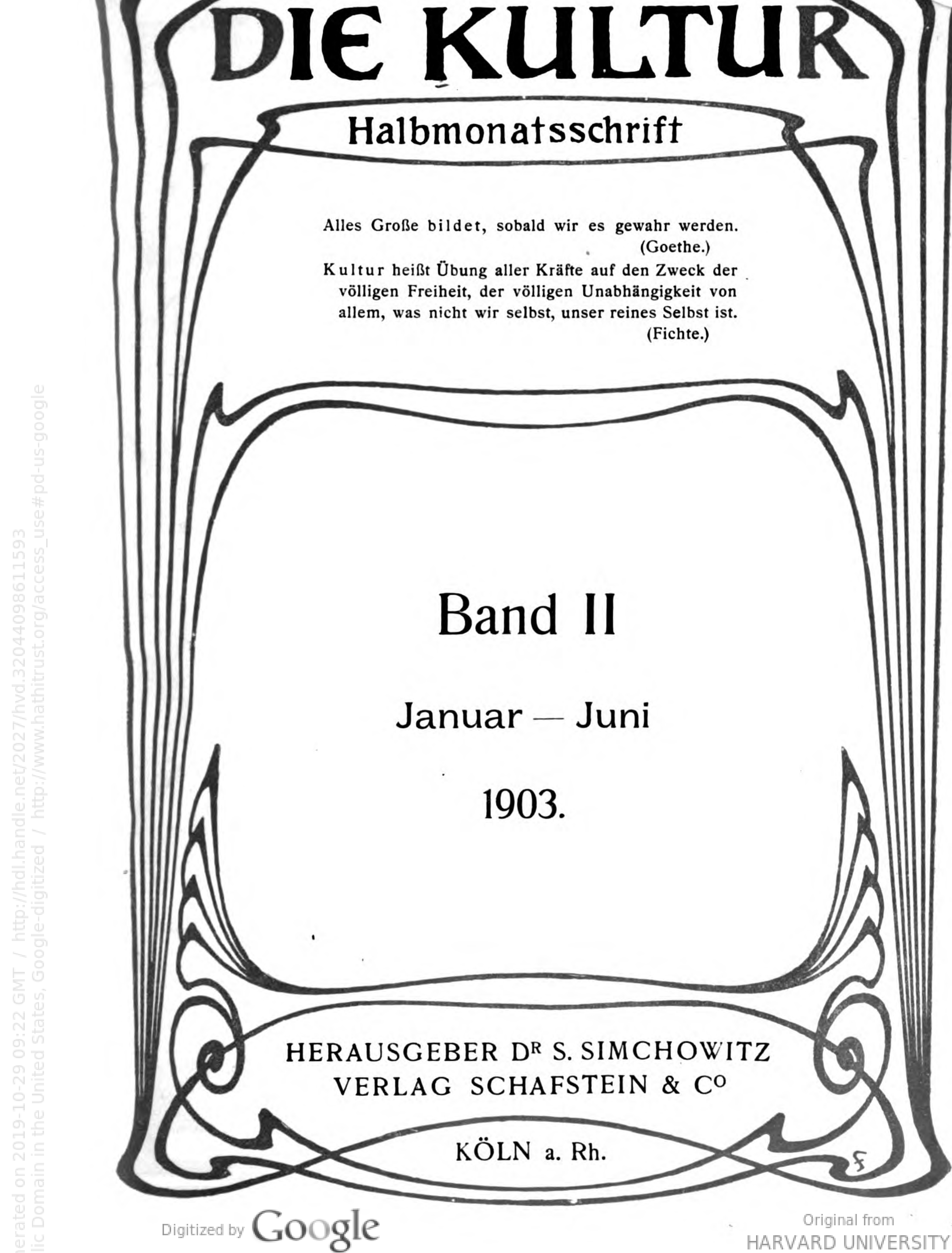




DIE KULTUR

Halbmonatsschrift

Alles Große bildet, sobald wir es gewahr werden.
(Goethe.)
Kultur heißt Übung aller Kräfte auf den Zweck der völligen Freiheit, der völligen Unabhängigkeit von allem, was nicht wir selbst, unser reines Selbst ist.
(Fichte.)

Band II

Januar — Juni

1903.

HERAUSGEBER Dr S. SIMCHOWITZ
VERLAG SCHAFSTEIN & Co

KÖLN a. Rh.



Inhaltsverzeichnis.

(Die Chronikartikel sind mit einem * bezeichnet.)

Kultur und Bildung.

Staat und Gesellschaft.

Literatur.



Seite

Theater und Musik.

Handel und Industrie, Medizin und Naturwissenschaft.

Seite

Bildende Kunst.

Geschichte und Geschichtsschreibung.

Briefe.

Erzählungen und Skizzen.

Gedichte.



M. DuMont Schauberg, Köln



I. Jahrgang ⋆ 1903 ⋆ Heft 13

DIE KULTUR

Halbmonatsschrift

HERAUSGEBER DR S. SIMCHOWITZ

INHALT

ERSTES JANUARHEFT

Preis des Heftes 75 Pfg. ⋆ Vierteljährlich 4 Mark

SCHAFSTEIN & Co. VERLAG
KÖLN. A. RH.



Die „Kultur“

erscheint *zweimal monatlich* in Heften von ca. 4 Bogen (64 Seiten).

Der Abonnementspreis beträgt (für 24 Hefte mit ca. 1500 Seiten Text) Mk. 16.— pro Jahr, also Mk. 4.— pro Quartal. Bei direktem Bezug vom Verlag Mk. 4.50; für das Ausland Mk. 5.—. Einzelne Hefte kosten 75 Pfg.

Bestellungen werden von allen Buchhandlungen des In- und Auslandes, von allen Postanstalten (Post-Zeitungs-Nummer 4449a) sowie von der Verlagsbuchhandlung entgegengenommen.

Alle für die „Kultur“ bestimmten Sendungen sind zu richten an

„die Redaktion der Kultur“ Köln, Badstraße 1.

Sprechstunde der Redaktion wochentäglich im Bureau Köln, Badstr. 1, von 11—12.
Privatwohnung des Herausgebers, Dr. S. Simchowitz, Köln, Boisseréestr. 3.

Manuskripte werden stets einseitig beschrieben mit breitem Rande erbeten.

Für unverlangte Manuskripte wird keine Verantwortlichkeit übernommen; ihre Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt.

Alle einlaufenden Rezensions-Exemplare werden in einer „Bücher-Liste“ registriert. Eine eingehende Besprechung erfolgt nach Gutdünken der Redaktion. Eine Verpflichtung zur Rücksendung wird nicht übernommen.

Den verehrl. Redaktionen ist nach eingeholter Einwilligung der Autoren Nachdruck aus dem Inhalt der „Kultur“ gestattet, jedoch nur mit genauer Quellenangabe „Halbmonatsschrift „Die Kultur“ (Herausgeber Dr. Simchowitz, Verlag von Schafstein & Co., Köln)“.

Das XIV. Heft der „Kultur“

erscheint Mitte Januar 1903 und wird u. a. enthalten:

Karl Jentsch (Neiße): *Innere Politik.*

W. Fred (Berlin): *Von der Beurteilung und dem Genusse der bildenden Künste.*

Leo Berg (Berlin): *Die Kritikerschlacht.*

Nietzsches Freund.

Leonid Andrejew: *Sturmläuten.*



Halbmonatsschrift

Alles Große bildet, sobald wir es gewahr werden.
(Goethe.)

Kultur heißt Übung aller Kräfte auf den Zweck der völligen Freiheit, der völligen Unabhängigkeit von allem, was nicht wir selbst, unser reines Selbst ist.
(Fichte.)

I. Jahrgang. ★ 1903. ★ Erstes Januarheft.

INHALT

HERAUSGEBER Dʀ S. SIMCHOWITZ
VERLAG SCHAFSTEIN & Co

KÖLN a. Rh.



Druck von M. DuMont Schauberg, Köln.



Die Trustfrage in den Vereinigten Staaten.

Dies Land ist die Wiege jener eigenartigen Verbindungen, die man hier allgemein „Trusts“ nennt und die ungefähr dasselbe bedeuten wie das, was man in Deutschland Kartelle, Syndikate oder Kombinationen heißt. Von kleinen und bescheidenen Anfängen ist es zu schwindelnder Höhe gekommen. Von hier aus faßte die Idee, die der Bewegung zugrunde lag, in andern Ländern Fuß, zuerst in Deutschland und England, dann auch in Frankreich, Belgien, Österreich, ja sogar in Ländern, die industriell minder entwickelt sind, wie Italien, dem skandinavischen Norden, Holland. Und da der Gedanke an und für sich, richtig verstanden und innerhalb gewisser Begrenzung, ein gesunder ist, so hat die Trustfrage in all den genannten Ländern eine mehr oder minder große Bedeutung erlangt. Es lag ja in der Luft, daß bei dem riesig entwickelten Industrieleben der Gegenwart, mit seinem äußerst scharfen Wettbewerb, seinen periodisch wiederkehrenden Handelskrisen und seinen auf stetig lohnenden, wenn auch bescheidenen Verdienst gerichteten Anstrengungen eine solche Einrichtung wie der Trust, der seinen Teilhabern die Vorteile geringerer Herstellungskosten, gesicherten Absatzes und stetiger Verkaufspreise gewährt,

bald viele Anhänger finden würde. Es soll hier auch gar nicht bestritten werden, daß diese auf gegenseitigen Vereinbarungen innerhalb eines gewissen eng umschriebenen Fabrikationszweiges gegründeten Einrichtungen nicht nur segensreich für das Allgemeinwohl wirken können, sondern es tatsächlich in fast allen den genannten Ländern auch zeitweise oder selbst auf längere Dauer getan haben und noch tun. Sie haben vor allem in manchen Geschäftszweigen die Überproduktion mit ihren schädlichen Folgen gehemmt oder beseitigt und im selben Maße die Erwerbsverhältnisse saniert. Dies gilt auch zum Teil für die Vereinigten Staaten, und die ungeheuer starke Gegnerschaft, die die Trusts hier gewonnen haben, richtet sich zum größeren Teil gegen ihre wilden Auswüchse und gegen gewisse sekundäre Erscheinungen, die in den meisten andern Kulturländern entweder gar nicht oder nur in viel geringerem Grade möglich sind.

Nirgendwo sind die Trusts zu einer solchen Macht emporgewachsen wie in Amerika. Und die Erklärung dafür ist nicht schwer zu finden. Sie liegt erstens in dem Umstand, daß die Vereinigten Staaten das gelobte Land des Schutzzolls sind, eines Schutzzolls, der unter dem jetzigen, dem Dingleygesetze, die bis dahin unerreichte Durchschnittshöhe von 63 Prozent erklommen hat; zweitens in dem besonders auf schnellen, hohen, rücksichtslosen Gewinn gerichteten Charakter des amerikanischen Volkes, der es unter gegebenen Umständen die durch einen Trust erreichbaren Vorteile bis in die äußersten Konsequenzen ausbeuten läßt; drittens in der meisterhaft strammen Organisierung des hiesigen Trustwesens selbst und viertens in dem in sich abgeschlossenen, mächtigen und äußerst kaufkräftigen heimischen Markte und in der tatsächlichen Beherrschung der dominierenden politischen Partei. Der letztgenannte Grund wird hier am meisten ins Gefecht geführt, wenn es an die Besprechung der Trustfrage geht, und gewiß hat er auch ein großes Gewicht. Aber ohne die andern



und noch wesentlicheren Faktoren würde er bedeutungslos sein. Dies erhellt schon daraus, daß die andere Partei, die demokratische, welche seit dem Frühjahr 1897 abermals der republikanischen hat Platz machen müssen, nicht allein während der acht Jahre, als sie die Macht besaß, nichts gegen die Trust ausrichten konnte, sondern auch seitdem trotz aller Anstrengungen keine Mehrheit der Nation unter dem Schlagwort: „Tod den Trusts“ hat sammeln können.

Sogar ein Mann wie Theodor Roosevelt, der gewohnt ist, seinen Willen durchzusetzen und der in Ausübung der dem Präsidenten von der Verfassung verliehenen Pflichten und Vorrechte bis zur äußersten Grenze zu gehen für gut befindet, sicherlich viel weiter als es je sein Vorgänger, William McKinley, sich zu tun getraute, hat bis jetzt den Trusts gegenüber nichts ausgerichtet. Welche Folgen seine Botschaft an den Kongreß (vom 2. Dezember 1902), in der die Trustfrage übrigens sehr konservativ behandelt wurde, haben wird, bleibt abzuwarten. Er illustriert tatsächlich aufs schlagendste das Wort eines amerikanischen Staatsmannes, daß „kein Mitglied der Partei, auch das größte, stärker oder größer als die Partei selbst ist“. Wohl ist Roosevelt in mehrfacher Beziehung der republikanischen Partei über den Kopf gewachsen, gerade wie dies während der letzten zwei Jahre seines Lebens auch mit McKinley der Fall war. Er hat der Partei seit seinem Amtsantritt mehrmals das Sündenregister vorgehalten und sie zu zwingen gesucht, in der Kubafrage, in der Philippinenfrage und auch in der Trustfrage das Rechte zu tun, d. h. das, was menschlich und rechtlich betrachtet das Rechte wäre.

Was er vorläufig erreicht hat mit diesen Versuchen, den Kongreß und die ganze republikanische Partei überhaupt durch die Macht der öffentlichen Meinung dazu zu zwingen, den jetzt giltigen Schutzzolltarif zu revidieren, sodaß er mehr im Einklang mit den wirklichen, den legitimen Bedürfnissen der amerikanischen Industrie stehen und das



tatsächliche Monopol der Trusts brechen würde; was er erreicht hat dadurch, daß er durch zwangsweise Veröffentlichung der Existenzbedingungen jedes Trusts wenigstens einige der schlimmsten Auswüchse derselben zu beschneiden hoffte, das war einfach die Feindschaft und der Unwille der Partei, mit der er doch, ob er wolle oder nicht, regieren muß.

Die Partei sträubt sich gegen jede Revision des Tarifs; ihre Führer bestreiten wohl nicht, daß derselbe in vielen Punkten für jetzige Verhältnisse zu hoch bemessen ist und dadurch nicht allein die Bildung immer neuer Trusts, sondern auch die von Monopolen begünstigt, aber sie führen als Gegenargument an, daß sich die Nation unter dem jetzigen Tarifgesetze sehr wohl befinde (und das ist nicht nur unbestreitbar, sondern hat hierzulande auch immer bewirkt, daß dieses finanzielle Wohlbefinden der Nation eben der herrschenden Partei und deren Tarifsystem zugute geschrieben wird), und daß an dem jetzigen System zu rütteln, eine Revision herbeizuführen, einfach ungeheure und im voraus gar nicht übersehbare Folgen nach sich ziehen würde, indem Handel und Wandel aufs ernsteste gestört und die seit fünf Jahren riesig erstarkte Industrie ins Stocken kommen würde. Dieses Argument hat ja auch sachlich etwas für sich. Es ist unbestreitbar, daß, wie die Erfahrung hier noch immer gezeigt hat, die bloße Ankündigung einer bevorstehenden oder nur zu versuchenden Abänderung unseres bestehenden Zollgesetzes eine panikartige Demoralisation des gesamten Handelslebens zur unmittelbaren Folge haben würde, und diese Erscheinung könnte leicht möglicherweise mehrere Jahre anhalten, zur Schließung hunderter von Fabriken, zu kolossalen Arbeitseinstellungen und allerhand bösartigen Störungen führen, die das gesamte Erwerbsleben sehr nachteilig beeinflussen würden. Bei einem Schutzzollsystem, das eine solche treibhausartige Entwicklung ermöglicht hat, wie es hier der Fall gewesen ist, läßt sich das kaum anders denken.

Nichtsdestoweniger ist das Argument doch ein sehr naives, denn als stichhaltig anerkannt, würde es überhaupt jede Änderung der in- und ausländischen Zollverhältnisse verhindern und das jetzt herrschende, allgemein in der Theorie wenigstens als übertrieben hoch und schädlich erkannte Tarifgesetz zu einer permanenten Landeseinrichtung erheben.

Und dabei ist noch gar nicht einmal der Umstand berücksichtigt, daß Europa sich auf die Dauer wohl schwerlich ein amerikanisches Zollsystem gefallen lassen wird, welches in wachsendem Maße seine eignen Produkte vom hiesigen Markte ausschließt, während es die Überschwemmung desselben Europas mit immer neuen amerikanischen Waren befördert. Allerdings ist das ein Gesichtspunkt, der dem Durchschnitts-Amerikaner überhaupt noch gar nicht aufgegangen ist, weder dem Republikaner noch auch selbst dem Demokraten. Er glaubt einfach nicht daran, daß Europa je ernstlich Front gegen ihn machen könnte. Er hält dies für praktisch undurchführbar, und allerdings spricht ja auch viel dafür, daß es seine großen, übergroßen Schwierigkeiten haben würde, bis Europa so weit einmal unter einen Hut in irgend einer Frage gebracht werden könnte, um dem Amerikaner eine geschlossene Phalanx zu zeigen.

Auf jeden Fall zerbricht sich der Amerikaner nicht den Kopf mit dieser Möglichkeit. Die nächste Entscheidung der Trustfrage wird von der Erwägung, daß Europa sich die viel längere Fortdauer des übermäßig hohen Schutzzollgesetzes nicht gefallen lassen könnte, wohl in keiner Weise beeinflußt werden. Vielmehr wird die Frage nach wie vor als eine reine Parteifrage — was sie doch eigentlich gar nicht ist, oder wenigstens nicht sein sollte — behandelt werden.

Nun ist ja viel böser Brennstoff in letzter Zeit angehäuft worden. Ich erwähne nur die sogenannte *„meat-famine“*, d. h. die Fleischteuerung, sowie den Kohlenstreik des verflossenen Jahres. Die numerisch immerhin nur kleine, aber den finanziellen Mitteln nach sehr mächtige



Zahl der amerikanischen Trusts gebärdet sich als die unumschränkte Herrin des Landes. In einer Wahlrede, die der trustfreundliche republikanische Kongreßabgeordnete Dolliver von Iowa hielt, gab er folgende Ziffern für die Trusts zu: Ihr Gesamtkapital beträgt sechs und eine halbe Billion Dollars, also zirka 28000 Millionen Mark. Davon hält er zwei Billionen Dollars für „Wasser", d. h. für Schwindel. Die Zahl der Trusts gibt er auf 185 an, die zusammen aus 2040 einzelnen Fabriken etc. bestehen. Zehn Prozent der Gesamtanzahl der Fabrikarbeiter des Landes werden von Trusts beschäftigt, und diese produzieren 14 Prozent des Gesamtfabrikats der Nation. Diese Ziffern sind indessen notorisch unrichtig. Sie stammen aus dem Zensus vom 15. Juni 1900 und seitdem sind sie um volle 50 Prozent gewachsen. Der große Stahltrust allein (der seitdem gegründet worden ist) fügte über eine Billion Dollars hinzu, und der sogenannte *„shipping trust"*, d. h. der Ankauf der Hauptdampferlinien, die bisher unter britischer Flagge zwischen New York und englischen Häfen segelten, fügte eine andere Viertelbillion hinzu.

Außerdem aber gibt es eine große Anzahl Trusts, die sich als solche den Zensusbeamten nicht zu erkennen gegeben haben, und dies aus leicht begreiflichen Gründen, wenn man an das hiesige Anti-Trustgesetz denkt, welches immerhin, so schwächlich es auch ist, den Mitgliedern der ganz besonders aggressiven Trusts hie und da unbequem ist. Kurzum, es ist allerdings schwer zu sagen, wie groß zu dieser Stunde die wirkliche Anzahl der amerikanischen Trusts ist, aber daß sie viel größer ist als Herr Dolliver sie in seiner angezogenen Rede angab, ist fraglos. Der New Yorker Herald brachte eine Liste, die unwidersprochen blieb und die das vertrustete Gesamtkapital auf über zehn Billionen Dollars angab. Das dürfte immerhin der Wahrheit schon näher kommen.

Es ist fast unglaublich, welcher Dinge und Erwerbszweige sich dieser Teufelsfisch mit seinen Fangarmen nicht schon



bemächtigt hat. Außerhalb der Vereinigten Staaten z. B. ist es so gut wie unbekannt, daß das gesamte Bühnenleben — mit einigen sehr spärlichen Ausnahmen — des Landes „vertrustet“ ist. Alle größeren und bedeutenderen Theater des Landes sind im Besitz und unter voller Kontrolle dieses „Theater-Trusts“, an dessen Spitze zwei der geschicktesten Theaterunternehmer, die Gebrüder Charles und Daniel Frohman, stehen. Nur eine ganz kleine Anzahl der schauspielerischen Kräfte der Vereinigten Staaten und Canadas (noch kein halbes Prozent der Gesamtheit) sind nicht die beinahe willenlosen Angestellten dieses Trusts, der sie freilich ganz anständig besoldet, aber dessen Geheiß, und sei es noch so unkünstlerisch und ihrer Eigenart widerstrebend, sie auch ohne Murren gehorchen müssen. Denn Ungehorsam bedeutet in diesem Falle, daß sie ihre Kunst an den Nagel hängen oder nach England auswandern müssen, denn auf amerikanischem Boden erhalten sie keine Anstellung mehr. Und so monströs dieser Theatertrust auch auf den ersten Blick erscheinen mag, so gut hat er sich wenigstens finanziell bisher bewährt, und er ist jetzt schon mehrere Jahre alt.

Bei dem phänomenalen Wachstum des Trustwesens in den Vereinigten Staaten glaubt man sich kaum noch der Zeiten zu erinnern, da es hier noch keine gab. Und doch datieren die Anfänge desselben kaum zwölf Jahre zurück. Einer der allerersten Trusts war der Whiskeytrust, der im Westen, in Peoria, Illinois, seinen Geburtsort hatte. Sein Gründer war ein großer Brenner von Maiskornschnaps, Greenhut mit Namen, und ich entsinne mich noch sehr deutlich, wie die Chicagoer und New Yorker Zeitungen damals die Sache scherzweise auffaßten und keine Ahnung hatten, daß dieser Trust — der übrigens innerhalb zweier Jahre sich auf die großen Brennereien von Kentucky, Pennsylvanien, Missouri, New Jersey und Kalifornien ausgedehnt und ein Kapital von über 300 Millionen Dollars aufgesaugt hatte —, der Vorläufer von unzähligen andern sein würde.



Heute sind nur wenige Industriezweige geblieben, die sich aus diesem oder jenem Grunde nicht zu einem Trust zusammengetan haben. Wo es nicht geschehen ist, da lagen triftige innere Gründe vor, die eine solche Bildung verboten. Ganz trustfrei ist z. B. die Textilindustrie geblieben, weil diese in ihrer Spezialisierung sich der Trustbildung entzog. Auch solche Erwerbszweige, die sich in ihrem Gedeihen von der Gunst und dem Geschmack des einzelnen oder wenigstens kleiner Kreise abhängig fühlen, sind dem Trustwesen nicht verfallen, wie beispielsweise die Kundschaftschneiderei und -schusterei, die Schlosserei etc.

Aber das gesamte Tabakgeschäft ist in allen seinen Zweigen „vertrustet". Der Kleinhändler ist gezwungen, seine Zigarren, seinen Kau- und Rauchtabak, seine Zigaretten etc. zu dem ihm vom Trust vorgeschriebenen Preise zu verkaufen, und er muß seinerseits wieder seine Ware nur vom Trust beziehen und den dafür vorgeschriebenen Preis zahlen. Der kleinere Fabrikant wird allmählich erdrückt. Sogar scheinbar so geringfügiger Artikel wie Bindfaden, Schnur etc. hat sich der Trust bemächtigt, und es giebt für eine Sorte von Stricken, deren der Farmer zur Erntezeit zum Binden seiner Garben bedarf, nur einen einzigen Fabrikanten, der alle übrigen, die früher mit ihm konkurrierten, ruiniert oder „aufgekauft" hat. Der Farmer muß für den Artikel zahlen, was dem Monopolhersteller zu fordern beliebt.

Ein solcher Überblick möchte den Gedanken erwecken, daß das Trustwesen in den Vereinigten Staaten binnen kurzem ganz und gar dominieren wird und daß es berufen scheint, eine dauernde Entwicklungsphase der menschlichen Tätigkeit zu bilden. Ich möchte dies indes, gerade auf den Erfahrungen in diesem, dem fortgeschrittensten „Trustlande" fußend, nicht so ohne weiteres annehmen. Denn es gibt auch eine ganze Reihe von Erscheinungen, die darauf hinzudeuten geeignet sind, daß schließlich die Trustbildung nur etwas Vorübergehendes ist und sein kann.

Um nur von einigen der markantesten Anzeichen in dieser Richtung zu sprechen, muß ich erwähnen, daß eine ganze Reihe von Trusts, und darunter manche der größten und dem Anschein nach bestfundierten, nach kurzer Zeit wieder in die Brüche gegangen sind. Darunter sind z. B. der Salztrust, der Alkalitrust, der Asphalt-, Fahrrad-, Alkohol- und Leinsamentrust, die alle während der beiden letzten Jahre aufgelöst werden mußten, weil sich die Interessen der Trustteilhaber auf die Dauer nicht vereinen ließen. Es gibt eben viele Industriezweige, die so mannigfach geartet sind, daß sie sich schlechterdings nicht unter einen Hut bringen lassen. Und selbst wo das nicht der Fall zu sein scheint, gibt es andere Elemente, die auseinanderstreben. Man sagt sogar von dem mächtigen Stahltrust, daß er trotz seiner Jugend schon auf dem Aussterbeetat stehe.

Einem Menschen, der so geartet ist wie der Amerikaner, d. h. der seiner natürlichen und politischen Anlage nach stark individualistisch ist, kann außerdem auf die Dauer das Trustwesen mit seinen schablonenhaften Folgen nicht zusagen. Es unterdrückt eine seiner prägnantesten Eigenschaften, nämlich die Neigung zur Selbständigkeit, den Hang, sein eigenes Geschäft auf eigene Weise zu führen, auf eigenen Füßen zu stehen; es hindert ihn in der freien Betätigung seines Erfindertalents (ebenfalls eine hervorstechende Eigenschaft bei ihm) und widerstreitet schroff seinen politischen und sozialen Instinkten. Das sind ethische Momente, die nicht so handgreiflich sind für den flüchtigen Beschauer und die in dem erbitterten Kampf ums Dasein, wie er sich gerade hier mit besonderer Härte täglich und stündlich abspielt, nicht sogleich zur Geltung kommen, noch die Oberhand gewinnen. Aber sie sind vorhanden und werden vielleicht einmal den Ausschlag geben bei dem wütenden Ringen zwischen den Scharen der Trusts und der Anti-Trusts. Solche sittliche und gemütliche Faktoren machen sich auf die Länge immer geltend. Sie gehören zu dem, was Bismarck die „Imponderabilia der Politik" nannte.

New York. *Wolf v. Schierbrand.*



Katholizismus und Wissenschaft.

Man weiß, wie sehr in gewissen katholischen Kreisen in unsern Tagen der Drang nach einer Beteiligung am Leben und an der Entwicklung der deutschen Wissenschaft rege geworden ist. Allgemein bekannt ist auch die inferiore Manier des größten Teils der deutschen Tagespresse, sich mit dem Thema „Katholizismus und Wissenschaft“ abzufinden. Ich bin von vornherein überzeugt, daß Methode und Resultat der meinerseits beabsichtigten Erörterung bei der Mehrzahl der Leser auf Widerspruch stoßen wird. Ich appelliere an die Objektivität und das Interesse einer Minderzahl, die bereit ist, unvoreingenommene und — wie ich annehme — wirklich „voraussetzungslose“ Gedanken unvoreingenommen und voraussetzungslos in Erwägung zu ziehen.

Ich bemerke von vornherein, daß sich meine Abhandlung auf das Verhältnis des Katholizismus zur Philosophie und Geschichtswissenschaft beschränken wird, weil nämlich dieser Teil der Frage von aktueller und praktischer Bedeutung für unser Universitätsleben ist und weil diese Beschränkung die Logik meines Gedankenganges nackter und klarer hervortreten läßt. Wer dem Wesen und Sinn meiner Methode der Untersuchung überhaupt zugänglich ist, wird sie selber genau so auf die Naturwissenschaft anzuwenden wissen.

Daß ein Katholik bei der Untersuchung und Feststellung nackter geschichtlicher Tatsachen der Wahrheit die Ehre geben kann, daß er z. B. unbeschadet seiner katholischen Gläubigkeit den lasterhaften Lebenswandel irgend eines Papstes feststellen darf, ist im Prinzip ohne weiteres zuzugeben. Daß es tatsächlich in der spezifisch katholischen Geschichtsschreibung viele Tendenzlügen gibt, ist für das Prinzip unbeträchtlich. Dasselbe kommt nämlich auf evangelischer Seite ebenso vor. Und abgesehen von den kon-

fessionellen Tendenzlügen —: solange in der Welt Geschichte geschrieben wird, hat jedes Fürstengeschlecht bis auf unsere Tage immer seinen wohllöblichen Tendenzhistoriker zur Verfügung gehabt. Mit Berufung auf die mehr oder weniger brutalen Tendenzlügen der pseudowissenschaftlichen Forschung ist das Thema „Katholizismus und Wissenschaft" keinesfalls zur Entscheidung zu bringen. Zu bedeutungsvoller und grundsätzlicher Entscheidung kann unser Thema nur durch Beantwortung der Frage gelangen, ob ein Katholik vom Boden seiner katholischen Weltauffassung aus den inneren Sinn und Zusammenhang der Geschehnisse in Welt und Geschichte so erfassen und zur Darstellung bringen darf, daß damit dem gedient ist, was im allgemeinen als Wahrheit und Wissenschaft angesehen wird. Kann ein Katholik Geschichtsphilosophie oder überhaupt Philosophie in wissenschaftlichem Sinne treiben?

Was ist Geschichtsphilosophie im besonderen und Philosophie im allgemeinen? Zweifellos nicht die Entdeckung und Übermittelung einer objektiven, für alle Zeit feststehenden, absoluten, sozusagen mathematischen Wahrheit, sondern nur die schriftlich und im Zusammenhang zum Ausdruck gebrachte Art und Weise einer Epoche, einer Menschengeneration, die im menschlichen Gesichtskreis liegenden Verhältnisse und Erscheinungen aufzufassen und zu deuten. Philosophie treiben ist eine menschliche Manier, mit der Welt fertig zu werden und entspringt einem angeborenen Drange der Menschenseele, zwischen sich und der umgebenden äußern Welt ein lebendiges und harmonisches Verhältnis herzustellen. In der Philosophie findet die Menschheit viel weniger objektive Wahrheit, als daß vielmehr die einzelnen Menschheitsgenerationen der verschiedenen Epochen dadurch eine subjektive Befriedigung des der Menschenseele ureingeborenen Wahrheitsdranges und Harmonietriebes erlangen. Hegel hat sich in dem Wahn gewiegt, die Philosophie — d. h. seine Philosophie — lehre die Welt verstehen und der Philosoph gebe die Welt,



in Gedanken gefaßt. Er irrt. Der Philosoph gibt immer nur die Welt, in die Gedanken seiner Zeit gefaßt. Und für seine Zeit hat der Philosoph immer dann recht und lehrt eine „Wahrheit“, wenn es ihm gelungen ist, den Erkenntnistrieb seiner Zeitgenossen zu befriedigen, der drängenden Zeitseele den ihr entsprechenden gedanklichen Ausdruck zu geben.

Alles, was eben über die relative und subjektive Bedeutung philosophischer Wahrheiten gesagt ist, läßt sich selbstverständlich genau ebenso auf die Geschichtsforschung anwenden. Politische Geschichte oder Heldengeschichte oder materialistische oder sozialpsychologische oder idealistische Geschichtsauffassung sind nicht Methoden, von denen die eine richtig und darum die andere falsch ist. Sie können in ihrer Art, für bestimmte Menschenkreise und innerhalb gewisser Zeitumstände gleich berechtigt sein. Natürlich ist damit nicht gesagt, daß jeder Hansnarr sein eignes Gesetz aufstellen darf und dann eine „Wahrheit“ verkündigt. Jede „Wahrheit“ ist um so wahrer, je intensiver sie sich durchsetzt, je mehr Menschen verschiedenster Epochen sie in ihrem Bann zu halten vermag. Damit wiederum soll selbstverständlich nicht gesagt sein, daß der augenblickliche große Erfolg entscheidend ist.

Ist man darin mit mir einverstanden, daß nach bisheriger menschlicher Erfahrung die Resultate geschichtswissenschaftlicher und philosophischer Forschung nur von relativem Wert und von subjektiver, an die Zeit gebundener Bedeutung sind — und gerade vom Standpunkt des modernen Evolutionismus wird man mit mir einverstanden sein müssen —, so wird man sich auch der Anwendung dieses Standpunktes auf den Katholizismus zugänglich erweisen wollen. Es ist doch unbestreitbare Tatsache, daß heutzutage noch im öffentlichen Leben die Masse der im Bann des Katholizismus befindlichen Menschen von maßgebendster Bedeutung ist. Man erwäge nur, in welcher Weise allein schon das politische Leben in Deutschland von Anhängern der ka-



tholischen Kirche beeinflußt wird! Und diese Millionen Katholiken, die Tag für Tag mitbestimmend in alle Lebensverhältnisse eingreifen, sollen nicht Anspruch darauf haben, sich wissenschaftlich zu entäußern, d. h. ausdrücken und darstellen zu dürfen, wie sich die Entwicklung menschlicher und gesellschaftlicher Verhältnisse in der katholischen Seele spiegelt? Es ist ein elementares, ureingeborenes Bedürfnis — wie jeder Menschenseele, so auch der katholischen Seele, sich mit der Welt ideologisch abzufinden. Es ist immer so gewesen, daß jede reale Macht auch ihr ideologisches Widerspiel in der sogenannten Wissenschaft gefunden hat. Wo nun die Staatsgewalt sich im Besitze der wissenschaftlichen Lehrmittel befindet, wird sie diese gerechterweise keinem der Machtfaktoren des öffentlichen Lebens gänzlich vorenthalten dürfen.

Ich verkenne die möglichen Einwände keineswegs. Vor allem kann man sagen: Gerade wenn man auch in der Wertung der Wissenschaft das evolutionäre Prinzip anwendet, gerade wenn man von der nur relativen und subjektiven, an Zeit und Menschen gebundenen Bedeutung aller wissenschaftlichen Resultate überzeugt ist, gerade wenn man Wert und Wesen der wissenschaftlichen Natur des Menschen im Forschungstrieb und Wahrheitsdrang erblickt, aber nicht in der Entdeckung absolut giltiger, für alle Zeiten feststehender Lehrmeinungen — gerade dann wird man den Katholizismus direkt als das antipolare Prinzip aller Wissenschaftlichkeit erkennen und jeden Katholiken zur Handhabung wissenschaftlicher Lehrmittel prinzipiell als untauglich erachten müssen. Denn die katholische Kirche nimmt für ihre Lehren absolute Wahrheit und Ewigkeitsgiltigkeit in Anspruch. Stellt die katholische Kirche aber wirklich diesen Anspruch — und formell stellt sie ihn — und ist trotz dieses Anspruchs der Katholizismus noch heute eine lebendige und reale Macht — und das ist er — dann wäre das der denkbar schwerste Schlag für alle menschliche Wissenschaft, denn dann hätte sich der Katholizismus als

die einzige geistige Lebensmacht erwiesen, die fortdauernd bald zweitausend Jahre sich behauptet hat, während in diesem Zeitraum schon mehr als hundert Philosophieen und Geschichtsauffassungen sich gegenseitig totgeschlagen haben. Daraus folgte aber auch noch, daß das Gesetz von der relativen Bedeutung aller Welt- und Geschichtsauffassungen falsch sein muß, da es durch den zweitausend Jahre hindurch bewiesenen Absolutismus des katholischen Prinzips durchbrochen und somit widerlegt ist. Die ganze Kette einander ablösender wissenschaftlicher Systeme wäre dann nicht die Etappenstraße, auf der der menschliche Forschergeist zu immer neuer Wahrheit vorgedrungen und um immer intensivere Erfassung des Lebensrätsels gestritten hat; es handelte sich vielmehr um den fortgesetzten, schmachvollen Irrweg, auf dem Menschenwitz und Menschenwahn die arme Menschenseele ein fortdauerndes Martyrium haben erleiden lassen.

In Wirklichkeit ist auch der Katholizismus nicht jenes starre, unveränderte und doch lebendige Prinzip. Auch er ist immer dem Gesetz der Entwicklung unterworfen gewesen, so sehr auch Lehrsätze, Formeln und Worte dieselben geblieben sind. Es kommt bei jedem solcher Sätze nicht darauf an, wie er fürs Ohr lautet, sondern wie sein innerer Sinn von der Seele erfaßt wird, welchen Gefühlsgehalt er besitzt. Möchte nun jemand im Ernst behaupten wollen, daß irgend ein beliebiges Dogma der Kirche von Männern wie den Professoren v. Hertling oder Spahn oder Ehrhard oder Schell oder hundert andern unserer Zeit noch genau so aufgefaßt wird, wie von den Gläubigen vor fünfhundert oder tausend Jahren? Ich will gar nicht sagen, daß solche Lehrsätze in unserer Zeit nur die Bedeutung von toten Symbolen besitzen. In den Stimmungen, die sie innerhalb jeder Menschengeneration auslösen, kommt aber sicherlich der veränderte Zeitcharakter zu vollster Geltung. Wer in einer Zeit lebt, steht irgendwie, wenn oft auch unbewußt, mit dieser seiner Zeit im heimlichen Bunde.

Mehr als jemals drängen sich heute Männer aus der katholischen Welt zu wissenschaftlicher Betätigung. Diesen Drang gewaltsam zu hemmen, wird schon mit Rücksicht auf die politische Machtstellung des Katholizismus praktisch sich nicht recht durchführen lassen. Auch wenn es geschehen könnte, wäre es von nationalem und kulturellem Standpunkte aus so unklug wie möglich. Verweist man den Katholizismus allein auf sich und verweigert ihm die Berührung mit dem Geist der Zeit, so verurteilt man damit die katholische Welt zum Zustand des Paganismus. Den Katholizismus an sich selbst eines geistigen Todes sterben zu lassen, wäre eine richtige Taktik, wenn es sich nicht um viele Millionen Menschen handelte, deren verständnisvolle Anteilnahme an dem politischen und wirtschaftlichen Leben der moderne Staat gar nicht entbehren kann. So bleibt nur übrig, dem Drange des Katholizismus zu wissenschaftlicher Betätigung nachzugeben. Es besteht nicht die Gefahr, daß damit von den katholischen Gelehrten im Dienste ihrer Kirche der wissenschaftliche Geist unserer Zeit totgeschlagen wird. Im Gegenteil: jener Drang schon, sich wissenschaftlich zur Geltung zu bringen, jenes Streben, mit den Gelehrten der andern Konfession zu „konkurrieren", jener Wagemut, der sich vermißt, auch als Katholik oder sogar gerade als Katholik der Welt geistig Herr zu werden — das alles ist in gewissem Sinne etwas Akatholisches, aus alledem spricht eine Stimmung der Seele, die in einem gewissen und beinahe protestantischen Individualismus von innen heraus mit der Welt fertig zu werden trachtet.

Gefährlich und verderblich ist eine der Welt fremde und dem Leben abgewandte Wissenschaft, die Hirngespinste webt und doch Gläubige zu finden weiß. Alles dagegen, was sich mit dem Leben befaßt, erliegt schließlich der ewig sich erneuernden Kraft des Lebens. Es ist wahrlich keine Klosterstimmung weltfremder Scholastiker mehr, wenn der Katholizismus sich anschickt, in der bekannten und fast

sensationellen Weise seine Rechnung mit dem „zwanzigsten Jahrhundert“ ins reine zu bringen. Und es ist sehr die Frage und ein tiefliegendes psychologisches Problem, was eigentlich im letzten, in unterster und unbewußter Seele ruhenden Grunde die treibende Kraft solchen Beginnens ist: die Eroberungssucht des Katholizismus oder die lockende Anziehungsmacht des lebendigen Lebens. Innerhalb der Welt ist der Katholizismus noch eine starke Macht; aber die Welt und die Seele unserer Zeit und im besonderen die deutsche Seele ist doch nicht mehr katholisch, wenigstens nicht mehr katholisch im Sinne Roms. Und wer sich in die Welt wagt, verstrickt sich unabwendbar in die Gesetze ihres Lebens.

Berlin. *Max Lorenz.*

Händel im Lichte der modernen Zeit.

Der Weg des Eroberers geht — das ist ein Naturgesetz — über Trümmer und Leichen. Vorwärts, dem winkenden Siege zu, ist sein Auge gerichtet; was hinter ihm liegt, kümmert ihn nicht. Ebenso handelt das bahnbrechende Genie in der Kunst. Unentwegt schreitet es empor seinen Weg der Sonne seines Ideals entgegen. Hinter ihm aber liegen die zertrümmerten Formen einer Zeit, die es überwunden hat. Nur insoweit das Zurückliegende als Fundament und Stütze dem neuen Bau dienen kann, darf es bestehen bleiben. Das Genie kennt keinen Pardon, es ist Egoist durch und durch. Nur sein Ideal gilt ihm, und was dem

nicht entspricht, ist ihm wert, daß es zugrunde gehe. Was kümmerte es einen Bramante, einen Michel Angelo, als sie ihre Ideale in gewaltigen Bauten verkörperten, ob das, was diesen weichen mußte, einem früheren Geschlecht als höchstes Ideal gegolten. Mitleidlos rissen sie die Mauern der alten ehrwürdigen Basilica ein, um für sie Platz zu gewinnen, und da ihnen der Erfolg recht gab, jubelte ihnen die Welt zu und glaubte auch das Recht des Genies sich anmaßen zu dürfen, mit Verachtung auf das zu schauen, was sie einst selbst angebetet hatten. Die unerbittliche tatsächliche Logik des Genies zeigt sich wohl bei keinen augenscheinlicher als bei Richard Wagner. Um sein Ideal, die höchste Vereinigung der Künste zum Musikdrama, zu verwirklichen, scheute er vor keiner Konsequenz seiner Ideen zurück. Was dieser widersprach, sie hemmte oder im Wege stand, wurde weggeräumt, die Bahn um jeden Preis freigehalten, unbekümmert um die, welche sich an die Trümmer klammerten und nicht von ihnen lassen wollten. So schreitet er empor, eine neue Sonne, deren Strahlen bald siegreich die Welt in ein neues strahlendes Licht tauchen, so hell und mächtig, daß es das Vergangene überstrahlt und verschwinden macht. Aber auch der Genius hat einen Feind, der auch an ihm sein Zerstörungswerk versucht und, wenn er ihn auch nicht töten, ihm doch manche Wunde schlagen kann, es ist die ewig rollende Zeit, deren Zeiger er kühn, eigenmächtig vorgerückt hat. Wohl strahlt das Licht noch in gleichem Strahlenglanze, aber unser Auge hat sich daran gewöhnt, es wird nicht mehr von ihm so geblendet, daß es nichts erkennt als das Licht. Allmählich taucht die Vergangenheit wieder empor und zwingt den Blick nach ihr zu wenden. Wir erkennen die Gestalten, die wir einst geliebt, wieder. Aber das neue Licht bestrahlt auch sie, übergießt sie mit seiner Fülle, und vermögen sie seinem Glanze stand zu halten, so verklärt es sie. Wir aber streben, sie so zu stellen, daß sie in dem neuen Glanze nicht fremd mehr



erscheinen, sondern als durch ihn neugeboren und durchdrungen, wenn sie überhaupt noch die Kraft in sich tragen, vor der strahlenden Sonne nicht dahinschmelzen zu müssen.

Es war eine notwendige Konsequenz, daß Wagner das Oratorium, wie er es vorfand, einfach als „naturwidrige Ausgeburt" ablehnen mußte. „Das Oratorium will Drama sein, aber genau so weit, als es die Musik erlaubt, die unbedingte Hauptsache, die einzig tonangebende Kunstgattung im Drama zu sein." Ein solches bedingtes Drama ist ihm, und mit Recht, ein ästhetischer Unsinn. Eine Reihe Oratorien und vor allem die Art, wie man sie auffaßte, ließ diese Kunstgattung tatsächlich als Zwitter erscheinen; bald fehlte ihnen nur die Bühne, um Oper zu sein, bald aber umgekehrt eine in ihrer Art notwendige dramatische Behandlung. In dieser Gestalt konnte es dem hellsichtig gemachten Auge unserer modernen Zeit nicht standhalten.

Aber, fragen wir heute, ist nicht neben dem musikalischen Drama auch ein dramatisches Epos als berechtigte Kunstgattung möglich? Diese Frage kümmerte Wagner naturgemäß nicht, er hielt sich an das Gegenwärtige, und das mußte, so wie es war, fallen. Wer auch hätte in dem dionysischen Rausche der neuen Kunst Zeit zu solchen Fragen gehabt! Erst heute haben wir uns wiedergefunden und Muße zur Beantwortung. Aber, wir mögen es anstellen, wie wir wollen, wir können uns bei dem Wiederaufbau dem hellen Lichte, das über der Kunstwelt strahlt, nicht entziehen. Soll das Oratorium als eine berechtigte Kunstgattung uns heute erscheinen, so kann es das nur, soweit es dieses Licht auszuhalten vermag. Nur im Lichte moderner Anschauung ist eine Wiedergeburt möglich. Damit stellt sich aber sofort der Konflikt ein. Ist es überhaupt möglich, ein Werk vergangener Zeit im Lichte der modernen erstehen zu lassen? Liegt hier nicht ein Widerspruch im Gegenstand selbst vor? Sind wir nicht dem Kunstwerke schuldig, es genau so aufzuführen, als es zur Zeit der Entstehung aufgeführt worden ist?

Viele haben geglaubt, diese letzte Frage bejahen zu müssen. Mit philologischer Genauigkeit hat man versucht, Werke der früheren Zeit streng so wiederherzustellen, als sie damals in die Erscheinung getreten sind. In alten Büchern und Akten wurde gestöbert und jede Notiz selbst über die geringsten Äußerlichkeiten als Entdeckung gepriesen und sich bemüht, sie in die Praxis zu übersetzen. Historisch treue Aufführungen, das war die Parole. Da entdeckt der eine z. B., daß damals bei einer bestimmten Aufführung einer Oper nur sechs erste Geigen mitwirkten, also — dürfen wir auch nicht mehr nehmen; daß eine größere Zahl vielleicht viel schöner klingt, das Kunstwerk in seiner Wirkung steigert, das kümmert den Musikphilologen nicht. Man freut sich im Bewußtsein einer großen Tat, ohne zu bedenken, daß es in Wirklichkeit eine Unmöglichkeit ist, derartig historische Aufführungen zu machen. Der Klang unserer heutigen Blasinstrumente, um nur eines zu erwähnen, ist in vielem ein ganz anderer geworden; manche Instrumente besitzen wir überhaupt nicht mehr im Orchester, die damals sogar charakteristisch waren; vor allem aber ist unser Fühlen und Empfinden ein ganz anderes, als das der Ausführenden jener Zeit. Was also wirklich „historisch" treu ist, sind unwesentliche Äußerlichkeiten. Nicht diese sind ins Auge zu fassen, sondern einzig allein der Geist, der das Kunstwerk durchweht und aus dem es geboren ist. Bei der Wiedererweckung eines Kunstwerkes vergangener Zeit ist darum die erste und wichtigste Frage die: vermag dieser dem Werke innewohnende Geist auch dem Licht unserer Zeit gegenüber standzuhalten? vermag er sich unserm modernen Empfinden so weit zu nähern, daß wir ihn in seinem ganzen Sein erfassen und verstehen mögen? Die zweite Frage ist nicht minder wichtig und lautet: Ist die Form, die Hülle, die diesen Geist birgt, so beschaffen, daß sie ihn uns heut erkennen läßt in seiner Schöne, oder entfremdet sie ihn uns dadurch, daß sie unserem heutigen Formempfinden entgegengesetzt ist? Nehmen



wir an, wir können in einem bestimmten Falle die erste Frage bejahen, die zweite nicht, so käme die weitere Frage, ob es in dem Falle nicht Pflicht ist, die äußere Gestalt in ihren Äußerlichkeiten so umzuformen, daß sie uns von neuem vermag den Geist in seinem gewollten Sein erscheinen zu lassen. Wenn ein solches Umformen möglich ist, würde es ja in dem Falle das einzige Mittel sein, das Ideal, wie es der Künstler gedacht hat, erstehen zu lassen. Der Philologe wird dieses Verfahren verdammen als unhistorisch, der Künstler aber es verteidigen und als gerecht, — sogar als Pflicht empfinden. Ihm ist die Frage der eventuellen Bearbeitung eines Werkes durchaus zu bejahen. Haben wir dieses Prinzip als richtig erkannt, so wird die Schwierigkeit die sein, genau zu erkennen, wie und wo der Hebel anzusetzen ist.

Um das zu erläutern, wenden wir uns am besten an bestimmte Werke, und ich wähle dazu die Oratorien Händels. Zunächst wird es notwendig sein, zu erforschen, ob sie überhaupt als eine eigene Kunstgattung bestehen können, ob sie nicht auch unter die widernatürlichen Zwitter fallen, die Wagner verdammt. Fassen wir zunächst die biblischen Werke ins Auge. Sie alle behandeln einen bestimmten Abschnitt der heiligen Geschichte in der Weise, daß Personen die Träger der Handlung sind, genau wie im Drama. Auch der äußere musikalische Apparat ist genau derselbe. Aber trotzdem sind sie keine Dramen im Sinne Wagners, trotz der ihnen eigenen dramatischen Behandlung. Um ein Drama zu sein, fehlt ihnen gerade die Hauptsache, der die Handlung bestimmende und sie führende Held. Der Held der Oratorien ist nur scheinbar der Träger der Idee des Werkes, der Leiter der Geschicke ist vielmehr der unsichtbar waltende Gott, Jehova. Damit tritt das Ganze in die Sphäre des rein Erhabenen. Die Handlung selbst ist nicht mehr sich Selbstzweck, sie tritt zurück und hinter diese Idee. Um den Eindruck des rein Erhabenen zu erzielen, ergreift aber die

Kunst Darstellungsmittel, die dem eigentlichen Drama oft gerade entgegengesetzt sind. Der Gang der Handlung beschränkt sich auf die knappste Form, deutet oft nur an, aber jeder einzelne, für die Grundidee fruchtbare Punkt wird eben verbreitert und in reflektierender epischer Form zum Träger der Idee des Göttlichen, des Erhabenen. Daher das naturgemäße Vortreten und Herrschen des Chores. Verhält sich so das Händel-Oratorium zur Oper ähnlich wie das Epos zum Drama, so wird man ihm ebensowenig seine Existenzberechtigung absprechen können wie jenem. Aber es ist ein dramatisches Epos, in dem Personen stets in direkter Rede auftreten. Das zwingt uns zu der weiteren Betrachtung, ob dieses dramatische Element in ihm derartig sichtbar in die Erscheinung tritt, daß es unsern heutigen Anschauungen entspricht. Diese Frage ist in den Oratorien Händels häufig zu verneinen. Seine Zeit faßt den Begriff des Dramatischen anders als unsere. Hier wird also eine Bearbeitung nötig sein, soll der Geist des Werkes uns offenbar werden. Erstrecken wird sich diese Umarbeitung in der Praxis meist auf ein knappes und logisches Zusammenfassen des Textes, ein Fallenlassen der vielen überflüssigen Episoden, welche die Handlung aufhalten, ohne der Grundidee zu nützen, auch Umstellungen mancher Szenen im Interesse der Klarheit der Handlung u. s. w. Es ist eine Redaktion, wie sie ja auch bei vielen Werken Shakespeares nicht umgangen werden kann und darf. Ob das nun bei allen Oratorien Händels möglich ist? Diese Frage ist nur experimental zu entscheiden. Jedenfalls hat Chrysander, dem wir die Wiederbelebung der Werke Händels in unserer Zeit verdanken, in den von ihm bearbeiteten Werken den vollgültigen Beweis erbracht, daß es in ihnen durchaus möglich war. Gerade in dieser Richtung liegt der Schwerpunkt seiner Arbeit. Merkwürdigerweise hat man gerade dieses wichtigste Moment meist ganz übersehen bei der Beurteilung seiner Bearbeitung und statt dessen sich an die Dinge gehalten, die als



mehr äußerliche ohne weiteres in die Augen fallen. Am wenigsten wollte man sich befreunden mit der Art der Ausschmückung der einzelnen Solostücke. Abgesehen davon, daß die Koloratur bei Händel in ganz bestimmter Form als künstlerisches Darstellungsmittel erscheint und so durchaus berechtigt ist, ferner daß sie Chrysander auch stets in diesem Sinne durchgeführt, so hat er selbst doch gerade dieser Seite der Bearbeitung durchaus nicht die prinzipielle Bedeutung zugelegt, die man ihm zugeschrieben. Die Kadenzbildung und Ausschmückung ist ja eigentlich Sache des Sängers, und gerne hätte er sie diesem zur Improvisation überlassen, wenn — unsere Sänger diese Kunst nicht längst verlernt hätten. Eher noch befreundet man sich mit der Wiederherstellung des alten italienischen Orchesters in seiner Dreiteilung. Man nahm eben von vorneherein an, es handle sich um historische Aufführungen, und da leuchtete die Art des Orchesters noch am besten und ehesten ein. Aber ist denn der Klang wirklich der historische? Abgesehen von dem Klange der Bläser, wo z. B. die Hörner der damaligen wohl am meisten von denen unserer Zeit abweichen, ist der Klang des Cembalo Händels ein ganz anderer gewesen als der des modernen Flügels. Ferner benutzte Händel zu den Aufführungen kleine Orgeln, die an Tonfülle weit hinter den unsern zurückstehen. Dann gab die Laute, die heute ganz verschwunden, dem Orchester ein ganz eigenes Gepräge. Also „historisch" betrachtet, ist die Übereinstimmung keine absolute. Aber nun frage ich, wer würde, wenn er z. B. das große Hallelujah von einem unserer großen Chöre mit entsprechend besetztem Orchester und dem Brausen der mächtigen, alles überflutenden Orgel hört, etwa wünschen, an ihre Stelle eine kleine Portativ-Orgel zu stellen? Doch wohl keiner, für den es bei der Musik nicht zum wenigsten darauf ankommt, daß sie auch schön klingt. Nun wird man mir einwerfen können, wenn ich so mit Absicht auf eine historisch strenge Übereinstimmung des Klanges verzichte, so

wäre es also auch nicht stilwidrig, andere Instrumente den von Händel vorgeschriebenen zuzufügen. Das müßte ich zugeben, wenn anders ich die Notwendigkeit einer derartigen Ergänzung anerkennte. Ein von Wagner bis in die letzten Konsequenzen durchgeführtes Prinzip ist es, nur die Mittel bei den einzelnen Kunstwerken zu verwenden, welche zu seiner Darstellung notwendig sind. Darum klingen die Meistersinger ganz anders als etwa die Götterdämmerung. Der Klang ist ihm auch Darstellungsmittel einer bestimmten Idee. Dasselbe gilt von Händel. Wo er es für notwendig hielt, hat er oft eine Besetzung, die der anderen nicht nachsteht, aber immer nur da, wo sich ein künstlerischer Zweck damit verbindet. Darum heißt nach dieser Seite hin ergänzen, die Idee des Meisters stören. Das Händelorchester ist, wenn man die gegebenen Freiheiten, z. B. die Farben der Orgel in ihrer freien, weiten Verwendung, der Harfe u. s. w. auszunutzen weiß, an typischer Klangschönheit durch nichts zu überbieten.

Eine weitere wichtige Sache der Bearbeitung bietet bei Händel die Übersetzung. Hier ist am meisten gesündigt worden. Seit Wagner die Notwendigkeit der Übereinstimmung von Wort- und Tonakzenten uns von neuem zum Bewußtsein gebracht, mußte die Übersetzung, wollte sie unser Gefühl nicht verletzen, diesem Grundsatz streng Folge leisten. Wie leicht man es sich meist mit der Übersetzung vor Wagner machte, indem man sich mit einer einfachen Übereinstimmung des Wortakzents genügen ließ, ohne sich weiter um den viel wichtigern logischen oder malerisch-pathetischen Akzent zu kümmern, dafür will ich ein Beispiel aus Mozarts „Figaro" geben, eine Stelle am Schluß der Pagenarie, welche allgemein bekannt ist. Der italienische Text lautet: E se-non ho-chi m'oda, parlo d'amor con me. Die melodische Linie schließt sich in ihrem Ausdruck ganz genau den Worten und den Gedanken an; zuerst der durch die Pause so natürlich und wahr nachgebildete resignierte Vordersatz „Und will mich niemand

hören," dem wie heller trotziger Jubel die Nachsatzphrase folgt: „sing' ich von Lieb' mit mir!" Statt dessen aber hört man singen: „Und sü-ße Schmer-zen, Sehnsucht — wechseln in meiner Brust" als etwas ganz anderes als das Original, und was schlimmer ist, die Musik ist zu diesen Worten vollständig unverständlich und sinnwidrig, die reizende ausgeprägte Antithese zwischen Vorder- und Nachsatz ist geradezu vernichtet. Auch bei den Händelwerken hat die Übersetzerkunst das denkbar Unmöglichste geliefert. Vor allem erkannte man nicht die Bedeutung der Koloratur als ein aus dem Wort oder Gedanken sich ergebendes, entweder malerisches oder pathetisches Ausdrucksmittel, als welches sie Händel stets nur anwendet in den Oratorien. Nimmt man aber der Koloratur ihren sichtbaren Grund, so wird sie herabgedrückt zum sinnlosen Schnörkel und müßte als solcher am besten einfach gestrichen werden. Auch dieses so wichtige Moment ist in den Bearbeitungen Chrysanders fast nie genügend beachtet worden, und doch ist es neben der konzisen dramatischen Fassung eins der Prinzipien, welches, unbeachtet gelassen, das Werk für unser modernes Empfinden unmöglich macht. Im Betonen und Erkennen dieser beiden Grundprinzipien der Bearbeitung liegt die Großtat Chrysanders. Alles andere kommt erst in zweiter Reihe. Mag man selbst in der praktischen Durchführung dieser Prinzipien nicht alles gut finden, das kann das große Verdienst Chrysanders nicht schmälern. „Sobald sich einer findet, der's besser macht als ich" — pflegte er mir häufig zu sagen — „trete ich gerne zurück." Bis jetzt hat sich aber niemand gefunden, und seine Bearbeitungen sind, wie die verdienstvollen statistischen Tabellen E. Krauses beweisen, so in Aufnahme gekommen, daß man tatsächlich von einer Wiedergeburt Händels im modernen Sinne reden kann. Allerdings gehört zur Darstellung der Werke in diesem Sinne mehr als ein bloßes Durchpeitschen der Partitur. Nur der Dirigent, der es versteht, die in der Partitur oft nur angedeuteten Fein-

heiten durchzuführen, der Licht und Schatten in Rhythmik und Dynamik richtig zu verteilen weiß, der Farben zu mischen versteht und sich nicht sklavisch an den Buchstaben klammert, nur der wird der Absicht des Bearbeiters und vor allem Händels gerecht werden können.

Es ist selbstverständlich, daß diese Prinzipien nicht nur für Händel allein gültig sind; sie müssen überhaupt bei der Bearbeitung jedes ältern Kunstwerks die Richtschnur bilden, wollen wir nicht eine historisch getreue, aber tote Nachahmung — die Figur eines Wachsfigurenkabinetts — haben, sondern ein Bildwerk, wo unter der Hülle die ideale Wirklichkeit, blühendes Leben hervorstrahlt, denn „der Buchstabe tötet, der Geist nur macht lebendig". —

Mainz. *Prof. Dr. Fritz Volbach.*

Divorçons.

I.

Wer kennt sie nicht, die übermütige Posse von Sardou, diese lustige, vorweggenommene Karikatur der „Frau vom Meer"? Welcher Theaterbesucher hat es nicht schon einmal mit angesehen, wie Cyprienne des Prunelles sich danach sehnt, von ihrem Gatten geschieden zu werden, um ihren Anbeter heiraten zu können, wie aber dieser alle Anziehungskraft verliert, sobald die Scheidung in das Bereich der Möglichkeit gerückt ist? Und wie das kapriziöse Gegenbild der Ellida Wangel schließlich „in Freiheit und unter eigner Verantwortung" den angetrauten Gatten dem Liebhaber vorzieht?



Als Sardou sein Stück schrieb, 1880, war die Ehescheidung in Frankreich noch nicht wieder Ereignis geworden. Das Scheidungsgesetz von 1792 war 1816 unter dem Einfluß der politischen und religiösen Reaktion aufgehoben, und man begnügte sich zwei Menschenalter hindurch mit der Trennung, der „*séparation de corps*". Erst Ende der siebziger Jahre begann dann wieder der Kampf um den „*divorce*". Alfred Naquet, der nachmalige Boulangist, war der Rufer in diesem Streit. Alljährlich brachte er seinen Antrag in der Deputiertenkammer ein, bis endlich 1884 das Ehescheidungsgesetz angenommen wurde.

Von den Bestimmungen dieses Gesetzes profitierten die Hausdichter des Palais-Royal. Sie hatten eine neue dankbare Situation gewonnen: die „*In flagranti*"-Szene. Denn das Gesetz bestimmt, daß, abgesehen von dem Fall einer entehrenden Bestrafung des einen Teiles, die Scheidung nur obligatorisch ist, wenn ein Ehebrecher „*en flagrant délit d'adultère*" überrascht wird. Fakultativ, d. h. dem Ermessen der Gerichte überlassen, ist die Scheidung, wenn Gewalttätigkeiten, Mißhandlungen und schwere Beleidigungen vorliegen, und man kann sich wohl unschwer denken, welcher Spielraum sich einem „juristisch geschulten" Verstand bei der Auslegung der Ausdrücke „*excès, sévices, injures graves*" öffnet. Kurz, ein so großer Fortschritt auch theoretisch das Gesetz von 1884, das in den religiös-sozialen Dogmatismus Bresche legte, war, vom ethisch-praktischen Standpunkte aus zeigte es schwere Mängel: es kannte nur eine Scheidung aus unsittlichen Gründen, aber nicht aus sittlichen. Es setzte geradezu eine Prämie auf den Ehebruch. Es kennt nicht die Scheidung durch Übereinkunft beider Teile und noch weniger auf Wunsch eines Teiles. Und so macht es „dem Bankrott der Herzen eine würdige Liquidation" unmöglich. Es verlangt geradezu, daß die beiden streitenden Parteien sich nach Kräften mit Kot bewerfen; es ist mangelhaft vom Standpunkt der Humanität, der Moral, ja, des einfachen Anstandes.



Die Erkenntnis der Mängel ließ nicht lange auf sich warten, und im Jahre 1900 faßte der in Paris tagende internationale Frauenkongreß eine Resolution, die darauf hinzielte, die Ehescheidung auf Wunsch auch nur eines Teiles zu ermöglichen. Dieser Schmerzensruf wäre vielleicht, wie so manche andere Kongreßresolution, verhallt, wenn er nicht in der Dichtung ein Echo gefunden hätte, wenn nicht die Brüder Paul und Victor Margueritte sich zu seinen Dolmetschern gemacht hätten.

II.

Die Brüder Margueritte, die ein seltenes Beispiel wahrhaft künstlerischen Zusammenarbeitens bieten und als Doppel-Individuum unter den französischen Romanschriftstellern der Gegenwart in allererster Reihe stehen, bemächtigten sich dieser Frage. Gleich im Anschluß an den internationalen Frauenkongreß lenkten sie in einem „Offenen Brief" die Aufmerksamkeit der Gesetzgeber auf die Unzulänglichkeit der vorhandenen Bestimmungen. Zwei Jahre hindurch haben sie dann die Frage studiert, um sie schließlich dichterich zu gestalten in dem Roman: *„Les Deux Vies**)."

„Die beiden Lebensläufe" sind die einer Mutter und ihrer Tochter. Die Mutter, die Gräfin Gabrielle Favié, ist in ihrer Ehe tiefunglücklich gewesen. Ihr nunmehr verstorbener Mann hat sie ein halbes Jahr nach der Hochzeit aufs unwürdigste betrogen. Aber damals gab es noch keine Scheidung; und hätte es auch eine gegeben, Gabrielle hätte keinen Gebrauch davon gemacht. Sie fühlte sich Mutter, und als das Kind, Francine, zur Welt gekommen war, verzieh sie dem Gatten. Sie opferte sich ihrer Tochter. Sie glaubte, daß das Kind den unbeständigen Mann zur Besinnung bringen würde; aber er — hatte nur die Geliebte gewechselt! Sie wollte mit ihm brechen, — aber Francine ging ihr über alles. Selbst eine „Trennung" hätte das Kind

*) Paul et Victor Margueritte, Les Deux Vies, Paris, Plon 1902.

einer Stütze, einer Zuneigung beraubt, die selbst bei einem schuldigen Vater noch gewisse Rechte und Pflichten aufrecht hält. Der Einfluß ihres Beichtvaters befestigte sie in diesem Entschluß; sie meint, daß sie den Eid, den sie vor dem Altar geschworen, nicht rückgängig machen darf. Ihre eigene persönliche Würde, die Würde ihrer Tochter flossen hier zusammen mit dem Begriff von der Heiligkeit der Ehe. Sie blieb vor der Welt die Gräfin Favié, für ihren Mann eine Fremde. Jahre schweren Martyriums für eine junge, schöne Frau, der Versuchungen nicht fern blieben. Aber siegreich hat sie allen widerstanden. Nun, mit 45 Jahren, scheint es, als sollte ihr ein neuer Frühling erblühen. Trotz ihres Alters hat sie noch nichts an Liebreiz eingebüßt; sie wird von einem entfernten Vetter, Charlie, geliebt und liebt ihn wieder. Aber — Charlie ist erst 27 Jahre alt! Und deshalb weist sie seinen Heiratsantrag zurück. Sie glaubt nicht, daß eine unglückliche Frau das Recht hat, sich ihr Glück zu erobern, wenn sie die Zukunft des Geliebten schädigt. Sie sieht sich als Greisin neben dem blühenden Mann; diese Demütigung und diesen Schmerz, der sich nach kurzem Rausch notwendig einstellen muß, will sie sich und ihm ersparen. Seine Geliebte aber werden für kurze Zeit? Das wäre seiner und ihrer unwürdig. Und so verzichtet sie, um einem einsamen traurigen Alter entgegenzugehen. Ihr ganzes Leben war Resignation. Aus Feigheit? Wohl kaum. Aber unter dem Einfluß einer konservativ-konfessionellen Erziehung und Weltanschauung, die das Individuum unbedenklich den Institutionen opfert, mußte sie so handeln. Die großen und edlen Eigenschaften ihrer Natur flößten ihr nur den Mut zum Verzicht, nicht den zur Tat ein.

III.

Aus ganz anderem Holz ist die Tochter Francine. Sie ist ein Kind der modernen Zeit; die Resignation ist für sie die Tugend der Feigen, sie verlangt die freie Ausübung

ihres Rechts auf Glück. Sie hat als Neunzehnjährige einen gewissen Le Hagre geheiratet, der sie geradeso, wie der Graf Favié ihre Mutter, hintergeht. Die Geburt eines Töchterchens, Josette, ändert nichts daran. Eines Nachts überrascht sie ihn in vertraulicher Unterhaltung mit der Gouvernante. Sie reißt das Kind an sich und flieht zu ihrer Mutter. Sie will sich von ihrem Mann scheiden lassen; und während nun Gabrielle ihren schweren Herzenskampf durchmacht, spielt sich die Tragikomödie der Scheidung zwischen Frau und Herrn Le Hagre ab.

Obligatorisch ist diese Scheidung nicht. Denn daß sie ihren Mann bei der Gouvernante gefunden hat, beweist für das Gericht gar nichts. Es fehlen die Zeugen, das Protokoll u. s. w. Kurz, es ist Sache der Gerichte, zu entscheiden, ob genügende Gründe vorliegen. Und der Prozeß beginnt. Francine entdeckt eine neue Welt, die sie bis dahin nicht gekannt hat: die Justiz. Und je weiter sie eindringt, desto größer ihr Schrecken. Die Motti, die diesen Kapiteln vorgesetzt sind, entsprechen ihren Empfindungen. Zunächst das Wort des Marquis de Vauvenargues: „Die ganze Beschäftigung der Justiz besteht darin, die Gesetze der Gewalt aufrecht zu erhalten.“ Und dann die Bemerkung von Gustave Flaubert: „Die menschliche Rechtsprechung ist für mich das Lächerlichste auf der Welt; ein Mensch, der seinen Nächsten aburteilt, ist ein Schauspiel, bei dem ich vor Lachen platzen könnte, wenn es mir nicht bitter leid täte.“

Francine wird ein häufiger Gast in dem Justizpalast. Sie kennt ihn ganz genau, den menschenwimmelnden Vorsaal:

„Ein Stimmengewirr erhob sich, wie wenn zischelnd, näselnd, halb erstickt, eine ungeheure Wortmühle von einem Ende des kolossalen Gebäudes bis zum andern ihre Räder drehte, von den Kanzleien bis zu den Gerichtssälen der ersten Instanz, des Appellhofs und des Kassationshofs, von dem einfachen Zuchtpolizeigericht bis zu dem feierlichen Schwurgericht. Nach allen Seiten hin — mit ihren Mühlsteinen so viele Leiden zerschmetternd, die Vergehen des Elends und die Verbrechen des Lasters, die Begehrlichkeit nach Gewinn, die Grausamkeit des Hasses, kurz, alle moralische Erbärmlichkeit zermalmend —, verteilte die gigantische Maschine, bei dem ununterbrochenen Summen ihrer hunderttausend Stimmen, Beweise, Schlüsse, Zeugnisse, ließ



sie Plaidoyers hervorstürzen, gestaltete sie Verhöre und feierliche Untersuchungen, ließ sie ohne Unterlaß Urteile und Beschlüsse hervorquellen. Francine hatte den Eindruck eines furchtbaren Räderwerks, in das der ganze Körper geriet, wenn man nur den kleinen Finger hineinsteckte, und aus dem er nur abgeplattet, mit gebrochenen Gliedern, die Seele in Fetzen, wieder zum Vorschein kam."

Und nun wickelt sich die ganze Prozedur ab. Mit dem Versöhnungsversuch vor dem Richter, einer tragikomischen, vorgeschriebenen Zeremonie, beginnt sie. Herr Le Hagre will sich durchaus nicht scheiden lassen; er will seine Stellung, als Mann in geordneten Verhältnissen, aufrecht erhalten; es liegt ihm daran, die „Façade" zu retten und vor allem die reiche Mitgift zu behalten. Er gehört zu denjenigen, die da glauben, „daß man noch im zwanzigsten Jahrhundert eine Frau gegen ihren Willen festhalten kann, wie ein arabischer Händler sich das Recht auf Leben und Tod gegenüber einer Negerin anmaßt, die er auf einem Raubzug erbeutet hat".

Es ist ein Weg voller Fangeisen und Fallen, den Francine wandeln muß. Sie, die von ihrem Manne entflohen ist, bleibt zunächst von ihm abhängig. Er setzt ihr eine Pension aus, die er aber nicht zu zahlen braucht, sobald sie sich von Paris, ohne es ihm zu melden, entfernt. Das Kind muß sie ihm zweimal in der Woche zum Besuch schicken; er hat aber auch im übrigen das Recht, mitzubestimmen, wie es gehalten, gekleidet, genährt werden soll. Die Unterhandlungen mit den Advokaten füllen Francines ganze Zeit aus. Aber wahrhaft nervenzerrüttend wirken die Verhandlungen vor den Richtern, die ja gewiß den besten Willen haben, Recht zu sprechen, die aber auch nur Menschen sind, von ihrem Milieu, ja von Imponderabilien beeinflußt werden. Man rechne nun noch den Klatsch und die Ratschläge der Verwandten und guten Freunde hinzu, die Aufregung der öffentlichen Verhandlung, und man wird begreifen, wie eine fein empfindende Natur darunter leiden muß. Zum Verderben aber wird für Francine der § 244, der da bestimmt, daß durch eine Aussöhnung der Scheidungsprozeß erlischt. Nun hat die kleine Josette bei einem



Besuch im Hause ihres Vaters den Arm gebrochen. Francine eilt herbei, um das Kind zu sehen, und diese Handlung der geängstigten Mutter weiß Le Hagre so auszulegen, daß das Gericht sie als — Aussöhnung auffaßt! Francine wird mit ihrer Klage abgewiesen. — Sie hat mehr als zwei Jahre prozessiert und dabei 12000 Francs verausgabt. Sie wird in die Kosten verurteilt. Das vermag das Gericht wohl; aber es vermag nicht, eine junge schöne Frau dazu zu verurteilen, nicht zu lieben und nicht geliebt zu werden. Inzwischen ist einer ihrer früheren Bewerber, ein gewisser Éparvié, dem sie Le Hagre vorgezogen hat, wieder aufgetaucht, ein wackerer Mann, dessen ganzen Wert sie nun erkennt. Wäre sie frei, sie würde ihn heiraten; da sie aber für ihr ganzes Leben durch das Gesetz an Le Hagre gefesselt ist, so wird sie Éparviés Geliebte. Und da sie das Kind, das Le Hagre jeden Augenblick ihr entreißen darf, bei sich behalten will, so flieht sie in die Fremde. Eine Heimatlose, — eine Bettlerin! Denn ihre reiche Mitgift behält Le Hagre „als Vermögensverwalter seiner Frau", und wenn dereinst die Gräfin Favié die Augen schließt, so darf er „im Interesse seiner Frau" auf einen Teil der Hinterlassenschaft Anspruch erheben. Und das alles „von Rechtswegen"; bei jedem Schritt, den er unternimmt, steht ihm die Justiz, steht ihm die Verwaltung mit ihrer ganzen Macht zur Verfügung. Francine aber bleibt die Schuldige! *Summum jus, summa injuria.* Was ein Mittel werden sollte zur Aufrechterhaltung der sittlichen Ordnung, dient nur dazu, die sittliche Anarchie zu fördern.

IV.

Das Marguerittesche Buch hat in Frankreich ungewöhnliches Aufsehen erregt. Die Tendenz allein hätte dazu nicht genügt; es gehörte auch eine so reife Kunst, wie sie uns hier geboten wird. „*Les Deux Vies*" ist ein Muster des modernen französischen Romans, der von Zola, den Goncourts und nicht zum wenigsten von Tolstoi herkommt.



Der Gegensatz des Milieuromans und des analytischen Romans ist hier aufgehoben. Die suggestive Schilderung der Außenwelt geht Hand in Hand mit der eindringendsten psychologischen Analyse. Die Objektivität ist vollkommen; die Ideen sind rein immanent, sie werden nicht aufgeklebt, nicht gepredigt, sie ergeben sich ganz von selbst aus den Vorgängen. Aber hinter dem Buche fühlt man das pochende Herz des Dichters; unter dem festen epischen Grunde rauscht das ethische Pathos, gleich einem unterirdischen Strom.

Die Marguerittes gehören zu jenen tapfern französischen Geistern, die nicht allein mit ihrer Kunst, sondern auch mit ihrer Persönlichkeit für eine sittliche Idee eintreten, die sie einmal erfaßt haben. Sie haben sich nicht mit ihrem Roman begnügt, sondern ließen noch eine glänzende polemische Broschüre *„L'Élargissement du divorce“* folgen, in der sie die ganze Absurdität des gegenwärtigen Zustandes nachweisen. Sie haben endlich an die Deputiertenkammer eine Petition gerichtet, in der sie wahrhaft erschütternde Worte finden.

„Man kann sich nicht von einem Wahnsinnigen scheiden lassen, selbst wenn er unheilbar ist, noch von einem Dieb. Die abscheulichsten Krankheiten, die Trennung, die schwersten religiösen Meinungsverschiedenheiten, die Unverträglichkeit der Charaktere, die allein schon das Leben vergiftet, alle diese bedeutsamen Gründe gelten nicht.

Durch die kostspielige Schwerfälligkeit des Prozeßverfahrens verzögert, vergiftet durch den Zweikampf der Advokaten, der Stimmung und der Voreingenommenheit der Richter überlassen, endet die Scheidung mit einem traurigen und öffentlichen Skandal, anstatt dem Bankrott der Herzen eine würdige Verschwiegenheit zu bewahren. Was nur von dem Gewissen und dem freien Willen der beiden Beteiligten abhängen sollte, wird ein Spielzeug für alle. Und so hat die Ehe, in die man durch breite Tore eintritt, für diejenigen, die darin ersticken, nur eine vergitterte Gossenöffnung als Ausgang.“

Und dann, darauf hinweisend, daß selbst die Scheidung durch gegenseitige Übereinkunft noch nicht genügend ist, fährt die Petition fort:

„Es kann vorkommen, daß von zwei Wesen, die miteinander verbunden sind, das eine, aus niedriger Gesinnung, Rachsucht, Begierde, Haß, das andere behalten und die Aufrechterhaltung eines Übereinkommens verfechten will, das, aller Adligkeit beraubt, zu etwas unglaublich Schmutzigem und

Despotischem herabgedrückt ist. Sollen wir es zugeben, daß im zwanzigsten Jahrhundert, da das Gesetz die Sklaverei abschafft und die ewigen Gelübde untersagt, ein anderes Gesetz es erlaubt, daß ein Wesen einem anderen unterworfen bleibt, bis an seinen Tod oder bis zum Tode seines Henkers?"

In zwei Sätzen ist hier der Inhalt des Romans resümiert.

Man hat auch in Deutschland viel „von der Freiheit eines Ehemenschen" geschrieben. Aber immer nur vom idealen, theoretischen Standpunkte aus. Niemals von dem realen Gesichtspunkt der Brüder Margueritte. Sollte nicht einer unserer jungen Romanschriftsteller sich an die dankbare Aufgabe machen, zu schildern, wie die Scheidung von Herrn und Frau Le Hagre sich vor einem deutschen Gerichtshof nach den Bestimmungen des neuen Bürgerlichen Gesetzbuches abspielen würde? Aber vielleicht ist das überflüssig und der Marguerittesche Roman auch für Deutschland gültig. Denn die Bestimmungen des neuen Bürgerlichen Gesetzbuches haben nach dieser Richtung hin eine verzweifelte Ähnlichkeit mit denen des *Code civil*.

S. S.

Die Erhaltung der Kunstwerke in Italien.

Es hat eines Ausbruches des gelehrten und administrativen Chauvinismus bedurft, um das seit Jahrzehnten in Aussicht gestellte einheitliche Gesetz über die Erhaltung der Kunstschätze und Denkmäler in Italien zur Tatsache werden zu lassen, und einzelne Bestimmungen des Gesetzes lassen jenen sonderbaren Ursprung deutlich erkennen. Als Wolfgang Helbig im Jahre 1899 im Vorworte zur zweiten Auflage seines vortrefflichen „Führers durch die öffentlichen Sammlungen klassischer Altertümer in Rom" den Zweifeln an der Zuverlässigkeit des neugebildeten Faliskermuseums Ausdruck gab und bald darauf durch Fausto Benedetti die begangenen Fälschungen, Vertauschungen und Unterschlagungen nachgewiesen wurden, begann von seiten der



schwer bloßgestellten Unterrichtsverwaltung, insbesondere der Direktion der Altertümer- und Kunstsammlungen, ein gehässiger Rachefeldzug gegen die Enthüller des Schwindels. Da hervorragende Sachkenner nicht nur Deutschlands, sondern auch Frankreichs, Englands, Rußlands, Amerikas für Helbig und die von ihm vertretenen Interessen der ernsten Wissenschaft Partei nahmen, so halfen sich die römischen Kunstpaschas mit verleumderischen Unterstellungen und mit der künstlichen Erzeugung eines Gegensatzes zwischen der einheimischen und der ausländischen Kunst- und Altertumswissenschaft. Die Polemik über das auf dem Forum unter dem „lapis niger" entdeckte sogenannte „Grab des Romulus" und den archaischen Inschriftstein des Forums gab den Chauvinisten eine Handhabe, um die deutsche historische Kritik in einen Gegensatz zu den geheiligten Überlieferungen der römischen Urzeit zu bringen und den fremden Gelehrten gegenüber eine Haltung einzunehmen, die nicht wenig zur Vereitelung des geplanten internationalen Historikerkongresses zu Rom im April v. Js. beigetragen hat.

Noch bedauerlicher waren die Versuche der gebrandmarkten *gros bonnets* im Unterrichtsministerium, die Gegnerschaft der hier lebenden fremden Archäologen auf gemeinen Eigennutz zurückzuführen. Es wurde ausgesprengt, daß diese, zum Teil amtliche Stellungen mißbrauchend, unerlaubte Ausgrabungen vorgenommen und zur heimlichen Ausführung von Kunstwerken die Hand geboten haben, weshalb sie über das pflichtmäßige Einschreiten der Behörde gegen solches Treiben erbost seien! Mehr bedurfte es nicht, um einem schwachen und unkundigen Minister die Notwendigkeit schärferer Beaufsichtigung aller fremden Tätigkeit auf dem Gebiete der Altertümer klar zu machen, und es erfolgten drakonische Bestimmungen über die Unternehmung von Ausgrabungen, die Zulassung zu den Kunstsammlungen und Archiven, die Anfertigung von Abgüssen, Nachbildungen und Notizen u. s. w. Es ist soweit gekommen, daß dem, den Streitigkeiten gänzlich ferngebliebenen Sekretär des Deutschen Archäologischen Instituts, Prof. Ch. Hülsen, die Anfertigung eines Papierabdruckes vom archaischen Cippus untersagt wurde, obwohl er zur wissenschaftlichen Kommission für die Forums-Ausgrabungen gehörte!

Mit dem Personenwechsel in den obersten Stellen der Unterrichts- und Kunstverwaltung, wodurch die Hauptschuldigen entfernt worden sind, haben sich die Verhältnisse einigermaßen gebessert. Was man als eine wohltätige Folge der geschilderten Zustände betrachten kann — bonum ex malo — ist der seit 1872 geplante Erlaß eines einheitlichen Gesetzes „Sulla conservazione dei monumenti e degli oggetti d'antichità e d'arte". Bis heute waren auf diesem Gebiete in den einzelnen Landesteilen die Gesetze in Geltung, die vor der staatlichen Einigung geherrscht und zum Teil ein sehr respektables Alter hatten. Am häufigsten hat man das Edikt des Kardinals Pacca nennen gehört, welches 1820 für das damalige Gebiet des Kirchenstaates erlassen

wurde. Denn seine Gültigkeit und Anwendbarkeit ist in den letzten Jahren wiederholt Gegenstand rechtsgelehrter und publizistischer Erörterungen und gerichtlicher Entscheidungen gewesen, weil es durch heimliche Veräußerungen von Kunstwerken aus den berühmten Sammlungen römischer Nobili übertreten worden war. Die bedrängte Lage, in die mehrere der ältesten und angesehensten Fürstenfamilien der ewigen Stadt geraten sind, erklärt die Versuche, aus dem wertvollen, aber passiven Kunstbesitze Kapital zu schlagen, zur Genüge. Das Hindernis, das früher der fideikommissarische Charakter dieser fürstlichen Privatgalerieen gebildet hatte, war mit der Aufhebung der Fideikommisse in Wegfall gekommen. Die Gültigkeit alter Erlasse, die die freie Verfügung über das Privateigentum einschränkten, konnte zweifelhaft erscheinen, da sie mit dem neuen gemeinen Rechte der Monarchie im Widerspruche standen.

Die Gerichte jedoch stellten sich — wenigstens in erster Instanz — zumeist auf den Standpunkt der fortdauernden Verbindlichkeit der alten Edikte, weil ein (für das ehemalige Patrimonium Petri erlassenes) Gesetz vom 28. Juli 1871 ausdrücklich bestimmt hatte, daß „die Gesetze und Sonderbestimmungen betreffend die Konservierung der Denkmäler und Kunstwerke in Kraft bleiben, bis ein allgemeines Gesetz darüber erlassen wird".

Das Paccasche Edikt bestimmt nun im Artikel 9, daß die Veräußerung hervorragender Altertümer und Kunstwerke, in wessen Besitz auch immer sie sein mögen, nur im Innern des Kirchenstaates und nur mit Genehmigung der Regierung zulässig sei und daß Verkäufer wie Käufer die unterlassene Anzeige eines Besitzwechsels mit dem Verluste des Gegenstandes büßen sollen. Eine andere Bestimmung geht dahin, daß die Regierungserlaubnis zum Verkaufe eines Kunstwerkes ins Ausland versagt werden soll, wenn es durch die dazu eingesetzten Kommissionen als künstlerisch oder kunstgeschichtlich besonders wertvoll bezeichnet worden sei.

Auf Grund des Paccaschen und des noch strengeren Doriaschen Ediktes von 1802 wurde 1892 Don Maffeo Barberini-Colonna di Sciarra, Fürst von Carbognano, Roviano und Nerola, Herzog von Bassanello, Montelibretti und Anticoli-Corrado, Marquis von Correse, Graf von Palazzuolo u. s. w., weil er den besten Teil seiner berühmten Gemäldegalerie nach Frankreich verkauft hatte, zur Herausgabe des Kaufschillings, Erstattung der Ausfuhrsteuer, 5000 Lire Buße und drei Monaten Gefängnis verurteilt. Der Kaufpreis belief sich auf mehr als $1^1/_4$ Million Lire.

Die Gerichtsverhandlungen waren in mehr als einer Beziehung erbaulich. Übelwollende hätten die zu Tage kommenden Versuche des Unterrichtsministeriums, die vermeintlichen gesetzlichen Beschränkungen des Verfügungsrechtes und die Geldnot des Fürsten zu einem Drucke auf ihn zu benutzen, als Erpressungsversuch bezeichnen können; jedenfalls stellten sie einen der Staatsregierung unwürdigen



Schacher dar. Nach der gerichtlichen Aussage des Ministerpräsidenten Marchese Di Rudinì hatte der bedrängte Fürst im September 1891 seine ganze wertvolle Galerie von 191 Nummern dem Staate für 700 000 Lire angeboten. Sie enthielt u. a. den „Violinspieler" Raphaels, die sogenannte „Bella di Tiziano" von Palma Vecchio, die „Salome" Pordenones, die „Spieler" von Caravaggio, die „Eitelkeit und Bescheidenheit" Luinis, die Poussinsche „Marter des heil. Erasmus", ein Colonna-Bildnis von Bronzino, Landschaften von Both und Brill u. s. w. Da ein Angebot von 500 000 Lire nicht angenommen wurde, so machte Herr Di Rudinì dreist den Vorschlag, der Fürst Sciarra solle dem Staate den „Violinspieler" zum Geschenk machen und dafür den Rest frei veräußern dürfen. Das „ideale Interesse der Nation an Erhaltung ihrer Kunstschätze", das die Vertreter des Staates und der Anklage mit Emphase im Munde führten, wo es sich um Einziehung von Ausfuhrsteuern und Strafgeldern handelte, würde zusammen mit den unantastbaren Kardinals-Edikten in die Rumpelkammer gewandert sein, wenn der Regierung ein fürstliches Douceur gewährt worden wäre. Als sie vier Monate später 700 000 Lire und ein zweijähriges Rückkaufsrecht anbot, war es zu spät. Ein Marquis de Ribiers hatte für dreißig Gemälde beinahe das Doppelte gezahlt und ein ausgezeichnetes Geschäft gemacht.

Auch des gerichtlichen Spruches erfreute sich der Fiskus nicht lange. Das Appellgericht setzte die Gesamtbuße auf 500000 Lire herab, und der Kassationshof — sprach den Fürsten ganz frei, weil das gemeine Recht des Einheitsstaates weder Fideikommisse noch sonstige Beschränkungen der Veräußerlichkeit freien Eigentums kenne.

Dennoch hat es noch zehn Jahre gedauert, bis ein neues einheitliches Gesetz zur Verhinderung der Auswanderung der Kunstschätze zustande gekommen ist. Fast schien es, als finde die Staatsgewalt Gefallen an der bestehenden Rechtsunsicherheit, die ihr gestattete, auch auf diesem Gebiete wie auf so vielen anderen die Staatsbürger zu drangsalieren und auszubeuten. Die Versuche, die maßlosen Strafandrohungen der alten päpstlichen Edikte zur Ausführung zu bringen, haben sich wiederholt, so oft ein berühmtes Kunstwerk heimlich den Weg über die Landesgrenze gefunden hatte — es sei denn, daß Gründe oder Überredungskünste nicht eingestehbarer Art die Regierung bewogen, ein Auge zuzudrücken. So geschah es, als einige Jahre später die in Vermögensverfall geratene fürstliche Familie Borghese den sogenannten „Cesare Borgia" von Raphael für 700000 Lire an Alphonse Rothschild in Paris verkaufte. Der zum Scheine eingeleitete Prozeß wurde alsbald stillschweigend fallen gelassen; die Eingeweihten wußten, daß das Porträt um das Zwanzigfache überzahlt worden war; denn es war weder ein Cesare Borgia noch von Raphael. Die „Irdische und himmlische Liebe" Tizians, für die derselbe Rothschild drei Millionen Franken geboten hatte, blieb glücklicherweise Italien erhalten.



In einigen anderen Fällen wurde wieder ohne Gnade fiskalische Anklage erhoben. So im Jahre 1900 gegen den Fürsten Mario Chigi wegen Verkaufs einer Botticellischen „Muttergottes mit dem Kinde“, die Mrs. J. L. Gardner in Boston für 315000 Lire erwarb. Das Urteil lautete auf Geldbuße in Höhe des Kaufpreises, Zahlung der hinterzogenen staatlichen Ausfuhrsteuer von 20 Prozent des Wertes sowie der Prozeßkosten. Die zweite Instanz setzte die Buße auf — — 1600 Lire herunter! Noch unentschieden ist der Prozeß gegen den Fürsten Luigi Sacchetti-Barberini, der im Jahre 1899 an Zwischenhändler eine arabische Vase und Teile eines elfenbeinernen Konsular-Diptychons verkauft hatte, die in das Louvre-Museum gelangt sind. — Ohne Erfolg blieb wegen der streitigen Auslegung der bourbonischen Kunstgesetze ein Prozeß gegen den Deputierten De Prisco, auf dessen Besitzung bei Bosco Reale am Fuße des Vesuvs der für eine gewaltige Summe nach Paris verkaufte altrömische Silberschatz und später verschiedene Wandgemälde in pompejanischer Manier gefunden worden sind. Sie sind zum Teil in das Neapeler Museum gelangt, zum Teil noch verkäuflich. Der Besitzer sucht die auswärtigen Reflektanten und ihre angeblichen hohen Angebote gegen die italienische Regierung auszuspielen, die ihn ihrerseits drangsaliert hat, um die — beiläufig sehr überschätzten — Gemälde und Mosaiken um ein Butterbrot erwerben zu können.

Eine einheitliche und unzweideutige Gesetzgebung über die Veräußerlichkeit der Altertümer und Kunstschätze war unter diesen Umständen ein Bedürfnis. Ohne den Kunsthandel, der in päpstlicher Zeit trotz der Kardinals-Edikte in Rom in lebhaftester Blüte stand, durch kleinliche und quälerische Bestimmungen unnütz zu hemmen, muß der Staat der Verminderung und Zerstreuung des schönsten Besitzes, den Italien nächst seinen natürlichen Reizen hat: der zugleich ästhetischen, geschichtlichen und wirtschaftlichen Wert besitzenden Altertums- und Kunstschätze, nach Möglichkeit steuern. Seit dreiundeinhalb Jahrhunderten ist das Land ausgeraubt und ausgekauft worden; alle Museen Europas haben sich aus dem Kunsterbe Italiens bereichert. Jahraus, jahrein tauchen in Berlin, Paris, London, Kopenhagen, Petersburg und in den amerikanischen Städten Kunstwerke und Altertümer jeder Art auf, deren Verlust die Italiener schmerzen muß — und dies um so mehr, seit auch bei ihnen die Kunst- und Altertumswissenschaft einen rühmlichen Aufschwung genommen, der natürliche Schönheits- und Kunstsinn des Volkes durch gründliche Studien und ausgiebige Belehrung eine Vertiefung erfahren hat.

Es sind heute nicht mehr in erster Linie die Fremden, die gegen Vernachlässigung und Verunstaltung der Baudenkmäler ihre Stimmen erheben; im Parlamente, in der Presse, in Vereinen und Versammlungen treten die Italiener selber mit Nachdruck und Begeisterung für die Verschönerung ihrer Städte, die pietätvolle Erhaltung der

Reste der großen Vergangenheit, die Bewahrung des reichen Kunsterbes ein. Von allen Seiten ist gegen die Vernachlässigung und Entstellung der unschätzbaren Werke Albertis, Brunellescos, Donatellos in Florenz, gegen die rücksichtslose Reinigung des ehrwürdigen Baptisteriums Arnolfos, gegen den Umbau der malerischen Piazza d'Erbe in Verona und des Palazzo della Loggia in Brescia, gegen die Demolierung der mittelalterlichen Stadtmauer von Bologna und gegen die Vernachlässigung der Oberkirche von S. Francesco zu Assisi protestiert worden. Vereine von „Denkmälerfreunden“ haben sich gebildet, die das Interesse an Bauten und Kunstschätzen pflegen wollen. Wenn aus Not vor zehn Jahren die gesamte Ausstattung des borghesischen Familienpalastes unter den Hammer gebracht und in alle Winde zerstreut werden mußte, wenn noch immer der trotzigen Orsini-Burg über dem Marcellustheater die öffentliche Versteigerung droht, die von dem schönsten Park Roms, der Villa Borghese, durch Zufall glücklich abgewendet worden ist, so hat der Staat gewußt, die borghesische Skulpturen- und Gemäldesammlung, das ludovisische Altertümermuseum, den Rest der Galerie Sciarra, die Sammlung des „Ospedale di S. Maria Nuova“ in Florenz zum Nationalbesitz zu machen. Für die sachkundige Restaurierung der historischen Baudenkmäler wird getan, was die geringen Geldmittel erlauben. Den Dogenpalast in Venedig restauriert Giovanni Rupolo, die Baudenkmäler Ravennas aus honoriusscher, gotischer und byzantinischer Zeit Corrado Ricci, das Sforzakastell in Mailand Luca Beltrami, die S. Franziskuskirche in Assisi G. Sacconi. In die Kunst- und Altertümerverwaltung ist ein anderer Geist eingezogen, seit an Barnabeis Stelle der eifrige und gewissenhafte Fiorilli als Generaldirektor der Altertümer und Künste getreten und Guido Baccelli aus dem Unterrichtsministerium geschieden ist.

Wenn es noch eines kräftigen Anstoßes zur Aufraffung aus dem alten Schlendrian bedurfte, so hat ihn der Einsturz des Markusturmes in Venedig am 14. Juli v. Js. geliefert. In der Lagunenstadt wurde das Verschwinden des fast tausendjährigen „Campanile“ wie ein schweres heimatliches Unglück empfunden; aber auch im ganzen Lande gab sich ein tiefes Bedauern und eine Teilnahme kund, die das tiefwurzelnde, lebhafte und verständnisvolle Interesse der Nation an ihren historischen Denkmälern bezeugten. Der Unterrichtsminister fand allgemeine Zustimmung, als er energisch den unfähigen und pflichtvergessenen Baubehörden Venedigs einen Vormund in der Person des bewährten Leiters der römischen Forums-Ausgrabungen, Giacomo Boni, setzte und sich sofort für die Wiederaufrichtung des weithinausschauenden Wahrzeichens der Stadt aussprach. Zweifellos ist die Katastrophe, die wunderbarerweise ohne Verlust an Menschenleben und selbst ohne ernstere Beschädigungen der Prachtgebäude des Markusplatzes abgelaufen ist, zum Teil auf die gedankenlose Schwächung der unteren Teile der Turmmauern zurückzuführen. Mit unverant-

wortlichem Leichtsinn hat man in neuerer Zeit die Mauern des Erdgeschosses ausgehöhlt, um die dort befindliche Wohnung des Kustoden zu vergrößern. Selbst die auftretenden Mauerrisse blieben unbeachtet, und erst zwölf Stunden vor dem Einsturz hielt man die Gefahr für nahe genug, um die abendlichen Konzerte auf dem Platze einzustellen.

Einmal aufgeschreckt, begannen die Venetianer sofort für das Schicksal vieler anderer ihrer alten Bauten zu fürchten. Die Befürchtungen haben sich als unbegründet erwiesen. Aber als ausbesserungsbedürftig ist eine ganze Reihe monumentaler Bauwerke erkannt worden — und zwar nicht nur in Venedig, wo man mit einer besonderen Instabilität des Untergrundes zu rechnen hat. In Verona befinden sich die schönsten mittelalterlichen Kirchen in der Verwahrlosung, weil die Mittel zur Erhaltung fehlen; ebenso verhält es sich in Mantua mit dem herzoglichen Palaste, den Mantegna mit Malereien geschmückt, in der Emilia mit der Abtei von Pomposa, wo Dante gerastet und Giotto mit seinen Schülern die Wände mit der interessantesten Bilderschrift beschrieben hat, in Genua mit dem herrlichen Kreuzgang von S. Andrea, der zum Abbruch verurteilt ist, in Toscana mit der Abtei von Settimo und dem reizenden Dom zu Pienza, dem gänzlicher Verfall droht. Zu Dutzenden ließen sich die kirchlichen Kunstbauten in Umbrien, den Marken, den Abruzzen, Unteritalien und Sizilien aufzählen, die dem Verfalle entgegengehen; in Sizilien mangelt es an Geld nicht nur zur Fortsetzung der Ausgrabungen, sondern auch zur Erhaltung der schönsten Reste griechischer Baukunst; in Rom selber dient das Augustus-Mausoleum noch immer als Theater und Zirkus; in den Diokletiansthermen haben Holz- und Kohlenhändler ihre Magazine, im Marcellustheater treiben Schmiede und Schlosser ihr Handwerk, das Theater des Pompejus und die Kaiserfora sind noch unter einem schmutzigen Straßengewirr verborgen.

In Anbetracht der Finanzlage der Monarchie würde es indessen unbillig sein, alle wünschenswerten Restaurationen und Aufräumungen in kurzer Frist zu erwarten. Man muß anerkennen, daß die gegenwärtige Verwaltung von gutem Willen und ehrlichem Eifer beseelt ist und daß, wo sie von einsichtigem und uneigennützigem technischen Personal unterstützt und nicht durch lokale Camorra gehemmt wird, die Ergebnisse befriedigend, zum Teil sehr wertvoll sind, wie z. B. auf dem Forum Romanum. *)

Es ist deshalb zu hoffen, daß auch die Anwendung des neuen Konservationsgesetzes mit derjenigen Einsicht, Diskretion und Unparteilichkeit erfolgen werde, ohne welche es leicht zu einem schweren

*) Ein soeben in einem reich illustrierten Prachtbande von 410 Seiten veröffentlichter Bericht des Direktors des Denkmäler-Amtes für die Südprovinzen, Baumeisters Adolfo Avena, zählt über siebzig kunsthistorisch bedeutsame Bauwerke Süditaliens auf, an denen im letzten Jahrzehnt Konservierungs- und Restaurierungsarbeiten (im Betrage von 242 874 Lire) ausgeführt worden sind.



Hindernis für die Forschung wie für den Kunsthandel, zum Werkzeug der bureaukratischen Formenwirtschaft und Schikane, ja zu einem Mittel der Korruption werden könnte, da in sehr vielen Fällen der Anreiz sehr stark sein wird, die Erlaubnis zur Ausführung eines Kunstwerkes oder die vorteilhafte Wertabschätzung durch ein Opfer zu erkaufen. Daß eine höchst sorgfältige Auswahl des amtlichen Personals nötig sein werde, hat Herr Barnabei, der auf diesem Gebiete große Erfahrung besitzt, in der Kammer selber betont.

An Strenge läßt das neue Gesetz nichts zu wünschen übrig. Es würde den Staat bezw. die macht- und geldgierige Bureaukratie zum unumschränkten Herrn aller Kunst- und Altertumsschätze in Italien machen, — wenn er Geld genug hätte, um die beanspruchten Rechte auszuüben, und wenn nicht die Schlauheit der Händler, Kunstliebhaber und Trinkgeldsüchtigen sich der staatlichen Wachsamkeit stets überlegen gezeigt hätte. Die ernsten Forscher und die ehrlichen Leute werden die drakonischen Verbote, die quälenden Förmlichkeiten und die fiskalische Gier schwer genug empfinden.

Fortan wird jedes bewegliche oder unbewegliche Werk von historischem oder künstlerischem Werte (worüber staatliche Kommissionen entscheiden) der freien Verfügung des Besitzers entzogen sein, wenn es über 50 Jahre alt und der Urheber nicht mehr am Leben ist. Religiöse Körperschaften — Kirchen, Klöster, geistliche Institute, Brüderschaften u. s. w. — ferner Provinzen, Gemeinden und Verwalter öffentlicher Orte und Gebäude dürfen solche historische oder künstlerische Werke ohne ausdrückliche Erlaubnis des Unterrichtsministeriums überhaupt nicht veräußern. Privatbesitzer dürfen es, aber sie müssen vom Kaufvertrage der Regierung Anzeige machen, die ein Vorkaufsrecht nach dem Schätzungswerte sich vorbehält; um es auszuüben, braucht sie den Eigentümer nur amtlich von der „importanza del monumento“ in Kenntnis gesetzt zu haben. Man sieht, welche Pfründen sich hier den Begutachtungs- und Schätzungskommissionen im ganzen Lande eröffnen.

Mit dem Vorkaufsrechte ist aber der denkmalhütende Staatsdrache noch nicht zufrieden. Er verlangt für sich und für alle mit der Erhaltung der Kunstwerke betrauten Körperschaften und Institute — also Museen, Galerieen, Akademieen u. a. — auch das Recht, bewegliche wie unbewegliche Werke von hervorragender Wichtigkeit zu expropriieren, und zwar können diese noch vor Erledigung des Verfahrens mit Beschlag belegt werden!

Die Altertümer und Kunstwerke, die ins Ausland gehen, haben eine Ausfuhrsteuer *ad valorem* zu zahlen. Sie steigt von 5% — für Werke bis zu 5000 Lire Wert — bis auf 33% (!), indem sie sich für jede weiteren 5000 Lire um 2% erhöht. Eigene Kommissionen erhalten auch hierfür die einträgliche Aufgabe der Schätzung. Der Staat kann auch diese Werke für sich in Anspruch nehmen, in welchem Falle er den Schätzungswert, vermindert um den Betrag der Ausfuhrsteuer, zu zahlen hat.



Die Nachforschungen nach noch unentdeckten Altertümern, also die so wichtigen Ausgrabungen, sind wesentlich erschwert worden. Wer solche veranstalten will — gleichviel ob auf eigenem oder fremdem Boden — muß die Regierungserlaubnis einholen und sich der Beaufsichtigung durch Beamte unterwerfen, von deren Fähigkeit und Eifer dann vielfach das befriedigende Ergebnis solcher Unternehmung abhängt. Daß der Silberschatz von Bosco Reale den Weg nach Paris nehmen konnte, lag augenscheinlich an der Kurzsichtigkeit der betreffenden Aufseher; daß einer der ehrenwertesten und verdientesten, aber der früheren Generaldirektion verhaßtesten Unternehmer im Römischen jüngst wegen Beleidigung eines Aufsehers verurteilt wurde, lag daran, daß dieser Aufseher „zufällig“ roh und streitsüchtig war.

Kommt bei Ausgrabungen etwas zu Tage, so nimmt die Regierung den vierten Teil der Funde für sich unentgeltlich in Anspruch. Ausländer sind schlechter gestellt — allen modernen Grundsätzen privater Rechtsgleichheit zum Trotz. Der Fremde, der aus Forschertrieb oder im Dienste der Wissenschaft Zeit und Geld auf Ausgrabungen in Italien verwenden will, kann die Erlaubnis dazu erhalten; doch muß er alles, was er findet, an eine öffentliche Sammlung ohne Entschädigung abliefern.

Die Regierung darf auch auf fremdem Grund und Boden Ausgrabungen vornehmen. Der Besitzer darf keinen Einspruch erheben, erhält aber die Hälfte der Fundgegenstände oder des Wertes derselben. Für die widerrechtliche Veräußerung von Kunstdenkmälern seitens öffentlicher Institute und Körperschaften sind Geldbußen bis zu 10 000 Lire, eventuell neben Ersetzung des Wertes der Objekte, für Nichtanzeige der bei Ausgrabungen oder auch zufällig gemachten Funde Bußen bis zu 2000 Lire vorgesehen, wozu noch die Ersatzpflicht bei Beschädigung oder Verlust der Gegenstände kommt. — Für die Erlaubnis, Abgüsse von staatlichen Kunstwerken anzufertigen, müssen fortan erhöhte Gebühren gezahlt werden: 10 bis 50 Lire für Abdrücke von Münzen, Medaillen, Gemmen, Niellierarbeiten u. dgl., 50 bis 200 Lire für Abgüsse von Original-Skulpturen, und diese Gebühr kann auf 300 Lire erhöht werden, wenn es sich um bronzene Werke handelt.

Am wenigsten dürften vom neuen Gesetz die verarmten italienischen Nobili erbaut sein, von denen schon mancher in der peinlichen Lage gewesen ist, einen fälligen Wechsel nicht bezahlen zu können, während an den Wänden seines Palazzo Gemälde hingen, die Hunderttausende wert waren, aber nicht zu Gelde gemacht werden konnten. Die Erleichterungen durch das Gesetz sind nur scheinbar; denn die hohen Ausfuhrsteuern werden die Kauflust des Auslandes abschwächen und die Preise drücken. Die Unteilbarkeit der früher fideikommissarischen fürstlichen Kunstsammlungen, d. h. aller bedeutenden Privatgalerieen, ist aber durch das Gesetz vom 28. Juni 1871 ausdrücklich bestätigt worden, und die in demselben Gesetze ausgesprochene Unveräußer-

lichkeit derselben wurde 1883 nur für den Fall aufgehoben, daß jene Sammlungen in öffentlichen inländischen Besitz übergehen. Wie der Staat die ihm hierdurch gewährten Vorrechte gegen die geldbedürftigen fürstlichen Familien auszunutzen weiß, hat sich bei Erwerbung der Borghese-Galerie (für 3 600 000 Lire) und des Ludovisischen Museums (für 1 400 000 Lire) gezeigt.

Rom. *Prof. Dr. Reinhold Schoener.*

Zur gemeinsamen Erziehung der Geschlechter.

I.

Der holländische Dichter und Philosoph Multatuli, den man den holländischen Nietzsche genannt hat und der für seine Überzeugungen so tapfer mit seiner ganzen Existenz eingetreten ist, hat auch die Lage der Frau einer scharfen Prüfung unterzogen.

Wie er diesen Zustand beurteilte, kommt am schlagendsten zum Ausdruck in der Geschichte von Thygater.

„Thygater melkte die Kühe ihres Vaters, und sie melkte gut; denn die Milch, die sie nach Hause brachte, lieferte mehr Butter als die Milch, die von den Brüdern nach Hause gebracht wurde. Denn nur wer geduldig melkt bis auf die Neige, bringt fette Milch nach Hause. Wer Eile hat, läßt Sahne zurück. Und siehe, Thygater hatte keine Eile, doch ihre Brüder wohl. Denn diese behaupteten, daß sie auf etwas anderes recht hätten als auf das Melken der Kühe ihres Vaters. Aber sie dachte nicht an dieses Recht.

„Mein Vater hat mich gelehrt zu schießen mit Pfeil und Bogen," sprach einer der Brüder. „Ich kann von der Jagd leben und will umherstreifen in der Welt und arbeiten für eigene Rechnung."

„Mich lehrte er fischen," sagte ein zweiter. „Ich wäre wohl dumm, allzeit zu melken für einen andern."

„Er zeigte mir, wie man einen Kahn macht," rief der dritte. „Ich fälle einen Baum und gehe darauf sitzen im Wasser. Ich will wissen, was da zu sehen ist an der andern Seite des Sees."

„Ich habe Lust, zusammenzuwohnen mit der blonden Gyne," erklärte ein vierter, „daß ich ein eigen Haus mit Thygaters darinnen habe, für mich zu melken."



So hatte ein jeder Bruder einen Wunsch, eine Begierde, einen Willen. Und sie waren so erfüllt von ihren Neigungen, daß sie sich keine Zeit gönnten, die Sahne mitzunehmen, die die Kühe ganz betrübt bei sich behalten mußten, ohne Nutzen für jemanden. Aber Thygater melkte bis auf den letzten Tropfen.

„Vater," riefen endlich die Brüder, „wir gehen!" — Wer wird da melken? fragte der Vater. Ei, Thygater! — Aber wie wird's werden, wenn auch sie Lust kriegt zum Fahren, Fischen, Jagen, Weltbesehen? Wie wird's werden, wenn auch sie auf den Gedanken kommt, zusammenzuwohnen mit etwas Braunem oder Blondem, auf daß sie ein eigen Haus habe mit allem, was dazugehört? — Euch kann ich missen, doch sie nicht!

Alsbald sagten die Söhne nach einiger Überlegung: Vater, lehre sie nichts! Dann wird sie treu fortmelken bis an das Ende ihrer Tage. Zeige ihr nichts von alledem, was du uns gezeigt hast, dann wird sie bei dir bleiben und die Milch deiner Kühe wird fett sein. Indessen — laß uns gehen, Vater, jedem nach seinem Begehr. So sprachen die Söhne. Doch der Vater — der ein vorsichtiger Mann war — erwiderte: Ei nun, wer wird hindern, daß sie erfährt, was ich sie nicht lehrte? — Wie wird's sein, wenn sie die Blaufliege fahren sieht auf einem treibenden Zweig? Wie, wenn der gezogene Faden ihres Gespinstes sich auf die vorherige Länge herstellt und, schnell sich zusammenziehend, die Spule ihres Webstuhles zufällig fortschleudert? Wie, wenn sie am Rand des Baches den Fisch beobachtet, der nach dem sich windenden Wurm schnappt, aber in falsch gelenkter Gier verfehlt und festhakt an der scharfen Hüllscheide des Rieds? Und wie endlich, wenn sie ein Nestchen findet, das die Lerchen im Maimond sich im Klee bauen?

Die Söhne dachten wieder nach und sagten: Sie wird daraus nichts lernen. Sie ist zu dumm, um Begehr zu schöpfen aus der Wissenschaft. Auch wir würden nichts erfahren haben, wenn du uns nichts gesagt hättest.

Doch der Vater antwortete: Nein, dumm ist sie nicht. Ich fürchte, daß sie aus sich selbst lernt, was ihr nicht lerntet ohne mich. Dumm ist Thygater nicht.

Darauf dachten die Söhne wieder nach — diesmal tiefer — und sagten: Vater, sage ihr, daß Wissen, Begreifen, Begehren — sündig ist für ein Mädchen!

Diesmal war der sehr vorsichtige Vater zufriedengestellt. Er ließ seine Söhne ziehen, zum Fischfang, auf die Jagd, in die Welt hinein, auf die Freite — überall hin. Aber er verbot seiner Tochter das Wissen, das Begehren, das Begreifen, die in Einfältigkeit fortfuhr zu melken bis ans Ende. Und das blieb also bis auf den heutigen Tag." —

Bis auf den heutigen Tag? —

In den wenigen Jahrzehnten, die verflossen sind, seit der tiefe Denker diese bittere Wahrheit aussprach, hat die Frau, die Tochter

endlich gelernt, sich gegen die uralte Tradition, daß Wissen, Begreifen unrecht ist für ein Mädchen, zu erheben, und nicht nur den Frauen, sondern auch den Männern, Vätern und Gatten ist jetzt klar, daß es auch für die Frau notwendig ist, etwas Tüchtiges zu lernen, um etwas Tüchtiges zu leisten, und zwar auf jeglichem Gebiet, wohin Neigung und Begabung sie führen. Weder sollen künftig alle Frauen den gelehrten Berufen sich zuwenden, noch sollen sie insgesamt davon ausgeschlossen sein, wie es bis vor kurzem noch der Fall war. Aber wenn man nun reformieren will, wird man sich je länger je mehr vor tausend Schwierigkeiten sehen. Denn wo immer wir ein soziales Problem zu fassen suchen, da werden wir merken, daß es sich aus der Reihe der andern gar nicht so leicht lösen läßt, daß es durch tausend Fäden mit allen andern sozialen Problemen verbunden ist.

Und wenn wir so, vom Standpunkte der Frau aus naturgemäß zuerst das Problem der Mädchenerziehung ins Auge fassen, so entdecken wir bald, daß mit dieser Einzelfrage alle andern Kulturfragen eng zusammenhängen, daß wir doch auch alle Faktoren unseres geistigen und wirtschaftlichen Lebens in Betracht zu ziehen und bei der Lösung dieser Frage zu verwerten haben. Darum kann uns Knabenerziehung nicht gleichgiltig sein, wenn uns die Mädchenerziehung am Herzen liegt. — Wir können auch der Volkserziehung nicht fremd gegenüber stehen, wenn wir der gefesselten Frau helfen wollen, sich frei zu machen. Wir müssen wissen, daß das gesamte Unterrichts- und Erziehungswesen eines Volkes ein lebendiger Organismus ist, an dem jedes einzelne Glied zu seinem Recht kommen muß, wenn das Ganze gesund bleiben soll. Die Vernachlässigung des einen Teiles kann nicht geschehen, ohne auch den andern Teilen auf die Dauer unberechenbaren Schaden zuzufügen.

Ist nun unser Bildungswesen ein gesunder, harmonisch gegliederter Organismus? Kommen alle Teile darin zu ihrem Recht? Werden alle edlen, hoffnungsvollen Keime darin zur Entfaltung gebracht, wie eine echte Sozialpädagogik sollte?

Und wenn wir diese Frage für einen Teil, für die Mädchenerziehung, jedenfalls verneinen müssen, so ergibt sich die weitere:

Auf welchem Wege können wir dann zu einer vollkommeneren, harmonischeren Erziehung und Charakterbildung gelangen?

Wir haben uns ja wohl alle längst von dem Aberglauben frei gemacht, daß nur die Bosheit der Männer an den vielen Unzuträglichkeiten des heutigen Frauenloses schuld sei. Wir versuchen den Entwicklungsgang der Dinge einfach historisch zu verstehen, und wenn wir denn anklagen müssen, so klagen wir uns selber an, unser eignes Geschlecht, daß es so viele, viele hundert Jahre hindurch so sündhaft bescheiden war, sündhaft bescheiden in den intellektuellen Ansprüchen für sich selbst, in den sittlichen Ansprüchen an den Mann. Wenn irgendwo, so gilt auch von den Frauen das Wort: „Nicht eure Sünde, sondern eure Genügsamkeit schreit gen Himmel.“

Wir wollen uns kurz daran erinnern, daß eigentlich erst im 18. Jahrhundert der Ruf nach einer energischeren Bildung der Frau ertönt.

Die Reformation, Luther besonders mit seiner derb männlichen Natur, hatte wenig Sinn dafür gehabt. Erst der Pietismus, der unser ganzes Gefühlsleben so ungeheuer verfeinerte, zeigte ein tieferes Interesse für die Mädchenbildung. Rousseau und die Philanthropen verlangten von dem Mädchen nur, daß es dem Manne gefalle. Verständnisvoller war Campe, der 1786 schrieb: „Was das weibliche Geschlecht, besonders in den gesitteten Ständen, betrifft, so scheint es den Staaten gleichgültig zu sein, ob Menschen oder Meerkatzen daraus werden, so wenig kümmern sie sich darum.“ Wenn man bedenkt, daß noch heute $97^1/_2$ % des Unterrichtsbudgets für höhere Knaben- und $2^1/_2$ % für Mädchenbildung verwandt werden, so scheint es den Staaten auch heute noch ähnlich zu gehen.

Aber die französische Revolution, die Blütezeit unserer Literatur, die Romantik mit ihrem ausgesprochenen Persönlichkeitskultus brachten auch hier eine Umwälzung hervor. Freilich, derselbe Schleiermacher, der in seiner Jugend den herrlichen „Katechismus der Vernunft für edle Frauen“ schrieb, und den die echteste Romantikerin, Bettina von Arnim, noch bis zu seinem Tode vergötterte, Schleiermacher trat in seiner „Erziehungslehre“ 1826 nur noch für eine Familienerziehung der Mädchen ein, ähnlich wie Riehl und Raumer. Auch Paul de Lagarde fürchtete eine schwere Schädigung des Familienlebens durch jede ernstere Geistesbeschäftigung der Frau. Erst um die Mitte des 19. Jahrhunderts kommt die Mädchenbildungsfrage wieder in lebhaftere Bewegung.

Die Bestrebungen der ersten Frauenrechtlerinnen, Luise Otto Peters, Auguste Schmidt, Henriette Goldschmidt u. a., der Aufschwung auf wirtschaftlichem Gebiet, die Entwicklung des nationalen Bewußtseins machten es möglich, daß die Städte wenigstens ihren Ehrgeiz darein setzten, den Mädchen die Wohltat gründlicheren Unterrichts angedeihen zu lassen, während die Regierungen fortfuhren, sich nur um die Knabenschule zu bekümmern.

Und diese Nichtbeachtung der Regierungen blieb natürlich — ich zitiere hier die Worte eines so gemäßigten Mannes wie des Schuldirektors Sommer in Braunschweig — ein schweres Hindernis für ihre Entwicklung.

Wir wollen es den Männern, die sich von der Weimarer Versammlung 1872 an um die Hebung des Mädchenschulwesens bemühten, nicht vergessen, daß sie alles erstrebt haben, was sie damals irgend für wünschenswert hielten: Männer, wie Kreyenberg oder Schornstein, dessen vortrefflich geleitete Töchterschule ich selbst zu besuchen das Glück hatte, die schon die Forderungen erfüllte, die auch die Preußischen Bestimmungen von 1894 noch nicht erfüllt haben: zehnklassige Schule und die Leitung der Oberklassen in den Händen ausgezeichneter weiblicher Lehrkräfte u. a. m.

Diese Männer haben sich sicherlich große Verdienste um weibliche Bildung erworben. Überhaupt, ich möchte das ausdrücklich feststellen, in all den Schriften über Mädchenschulwesen und Frauenbildung, die mir in der letzten Zeit durch die Hände gingen, die mit wenigen Ausnahmen fast alle von Männern geschrieben waren, ist mir zweierlei aufgefallen: ein durchgehender Zug aufrichtigen Wohlwollens und der Sympathie, das Bemühen, soviel als möglich auch der Frau in ihrem Bildungsbedürfnis gerecht zu werden.

Aber zweitens die männliche Subjektivität, mit der es ihnen trotz des besten Willens unmöglich ist, sich in die Seele der Frau zu versetzen, einzusehen, daß auch sie wie jeder Mensch erst das Recht auf freie Entwicklung ihrer Persönlichkeit um ihrer selbst willen hat und dann erst ihre volle Kraft in den Dienst ihres Volkes und der Menschheit zu stellen fähig ist. Wie gesagt, ich halte es nur für eine männliche Subjektivität, die sich nicht über die Schranken des Geschlechts erheben kann. Ich möchte es nicht gern für bewußten, gröblich brutalen Egoismus, der den andern Menschen einfach seelisch und geistig vergewaltigt, halten. Denn schließlich, auch bei den besten, feinsinnigsten Mädchenpädagogen, läuft es doch am Ende auf das alte Rousseausche Diktum hinaus: daß die Frau in erster Linie dazu erzogen werden müsse, dem Mann zu gefallen, wenn man es auch ein wenig zarter ausdrückt, mit den Worten: „daß sie imstande sein solle, seine Interessen zu teilen".

Da nun aber die Mädchenschule auf dem Prinzip aufgebaut ist, eine allgemeine Bildung zu übermitteln und man es als einen besondern Segen preist, daß sie zu keinerlei „Berechtigungen" führe, so mag sie ja gern für alle die weiter blühen und gedeihen, die irgend einen sichern Ausweis darüber haben, daß sie als erwachsene Menschen ihr Leben lang zu den Lilien auf dem Felde gehören dürfen, die nicht arbeiten und nicht spinnen.

Aber für alle die, denen ein solches Blumendasein nicht garantiert ist oder denen es auch nicht sittlich scheint, gilt die ernste Frage, was für eine Bildung denn nun anzustreben sei?

Gymnasialkurse für Erwachsene, wie sie in Berlin, Leipzig, Königsberg, Breslau, Stuttgart, Frankfurt a. M. etc. bestehen, sind notwendige Übergangsinstitute, die man auch in den beteiligten Kreisen immer deutlicher als solche erkennt.

Wie wenig diese Kurse für Erwachsene unsern Bestrebungen zu dienen vermögen, beweist am besten die Tatsache, daß auch unsere Gegner nichts gegen sie einzuwenden hatten.

Aber wenn ich noch im Oktober auf dem Verbandstage der Fortschrittlichen Frauenvereine bedauernd hervorheben mußte, daß man von seiten der Regierung darauf verharre, nur diese Kurse einzuführen, weil man nur zu gut wisse, daß es auf diese Weise nur einer verschwindend kleinen Minderheit möglich sei, sich die gymnasiale Vorbildung zu erwerben, so dürfen wir jetzt einen erfreulichen



Fortschritt konstatieren. Noch kürzlich hat uns der Reichskanzler in der Audienz, die er der Frauendeputation gewährte, selbst bestätigt, daß gerade auf diesem Gebiet mit Versuchen vorwärts gegangen werden soll. Der Gymnasialunterricht, wenigstens vom zwölften Jahre an, den wir so lange ersehnen, soll in immer weiterem Maße gestattet werden. Die Städte Charlottenburg und Schöneberg beabsichtigen ihrer städtischen Mädchenschule eine solche gymnasiale Abteilung zu geben — und es ist zweifellos, daß dann Städte wie Breslau, Köln, Hannover bald nachfolgen werden. Dieser Fortschritt wäre um so freudiger zu begrüßen, als bis jetzt alle solche Bestrebungen — in Preußen wenigstens — lahmgelegt waren. Nur die freie Stadt Hamburg war in der glücklichen Lage, ein Reformgymnasium für Mädchen vom sechsten Jahre an eröffnen zu können. Das war es eben, was uns bisher mit Grund so erbittern mußte: nicht genug, daß der Staat nur $2^1/_2$ % seines Budgets für uns aufwendet, — wobei er durchaus nicht so männlich konsequent ist, auch nur $2^1/_2$ % der Steuer von uns zu verlangen, — nein, er verbot es bisher auch noch immer, wenn aus privaten Mitteln für uns gesorgt werden sollte, wie seinerzeit in Breslau oder Köln.

So muß jeder auf eine umfassendere Umgestaltung des Mädchenschulwesens dringen, als die Gymnasialkurse für Erwachsene sie bieten, dem es ernst ist um eine wirkliche Reform der Mädchenerziehung, wer die Frau als Persönlichkeit betrachtet, die so gut wie der Mann ihre Existenzberechtigung in sich selbst hat. Denn Persönlichkeit sein bedeutet doch nichts anderes als Selbstzweck sein, wobei wir Schleiermacher durchaus zustimmen, daß, wer sich zu einer Persönlichkeit entwickeln will, alles das von sich abtun und unterscheiden muß, was er nicht ist, worunter also durchaus nicht etwa beschaulicher Selbstgenuß zu verstehen ist. Der ganze, jahrtausendelange Kampf zwischen bevorrechteten und unterdrückten Klassen, Rassen und Geschlechtern dreht sich eben letzten Endes um die Frage, ob der andere nur Mittel oder auch Selbstzweck ist. Wenn der Kantsche Imperativ lautete: „Handle so, daß du deinen Nächsten nie nur als Mittel, sondern auch als Zweck gebrauchst,“ so ist dieser Imperativ der Frau gegenüber selten befolgt worden.

Der Instinkt ist eben mächtiger als alle Logik, der Trieb der Selbstbehauptung stärker als alle Sympathie. —

Drei prinzipielle Standpunkte könnte man dem Mädchenerziehungsproblem gegenüber unterscheiden.

Der eine legt alles Gewicht auf die Verschiedenheit der Geschlechter und folgert daraus, daß diese Verschiedenheit noch schärfer herausgearbeitet werden müsse.

So sehr wir aber in der fortschreitenden Differenzierung und Arbeitsteilung eines der wichtigsten Kulturmomente sehen, so klar haben wir auch erkannt, daß diese Arbeitsteilung, so wichtig sie für den Kulturfortschritt im allgemeinen sein mag, für den einzelnen von den

verhängnisvollsten Folgen gewesen ist. Sie hat aus dem produktiven Arbeiter eine Maschine gemacht, sie verurteilt lebendige Menschen zu alles Eigene ertötender mechanischer Tätigkeit.

Nun läßt sich ein Standpunkt denken, der alle diese Übel sieht, sie aber im Interesse der Kultur für notwendig und unaufhebbar hält. Treitschkes bekanntes Wort: „Keine Kultur ohne Dienstboten" wird bewußt oder unbewußt auch der Frau gegenüber angewendet. „Keine Kultur ohne die häusliche Dienstbarkeit der Frau," glaubt man, und wenn man ihr geistige Nahrung reicht, so geschieht es in der ausgesprochenen Absicht, sie dadurch dem Manne angenehmer zu machen — und nur insoweit bildet man sie.

Diesen ersten Standpunkt vertreten mehr oder minder fast alle männlichen Mädchenschulpädagogen. Gegen diese Herren wäre gar nichts einzuwenden, wenn es nur zum Ausgleich auch weibliche Knabenschulpädagogen gäbe. Es ist daher gar nicht zu verwundern, wenn sich dieser einseitig männlichen Auffassung gegenüber eine Reaktion bildete, die dieser Betonung der Unterschiede eine Betonung der Gleichheit entgegensetzte und die gleiche Bildung für Mann und Frau forderte. Man versteht, daß die Frauen, solange man in jedem Unterschiede im Grunde eine Minderwertigkeit auf weiblicher Seite sah, von diesen Unterschieden nichts mehr wissen wollte.

Es bedurfte schon eines viel stärkeren Selbstvertrauens, einer Reihe glücklich verlaufener Experimente und einer vertieften, philosophisch-psychologischen Bildung der Frau, daß wir lernten, uns auch unserer weiblichen Eigenart zu freuen, anstatt uns ihrer zu schämen und sie zu verleugnen. Wenn wir deshalb für die gleich hohe Bildung eintreten, so geschieht es, weil wir einen stärkeren Glauben an die Natur haben als die Leute, die immer von den Grenzen der Natur reden, die die Frau nicht überschreiten dürfe, und die zugleich eine komische Angst haben, die Natur der Frau könne durch Lateinunterricht oder dergl. Äußerlichkeiten ausgetrieben werden.

Gerade weil wir an eine unzerstörbare typische Verschiedenheit der Geschlechter glauben, fürchten wir uns nicht davor, sie mit derselben höchsten Bildung zu erfüllen, ja, sie auch gemeinsam zu erziehen. Werden doch auch nicht alle Schüler oder Schülerinnen derselben Schule einander gleich durch den Unterricht, behauptet doch jeder durchaus seine individuelle Eigenart.

Daß das Gebiet der Mädchenschulbildung dringend reformbedürftig ist, ist nun auch von den Kreisen der Regierung offiziell anerkannt. Nur über die Art und Weise der Reform herrschen begreiflicherweise in den Kreisen der Regierung, die langsam und widerwillig dem Druck der öffentlichen Meinung nachgibt, und in den Kreisen derer, die reformieren wollen, verschiedene Anschauungen.

In derselben Audienz beim Reichskanzler, die uns die erfreuliche Zusicherung brachte, daß mit den Gymnasialkursen für zwölfjährige Mädchen weitere Versuche gemacht werden sollten, wurde uns doch



auch erklärt, daß sich die Regierung einstweilen mit dem Gedanken der „gemeinsamen Erziehung“ noch nicht befreunden könne, daß aber die kleineren Staaten mit gutem Beispiel vorangehen möchten, wie so oft in Fragen der Kultur.

Aber eine völlige Lösung unserer Bildungs- und Erziehungsprobleme sowie die Möglichkeit eines reicheren, tieferen Verhältnisses zwischen den Geschlechtern im allgemeinen wird doch nur auf dem Wege gemeinsamer Erziehung zu erreichen sein.

Ich denke in einem folgenden Artikel Beweise für diese Behauptung zu erbringen.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Berlin. *Dr. Helene Stöcker.*

Goethe und Tasso *).

So wird sich wieder denn der Vorhang heben
Vor Belriguardos lorbeerstillen Gärten,
Wo zarte Frau'n Gedankenkränze winden
Und alle Schönheit ahndevoll umfangen,
Ein edler Fürst die Kunst beschützt, weil er
Nicht Regeln ihr, nein, Recht und Freiheit gibt,
Nicht Ketten, sondern Flügel ihr verleiht,
Und wo in Sonnenglanz und Myrtendüften
Torquato Tassos traurige Geschichte
Sich zuträgt, der mit traumgeschwellten Segeln
Gescheitert einst am starren Fels des Lebens —
Um ihn in höchster Not doch zu umklammern.

Des unglücksel'gen Sängers Schicksal hat
Ein glücklicherer Genius uns gesungen.
Und war er glücklicher? Nahm ihm das Schicksal
Nicht nur die äuß're Bürde von den Schultern,
Daß tiefer er den inn're Schmerz empfinde?

---

*) Als Prolog gesprochen bei einer Tasso-Aufführung vor dem Hamburger Goethebund.



O glaubt: er hat das eigne Leid gesungen
In Tassos Schmerzen! Ach, in süßen Worten
Hat laue Kälte ihn, wie oft, gekränkt,
Gefrorner Neid mit scharfen Eisesnadeln
Sein Herz verletzt wie oft! Doch Qual vor allem
Ist gottgeborner Seelen tiefster Drang:
Der Dichtung Traum dem Leben zu versöhnen!
Ach, all ihr Leben ist ein schmerzlich Fragen:
Warum ward unter Seligen ich geboren,
Wenn unter Menschen ich mein Leben lang
Die Heimat suchen soll? —

Allein er suchte
Und suchte mit dem treusten Menschenherzen
Geruhige Wohnstatt unter seinen Brüdern.
Denn Mensch war er, und unter Menschen wollt' er
In Liebe wohnen. Und im Angesichte,
Im ungeheuren Rätselangesichte
Des Lebens forscht' er Tag für Tag und Stunde
Für Stunde. Und war seelentief beglückt,
Wenn aus des Lebens dunklem Auge ihn
Ein heimlich, heilig Wissen überdrang.
Da weckte solch ein Licht in seinem Busen
Das große Feuer seines Herzens auf,
Und seine Kunst, in goldnen Flammen sang sie
Ein selig Wissen uns vom harten Leben.
Ja, glücklich war er! Seine Stirn berührte
Das Heldenglück des Lebensüberwinders —
Das Glück, das einst Ferraras armer Sänger
Mit irrem Flügelschlag umsonst gesucht.

Und wir, vereint in seinem großen Namen,
O, suchten wir ein gleiches Glück und fänden's!
Noch fliehen irrend Leben sich und Lied.
Des Lebens Helle suchte einst die Kunst
Und zagte feigen Blicks vor seinen Nächten —
In seines Dunkels Schrecken drang sie vor
Und haßte lichtvergessnen Aug's die Sonne —
Vergessen und verloren hatte sie
Das Werk des großen Schöpfers aller Dinge,
Das Lied des Weltendichters: Tag und Nacht.
Und da sie's endlich wiederfindet, jubelnd
Die Arme breitet nach des Lebens Fülle —
Verwehrt sich ihr das Leben streng und kalt.
Nicht will's mit ihr des Lorbeers Schatten teilen,
Den trauten Namen „Freundin" ihr nicht gönnen,



Wehrt ihr den Thron, den ihr Natur errichtet
Zur Seite des Gedankens und der Sitte,
Und spricht voll Hochmut dröhnende Gesetze:
„Du sollst!“ und „Du sollst nicht! Weil mir's beliebt!“
Ach, nicht von edler Frauen roter Lippe,
Nein, von des Eifrers zorngesträubtem Munde,
Von Pharisäer- und Pedantenlippen
Gellt nun der Ruf: „Erlaubt ist, was sich ziemt!“

Versöhnung unser Werk! Es kam der Frühling;
Goldregen hängt herab aus leichten Lüften,
Und aus der Tiefe steigt die Lilie auf,
Demselben Schoße beide sie entsprungen.
O, daß dereinst in einem neuen Frühling
Entgegenwüchsen Leben sich und Lied,
In Mutterarmen der Natur versöhnt!
Wohl käme dann auch Tassos „goldne Zeit“!
Am Zeitenstrom hinwandelten sie beide,
Die Kunst, das Leben, Aug' in Aug' versunken
Im starken Frieden spät erkannter Liebe.
Nicht mehr begehrte eines, was das andre
Nicht willig aus verwandtem Trieb gewährt.
So führend wie geführt frohlockten beide
Dem lichtumkränzten Ziel der Ströme zu,
Und im Geriesel warmer Sonnenfluten
Und im verborgnen Silberklang der Quellen,
Im rauschenden Gesang aus Busch und Bäumen
Bewegte das Erlösungswort die Welt,
Das selige Wort: „Erlaubt ist, was gefällt!“

Hamburg. *Otto Ernst.*



Ulrike Dhuym, eine schöne Seele.

Roman von *Hans von Kahlenberg*.

(Fortsetzung.)

Es waren keine ganz glücklichen Vorbedingungen, unter denen Ruth von Winnstedt, sehr jung noch, zuerst in die Welt trat. Die besondere und einflußreiche Stellung ihres Vaters, anstatt ihre Aussichten zu erhöhen, mußte fast einen Nachteil bedeuten in einer Umgebung, wo man auch den Schein des Strebertums, kommißmäßiger Huldigung an die Tochter des Kommandeurs vermeiden wollte.

Fräulein von Winnstedt war wenig hübsch, besaß auch nicht das Talent, durch äußeres Zurschautragen ihres Liebeswerts die Sympathieen zu erwerben, nach denen sie trotzdem dürstete, die sie als echte Frau am vollsten und reinsten empfunden hätte in der Zuneigung eines guten und feinfühligen Mannes. Gleich anderen jungen Mädchen ihres Alters wußte sie sich den Geträumten mit jeder Beigabe des Edelmuts und der Schönheit auszustatten; es war seltsam, daß das Idealbild ihrer jungfräulichen Vorstellung oft die Form, äußere Eigenheiten von Reginald Dale annahm. Ihre Mutter hatte diesen Mann geliebt, war sein Schicksal geworden; hier, auf heimlichem, reinen Altar glühte ihm ein sanftes Opferfeuer, von dessen frommer Wärme er nie erfahren sollte.

Lord Staunton, um jene Zeit, durfte sich vorbereiten für große Pläne von Gefahr, Sterben, aber auch hoher Zivilisation, der Erschließung eines ganzen Erdteils, zu denen ein geliebter und teuerster Freund seines Beistands bedurfte. Die noch blutjunge, mit mancherlei Schwächen und Unzulänglichkeiten behaftete Kulturexistenz von Mittelafrika wurde durch den Aufstand des Mahdi bedroht. Wieder war England als Vormacht in Ägypten berufen, für die Sache der Zivilisation und Menschlichkeit sein Schwert zu ziehen. England in diesen Gebieten war Gordon, eine der außergewöhnlichsten und wundervollsten Kulturerscheinungen, welche das alte Britannien der Helden und des Fortschritts hervorgebracht hat.

Der General in London hatte Reginald Dale gerufen. Reginald folgte seinem Ruf, folgte um so leichter, als er ein einsamer Mann war, den keine andere, geringere Pflicht an die Welt mehr band.

Durch eine seltsame Laune des Schicksals sollte der Widerstand gegen Ruth von Winnstedts Art von derselben Gegenart ausgehen, die einst ihrer Mutter im Leben feindlich nahegetreten war. Nach längerem Frontdienst in einer ostpreußischen Garnison hatte Oberst von Steele mit dem Generalstitel die Kommandantur der Festung erhalten. Seine Familie kehrte in den früheren Kreis zurück in einer Stellung, die den Verkehr mit dem Regiment unabweislich machte,



sogar wenn die Generalin von Steele nicht selbst den Wunsch nach regstem geselligen Austausch gehabt hätte. Diese Frau hatte das Unglück getroffen, in sehr kurzer Zeit ihre hübsche, blühende Grete an der Diphtheritis zu verlieren. Es war auch der erste Schmerz in Ulrichs jungem Leben gewesen; wie ein Rasender hatte er sich mit geballten Fäusten, tobend, gegen die Wand geworfen: Du sollst nicht! Du sollst nicht! — als ob er mit dem Tod selbst ringen, ihm das Leben der kleinen Gefährtin abzwingen wollte. — Einige gelinde Heiterkeit mit sehr viel derber Anerkennung erregte es, als die neue Kommandantin beinah am Datum ihrer silbernen Hochzeit noch einmal einem kleinen Mädchen das Leben schenkte. Ulrike konnte neben der Oberhofmeisterin eine Patenstelle nicht ablehnen, das Baby wurde Viktoria Ulrike getauft. Sophie, die älteste Steele, war damals zwanzig Jahre alt, drei Jahre älter als Ruth und ganz naturgemäß auf vielfachen Umgang mit dieser angewiesen; auch in Gesellschaften begegneten sich beide beständig.

Für ihre häusliche Reinlichkeit fürchtete Ulrike nichts mehr. Seit Gerts Geburt hatte sie ein Mißtrauen in ihren Mann, das ihr eine Zeitlang geblieben, wieder abgelegt. Sie war im ganzen resignierter geworden; wenn er sie betrog und sie nichts sah, durfte sie zufrieden sein. Vielleicht lag immer noch eine sinnliche Unzulänglichkeit zugrunde, die sich seit ihrer Leidenschaft für Reginald nicht wieder ergänzt hatte. Ein Teil ihres Wesens, der beste, feinste, war damals in die Ferne gezogen mit ihm, er schweifte über wilde, weite Länder, kreiste heimatlos über allerlei Tiefen der Spekulation und Mystik. Im Haus war sie ergebener, praktischer; und es war erstaunlich, wie Winnstedts Einfluß jetzt in ihrer neuen Demütigkeit überwog. Er bestimmte alles; sogar um Dinge des gesellschaftlichen Lebens, in denen er früher auf ihren Rat hörte, wurde sie nicht mehr gefragt; es gelang ihm selbst, sie direkt nutzbar zu machen zu gewissen Zwecken, interessierten Schiebungen. Manchmal sagte sie sich, daß sie wie die anderen Frauen jetzt strebte, heuchelte, Konzessionen machte; sie sagte es sich ohne Empörung, mit einer gewissen Wehmut derer, die auf ihr Bestes verzichtet haben, nur noch da sind um der anderen willen. Er war ja auch der Klügere; die Kinder wurden zur Hauptsache. Einmal versuchte sie noch eine Auflehnung. — Ihre geschiedene Schwester, der man Dhuym zum Wohnsitz angewiesen hatte, wollte sie auf ihrer Reise besuchen. Die Kinder, der Sohn und drei Töchter, waren dem Mann zugesprochen worden; da sie längst erwachsen außer dem Hause lebten, sprach es wenig mehr mit. Lady Dale schrieb in den tiefsten Tönen des beleidigten Muttergefühls: Man hat mir meine Kinder geraubt, meine Ehre vernichtet, mein Haus verschlossen. Ich habe niemand mehr als dich, denke an unsere Jugend, Ulrike! dasselbe Blut, das uns verbindet. Ich brauche in meinem Unglück eine fühlende Brust, an der ich mich ausweinen kann! —

Winnstedt widersetzte sich dem Plan dieses Besuches mit aller Entschiedenheit; er selbst schrieb an Henriette die Absage, auf die keine Antwort erfolgte, ebensowenig wie auf Ulrikes heimliches, langes, zärtliches Schreiben. Sie empfand ihres Mannes Weigerung tiefschmerzlich, ein Gefühl der Zusammengehörigkeit im Unglück schien ihr das Richtige; man durfte in einem solchen Fall die Welt und ihre Ansicht nicht scheuen. Er war ganz anderer Meinung: Du hast kein Recht, dich und unsere Kinder zu kompromittieren. Wir können ihr in nichts wirklich helfen, der ganze Besuch ist ein Theatercoup mehr zu den übrigen. Ich verdamme deine Schwester keineswegs, — man muß für die Folgen seiner Handlungen eintreten, aber darf nicht andere noch in Mitleidenschaft ziehen. — Die Entfaltung dieser Weltklugheit, obgleich sie ihm recht geben mußte, ließ einen kleinen Stachel in ihr zurück. Es war in so vielen Dingen das gleiche; manchmal kam es ihr vor, als ob ihr eigenes Selbst ganz klein, zusammengeschrumpft in irgend einer Ecke kauerte, — sie war Frau von Winnstedt, die Kommandeuse, die empfing, überall liebenswürdig war und zu Hofe ging.

Als sehr ernsthafter Sorgenpunkt drängte sich Geldmangel mit ein. — Frau von Steele hatte nach Vickys Geburt oder früher schon ihre Abschweifungen ins Gebiet der Galanterie, der Liebe um der Liebe willen, aufgegeben, sie alterte jetzt rasch. Wie es bei sehr lebenskräftigen Frauen nach gewissen Jahren oft der Fall ist, konzentrierte sich ihre Energie nun in den Ehrgeiz, ihre Töchter unterzubringen, Geld anzuhäufen. In ihrer Stellung, die allseitige Repräsentation erforderte, fand sie Gelegenheit, auch mit Zivilpersönlichkeiten in Beziehung zu treten. Sie hatte derartige Verbindungen von jeher unterhalten, ebenfalls aus guten Gründen. Jetzt wurden reiche Fabrikanten, Bankiers, Großindustrielle ihr bevorzugter Hausverkehr. Besonders häufig sah man bei ihr einen Herrn Holzmann, einen immens reichen Holzhändler und Spekulanten, der auch einen erwachsenen Sohn hatte. Holzmann, obgleich in seiner Art sicher ein genialer Kopf, für patriotische und wohltätige Zwecke von wahrhaft fürstlicher Freigebigkeit, blieb doch in dieser Gesellschaft ein Element, das einer gewissen Einführung bedurfte. Die Frau war schon lange tot, zwei Töchter hatten Kavallerieoffiziere in entfernten Garnisonen geheiratet, die jüngeren Herren verkehrten bei ihm wenigstens teilweise, hauptsächlich auch infolge von Frau von Steeles Machenschaften. Zwischen der Generalin und dem Börsianer hatte sich ein Verhältnis auf Gegenseitigkeit ausgebildet, sie hatte bei der Verheiratung der Töchter die Hand mit im Spiel gehabt, dafür legte er ihr kleine Summen, sogenannte Wirtschaftsersparnisse, vorteilhaft an. Sie wußte Ulrike nicht genug zu rühmen von ihren einträglichen Käufen und Verkäufen. Wenn wirklich dabei auch andere gelegentliche gute Dienste mit unterliefen, bildete diese Interessengemeinschaft den festen Kitt im Verkehr der beiden, die sich übrigens im Bewußtsein



solch soliden Fundaments den unausbleiblichen Klatsch wenig anfechten ließen. Auch Winnstedt, dem seine Stellung äußerste Vorsicht auferlegte, sah den Finanzier im Steeleschen Hause zuweilen. Als Tatkraft, als außerordentlich kluger Zyniker, interessierte er ihn. Vielleicht entstand dadurch der Plan, den Rest von Ulrikes kleinem Heiratsvermögen ebenfalls vorteilhafter anzulegen. Durch indirekte Vermittelung Holzmanns gelang es; vorläufig kamen die höheren Zinsen sehr erfreulich und gelegen.

Gern hätten Steeles ihre Gönnerschaft auch auf Ruth erstreckt. Die Generalin war schlau genug, sich zu sagen, daß eine Vertrautheit mit Fräulein von Winnstedt ihrer Tochter nur als Empfehlung dienen konnte; anderseits fand die blonde, rundliche, kokette Sophie eine nicht üble Folie an der dunklen, überschlanken, stillen Oberstentochter. Ruth wurde mit Einladungen von Steeles überhäuft; unter dem gutmütigen Vorwand, daß „die liebe Winnstedt“ davon nichts verstand, arrangierte Frau Gisela beständig Partieen, Bazare, Aufführungen, mit der ebenso gutmütig klingenden, ausgesprochenen Absicht, das Mädchen unter die Haube zu bringen. Ulrike war schwach genug, dieser Aufdringlichkeit nicht ganz die gebührende Abfertigung zu erteilen. Die Zweideutigkeit rächte sich bitter, — zunächst an dem ganz unschuldigen Opfer. Ruth war ihrer ursprünglichen Abneigung gegen Frau von Steele durchaus treu geblieben; wenn etwas sie darin noch bestärken konnte, war es die Art und Weise, wie diese Frau sie jetzt scheinbar begönnerte. Sie durchschaute diesen Schein vollkommen, daß sie nur benutzt wurde, um Sophie in Szene zu setzen. Mit Vorliebe sprach die Kommandantin von Ruths Sonderbarkeit, ihrer Schwermut, erwähnte die schwache Gesundheit des jungen Mädchens, alles unter Beteuerungen großer Zärtlichkeit.

Ihrem Charakter gemäß war es Sophie Steele sehr bald gelungen, die Herrschaft über die gesamte junge Mädchenwelt an sich zu reißen. Sie besaß die bequeme sogenannte Gutmütigkeit, die besticht; man fand die vertrauliche, indiskrete Manier, sich in anderer Leute Angelegenheiten einzudrängen, warmherzig und freundschaftlich. Diese unzarte Indiskretion erstreckte sich auch auf ihr eigenes Selbst, niemand sprach mehr von ihren Gefühls-, Liebesangelegenheiten als Sophie Steele; sie hatte die Herren alle am Bändel, lachte nachher mit ihren Freundinnen über die Eingefangenen. Alle diese Sachen nahm sie ganz und gar nicht tragisch, überaus eingeweiht in das sozusagen Technische der zarten Leidenschaften. Es gab keinen schlechten oder lüsternen Leihbibliotheksschmöker, den Sophie nicht durchstöbert hätte, sie verkehrte seltsam frei mit den Dienstboten, war in Berlin im Pensionat gewesen; ihre Geschichten wimmelten von verblüffend frechen Details. Ein Zug der Zeit kam solcher frühreifen Mädchenwissenschaft entgegen; anstatt der Ritterbücher, gefühlvoller Almanachs ihrer Mutter, hörte Ruth in ihrer weichen, eindrucksfähigen Jugend die Verkündigungen des neuen, siegreichen Naturalismus. Sie war so



in gewisser Hinsicht weniger unschuldig; ohne sich Ulrikes Illusionen zu machen, wäre sie auch deren Täuschungen und Selbsttäuschungen nicht erlegen, eine tiefe, ablehnende Traurigkeit bemächtigte sich ihrer. Am liebsten hätte sie sich nun wie eine Schnecke in ihr eigenes Inneres zurückgezogen; der Ton, den Sophie Steele angab, beleidigte ihr Schamgefühl, empörte sie, die keine Prüde war. Sie bat ihre Mutter, nicht mehr ausgehen zu dürfen; von tausend Nadelstichen blutend, trug sie sich damals mit dem Gedanken, Diakonissin zu werden.

Wieder war es Winnstedt, der sehr energisch auf der Teilnahme seiner Tochter an der Geselligkeit bestand. Ruth mußte mit ihm ausreiten, sie präsentierte sich gut zu Pferde, erlebte da keine Demütigung. Er erließ seinen Damen keine Gesellschaft, nicht einen Kasinoabend. Fräulein von Winnstedt erlangte wirklich eine außerordentliche Selbstbeherrschung im Ertragen kleiner Zurücksetzungen, die der lebhaften Ulrike immer versagt blieb; sie kränkte jede Kleinigkeit in die Seele der Tochter hinein, deren Kränkung sie dadurch verschärfte. Das würdige und zurückhaltende Wesen des jungen Mädchens imponierte, Sophie Steele hätte nicht gewagt, sich offen oder laut über sie lustig zu machen, selbst den jungen Herren, ihrem geschworenen Clan gegenüber, nicht.

Wenn Ulrike sich viel später fragte, wo ihre Seele Kraft gewann inmitten dieses Weltgetriebes kleiner Eitelkeiten, täglicher Bitternisse und unrühmlicher Mißerfolge, trugen ihre Gedanken sie von selbst zur Gremsburg. Im prachtvoll restaurierten Feudalschloß dort, in der paradiesischsten Gegend Deutschlands, lebte ihr eine Freundin, Gräfin Gremsheim. Wesen und Wirken dieser Frau, die früh resigniert hatte, nach harten Schicksalsschlägen, faßte sich in dem einen Namen Richard Wagner zusammen. Nur für den verkannten Meister, sein Riesenwerk, lebte sie, um dem Fürsten Fürstengunst und Beistand zu werben. Eine ihrer ersten Proselytinnen, dann Jüngerin war Ulrike Winnstedt.

Die beiden Frauen verstanden sich vollkommen ohne viele Worte. Nichts störte hier die Einsamkeit, während Töne, herbklingende und sehnsüchtige Verse sie in eine mystische, zaubersüße und wunderbare Welt entführten. Es gab viele Menschen, die die Gräfin Emilie für überspannt hielten. In ihrer Umgebung uralter Münster, verfallener Römerkastelle, wenn der Mondschein über krenelierte Türme und graue Mauermassen fiel, war sie eine der großen Frauen des Mittelalters, stark und keusch, deren ganze Sinnlichkeit in Kunst, Kultus des Künstlerischen übergegangen war. So mochte Vittoria Colonna den Sonetten Michelangelos gelauscht haben, den feurigen Künstler bezähmend, seinem Streben die hohen Grenzen absteckend.

Den abendlichen Rückfahrten in der Gremsheimschen Equipage durch das silberflutende Rheingau folgten wieder gezwungene Diners mit Steeles; man klatschte im Regiment über Verlobungen, mißglückte Annäherungsversuche. Ihre Nichten Dale besuchten sie, Ulrike fand



altgewordene junge Mädchen, die man in einer künstlichen Unselbständigkeit gehalten hatte; der Mangel eines Heims, früh verwirrte Grundsätze machten sie innerlich zerfahren, freudlos. Beinah leidenschaftlich schlossen sich die Mutterlosen an die Tante; wieder bildete die Musik den Boden eines breiteren Verständnisses, Auslösung und Gemeinsamkeit.

Winnstedt blieb all diesem fremd, unerschütterlicher Skeptiker und Realist, auf gefährlichem Boden, dessen Gefährlichkeit selbst ihn amüsierte. Vielleicht begünstigte er heimlich, daß seine Frau der überspannten Clique mit angehörte; diese Clique bildete eine Macht am Hofe, es war nützlich, sich über Bewegung und Stimmung in ihr orientiert zu halten. Im geheimen stand er fest zu Preußen, Bismarck und Protestantentum. Gerade dieser etwas nüchterne Dreiklang genügte ihm vollkommen, hatte ihm den bedeutenden Lebensinhalt gegeben, den seine höfische, leichtfertige Jugend vermissen ließ. Höfe, Fürsten und Frauen besaßen keinerlei Nimbus für ihn. Niemals war er dahin zu bringen, solche Beziehungen nachträglich auszunutzen. Ulrike erstaunte die kühle Überlegenheit, mit der ihr Mann als unabhängiger Mensch, Verabschiedeter, von Verhältnissen, Persönlichkeiten sprach, die ihr doch damals imponiert hatten, unendlich wichtig schienen im beständigen Spiel und Gegenspiel der Interessen und Intrigen.

Das Ende der Saison brachte die Verlobung von Sophie Steele mit dem jungen Holzmann, auf die sehr bald die Hochzeit folgte. Die ganze Stadt sprach drei Wochen von der höchst opulenten Feier, obgleich einige witzige Leutnants behaupteten, daß auf Seiten des Bräutigams mehr Baumstamm vorhanden sei als Stammbaum. Bei dieser Gelegenheit streute Gert mit Vicky Blumen, der Sechsjährige führte die Dreijährige mit der vollendeten Grandezza des geborenen, kleinen Kavaliers.

Es war ein erstaunlich kaltblütiges und gesetztes Kind, in dem Ulrike früh den praktischen, weltklugen Zug des Vaters erkannte. Sie fürchtete sich fast vor ihm, Knirps, der er war, wenn er sie mit seinen kritischen, hellen Augen betrachtete; ihre alten Märchen und Geschichten, die die andern Kinder entzückt hatten, von Elfen und Feen, wollten ihr bei dem Jüngsten so recht nicht von den Lippen. „Das gibt's ja gar nicht, Mama, das mußt du dir nicht einreden lassen,“ sagte er gönnerhaft. Mit fliegenden Fahnen war die Tante Winnstedt von dem älteren zum jüngeren Bruder übergegangen: Gertchen war artiger, manierlicher, Gertchen war ein Winnstedt.

Im Frühling erhielt Winnstedt die Brigade; gleichzeitig erfolgte seine Versetzung nach einer der östlichen Provinzialhauptstädte.

Sie verließen die Garnison in der üblichen Hast und Überstürzung. Frau von Steele war an der Bahn mit Vicky, das ganze Regiment natürlich, Emilie Gremsheim in ihrer Equipage, viele Personen vom Hof. Der Abschied von der greisen, hohen Frau war Ulrike wirklich



schwer geworden; sie hatte bei ihr aufrichtige Zuneigung gefunden, innere Vornehmheit, jenen heimlichen und schmerzlichen Zug der Weltflucht, über Pracht und Prunk hinweg, der die Hohen vereinigt, die Niedrigen versöhnen dürfte.

(Fortsetzung folgt.)

CHRONIK.

„Die Verrohung der Theaterkritik“ in englischer Beleuchtung.

Jetzt, da der Kampf um die Theaterkritik im literarischen Deutschland tobt, dürfte es von Interesse sein, eine von diesem Streit völlig unabhängige Stimme aus dem Ausland über den gleichen Gegenstand zu hören und mit den Äußerungen Sudermanns und seiner Gegner zu vergleichen. Im letzten Dezemberheft des „Nineteenth Century“ bespricht Oswald Crawfurd die Zukunft des englischen Dramas, und bei dieser Gelegenheit läßt er sich über die gegenwärtige englische Theaterkritik folgendermaßen aus:

„Ich wage es zu behaupten, daß das Drama in Großbritannien durch nichts so sehr leidet, wie durch die Kritiker. Es leidet durch zwei Arten von Kritikern, durch die guten und durch die schlechten. Der schlechte Kritiker fördert schlechte Stücke und schädigt gute, der gute Kritiker schlägt alle Stücke ohne Unterschied tot. Der »milde« Kritiker schmeichelt unseren niedrigsten Instinkten; er hat nicht genug Geist, um ein gutes Stück zu erkennen, und mit seiner gutmütigen Toleranz gegenüber schlechter Arbeit fördert er das Wachstum von üblem dramatischem Unkraut, wie ein Mistbeet das Wachstum von Giftschwämmen. Der gute Kritiker, völlig überzeugt von dem Verfall des englischen Theaters, macht aus seiner Meinung kein Hehl und erfüllt seine Pflicht gegenüber seinem Gewissen, seiner Zeitung und seinem Publikum, indem er jedes Stück und jeden Dramendichter in Grund und Boden schreibt. Nichts Dramatisches reicht an seinen hohen Standpunkt heran. Wenn er lobt, dann ist es so schwach, daß sein Lob ebenso sicher tötet wie sein Tadel. Er ist geistvoll, unterrichtet, kennt seinen Aristoteles aufs genaueste, und vor allem, er ist schneidig, von großartiger journalistischer Schneidigkeit. Er ist im Theater wie auf dem Anstand, die neuen Stücke sind seine

Fasane, und er holt sie mit unfehlbarer Sicherheit herab, so hoch sie auch auffliegen mögen. Das ist ein recht amüsanter Sport für ihn und seine Leser, aber das Drama leidet darunter. Der Kritiker spielt da die beifällig aufgenommene Rolle des Herkules im Kampf mit der Hydra, und so oft die arme Hydra, das englische Drama, einen neuen Kopf hervorwachsen läßt, dann steht schon ein Dutzend Halbgötter der Presse mit ihren Keulen oder scharfen Schwertern bereit, um das Haupt des Ungeheuers abzuschlagen oder zu zerschmettern. All das wäre ja sehr lobenswert, wenn das englische Drama ein schädliches Ungeheuer wäre, das um jeden Preis aus der Welt geschafft werden müßte. Aber es ist beklagenswert für alle diejenigen, die da glauben möchten, daß es noch dereinst leben und gedeihen werde.

Das Schlimmste dabei ist, daß gar keine Reform auf diesem Gebiet möglich ist. Wir können wohl die guten Kritiker bitten, weniger bösartig, und die anderen, weniger gutmütig zu sein; aber ist es wahrscheinlich, daß sie sich auch nur im geringsten nach diesen Bitten richten würden? Indessen ist es wohl der Mühe wert, sich klar zu machen, wie es um uns stehen würde, wenn wir überhaupt keine Zeitungskritik hätten; wenn wir weder den allzumilden Richter, der freispricht, noch den allzustrengen, der hängen läßt, hätten, wenn das Publikum selbst der letzte und einzige Richter wäre, wie in jeder Periode des großen Dramas. Als die Griechen schrieben, gab es noch keine Zeitungskritiker; so war es auch in Shakespeares, in Molières, selbst in Sheridans Zeit.

In diesen herrlichen Zeiten gab es noch keine zehntausend geschriebene Epigramme am Morgen nach einer Première, für die eine schwache Stimme eines Menschen, der sich unter der Zuhörerschaft befunden hatte. Die Zuhörerschaft selbst sprach und entschied. Die Schriftsteller waren in der Minorität und wurden überstimmt. Diese Zeit kann nicht mehr wiederkommen. Die Presse hat alles verändert. Bei all den unschätzbaren Wohltaten, die sie uns nach anderen Richtungen hin gebracht hat, hat sie dazu beigetragen, das Drama zu erdrosseln. Alles, was wir hoffen können, ist: die Bühnenstücke so zu vermehren, daß es der journalistischen Kritik unmöglich gemacht wird, es mit ihnen allen aufzunehmen.

Man wird fragen: kann das Publikum für sich selbst sorgen, und ist es nicht wohlangebracht, daß das scharfe Messer der kritischen Guillotine auf den Nacken des unerfahrenen Dramatikers herabfällt? Die Antwort lautet: das Publikum hat es immer verstanden, für sich zu sorgen, und kann das, was ihm gefällt, ermutigen, und das, was ihm mißfällt, verurteilen, mit der größten Bequemlichkeit und um so größerer Freiheit, je mehr es sich selbst überlassen bleibt. Was „das Gemetzel der Unmündigen“ betrifft, so ist es gerade das, was wir Liebhaber der dramatischen Kunst nicht brauchen. Wir wollen vor allen Dingen, daß unerfahrene Dichter, die Dramen in ihren



Köpfen tragen, die Möglichkeit erhalten, ihre Kunst vor dem Publikum auszuüben. Die Kritiker sind im Unrecht, wenn sie glauben, daß das Publikum nach guten Stücken verlangt, d. h. nach guten Stücken im Sinne der hergebrachten Regeln dramatischer Kunst. Es braucht nur Stücke, bei denen es fühlt oder denkt, lacht oder weint. Shakespeare hat auch nicht immer „gute Stücke" in diesem engeren Sinne geschrieben, wohl aber große, durch die er sein Publikum zum Lachen oder Weinen, zu tiefer Erregung oder tiefem Nachdenken brachte.

Die Kritiker übersehen auch die Tatsache, daß ein erfolgreicher Dramatiker ein Künstler ist, und ein Künstler ist seinem Wesen nach ein Mensch von abnormer Sensibilität, ein Mensch, der Lob und Tadel schärfer empfindet als andere. Sie behandeln den irrenden Dramatiker wie ein Objekt auf dem Seziertisch. Zum Unglück für die Reformierung dieses Gebiets ist die Sympathie mit dem, was bei einer Novität Hoffnungen erweckt, von schwächerer Wirkung auf den Leser, als das scharfe Abrechnen mit den Fehlern. Es mag noch betont werden, daß mein Interesse für die angegriffenen Dramatiker ein rein altruistisches ist. Der Schreiber dieser Zeilen stand niemals in Verbindung mit dem Theater."

Nachdem dann Crawfurd die Pariser Theaterkritik, die von den ersten Gelehrten und Schriftstellern Frankreichs in glänzendster und gediegenster Weise ausgeübt wird, als Muster hingestellt hat, fährt er fort:

„Gewiß, Schauspieler, Autoren und Direktoren werden in Paris geradeso wie in London geneigt sein, ihre Kritiker der Ungerechtigkeit anzuklagen. Aber das muß hervorgehoben werden, daß ein Stück, das übereinstimmend von hervorragenden Männern, die mit ihren Namen unterzeichnen, gebilligt oder abgelehnt wird, sich eher auf ein endgültiges Urteil berufen darf, als wenn es durch anonyme Kritik (wie sie in England üblich ist) gerichtet worden wäre.

Man wird einwenden, daß eine Jury hervorragender Geister immer milde Verdikte abgeben wird. Das ist wahrscheinlich und von Leuten zu erwarten, die ihren eigenen Weg zum Ruhm erkämpft und errungen haben. Der Großmut solcher Männer können wir es wohl zutrauen, daß sie da verborgene Verdienste finden, wo der gewöhnliche Kritiker sie nicht sieht, und daß sie Fehler verzeihen, die kleinere Geister als unverzeihlich ansehen."

Der erste weibliche „Doctor medicinae" in Deutschland.

Eine Notiz, die jüngst fast durch die gesamte Presse Deutschlands ging, führt aus einem vor Jahresfrist erschienenen Buche Adalbert von Hansteins „Die Frauen in der Geschichte des deutschen Geistes-

lebens des 18. und 19. Jahrhunderts" Dorothea Christina Erxleben in Quedlinburg als die erste *rite* approbierte Ärztin in Deutschland an, und zwar mit dem Approbationsjahr 1754. Die Angaben über diese Frau sind richtig, unrichtig jedoch die daran geknüpfte Mitteilung, daß sie die erste Ärztin in Deutschland gewesen sei. Denn wir finden eine auch nach anderer Richtung hin außerordentlich interessante Notiz in den „Frankfurtischen Frag- und Anzeigungsnachrichten" vom 13. September 1746, wo wir wörtlich folgendes lesen:

„Die von des Römischen Kaysers Caroli VII Glorwürdigsten Andenkens sowohl als jetztregierenden Kaysers Franzisci Majestät allergnädigst privilegirte, und von der hochfürstlich-Würtembergisch-Medizinischen Fakultät examinirte Doktorin, Maria Franziska Charlotta Geringin, welche jetzt und in Zukunft in Frankfurt am Main wohnhaft, thut hiermit allen Fremden zu wissen, was gestallten sie viele Arcana oder Geheimnisse besitze, wodurch sie sowohl innere als äußerliche Gebrechen und Krankheiten, zum Exempel allerhand Blindheit der Augen, wann sie gleich 5, 10, 12 und mehr Jahre gewähret, und solche Staaren und Hirnfell auch sogar von Mutterleib an gehabt hätten u. s. w. gründlich curiret. Auch besitzt sie ein untrügliches Geheimniß gegen alle Geschlechtskrankheiten, so alt und so sehr sie auch eingewurzelt seyn möchten, inmaßen sie dieselbe in Zeit 24 bis 30 Tage, ohne Salivation und Ausspeyen oder ekelhafte Holztränke zu trinken, sondern durch sehr geringe Stuhlgänge, Transpiration und Urin aus dem Grunde curiret und zwar auf solche neue Methode, daß der Patient nicht die geringsten Schmerzen spüret und dabei in die Luft gehen, reiten und seinen Geschäften nachgehen kann. Sollten einige Patienten seyn, so nicht gern ihre Zustände gemeldeter Doktorin selbsten, entweder aus Schaam, Scheu oder sonstigen Ursachen halben offenbaren wollen, die können solches nur ihrem bei sich habenden Bedienten anzeigen, welcher bei ihr in Pflichten steht."

Dies der offizielle Wortlaut der Praxisanzeige jener Ärztin, die als die erste in Deutschland, trotzdem sie der Erxleben um acht Jahre vorausgeht, ich nicht einmal bezeichnen möchte, da Spuren von approbierten Ärztinnen sogar bis ins 17. Jahrhundert zurückgehen. Die bombastische Anpreisung ihrer Heilkunst in obiger Anzeige erklärt sich leicht aus den in jenen Zeiten mit Vorliebe angewandten und publizierten Arkanen und Geheimmittelchen; von besonderem und wertvollem Interesse jedoch ist der nirgends bisher vorgefundene Nachweis, daß auch die Krankheiten der Männer, und zwar bestimmter Natur, von weiblichen Doctores behandelt werden konnten. In dieser Beziehung, sowie in der Frage der Ausübung ärztlicher Praxis seitens der Frauen im allgemeinen ist die mitgeteilte Ankündigung von kulturhistorischer Bedeutung.

Mannheim. *Dr. Julian Marcuse.*

Der Sozialismus in China.

Bei einer Vergleichung des europäischen und chinesischen Geistes, die in der Kultur, Heft 3, S. 201, erschienen ist, wurde darauf hingewiesen, daß die hergebrachte Meinung von der Erstarrung der chinesischen Kultur auf Irrtum beruht, daß vielmehr die chinesische Entwicklung der europäischen analog verlaufen ist, und daß mancher bedeutsame Gedanke im Reiche der Mitte früher aufgetaucht ist als in Europa.

Diese Ansicht findet sich nun auch speziell auf dem Gebiete der sozialen Frage bestätigt. Der Gedanke des sozialen Ausgleichs ist von den Chinesen früher erfaßt worden als von den Europäern. Schon im neunten Jahrhundert n. Chr., unter der Dynastie Song, beschäftigten sich die Chinesen eifrigst mit der Erörterung sozialökonomischer Probleme. Systeme wurden diskutiert, deren Endzweck es war, in dem himmlischen Reich eine ungeheure soziale Revolution zu bewirken. Das Volk war in zwei Parteien geteilt. Pamphlete, Flugschriften wurden täglich ins Publikum geschleudert, das sie begierig verschlang. Besonders spielten die Plakate eine große Rolle.

Der Führer der Reformpartei hieß Ouang-ngan-che, ein Mann von hervorragender Begabung, ein feuriger und überzeugender Redner, der unter dem Kaiser Tche-Hong, im Jahre 1088 n. Chr., seine Reorganisationsarbeit unternahm. Zum Unglück für das chinesische Volk hatte Ouang einen furchtbaren konservativen Gegner, der vor nichts zurückscheute, um den Apostel der sozialen Wiedergeburt zu Fall zu bringen. Bei der Auseinandersetzung seines Systems machte sich Ouang anheischig, unfehlbar das Glück des Volkes zu schaffen, und es auf den Gipfel materiellen Wohlbefindens zu führen.

Wenn man die chinesischen Annalen mustert, so ist man erstaunt, in den Schriften und Reden des Ouang die gleichen Ideen zu finden, wie sie heutzutage bei zahlreichen sozialistischen Schulen anzutreffen sind.

„Die erste und wesentlichste der Pflichten der Regierung", sagt Ouang, „ist, das Volk so zu lieben, daß man ihm die reellen Genüsse des Lebens, den Überfluß und die Freude, verschafft. Um das zu erreichen und die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen zu verhindern, muß sich der Staat aller Hülfsquellen des Reiches bemächtigen, um der einzige allgemeine Unternehmer zu werden."

Während einer Reihe von Jahren, so verlangte Ouang, sollte man Steuern einführen, die allein die Reichen bezahlten und von denen die Besitzlosen frei wären. Die Gerichtshöfe sollten entscheiden, wer als reich und als arm anzusehen wäre. Die Summen, die sich aus diesen Steuern ergaben, sollten in staatliche Reservekassen abgeführt werden, um dann an unterstützungsbedürftige Greise, an Arme, an Arbeitslose und überhaupt an alle diejenigen verteilt zu werden, die sich in einer Notlage befinden würden.



Nach diesem System wurde der Staat fast der alleinige Besitzer des Bodens. In den einzelnen Bezirken sollten Agrargerichte tagen, die jährlich den Bebauern ihren Anteil an den Ländereien und das Saatkorn zuwiesen, unter der einzigen Bedingung, daß sie in Getreide oder in andern Zahlungsmitteln das wiedergaben, was man ihnen vorgeschossen hatte.

„Durch dieses Mittel“, schrieb Ouang, „werden Überfluß und Wohlstand im Reiche herrschen. Die einzigen, die unter der neuen Gesellschaftsordnung zu leiden haben werden, sind die Wucherer. Aber ist es denn ein so großes Unglück, wenn man den Erpressungen dieser Volksfeinde ein Ende macht? Durch diese Kombination werden die Lebensmittel sich immer auf einem sehr mäßigen Preisniveau befinden. Es wird keinen Bedürftigen mehr geben, und der Staat, als alleiniger Unternehmer des Reiches, wird jedes Jahr ungeheure Profite machen können, die man nicht verfehlen wird zum Besten der Gesamtheit zu verausgaben.“

Die soziale Revolution, wie Ouang sie entworfen hatte, sollte ins Werk gesetzt werden, als dieser den unglücklichen Gedanken hatte, sein Werk mit der Umgestaltung der Gelehrtenkaste und der chinesischen Akademie zu beginnen. Das waren seine ersten und letzten Neuerungen, denn sie zogen ihm so zahlreiche Feinde zu, daß er, 1129, gestürzt und durch seinen unerbittlichen konservativen Gegner, Sse-ma-Kouang, den Günstling der Kaiserin, ersetzt wurde. Die alte Ordnung wurde wieder hergestellt, und nicht lange darauf begannen die Angriffe der Mongolen und Tataren gegen China.

BÜCHER-LISTE.

Bei der Redaktion der „KULTUR“ sind vom 7.—17. Dezember eingelaufen:

Bastier, Paul, La mère de Goethe d'après sa correspondance. Paris 1902. Perrin & Co.

Huch, Rudolf, Hans der Träumer. Leipzig 1903. Insel-Verlag.

Lindau, Rudolf, Ein unglückliches Volk, Roman. 2 Bände. Berlin 1903. F. Fontane & Co.



Melschin, L., Im Lande der Verworfenen. Tagebuchblätter eines Verbannten 2 Bände. Leipzig 1903. Insel-Verlag.

Muther, Richard, Lucas Cranach. (Die Kunst. Sammlung illustrierter Monographieen. Herausgegeben von Richard Muther. Band I.) Berlin. Julius Bard.

Muther, Richard, Geschichte der englischen Malerei. Berlin 1903. S. Fischer.

Nietzsche, Friedrich, Gesammelte Briefe. Band I. Briefe an Pinder, Krug, Deußen u. a. Herausgegeben von Elisabeth Förster-Nietzsche und Peter Gast. 3. Auflage.

—, Band II. Briefwechsel mit Erwin Rohde. Herausgegeben von Elisabeth Förster-Nietzsche und Fritz Schöll. Berlin und Leipzig, 1902. Schuster & Löffler.

Ompteda, Georg Freiherr v., Aus großen Höhen. Alpenroman. Berlin 1903. F. Fontane & Co.

Pater, Walter, Imaginäre Porträts. Deutsch von Felix Hübel. Leipzig 1903. Insel-Verlag.

Schmidt-Bonn, Wilhelm, Uferleute. Geschichten vom unteren Rhein. Berlin 1903. F. Fontane & Co.

Schneider, Lina, Großmutterlieder. Erlebtes und Mitempfundenes. München 1903. Allgemeine Verlagsgesellschaft m. b. H.

Schönaich-Carolath, Prinz Emil v., Lichtlein sind wir. Die Kiesgrube. Die Wildgänse. Leipzig 1903. J. G. Göschen.

Sybel, Ludwig v., Weltgeschichte der Kunst im Altertum. 2. verbesserte Auflage. Marburg 1903. N. G. Elwert.

Vaillant, Theodor, Hans. Ein feucht-fröhlich Burschenlied aus Altheidelberg. 1903. Georg Weiß.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. S. Simchowitz, Köln.

Für die Inserate: W. H. Sinzig, Köln.

Druck von M. DuMont Schauberg, Köln.



I. Jahrgang * 1903 * Heft 14

DIE KULTUR

Halbmonatsschrift

HERAUSGEBER Dr S. SIMCHOWITZ

INHALT

ZWEITES JANUARHEFT

Preis des Heftes 75 Pfg. * Vierteljährlich 4 Mark

SCHAFSTEIN & Co. VERLAG
KÖLN A. RH.

Die „Kultur“

erscheint *zweimal monatlich* in Heften von ca. 4 Bogen (64 Seiten).

Der Abonnementspreis beträgt (für 24 Hefte mit ca. 1500 Seiten Text) Mk. 16.— pro Jahr, also Mk. 4.— pro Quartal. Bei direktem Bezug vom Verlag Mk. 4.50; für das Ausland Mk. 5.—. Einzelne Hefte kosten 75 Pfg.

Bestellungen werden von allen Buchhandlungen des In- und Auslandes, von allen Postanstalten (Post-Zeitungs-Nummer 4449a) sowie von der Verlagsbuchhandlung entgegengenommen.

Alle für die „Kultur“ bestimmten Sendungen sind zu richten an

„die Redaktion der Kultur“ Köln, Badstraße 1.

Sprechstunde der Redaktion wochentäglich im Bureau Köln, Badstr. 1, von 11—12.
Privatwohnung des Herausgebers, Dr. S. Simchowitz, Köln, Boisseréestr. 3.

Manuskripte werden stets einseitig beschrieben mit breitem Rande erbeten.

Für unverlangte Manuskripte wird keine Verantwortlichkeit übernommen; ihre Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt.

Alle einlaufenden Rezensions-Exemplare werden in einer „Bücher-Liste“ registriert. Eine eingehende Besprechung erfolgt nach Gutdünken der Redaktion. Eine Verpflichtung zur Rücksendung wird nicht übernommen.

Den verehrl. Redaktionen ist nach eingeholter Einwilligung der Autoren Nachdruck aus dem Inhalt der „Kultur“ gestattet, jedoch nur mit genauer Quellenangabe „Halbmonatsschrift „Die Kultur“ (Herausgeber Dr. Simchowitz, Verlag von Schafstein & Co., Köln)“.

Das XV. Heft der „Kultur“

erscheint Anfang Februar 1903 und wird u. a. enthalten:

Prinzessinnen-Liebe.

Dr. Otto Zaretzky (Köln): *Aus der Werkstatt des Bibliothekars.*

Elizabeth Lee (London): *Englische Romane der Gegenwart.*

Dr. Carl Hagemann (Essen): *Die gesellschaftliche Stellung der Schauspieler.*

Prof. Dr. Ludw. Geiger (Berlin): *Bericht über Literaturgeschichte.*





DIE KULTUR

Halbmonatsschrift

Alles Große bildet, sobald wir es gewahr werden.
(Goethe.)

Kultur heißt Übung aller Kräfte auf den Zweck der völligen Freiheit, der völligen Unabhängigkeit von allem, was nicht wir selbst, unser reines Selbst ist.
(Fichte.)

I. Jahrgang. ★ 1903. ★ Zweites Januarheft.

INHALT

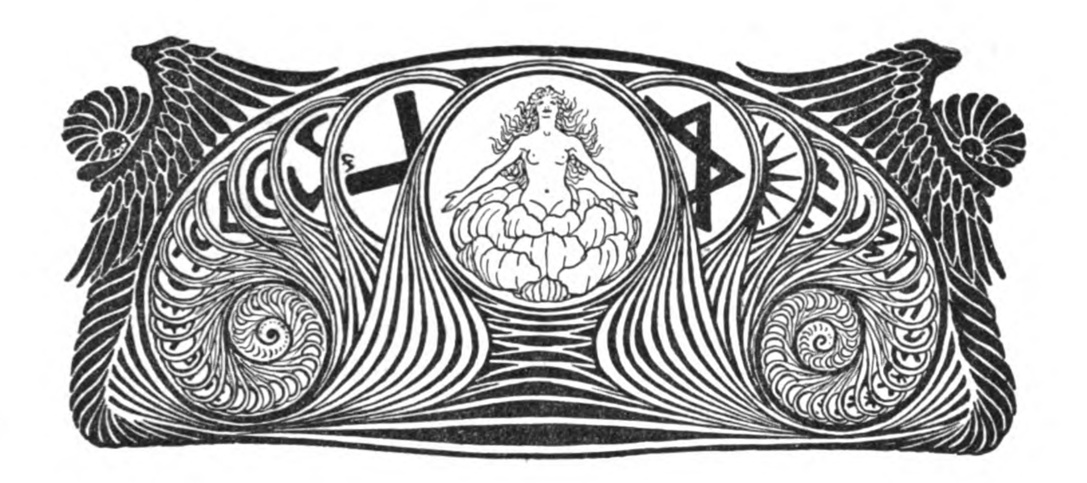
HERAUSGEBER Dr S. SIMCHOWITZ
VERLAG SCHAFSTEIN & Co

KÖLN a. Rh.





Druck von M. DuMont Schauberg, Köln.



Sozialdemokratie, Arbeiterschaft und Liberalismus.

Nur den Wahrheitsuchern haben wir im zweiten Novemberheft der „Kultur“ den verborgnen Kern des Zollstreits enthüllt. Für die Politik kommt die enthüllte Wahrheit nicht in Betracht, weil es zur Zeit noch keinen Staatsmann gibt, der es wagen würde, einzugestehen, daß wir an Bodenknappheit leiden. Die einzig mögliche Politik ist heute wie immer die Resultante aus den realen Kräften, und diese Kräfte sind die großen Gruppen der Besitzenden und die verbündeten Regierungen mit ihrem Kriegs- und ihrem Beamtenheer. Die Besitzenden glauben alle, daß Zollschutz nötig sei, wenn nicht, die sozialen Übel zu heilen, so doch der Verschlimmerung vorzubeugen, und es handelt sich für sie nur um einen Kompromiß, der jeder Gruppe so viel von diesem Schutze gewährt, als ihr ohne gar zu arge Schädigung der übrigen Gruppen zugestanden werden kann. Die verbündeten Regierungen haben in Beratungen mit Sachverständigen dieses Zulässige ermittelt, und das Ergebnis ihrer Berechnungen war der Tarifentwurf. Daß dieser von der die Interessenten vertretenden Reichstagsmehrheit angenommen werden würde, stand also von vornherein fest. Wie vernünftig oder wie unvernünftig, wie heilsam oder

wie schädlich der Tarif ist, darauf kommt nichts an; denn in der Politik geschieht nicht das Vernünftige und das Heilsame, sondern das, was die Leute wollen, welche die Macht haben, ihren Willen durchzusetzen; ob das vernünftig und heilsam war oder das Gegenteil, erfahren sie selbst immer erst nachträglich aus den Wirkungen. Diese Mehrheit ein Jahr lang als eine Bande von Räubern, Mördern, Zollbriganten, Wucherern und Spitzbuben zu verschreien, weil sie sich nicht selber den Hals abschneiden mochte — denn das würde sie durch Verzicht auf höheren Zollschutz zu tun geglaubt haben, und daß dieser Glaube wahrscheinlich ein Irrtum ist, ändert nichts an der Sache — war außerordentlich töricht. Oder es wäre wenigstens eine große Torheit gewesen, wenn nicht die Wahltaktik der Sozialdemokraten solche Übertreibungen gerechtfertigt hätte, mit denen ja wirklich bei den nächsten Wahlen vielleicht einige Mandate gewonnen werden können.

Dagegen gibt es keine Entschuldigung, geschweige denn eine Rechtfertigung für die Obstruktion. Die Blätter der übrigen Parteien einschließlich der Freisinnigen Zeitung haben das so gründlich bewiesen, daß hier weiter nichts zu sagen übrig bleibt.

Leider werden die Arbeiter die Kosten der Unbesonnenheit ihrer Vertreter zu bezahlen haben. Ohne eigne kräftige Vertretung können Lohnarbeiter in einem Lande, wo sie einander durch ihre große Zahl Konkurrenz machen, die Bedingungen eines menschenwürdigen Daseins nicht erlangen und, wenn sie sie erlangt haben, nicht behaupten. Ob eine solche Vertretung von Kommunisten und Sozialisten oder von bürgerlichen Radikalen und Philanthropen organisiert wird, das ist an sich gleichgültig; aber sofern die sozialistische Utopie der Arbeiterbewegung Schwung und den Programmen der Führer eine außerordentlich starke Zugkraft verliehen hat, kann man sagen, die Sozialdemokratie sei für unsere Arbeiterschaft, und darum auch für den Staat, von dem die Arbeiterschaft ein unentbehrliches Glied ist, notwendig ge-

wesen. Bismarck hat das offen eingestanden. „Wenn es keine Sozialdemokratie gäbe, und wenn nicht sehr viele Leute sich vor ihr fürchteten, würden die mäßigen Fortschritte, die wir in der Sozialreform gemacht haben, noch nicht existieren," hat er am 26. November 1884 im Reichstage gesagt. Die Unternehmer dürfen sich durch solche Geständnisse nicht gekränkt fühlen. Die meisten von ihnen haben weder von der äußeren Lage noch von dem Seelenleben ihrer Arbeiter einen klaren Begriff. Wer nicht selbst in seinem Leben wenigstens vorübergehend ein Stückchen Proletarierelend erduldet hat, der kann sich in die leiblichen und die psychischen Empfindungen eines armen Teufels so wenig hineindenken und hineinfühlen wie in die eines Wurmes. Dann hindert die Konkurrenz den einzelnen, der vielleicht die richtige Empfindung und den guten Willen hat, diesem Folge zu geben; werden nicht alle Unternehmer eines Industriezweiges gesetzlich oder durch Gewerkvereine gezwungen, eine Maximalarbeitszeit inne zu halten, Versicherungsbeiträge zu zahlen, auf Frauen- und Kinderarbeit zu verzichten, einen Minimallohn zu zahlen, so kann der einzelne ohne Gefährdung seiner Existenz solche Zugeständnisse nicht bewilligen. Bei den Aktienunternehmungen kennen die Eigentümer, die Aktionäre, ihre Arbeiter gar nicht, geschweige denn, daß sie in persönliche Berührung mit ihnen kämen. Wollten also die Arbeiter warten, bis ihnen die Unternehmer aus freien Stücken erträgliche Arbeitsbedingungen gewährten, so könnten sie, selbst wenn alle Unternehmer edle und einsichtige Menschen wären, bis zum jüngsten Tage warten. Und auch von der Regierung kann die Initiative nicht ausgehen, denn auf dem Instanzenwege werden aus bekannten Gründen die höchsten Leiter der Staaten immer und überall falsch informiert — in welchem Grade, das haben im Dezember wieder einmal die Essener und die Breslauer Kaiserrede sowie die Ölser Rede des Kronprinzen gelehrt, die zeigen, ein wie falsches Bild von den Ansichten und Stimmungen der Arbeiterschaft die



Minister und Hofbeamten den Allerhöchsten Personen malen, nicht aus Verlogenheit oder in böser Absicht, sondern weil sie selbst nicht in der Lage sind, die Wahrheit zu erfahren. Eine starke Arbeitervertretung, unbeschränkte Redefreiheit im Parlament, Parlamentsenquêten nach dem Muster der englischen und Preßfreiheit sind die einzigen Mittel, die Wahrheit, wenn auch nicht bis an die höchste Stelle, so doch wenigstens bis zu den höheren Behörden zu bringen und diese für notwendige Reformen zu gewinnen. Wo diese Mittel fehlen, da enthüllen erst Revolten oder — wie jetzt in Rußland — die körperliche Untauglichkeit der Rekruten den Regierenden die wirklichen Zustände des Volkes, und dann kommen Reformen gewöhnlich zu spät. Diese Mittel hat nun die sozialdemokratische Taktik gefährdet. Mit Behagen nehmen die Scharfmacher die Waffe in Empfang, die ihnen die Radaumacher geliefert haben. Mit ganz ruhigem Gewissen und mit dem stolzen Bewußtsein ihres vor der ganzen Welt und vor der Weltgeschichte erwiesenen guten Rechts werden bei der nächsten Reichstagswahl Unternehmer, Landräte und Polizei wetteifern, die Wahlfreiheit der Arbeiter zu beschränken; im Reichstage wird man die Genossen nicht mehr in dem Maße zu Worte kommen lassen wie bisher, und wenn das Reichstagswahlrecht nicht angetastet wird, so werden wir das allein der Kaplanokratie zu danken haben, wie Professor Mommsen die Zentrumspartei zu nennen beliebt. Schon die Einbuße an Ansehen, die der Reichstag durch die Skandalszenen erlitten hat, ist im höchsten Grade zu bedauern, und zwar gerade im Interesse eines gesunden Verfassungslebens zu bedauern, weil der deutsche Reichstag bis dahin das einzige von allen Parlamenten des europäischen Kontinents war, das nützliche Arbeit lieferte, das den Namen einer wirklichen Volksvertretung verdiente und in dem ein anständiger Ton herrschte; den Ruhm, das einzige von Korruption nicht angefressene zu sein, wird es sich hoffentlich auch in Zukunft bewahren.

Der Umstand, daß Konservative und Zentrum den Rück-



grat der protektionistischen Mehrheit bilden, hat zwei berühmten Professoren das seelische Gleichgewicht gestört. Mommsen, den 85jährigen großen Historiker, gebietet die Pietät nach dem Rezept zu behandeln, das seine Fraktionsgenossen anwandten, als er einmal als Reichstagsabgeordneter das Wort genommen hatte: sie zogen ihn an den Rockschößen nieder und erlangten die Nichtaufnahme seiner unzeit- und unsachgemäßen Herzensergießung in den stenographischen Bericht. In seiner Kriegserklärung an die „regierenden Cliquen" kommt immerhin ein Satz vor, der nicht allein wahr ist, sondern auch, so lange er nicht von den Maßgebenden praktisch anerkannt wird, täglich wiederholt werden sollte: „Dem ebenso falschen wie perfiden Köhlerglauben muß ein Ende gemacht werden, daß die Nation sich teile in Ordnungsparteien und in eine Umsturzpartei, und daß es die erste politische Pflicht der zu jenen sich zählenden Staatsbürger sei, die Millionen der Arbeiterpartei als pestverdächtig zu meiden und als staatsfeindlich zu bekämpfen." Sehr richtig! Aber weiß denn Mommsen nicht, daß die Sozialdemokraten durch ihre Phraseologie den Scharfmachern immer wieder das formelle Recht zu dieser Haltung der Ordnungsparteien sichern; ein Recht, das alle Staatsanwälte, alle Polizei- und Verwaltungsbeamten geltend zu machen durch den Wortlaut der Gesetze geradezu formell verpflichtet sind? Auch Dr. Barth, der treue Bundesgenosse der Sozialdemokratie in der letzten Kampagne, klagt in der Kieler Zeitung, das Streben der Reaktionäre nach politischer Isolierung der Sozialdemokratie werde durch die Phrase von der einen reaktionären Masse „von einem Teil der sozialdemokratischen Presse" mit mehr Eifer als Verstand unterstützt. Nur ist es nicht „ein Teil der sozialdemokratischen Presse", sondern die ganze offizielle Sozialdemokratie, die den alten unhaltbaren Unsinn immer wiederkäut und alle nicht sozialdemokratischen Arbeiterfreunde, selbst die ihr so nahe stehende süddeutsche Demokratie und ihr Hauptorgan, die Frankfurter Zeitung, bei jeder



passenden und unpassenden Gelegenheit verspottet und beschimpft.

Nur durch ehrlichen Verzicht auf den doch schon zur Phrase entleerten Marxismus kann die Arbeiterpartei die Anerkennung ihrer Gleichberechtigung mit den übrigen Parteien bei den Behörden erzwingen und in ein festes Bundesverhältnis zur bürgerlichen Linken treten.

Die große liberale Partei jedoch, deren Idealbild dem berühmten und verdienten Reformkriminalisten Professor von Liszt im Zukunftnebel vorschwebt, wäre das immer noch nicht. Es würde eine sehr lange Abhandlung erfordern, wollten wir den Begriff des Liberalismus klar machen und die mehr als zehnerlei Liberalismen der verschiedenen Zeiten, Länder und Parteien charakterisieren; aber wenigstens andeuten wollen wir die Schwierigkeiten, die der Bildung einer großen liberalen Partei entgegenstehen. Meint man den Liberalismus der Gesinnung, der jedem ohne Unterschied des Standes, der Religion und der Partei volle Freiheit gönnt und grundsätzlicher Feind alles Staatszwangs und der Polizeiwirtschaft ist, so kann von einer nach Hunderttausenden oder Millionen zählenden liberalen Partei überhaupt keine Rede sein; denn nur Aristokraten des Geistes vermögen sich zur Höhe solcher Gesinnung emporzuschwingen; die kleinen Leute haben beschränkte Köpfe, einen beschränkten Gesichtskreis und ein enges Herz; Demokraten können sie sein, aber nicht liberal. Meint man irgend welche liberale Doktrin des europäischen Kontinents, so muß zuvörderst gefragt werden: welche? Die vom allgemeinen gleichen und geheimen Wahlrecht? Gut! Wir halten die Verfassung des Deutschen Reiches nicht für ideal, jedoch für die beste zur Zeit erreichbare, und wünschen, daß jeder Angriff darauf kräftig zurückgeschlagen werde; aber ihre Bundesgenossen bei der Verteidigung werden die Professoren und die Sozialdemokraten nicht bei der liberalen Großbourgeoisie, der Schöpferin des politischen Liberalismus, finden, die dem allgemeinen



gleichen Wahlrecht überall in der Welt spinnefeind ist, sondern bei dem verhaßten Zentrum, das ganz ebenso wie die Sozialdemokratie seine Stärke allein diesem Recht verdankt. Meint man Befreiung von Staatszwang und Polizeiaufsicht nach englischem Muster? Die würde den auch von den Liberalen über alles geschätzten und gepriesenen Polizei- und Militärstaat Preußen mit seinem Schul- und sonstigen Zwange auflösen. Meint man die Doktrin von der Gleichberechtigung aller Staatsbürger? Die haben die Liberalen feierlich begraben, indem sie allen Ausnahmegesetzen zustimmten, ja zujubelten und den Grundsatz proklamierten: Freiheit für uns, Zwang für jeden Andersdenkenden! Meint man Volksfreundlichkeit? Schutz der Schwachen und Verfolgten? Wo wäre dergleichen je einmal bei den Liberalen zu finden gewesen, ausgenommen natürlich, wenn sie selber einmal die Verfolgten und Unterdrückten waren! Kein Schutzbedürftiger sucht bei ihnen mehr Schutz; die Arbeiter suchen und finden ihn bei der Sozialdemokratie, die Katholiken beim Zentrum, die Polen bei sich selber, die Bauern und die Handwerker bei den Konservativen, beim Bunde der Landwirte, bei den Antisemiten. Professor von Liszt mahnt den Liberalismus, in der Sozialpolitik die führende Rolle zu übernehmen. Die Mahnung kommt dreißig Jahre zu spät; der Liberalismus hat sich in der Zeit seiner Blüte mit dem Manchestertum identifiziert und dadurch alle Kleinen und Schwachen, also die Mehrheit des Volkes, an die andern Parteien verloren. Oder meint man das Übergewicht der industriellen, der städtischen Bevölkerung über die landwirtschaftliche? Denn auch das gilt hie und da als liberal. Nun, dieses Übergewicht fällt der Stadt und der Industrie im Laufe der natürlichen Entwicklung ganz von selbst zu. Ob aber die Großindustriellen, die selbstverständlich die Macht haben, nach einem der neuesten Professorenrezepte regieren werden, das ist eine andere Frage. Oder vielmehr, das ist gar keine Frage, wie sie eben gezeigt haben, indem sie sich im Bunde mit den Landwirten

für Protektion entschieden haben. Mit ostelbischen Reaktionären könne Deutschland keine große Handelsflotte haben und keine Weltpolitik treiben, meint Herr von Liszt. Nun, die zunächst Interessierten, die Vertreter der großen Exportindustrieen, die doch wohl auch etwas von der Sache verstehen, meinen das Gegenteil und halten es mit dem List ohne z, der, übrigens ein Schwärmer für englische und amerikanische Freiheit, die Vereinigten Staaten und Deutschland zum Schutzzoll bekehrt und gezeigt hat, wie England durch extreme Schutzzöllnerei Weltmacht geworden ist.

Was den liberalen Professoren wohl am meisten am Herzen liegt, das ist die Spielart des Liberalismus, die gleichbedeutend ist mit Kirchenfeindschaft. Sollte einmal die Gefahr drohen, daß die Wissenschaft der päpstlichen Aufsicht und Inquisition unterstellt werden könnte, so würden wir die ersten sein, dagegen zu kämpfen, denn wir wissen, daß die Alleinherrschaft der katholischen Kirche den Tod der Wissenschaft bedeutet, und die neueste Enzyklika des Papstes (vom 8. Dezember 1902), worin die Bischöfe Italiens angewiesen werden, die Studenten der Theologie vor jedem Lufthauche der modernen Wissenschaft zu bewahren, beweist das aufs neue. Allein, wo droht denn diese Gefahr? In dem atheistischen Frankreich? In dem ebenfalls atheistischen Italien? In dem fast ganz protestantischen England? In unserm zu zwei Dritteln protestantischen Vaterlande? Der Professorenlärm ist bekanntlich dadurch entstanden, daß der Kaiser gemeint hat, die katholischen Studenten hätten Anspruch darauf, Weltgeschichte auch vom katholischen Standpunkte aus zu hören. Ist das schon Herrschaft des Papstes und der Jesuiten über die Wissenschaft? Keine Behörde im Staat wehrt den Herren Professoren, zu lehren, daß es keinen Gott gibt, daß die Erzählungen der Bibel Märchen und die Kirchendogmen Hirngespinste sind; aber wenn den Katholiken, deren es im deutschen Reiche über 20 Millionen gibt, das Recht einge-

räumt wird, ihre Weltansicht auch an der Hochschule vertreten zu finden, dann geraten die Herren Liberalen außer sich. Sie sind eben gar nicht liberal, sondern sie sind Jakobiner, die, da das Köpfen der Gegner aus der Mode gekommen ist, wenigstens alle, die anderer Meinung sind als sie, von allen Ämtern ausgeschlossen wissen wollen. Als man den Liberalismus durch Ausnahmegesetze förmlich begrub, da begrub man eine Puppe, die niemals gelebt hatte. Und was niemals gelebt hat, das kann natürlich nicht wiederbelebt werden. Einzelne liberale Persönlichkeiten, und hoffentlich recht viele, die Humanität predigen und den Despotismus in allen seinen Verkleidungen bekämpfen, wird es immer geben — wir selbst rechnen uns dazu — auch Parteien, die sich liberal nennen, auch Bündnisse zwischen verschiedenen Parteien, z. B. zwischen Sozialdemokraten, Freisinnigen, Zentrum und Polen, zur Aufrechterhaltung des allgemeinen Wahlrechts oder zur Durchsetzung paritätischer, also liberaler Forderungen, aber eine große liberale Partei wird es schon darum nicht geben, weil kein Programm für eine solche denkbar ist. Wenig wird es den Herren helfen, daß sie auch die Studenten mobil machen. „Wer auf dem Boden voraussetzungsloser Forschung steht, der steht — unabhängig von seinen übrigen Anschauungen — im Dienste der Wahrheit, welche stets die Grundlage wahrer Religiosität sein wird," dekretieren die Karlsruher Techniker. „Beruhigen Sie sich, Kommilitonen! Kein Jesuit wird Sie jemals hindern, so tief in die Geheimnisse der Natur einzudringen und soviel neue Wunder der Technik zu schaffen, wie Ihre Anlagen und Ihr Fleiß vermögen. Aber Ihr Urteil darüber, wie die großen ewigen Fragen der Menschheit zu behandeln und welches die Grundlagen wahrer Religiosität seien, wollen Sie gütigst noch vierzig Jahre hinausschieben! Wie weit man kommt, wenn man einmal voraussetzungslos zu forschen versucht, davon werden Sie eine Ahnung bekommen, nachdem Sie den Cartesius durchstudiert haben werden." So ungefähr hat doch wohl der Rektor der Hochschule die um das Schicksal der Wissen-



schaft besorgten jungen Herren beschieden? Ach nein! Er hat sie mit wärmstem Dank als Mitstreiter für Wahrheit und Freiheit begrüßt.

Neiße, Anfang Januar 1903.

Karl Jentsch.

Nietzsches Freund.

I.

Als der Einsiedler von Sils-Maria, so steht Nietzsche vor unserer Phantasie da; als der Einsame, der alle Götterbilder, die er einst angebetet, zertrümmert, der alle Fäden, die ihn mit der Welt verbunden, durchschnitten hat. Es war in gewissem Sinne eine Überraschung, als im Herbst 1900 der erste Band seiner gesammelten Briefe erschien, aus denen man ersehen konnte, daß er jahrelang, von seiner Pfortenser Zeit an bis etwa zur Niederlegung der Baseler Professur, zu einem ganzen Kreise von Freunden und Bekannten herzliche und vertraute Beziehungen unterhalten hatte. Unter allen aber stand, wie Nietzsche selbst im Jahre 1869 an Deußen schreibt, „in erster und einziger Stellung Dr. Erwin Rohde, von bester und seltenster Art und mir in rührender Liebe treu zugetan“.

In der Tat, Erwin Rohde ist „der Freund“ Nietzsches gewesen. Beileibe kein „ami de Beethoven“, kein Eckermann, der sich von den Brosamen sättigt, die von des Reichen Tische fallen. Vielmehr ein Ebenbürtiger, wenn auch kein Gleicher. Mit seinen beiden Büchern, der Geschichte des griechischen Romans und der Psyche, hat sich



Rohde einen Platz in der deutschen Nationalliteratur erobert, dicht neben Burckhardt, Hehn, Karl Justi: die Wissenschaft erscheint hier angeschaut durch ein Temperament, die Gelehrsamkeit im engen Bunde mit literarischer Künstlerschaft. Seine Arbeiten nehmen sich, nach dem Worte Ribbecks, unter der Masse literargeschichtlicher Schreibereien aus „wie ein lebendiger Mensch unter blutlosen Schatten". Und man hat bei der Lektüre das Gefühl, daß der Mensch, der hinter den Büchern steht, noch bedeutender ist als die literarische Leistung. Den Menschen Rohde kennen zu lernen, hat man jetzt reichlich Gelegenheit. Zunächst aus der liebevollen und wahrhaft unbefangenen Biographie, die ihm Otto Crusius gewidmet hat. Weiter aber aus dem Briefwechsel zwischen ihm und Nietzsche, der jetzt vollständig vorliegt*). Für diese Gabe hat das deutsche Publikum allen Grund, dankbar zu sein: man lernt zwei Individuen von seltenster Tiefe und Eigenart kennen, man lauscht ihrem intimsten Gedankenaustausch, man verfolgt die „Tragödie ihrer Freundschaft". Nietzsches Schwester wußte sehr wohl, was sie tat, als sie im zweiten Band der gesammelten Briefe ihres Bruders nicht wie im ersten nur seine Zuschriften veröffentlichte, sondern auch die Rohdes hinzufügte. Als im Jahre 1873 der französische Historiker Gabriel Monod die Tochter Alexander Herzens heiratete, da erschien Nietzsche „mit einer Hochzeitskomposition, vierhändig", der er, in anmutigem Wortspiel, den Titel gab „Une Monodie à deux". Eine solche Monodie à deux ist auch die Korrespondenz mit

---

*) O. Crusius, Erwin Rohde. Ein biographischer Versuch. Tübingen und Leipzig 1902. (J. C. B. Mohr.)

Friedrich Nietzsches gesammelte Briefe. II. Band: Briefwechsel mit Erwin Rohde. Herausgegeben von Elisabeth Förster-Nietzsche und Fritz Schöll. Berlin und Leipzig 1902. (Schuster und Loeffler.)

Der I. Band von Nietzsches „Gesammelten Briefen", die Korrespondenz mit Pinder, Krug, Deußen, v. Gersdorff u. a. enthaltend, liegt jetzt, von Elisabeth Förster-Nietzsche und Peter Gast herausgegeben, in dritter, vermehrter und verbesserter Auflage vor: 34 Briefe sind neu hinzugekommen, und die Anordnung ist nicht mehr nach Adressaten, sondern rein chronologisch durchgeführt.

Rohde, ein Duett voller Sehnsucht und innigster Empfindung, das unerwartet mit einem grellen Mißlaut abbricht, um mit geisterhaften Akkorden, die wie aus einer anderen Welt kommen, zu schließen.

II.

In Leipzig, wo sie beide als Studenten der klassischen Philologie und Schüler Ritschls weilten, haben sich Nietzsche und Rohde gefunden. Der neu gegründete philologische Verein, dessen spiritus rector Nietzsche war, gab ihnen Gelegenheit, sich kennen zu lernen. Nietzsche spricht zunächst von dem um ein Jahr jüngeren Hamburger als von „einem sehr gescheuten, aber trotzigen und eigensinnigen Kopf". Aber schon ein halbes Jahr später, im Februar 1867, gehört Rohde zu seinem nächsten Umgang, und die Tage, die sie nun bis zum Schluß des Sommersemesters 1867 miteinander in Leipzig verlebten, blieben ihnen in ihrer Erinnerung für alle Zeit „unvergleichlich". Diese Freundschaft hatte einen „ethisch-philosophischen Hintergrund". Nietzsche entwickelte damals unter Freunden und Bekannten eine sehr eifrige Propaganda für die Schopenhauersche Philosophie, und in Rohde hatte er einen verständnisvollen Jünger gewonnen. Im August 1867, nach einer gemeinsamen Ferientour durch den Böhmerwald, trennten sich die Freunde; Nietzsche ging nach Naumburg, Rohde nach Hamburg, jeder in das mütterliche Haus — denn auch Rohde hatte seinen Vater früh verloren —, um sich auf die drohenden Examina zu präparieren. Und mit dem 10. September 1867 beginnt der Briefwechsel. Rohde schickt dem Freunde ein Bild Schopenhauers:

„Es ist ein Bild des genialen Mannes, dessen Lehren wir es doch vorzüglich verdanken, daß wir in allen Hauptsachen so ausnehmend harmonisch gestimmt waren . . . . . So hänge den Alten also auf wie ein Schiboleth der kleinen Ketzergemeinde und denke dabei auch, wie ich Dir dadurch ein Zeichen meiner Dankbarkeit geben wollte für die herzliche Teilnahme, die Du mir querköpfigem und abstoßendem Kerl erwiesen hast, und die ich um so tiefer und wärmer empfinde, weil ich nur zu genau weiß, wie wenig meine Art zu näherer Teilnahme auffordert. Das letzte halbe Jahr, wo wir eigentlich wie auf einer Art Isolierschemel miteinander fast allein verkehrten, war für mich das glück-



lichste und förderndste meiner bisherigen Universitätszeit mit seinen Schützenhausnächten und den Reitübungen und den Theatergenüssen und so vielen behaglichen Gesprächen über alle Dinge, die einen anständigen Menschen interessieren; und vor allem denke ich mit Freude zurück an die Abende, wenn Du mir im Finstern auf dem Klavier vorspieltest etc."

Und damit stimmt es denn auch überein, wenn Nietzsche im Spätherbst 1867 an seinen Freund v. Gersdorff über das Verhältnis zu Rohde schreibt: „Wir haben beide diesen Sommer fast immer zusammengelebt und eine seltene Zusammengehörigkeit unter uns empfunden."

Die Trennung der Freunde, so hofften sie, sollte nur von kurzer Dauer sein; sie trugen sich mit der Absicht, nach Ablegung der Examina gemeinschaftlich ein Jahr in Paris zu verleben.

III.

Aber das Schicksal wollte es anders. Zu Ostern 1869 trat in Nietzsches Leben das „beispiellose Glück" ein, daß er, noch bevor er den Doktor gemacht hatte, als Professor nach Basel berufen wurde. Rohde verzichtete nun auf den Pariser Aufenthalt und begab sich auf ein Jahr nach Italien, um sich später in Kiel als Privatdozent zu habilitieren. Und so sitzt denn der eine im äußersten Norden, der andere im äußersten Süden. Nietzsches Sinnen und Trachten geht nun darauf aus, dem Freunde eine Stellung in seiner Nähe zu verschaffen, in Basel selbst, oder in Zürich oder in Freiburg. Und im März 1872 schreibt er an Rohde: „Wenn ich an meine Hoffnungen und Pläne denke, so bist Du mir immer gegenwärtig, so daß ich neulich sogar einmal ärgerlich wurde und mir sagte: immer nur Rohde und niemand anders! Das hole der Teufel!"

Die Philosophie und die Musik hatte die beiden zusammengeführt; denn Rohde war, obwohl er kein Instrument spielte, eine tief musikalische Natur. Und wie die Philosophie für sie vor allem durch Schopenhauer repräsentiert wurde, so fand auch die Musik bald ihre Inkarnation in Richard Wagner. 1868 begann Nietzsche sich mit Wagners

Schaffen und Denken zu befreunden, und als er gar die persönliche Bekanntschaft des Meisters, der bei seinem Schwager Brockhaus in Leipzig zu kurzem Aufenthalt verweilte, gemacht hatte, da war er seinem Zauber verfallen. Und bald überträgt er die Wagnerbegeisterung auf Rohde. Es ist wie ein Pendant zu dem Schopenhauerbildnis, wenn Nietzsche dem Freunde zu seiner Hochzeit, 1877, eine Wagnerbüste schickt.

Rohde wird mit vollem Bewußtsein Wagnerianer. Er ist nicht allein ein begeisterter Verehrer der Wagnerschen Musik — das Preislied aus den „Meistersingern", das Nietzsche ihm im Frühjahr 1870 vorspielt, versetzt ihn, wie er sich noch sechs Jahre später erinnert, in „die goldenen Gärten des Glückes" —, auch die „Idee von Bayreuth", der Gedanke einer wahrhaft schöpferischen künstlerischen Kultur deckt sich mit seiner eigenen Weltanschauung. Es ist notwendig, darauf hinzuweisen, damit man nicht etwa denkt, daß es nur Freundschaft war, die Rohde bewog, Nietzsches Verteidigung zu übernehmen, als dessen „Geburt der Tragödie" erschienen war und von der zünftigen Philologie mit Hohngelächter aufgenommen wurde. Wenn Nietzsche später im Zarathustra, im Kapitel „Vom Freunde", meinte: „Will man einen Freund haben, so muß man auch für ihn Krieg führen wollen", so hat er wohl Rohde dabei vor Augen gehabt. Aber als Rohde für Nietzsche und mittelbar auch für Wagner eintrat, da war er auch der Vorkämpfer seiner eigenen wissenschaftlichen Überzeugungen. Denn die neue Anschauung vom Griechentum, die in Nietzsches „Geburt der Tragödie" so maßlos verblüffte, war auch die Rohdes, und Rohde war zu ihr gelangt, ohne sich vorher mit dem Freunde darüber verständigt zu haben.

Schon am 22. April 1871 schreibt Rohde an Nietzsche:

„Wie ich diese fatale Göttinger Weisheit von der ‚Heiterkeit des echten Griechentums' hasse. Dionysus hatte ganz ebenso tiefen Einfluß als der Göttinger aufgeklärte Apollo, den dieses fatale Professorenvolk überall sieht. Zwischen Homer und Aeschylus inmitten liegt eine Zeit tiefster mystischer Erregung und einer inneren Vertiefung, von der nur die flache Klarheit alexandrinischer Zeit gar so wenig übrig gelassen hat."

Und aus Nietzsches Antwort leuchtet das ganze Entzücken über diese ungewollte Übereinstimmung hervor:

> *„Ich freute mich innerlich und täglich unseres Einvernehmens und unseres gemeinsamen, trotz der Entfernung ungestörten und unisonen Fortschreitens auf gleichen Bahnen, für welches Deine Bemerkungen über das Dionysische geradezu ominös sind, wie früher einmal unsere unbewußt gleichzeitigen Studien der Romantiker.“*

Und wie mit der „Geburt der Tragödie“, so ist auch Rohde mit den „Unzeitgemäßen Betrachtungen“ von ganzem Herzen einverstanden. Nach Empfang des zweiten Heftes („Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben“) schreibt er an Nietzsche:

> *„Im übrigen knüpft jede neue Schrift von Dir ein neues Band zwischen uns; denn ich erkenne immer aufs neue, wie tief gemeinsam unsere Empfindungsweise in allen wichtigen Dingen ist; so daß ich über alle die tiefgedachten Dinge Deiner Schriften kaum noch erstaunt bin, da ich, wenn sie nur erst einmal ausgesprochen sind, von Herzen sie wie meine eignen Gedanken empfinde.“*

Denn auch Rhode war wie Nietzsche ein Verächter der „Jetztzeit“, ihrer Trivialität, ihrer Philisterhaftigkeit, ihrer Selbstzufriedenheit. Ihm war die πρᾶξις, der Schaffende, das Genie, das eigentliche Zentrum aller Kultur. Er wollte, wie Nietzsche, das Absolute und nicht das Relative, das Primäre und nicht das Sekundäre, das Licht selbst und nicht seinen bloßen Widerschein.

IV.

Die erste Meinungsdifferenz zwischen den Freunden stellt sich nach dem Erscheinen von „Menschliches, Allzumenschliches“ ein. „Meine Überraschung über dieses neueste Nietzschianum,“ so schreibt Rhode am 16. Juni 1878, „war, wie Du denken kannst, die allergrößte: so muß es sein, wenn man direkt aus dem *caldarium* in ein eiskaltes *frigidarium* gejagt wird. Ich sage nun ganz aufrichtig, mein Freund, daß diese Überraschung nicht ohne schmerzliche Empfindung war. Kann man denn so seine Seele ausziehen und eine andere dafür annehmen?“

Nietzsches Antwort ist von wunderbar inniger Wehmut durchzogen: er hofft, daß der Tag noch einmal kommt, wo



der Freund ihn ganz verstehen wird. Und doch liegt's über dem ganzen Briefe wie Herbstgefühl der Freundschaft. Es war die Zeit, da Nietzsche sich vor der Welt zu verschließen begann, da er sich in eine gemußte und doch mit Bewußtsein gewollte Einsamkeit zurückzog: nicht allein mit Rohde, auch mit den anderen Freunden, beginnt die Korrespondenz seit 1878 immer spärlicher zu werden.

Rohde sah nicht ohne Beängstigung dem Ikarusfluge des Freundes zu, und doch war bei beiden keinen Augenblick das Gefühl der Freundschaft schwächer geworden. Im Dezember 1879 schreibt Rohde: „Ich kann Dich nie verlieren, mögest Du die fernsten Gedankengebirge erklettern," und Nietzsche erwidert: „Habe Dank, teurer Freund! Deine alte Liebe neu besiegelt, — das war das köstlichste Geschenk am Abende der Bescherung."

In dem glücklichen Jahrzehnt von 1867—76 hatten sich die Freunde alljährlich (außer 1869) gesehen, wenn auch nur jedesmal für kurze Zeit. Nach 1876 aber kam es nur noch einmal zu einer persönlichen Zusammenkunft. Es war im Frühjahr 1886, als Nietzsche, der in Venedig weilte, vernahm, daß Rohde eine Berufung nach Leipzig angenommen hatte. Das Freundschaftsgefühl erwacht in ihm gewaltig, unwiderstehlich. Er bricht den Aufenthalt in Venedig ab und eilt nach Leipzig, findet aber den lang Entbehrten von kleinlichen Mißhelligkeiten aller Art so verschlungen, in einer so ungünstigen Gemütsverfassung, daß er ihn mit dem peinlichsten Eindruck wieder verläßt. Indessen war es zu keinem Bruch gekommen. Ein Konflikt wurde erst durch einen Zufall herbeigeführt. Nietzsche hatte im Mai 1887 an Rohde geschrieben: „Meine Erholung sind die alten Männer, solche wie Jacob Burckhardt oder Hippolyte Taine: und selbst mein Freund Rohde ist mir lange nicht alt genug .... Aber einst wird kommen der Tag u. s. w." In seiner Antwort, die leider nicht mehr vorhanden ist, äußerte sich nun Rohde abfällig über Taine, und das zog ihm von seiten Nietzsches eine ungewöhnlich



scharfe Abfertigung zu, die mit folgender charakteristischer Wendung schließt: „Nichts für ungut! Aber ich glaube, wenn ich nur diese eine Äußerung von Dir wüßte, ich würde Dich auf Grund des damit ausgedrückten Mangels an Instinkt und Takt verachten. Glücklicherweise bist Du mir anderweitig ein bewiesener Mensch.“ Seine Heftigkeit tut ihm bald leid, er lenkt wieder ein und schickt ihm im November 1887 seine eben erschienene „Genealogie der Moral“, aber der Brief endet hoffnungslos: „Ich habe jetzt 43 Jahre hinter mir und bin genau noch so allein, wie ich es als Kind gewesen bin.“ Das sind die letzten Worte, die Nietzsche an Rohde geschrieben hat. Doch nein, nicht die letzten. Am 7. Januar 1889 erhielt Rohde von Turin aus auf einem losen Blatt, von Nietzsche geschrieben, die Mitteilung, daß er, *Dionysos,* ihn unter die Götter erhoben habe! In der Nacht des Wahnsinns loderte die Flamme der alten Freundschaft noch einmal auf: selbst als Gott mochte Nietzsche nicht ohne den Freund sein. Und noch einmal warf der Name Rohde einen Lichtstrahl in seine geistige Dämmerung. Als Rohde 1898 allzufrüh gestorben war, machte ihm die Schwester davon Mitteilung. Der Kranke sah sie lange mit großen traurigen Augen an: „Rohde tot? ach!“ sagte er leise und bewegt, dann wandte er schweigend das Haupt, eine große Träne rollte langsam über seine schmale Wange herab. —

* * *

Der Briefwechsel zwischen Nietzsche und Rohde gehört zu den großen Korrespondenzen unserer Literatur. Er ist ein Wahrzeichen der Vereinigung zweier Herzen und zweier Köpfe, ein Buch, das man nicht durchlesen, sondern immer wieder lesen soll, womöglich unter Hinzuziehung der Crusiusschen Rohdebiographie, die besonders durch die Mitteilung der „Cogitata“ (wie Rohde seine Aphorismen und Tagebuchblätter überschrieben hat) die Briefe sehr glücklich



ergänzt. Man hat dann bei der Lektüre das Gefühl, mit zwei Auserwählten persönlich zu verkehren. Und wie sagte doch der alte Vischer? „Bei Menschen ist man in zu oft schlechter Gesellschaft; man muß mehr mit Geistern verkehren."

S. S.

Von der Beurteilung und dem Genusse der bildenden Künste.

Nur den wenigen ist es gegeben, die Buntheit des Lebens zu sehen und zu verspüren. Und während es des einen Schaffenden künstlerisches Ziel, tiefste Absicht ist, die vielen wirren, auseinanderlaufenden Töne in einer allerkräftigsten Melodie zu vereinen, die dann das Weltengefühl ausdrückt, geht das Bedürfnis anderer zu Werken, die Spiegelungen der Vielfältigkeit, der Kompliziertheit und Unruhe des menschlichen Daseins sind. Der Mensch erhofft im letzten Grunde zu allen Zeiten vom Kunstwerke eines: der Schaffende sehnt sich, durch seine Schöpfung frei zu werden, der Aufnehmende will eine reinere Ansicht des Lebens, ein harmonisch-rundes Bild erringen. Beide suchen schließlich in der Beschäftigung mit der Kunst eines: Befruchtung der Seele, eine Steigerung ihres Lebensgefühles.

Nun wird die ungeheure Schwierigkeit und Unsicherheit aller menschlichen unmittelbaren so gut wie symbolischen (also durch das Medium der Kunst erfolgenden) Verständigung — da wir ja über Umfang und Wert unserer Gefühle



und Erlebnisse dem anderen niemals ein exaktes Bild geben können — von Tag zu Tag zu einer immer heftigeren Hemmung der Kunstaufnahme. Die Voraussetzungen der Kunstwerke werden breiter. Die Grundlage des Wissens und Verstehens, die nötig ist zum freudigen Erfassen zum Beispiel einer Dichtung von Maeterlinck, eines Bildes von Khnopff, ist ungemein weit. Zur wahrhaftigen Freude an D'Annunzio's Francesca da Rimini gehört eine fast profunde und von warmer Liebe durchtränkte Kenntnis altitalienischer Dichtungen und Vertrautheit mit der Schönheit des italienischen Landes in seinen abseits vom Fremdenstrome gelegenen Provinzen. Zum vollen Genusse einer Malerei von Manet oder Degas bedarf es des mühelosen und subtilen Begreifens künstlerischer Technik. Die Sprachen, die die Künstler sprechen, sind jetzt oft weit andere als die der Aufnehmenden. Und nur die heftigen und starken Persönlichkeiten drängen den Völkern ihre Ausdrucksweise auf. Doch will ich nicht messen und werten, ob solcher Zustand eine vorbeigehende Erscheinung unserer wirren Zeit ist; oder ob vielmehr jeder Mitwelt die Sprache ihrer Genies fremd gewesen ist und die Künstler denn in der Tat stets die fremden Kinder im großen Weltgarten waren, bis dann alle die anderen ihre Sprache annahmen. Und schließlich mag es auch sein, daß in jeder Zeit vielerlei Werke nur einzelnen erschlossen waren, und diese müssen deshalb weder die größten noch auch die geringeren sein. Will etwa einer auch werten, ob jene Frau höher steht, die nur einer liebte, aber mit seiner ganzen zehrenden Sehnsucht, oder die andere, die aller Herzen an sich zog und alle in unheiligen Wünschen erschauern ließ? Daß aber die Kunst sei wie ein liebesmächtiges Weib, hat seit alter und uralter Zeit mancher verspürt und in die Lüfte geschrieen.

Ich will aber für den ein stilles Lachen haben, der stets am Feldwege sitzt und für die schönen Frauen, die ihre Schritte an ihm vorbeinehmen, nur prüfende Augen hat. Es sind arme Menschen, die die Schönheit des Lebens und



der Kunst nur zu beurteilen wissen. Die Seele öffnet sich zum Genusse. Beurteilung ist kühl und steril, Freude ist warm und fruchtbar. Und wer ein Werk, es mag ein kleines Lied oder eine Bildnerei sein, erfaßt und genossen hat, der hat ein winzig Stück an der Weltschöpfung mitgetan; der andere, der es prüfte, der jede künstlerische Schöpfung als den Feind betrachtet, der ihn erst bezwingen soll, — der ist ein armer Tropf. Der feine Engländer Walter Pater, dessen zarte Aufsätze über die Renaissance in guter Übersetzung von W. Schoelermann bei E. Diederichs in Leipzig jetzt erschienen sind und dessen vortreffliches, ja, entzückendes Buch „Imaginäre Porträts" vom Inselverlag herausgegeben wurde, hat mit manchen anderen als Bedingung für den Kritiker ausgesprochen: „die Fähigkeit, durch schöne Dinge tief bewegt zu werden". Und so groß die Gefahr der Auslieferung an unverständige Schwätzer ist, man wird doch dabei bleiben müssen, daß es für die Beurteilung wichtiger ist, daß einer ein Genießer als daß er ein Richter sei.

Nun, es ist wohl oft gesagt worden: das rechte Genießen ist die Kunst des Lebens. Die flüchtige Impression ist Sache der Näscher. Wenn einem die Kunst zum Inhalt seines Daseins geworden ist, so weiß er das Werk in seiner reichen Fülle, in allen seinen Beziehungen zu genießen. Zur absoluten Freude an den Eigenschaften eines Werkes gesellt sich anderes: wir blicken durch das Werk auf den Menschen, der es schuf, und genießen die starke Freude an der Persönlichkeit. Wir sehen die Zeit, aus der er tauchte, die ihn formte und die er dann formte. Die Bilder der Kultur heben sich, in einem Großen gespiegelt oder auch an tausend kleinen Erscheinungen aufgewiesen. Die Kunstberichte wie die Kunstwerke sind Lebensdokumente. Und der vielfältige Genuß der Künste gebiert die Sorge um die Künste; aus denen, die sich tief freuen können, werden nicht ängstlich prüfende, sondern aus der Innigkeit ihres Genusses heraus heiter und ruhig beurteilende Menschen.

Sie haben erkannt, daß die einzig fruchtbare Weise der Kunstbeurteilung die Frage nach der Entwicklung ist.

Es ist hier nicht die Geschichte der dogmatischen Ästhetik aufzurollen. Es ist erinnerlich, wie sich Historiker und Kritiker erst befreien mußten von der Sucht, Vorschriften zu entdecken und zu erfinden: zu entdecken aus den anerkannten Gebilden der Vorzeit, zu erfinden aus dem fraglichen Schatze ihrer logischen und spekulativen Bemühungen und Untersuchungen. Heute schlägt durch fast jedes verständige und aus einem persönlichen Kunsterlebnis hervorgegangene Urteil über ein Werk der bildenden Kunst die Sorge um die Entwickelung, um die Bedeutung des Werkes für die Fruchtbarkeit durch. Und daß dies so ist, widerlegt die Torheit mancher schaffenden Künstler, die die Kritik der Nichtschaffenden verachten oder gar selbst Kritiker spielen. Denn jene, die Schöpfer, sorgen für die Entwickelung durch ihre Taten, indes wir nach Art des Chorus im griechischen Drama im Innersten bewegt werden und aus der Tiefe unseres Herzens unseren Spruch sagen*).

Die Entwickelung zu sehen und zu begreifen, macht den Historiker aus. Versteht einer es, mit solcher Fähigkeit die Freude und das Verständnis fürs Keimen und Wachsen zager Ansätze zu verbinden, so wird er auch dem täglichen Berufe des kritischen Beobachters dienen können, da er ein guter Versteher und Genießer ist. Ihm muß aus der Kenntnis gewesener Entwickelungen die Fähigkeit, kommende zu ahnen, erblüht sein. So wird er aus der Fruchtbarkeit, die er erhofft, Lob, aus der Hemmung, die er fürchtet, Warnung schöpfen. Immer wird aber wohl die harte Grenze zwischen dem Historiker und dem Kritiker da sein, die sich auch im Tone der Äußerungen wird prägen müssen. Schon Taine**) hat für die Kunstgeschichte, der Methode

*) Ich habe diese Sätze, was angemerkt sei, um mir nicht den Vorwurf einer Überschätzung der famosen Sudermannschen Wehrufe zuzuziehen, — im Sommer aufgeschrieben. *W. Fred.*

**) Seine „Philosophie der Kunst“ ist jetzt in einer deutschen Übersetzung von Ernst Hardt im Verlage von E. Diederichs in Leipzig erschienen. (2 Bde. 1902—1903.)



der Naturwissenschaften folgend, die Aufgabe gesetzt: Sie urteilt nicht, sondern sie stellt die Erscheinungen und Tatsachen fest und erklärt sie. Das Amt des Kritikers wird es aber — Realitäten bestimmen seine Tätigkeit, Wünsche können sie nur modifizieren — sein, die neuen Erscheinungen zu deuten, und in der Auswahl und im Tone wird schon eine Wertung liegen müssen, die dem Geschichtsschreiber zumeist erspart ist, da in seinem Werke die verflossene Zeit die Auswahl vorzunehmen zumeist bereit war. Ich möchte aber anmerken, daß der Ton des kritischen Urteils trotz allem nicht bescheiden genug wird sein können, solange es sich um Ernsthaftes handelt. Ich muß mich ja um den einen Künstler, dem die Ehrerbietung solchen Tones nicht zukommt, gar nicht bekümmern; vor der Kunst aber den demütigsten Respekt zu haben, ist nur Freude.

Als das Schulmeisterliche der alten Art in gerechten Verruf gekommen war, jauchzte man dem Impressionismus zu, der selbstgefälligen Art, dem ersten und flüchtigen Eindrucke den ausschließlichsten Wert zu geben. Der Weg ist weiter gegangen; man hat natürlich eingesehen, daß aus tieferer Anschauung und erheblicherem Wissen von allen Zusammenhängen ein tieferer Genuß, also auch ein tieferes Urteil sich bildet. Als die alten Gesetzestafeln gebrochen waren, richtete man neue auf. Nur eines war geschehen: die weisen Leute wissen, daß die Gesetzestafeln gebrechliche Güter sind. Und man hat sich gewöhnt, die Philosophie des Heraklit vom steten Fluß der Dinge oft zu zitieren.

Schon Taine, der von dogmatischen Urteilen gewiß nichts wissen wollte, hatte so seine Methode. Er sah den Weg des Schaffenden in zwei Absätze gegliedert: Zuerst kämpft der Künstler mit der Welt und jeder ihrer Formen, — das ist seine Jugend und Reife; dann hat er seinen Schatz von Erfahrungen gesammelt und nützt diese immer weiter, ohne sich um die lebendige Natur zu bekümmern, — nun ist er ein morscher Greis. Nach solcher Methode mißt Taine die historische Kunst, und mit unseren differenzierteren Begriffen

können wir seine Meinung so sagen: In jedem fruchtbaren Menschen ist zuerst jenes große Staunen über die Welt, das so gut die Quelle der Philosophie wie der Kunst ist. Jedes neue Werk deutet nun an, daß dieser Mensch eine Erscheinung wieder in sein Weltbild eingeordnet hat, also harmonischer geworden ist. Nun möchte ich aber dem zweiten Satze des Taine von dem unbedingten Verfalle nicht recht geben; denn oft und oft ereignet es sich, daß in jenen Jahren der Ruhe, da eben das volle und runde Verständnis der Natur dem Künstler aufgegangen ist, er seine herrlichen Werke schafft. Man muß nicht allein an Goethe mahnen. Die Bewegungslosigkeit, an die Taine denkt, tritt so ganz denn doch nur selten ein; denn die letzten Lebensrätsel begleiten ungelöst den Menschen bis zu jenen Sekunden des Sterbens, von deren plötzlicher Helle noch keiner Bericht gegeben hat. So zeigt sich auch bei dem genialen Erfasser Taine die Grenze der Methode. Und es ist ja klar, daß man jeden Künstler und jedes Werk im besondern fassen muß.

So wird denn für den, der etwas über Kunst erfahren will, nicht viel anderes übrig bleiben, als zu sehen, wie sich im Spiegel der einen Persönlichkeit — des Genießenden — die andere — die des Schaffenden — darstellt. Nun gibt es ein Buch, das, wenn irgend eines, so zu dienen vermag: die große Kunstgeschichte von Cornelius Gurlitt, die im letzten Jahre erschienen ist*). Hier ist die Entwickelung der Kunst aller Zeiten und Welten als persönlichstes Erlebnis dargestellt. Aus dem Schatze einer wunderbar klaren und großen Anschauung ist das ganze Bild aufgebaut, und es ist die erste enzyklopädische Historie der bildenden Künste, die man lesen kann; denn Gurlitt ist eben ein großer Genießer, und ihm ist jene Freude an den Werken der bildenden Künste gegeben, die so vielen anderen von der Zunft fehlt. So kommt es, daß er in der Tat zu jedem Werke eine besondere Beziehung hat; da ist es — für das Wesentlichste — natürlich ebenso gleichgültig, ob seine

*) Bei A. Bergsträßer in Leipzig 1902.

Meinung im besonderen Falle richtig erscheint, wie die Frage nach dem richtigen System des Buches (als ob es überhaupt ein richtiges System gäbe). Mir ist das Gurlittsche Buch bei wiederholter Einsicht immer teurer geworden; es ist eben das ernste persönliche Werk eines Mannes, der sein besonderes Verhältnis zu jedem Werke und jedem Schaffenden hat. Und dieses Buch kann somit für alle eine Anleitung zum Kunstgenusse sein, weil es hilft, Entwicklungsgänge zu sehen. Dies ist aber besondere Not einer Zeit, in der so oft die Eigenschaften von Übergangswerken mißverständlich für das Wesentliche gefaßt werden, während das Erhebliche und Ewige dem Auge oft verschleiert bleibt. Es sei hier auf das kleine schöne Buch Gurlitt's über „Die Lutherstadt Wittenberg" hingewiesen, das vor kurzem bei Julius Bard in Berlin herauskam.

Ein Genießender wie Gurlitt ist auch Richard Muther. Allein ihm fehlt die besondere Beziehung zur bildenden Kunst. Er sieht Bilder wie Skulpturen, Kunstwerke wie wirkliche Landschaften. Ihr Anblick löst in ihm Stimmungen aus, da ihm eine bewegliche Natur und eine stark und rasch reproduzierende Phantasie gegeben ist. Die Wirkung seiner Geschichte der Malerei im 19. Jahrhundert war deshalb ebenso heilsam, wie die seiner neueren Schriften*) schädlich ist. Denn damals galt es, eine Umstimmung des Geschmacks herbeizuführen, heute ist es ernsteste Sorge, die Aufnehmenden auf einen rechten und sicheren Weg zu bringen. Die Muthersche launische und von Äußerlichkeiten abhängige Manier, von Woche zu Woche die Maßstäbe zu wechseln, dient nur den modischen Snobs. Als journalistische Arbeiten mag man sie mit artistischer Freude genießen, für die Kunstentwicklung ist derlei arge Hemmung; den rechten Begriff eines Werkes kann eine Muthersche Darlegung schon deshalb nicht geben, weil ihm selbst das Werk ein an sich höchst gleichgültiger Anlaß zur Stimmungmacherei ist.

*) Geschichte der französischen Kunst, S. Fischer, Verlag; Geschichte der Kunst (Göschensche Sammlung); Essays, 2 Bde. 1900 und 1902 (Wiener Verlag); Geschichte der englischen Malerei, S. Fischer, Verlag, 1903; Lukas Kranach, Julius Bard, Verlag, Berlin 1903.



Andere gehen andere Wege. Nicht nur in den gewissen deutschen Kleinstädten, sondern auch in Rom, Paris und Florenz sitzen zünftige Männer, die nach alter Weise das Tatsächliche, Substantielle und Feststellbare der Kunstwerke über alles schätzen. Bücher erscheinen, die Publikationen von Archivnichtigkeiten sind, das Publikum wird der Kunst entfremdet, und um der Wissenschaftlichkeit willen darf es keine Schönheit geben. In wieder anderen ist das Vorbild Jakob Burkhardts aufs heftigste wirksam, und sie wollen der Kulturkenntnis, dem Kulturverständnis dienen. Sie nehmen die Kunstgeschichte als Spiegel des Lebens und suchen dessen Reflexe klar zu heben. Gegen diese, deren Arbeitsgebiet und Methode von fließenden Grenzen umfaßt ist, wendet sich Heinrich Wölfflin, der Berliner Kunstlehrer. Am Beschlusse des Vorwortes zur zweiten Auflage seiner „Klassischen Kunst" (München, Bruckmann 1902) wird mancherlei sicher schätzbare fachliche Untersuchung verlangt, „wenn die Kunstgeschichte nicht nur Illustration der Kulturgeschichte sein will, sondern auf eigenen Füßen stehen soll". Das Endziel sei, daß man sehen lerne. Ich finde, das Endziel ist, daß man leben lernt; das Sehen ist ein Weg dazu. Und die Kunstgeschichte ist ein Erkenntnismittel wie die Kulturgeschichte, ein Wegweiser zu jenen reinen Quellen des Genusses, die die Kunst bietet. Ich möchte gewiß nicht mißverstanden werden: ich unterschätze die Wichtigkeit der formalen Erkenntnisse gar nicht. Sehen zu lernen ist eine Nötigung. Ich spreche nur gegen diese Methode der Ausschließlichkeit, gegen die zeitweilige Tyrannei Wölfflins, nur Ästhetisches gelten lassen zu wollen. Seine „Klassische Kunst" ist eine Einführung genannt. Eine Methode kritischen Genießens soll hier dem Publikum gegeben werden. So pflanzt man Einseitigkeit und Hochmut. Es liegt nicht nur an unserer sicherlich mangelhaften künstlerischen Erziehung, daß die formalen Eigenschaften der Werke (also Perspektivisches, Anordnung, Liniensetzung u. s. w.) von so wenigen verstanden werden; zu solcher Betrachtung sind organische



Anlagen, Voraussetzungen nötig, die kaum ein Zehntel jener besitzt, die in der Kunst ehrliche Freude (und wiederum: Erhöhung und Stärkung ihres Lebensgefühls) suchen. So kann die Wölfflinsche Methode, die er im Gegensatz zu anderen, nicht ihnen gleichgeordnet, verlangt, leicht eine Handhabe für den Snob werden, der sich so wie so schon wieder nach festen Maßstäben zu sehnen anfängt, nach denen er werten kann, da sein persönliches Gefühl versagt.

Bei Wölfflin selbst, der vielleicht die besten Augen unter allen deutschen Kunstbeurteilern hat, ist Theorie und Praxis zum Glücke noch einigermaßen getrennt. Noch ist das Buch „dem Andenken Jakob Burkhardts gewidmet". Aber die Absicht, Psychologisches, Kulturhistorisches auszumerzen, ist deutlich. Ein Übermaß der Erwägung wird nicht geleugnet werden können. Auch hier entsteht wieder eine doktrinäre Art, Kunst und Kunstentstehung anzuschauen. Der Frage des Kunstwerdens wird nicht nahegekommen. Die Überlegung des Künstlers wird viele Male als Motiv gesetzt, wo Instinktives und Intuitives, Unbewußtes allein maßgebend sind. Physiologisches, Psychologisches und Biologisches kommt für Wölfflin fast in keinen Betracht. Daß die Seele das Kunstwerk ausmacht, nicht Talent und Verstand und Fähigkeit, schlägt nie durch. In einer Zeit, in der selbst ans historische Denken gewöhnte Menschen sich manchmal der Wirrnis der Lebensmotive staunend bewußt werden und oft völlig verzichten, genau sagen zu wollen, wie es kam, daß sich ein Werk einem Künstler gerade so gestaltet entrang, sind formallogische Deduktionen wie die Wölfflins nur zu gefährlich.

Nur flüchtige Beispiele sollen zum Beweise dienen, da es ja hier nicht auf eine Rezension ankommt; von einem frühen Relief des Michel Angelo ist gesagt: „Der Hals ist bloßgelegt, man soll die tektonisch wichtigen Ansätze sehen." (S. 45.) Von Florentiner Madonnen heißt es (S. 78): „Durch eine Fülle von Nachbildungen, wie sie keinem anderen Künstler der Welt zu teil geworden, sind sie uns



von Jugend an vertraut, und was sie an Zügen mütterlicher Innigkeit und kindlicher Anmut oder an feierlicher Würde und seltsam übernatürlichem Wesen enthalten, spricht so stark zu uns, daß wir hier nicht nach weiteren künstlerischen Absichten fragen. Und dennoch könnte schon ein Blick auf die Zeichnungen Raffaels lehren, daß das Problem für den Künstler nicht da lag, wo es das Publikum sucht, daß nicht der einzelne hübsche Kopf, diese oder jene kindliche Wendung die Arbeit ausmachte, sondern daß es auf die Schiebung der Gruppe im ganzen abgesehen war, auf die Zusammenstimmung der Richtungen verschieden bewegter Glieder und Körper."

Derlei Verschiebungen sind nun nicht Äußerlichkeiten des Buches. Es tritt die Absicht hervor. Ihr dankt man auch vieles; so schließt manches feine Wort einem Wandlungen der Formbildung auf, die keine Stimmungen anstrebende Kunstkritik und -Geschichte zu verdeutlichen fähig wäre. Ich bedaure es, daß Wölfflin sich so wenig Freude an der Persönlichkeit gestattet und dem Biographisch-Symbolischen geflissentlich aus dem Wege geht. Deshalb hat er auch bei Lionardo trotz mancher Einzelheit Unrecht, da bei diesem Meister die Persönlichkeit das Werk überragt. — Derlei Einwände sind Wölfflin wohl selbst vor die Seele getreten. Er spricht selbst davon. Er nennt die andere kulturschildernde Methode fruchtbar, aber er fügt hinzu: „Sie führt nur bis zu einem gewissen Punkt, fast möchte man sagen, nur bis dahin, wo die Kunst anfängt." Und doch, — am Ende des Buches heißt es: „Damit wollen wir durchaus nicht einer formalistischen Kunstbeurteilung das Wort geredet haben; das Licht gehört freilich dazu, den Diamanten blitzen zu machen." Man sieht, das Für und das Wider streiten nicht nur im Leser des Wölfflinschen Buches. Der Verfasser selbst ist bewegt und beweglich. Mir schien es wertvoll, von dieser Strömung hier Rechenschaft zu geben, da sie mit ins Bild unseres Kunstlebens gehört, von dessen Spiegelung in der Literatur ja noch

vielerlei Wesentliches zu vermelden wäre. Die Zahl der wertvollen Veröffentlichungen erweist die kulturelle Bedeutung der bildenden Künste für unsere Zeit. So sind Publikationen wie der Martersteigsche „Almanach", der über das Kunstleben jedes Jahres treulich Bescheid gibt, nötig geworden. Die Menge der monographischen Sammlungen wächst von Tag zu Tag. Nur noch eine zusammenfassende Darstellung sei hier aufs wärmste empfohlen: das feine und fruchtbare Werk Ludwig Hevesis über „Die österreichische Kunst des 19. Jahrhunderts", das E. A. Seemann in Leipzig herausgegeben hat, und in der dieser erste Wiener Stilist und helläugige Genießer aus dem vollen, reichen Schatze seiner frohen Kunsterfahrung schenkt. Dagegen vermeide ich es, von der Kunstbeurteilung durch Schaffende selbst zu sprechen. Von Lionardo bis zu Otto Wagner, dem Wiener Baumeister, dessen ungemein starkes Buch „Moderne Architektur" gerade in neuer illustrierter Auflage*) erschienen ist, wurde viel Wirksames und Persönliches gesagt; allein der selbst Schöpfende ist hart und einseitig oder leidenschaftlich prophetisch im Urteil. Seine Worte kommen nicht aus dem Kunstgenusse, sondern aus der Welterfahrung, dem Zorne oder der Politik. So sind und werden oft ihre Meinungen von allerhöchster Bedeutsamkeit sein. Urteile über die Mitwelt formen zu helfen, riefe ich Künstler dennoch nicht auf.

Berlin. *W. Fred.*

---

*) Bei A. Schroll & Cie in Wien.

Zur gemeinsamen Erziehung der Geschlechter.

II.

Eines der idealsten Ziele der Frauenbewegung scheint mir die Schaffung eines reicheren, tieferen Verhältnisses der Geschlechter zu sein. Zur Erreichung dieses Zieles ist aber gemeinsame Erziehung der Geschlechter eine unumgänglich notwendige Voraussetzung.

Die Geschichte der Frauenbewegung hat es deutlich genug gezeigt, daß es neben der pekuniären Not geistige Bedürfnisse, ideale Faktoren waren, die sie ins Leben riefen, die durch die materiellen Bedürfnisse dann nur wirksam unterstützt wurden. Daß physischer Hunger weh tut, glauben die Menschen schon eher, daß der geistige und seelische Hunger ebenso weh tun könne, ruft freilich bei denen, die ihn selbst nicht kennen, oft noch Zweifel hervor. Die wirtschaftliche Selbständigkeit ist die erste Notwendigkeit im Kampf ums Dasein, aber dann sollen auch die Dinge Berücksichtigung finden, die unser Leben schmücken und verschönen. Und dazu gehört in erster Linie die Möglichkeit reicher seelischer Beziehungen zwischen den Menschen überhaupt, zwischen den Geschlechtern insbesondere. Nicht nur in der Ehe zwischen dem einzelnen Mann und der einzelnen Frau, die sich da zusammengefunden haben, sondern auch zwischen Männern und Frauen im allgemeinen. Es ist gar nicht zu sagen, wie viel Schönheit, wie viel Glücksmöglichkeit für unser aller Leben zerstört wird durch die künstliche Trennung und Entfernung der Geschlechter. Wir bedauern die armen Orientalinnen, die in ihre Gemächer eingeschlossen, von jedem Verkehr mit Männern ausgeschlossen sind und bedenken nicht, wie steif, konventionell und ängstlich bewacht jeder freie, natürliche, kameradschaftliche Verkehr zwischen den beiden Geschlechtern bei uns noch ist. Gerade aber diese mangelhafte Kenntnis des andern Geschlechtes schränkt dann die Wahlfreiheit für die Ehe, besonders für die Frau, so erheblich ein, daß gewiß ein gut Teil mißratener Ehen darauf zurückzuführen ist. England und Amerika, sowie die skandinavischen Länder sind uns in der Beziehung weit voraus. Und es ist kein Zufall, daß in diesen Ländern die gemeinsame Erziehung der Geschlechter einen so breiten Raum einnimmt. Und so wundern wir uns denn nicht, daß nach den überraschend günstigen Erfahrungen, die man überall mit diesem System gemacht hat, auch die Beratungen der großen internationalen Frauenkongresse in London und Paris darin gipfelten: „Die gemeinsame Schule ist sicher die Schule der Zukunft; sie verdient durchaus den Vorzug vor den andern Schulen in sozialer, sittlicher und pekuniärer Hinsicht.“ Schon Jean Paul trat vor hundert Jahren für die gemeinsame Er-



ziehung mit den Worten ein: „Die beste Garantie für ein gutes Betragen ist die gemeinsame Erziehung der Geschlechter; zwei Knaben in einer Schule werden zwölf Mädchen schützen und umgekehrt. Aber ich garantiere für nichts in einer Schule, wo nur Mädchen sind, noch weniger für die, wo nur Knaben sind.“ Und die fast 50jährige Erfahrung in Amerika, die 30jährige in Skandinavien haben ihm Recht gegeben. Aber auch in Deutschland wurden von 5 Millionen Volksschulkindern 1893 noch $3^1/_2$ Millionen gemeinsam unterrichtet — und die Erfolge, die man mit dem gemeinsamen Unterricht an höheren Schulen in Baden gemacht hat, waren so erfreulich, daß neuerdings auch Württemberg seine höheren Lehranstalten für Knaben auch den Mädchen geöffnet hat.

Schon eine flüchtige Umschau nach Persönlichkeiten von pädagogischer Bedeutung, die warm für die Idee der gemeinsamen Erziehung eintreten, wird uns zeigen, wie die innere Berechtigung dieser Idee, deren Verwirklichung auch bei uns einfach eine Sache des Kulturfortschritts ist, sich immer mehr und in immer stärkerer Weise offenbart. — Von der englischen Historikerin Catherine Macaulay Graham (1791) und Jean Paul abgesehen, war in europäischen Ländern der bekannte Jurist Rudolf von Gneist vor dreißig Jahren einer der ersten, der für die Idee der gemeinsamen Erziehung eintrat. In einer genauen Untersuchung hat er die Vor- und Nachteile beider Systeme abgewogen und sich sehr entschieden für die Gemeinsamkeit sowohl in der Schule wie auf der Universität ausgesprochen. Die sorgfältigsten Untersuchungen — Gneist bezog sich auf amerikanische Verhältnisse — haben bewiesen: „Wo dieselbe Vorbildung stattgefunden hat, findet sich kein Unterschied in der Fähigkeit der Geschlechter. Die guten und schlechten Schüler sind unter beiden Geschlechtern gleich verteilt.“ Gneist hält die Geschlechterverbindung in den Schulen sogar für eine notwendige Voraussetzung zur Eröffnung der Universität für die Frauen.

In ebenso zustimmendem Sinne behandelt Strack 1878 diese Frage in „Schmids Encyklopädie des Erziehungs- und Unterrichtswesens“.

1. Ob die Bestimmung der Mädchen eine andere sei?
2. Ob in sittlicher Hinsicht Nachteile zu befürchten seien?

Strack bestreitet den Gegensatz der Geschlechter, wie er so oft von pädagogischen Theoretikern behauptet werde, sowohl was die Fähigkeit wie die innere Disposition überhaupt angehe. In keinem Fach, auch nicht in den reinen Verstandesoperationen, mit denen das so sehr betonte weibliche Gemüt nichts zu schaffen habe, stehe ein Geschlecht als solches hinter dem andern zurück. Gebe es Orte, wo sich eine fortgeschrittenere Intelligenz zugunsten der Knaben zeige, so ebensoviel andere zugunsten der Mädchen. Alles, was bis zu vierzehn Jahren für Mädchen zu abstrakt sei, sei es auch für Knaben — das Interesse für die Lehrfächer sei durchschnittlich dasselbe, d. h. individuell größer oder kleiner.



Was nun die sittliche Seite der Frage anbelangt, so gibt es nur wenige Pädagogen, die einen Schaden nach dieser Richtung befürchten. Nur Schwarz z. B. in seinem „Lehrbuch der Erziehung“ sei hier als ein solcher Schwarzseher genannt.

Dagegen lassen Beneke und Palmer eine Vereinigung zu. Mit Entschiedenheit haben sich dafür ausgesprochen Spieß, der die Urteile namhafter Pädagogen (Pestalozzi, Dinter, A. Krumacher, Nebe, Pölik, Baur, Harnisch, Curtmann, Dörpfeld u. a.) dafür anführt.

Als Vorteile, die das Zusammensein der Geschlechter auch in sittlicher Beziehung gewährt, erkennen diese Pädagogen folgendes an:

Die Knaben werden durch den Verkehr mit den Mädchen sanfter, bescheidener, anständiger; sie gewinnen an Ehr- und Ordnungsliebe. Dagegen werden die Mädchen leichter vor falscher Sentimentalität bewahrt. Sie verlieren die allzu große Schüchternheit und lernen sich freier bewegen. Der rechte, edle Ton, die rechte sittliche Haltung findet sich meistens da, wo beide Geschlechter in größerer Anzahl beieinander sind.

Harnisch meint geradezu: „Ich bin nach meiner Erfahrung der Meinung, daß gerade durch das Zusammensein von Knaben und Mädchen ein Grund zur Sittlichkeit gelegt wird, daß die Einbildungskraft der Knaben und die Sehnsucht der Mädchen durch die Wirklichkeit sich mäßigt.“

Auch Strack selbst hat bei einer sehr zahlreichen gemischten Volksschule noch nie vom Zusammensein der Geschlechter, wohl aber vom Alleinsein sittliche Nachteile wahrgenommen. Salzmann und andere hatten anfangs Knaben und Mädchen bei ihren Instituten, wenn auch nicht vereinigt, so doch so verbunden, daß beide in häufige Berührung kamen; zur Förderung der Sittlichkeit, wie sie versichern. Curtmann will den Ort, wo eine sittliche Notwendigkeit der Trennung sei, in den pädagogischen Belagerungszustand erklären.

Bemerkenswert ist die Tatsache, auf die auch Strack hinweist, daß die Trennung hauptsächlich von katholischen Pädagogen empfohlen und in katholischen Ländern vollzogen sei, die Vereinigung dagegen in protestantischen. 1889 erschien dann die Broschüre von Brons in Emden, der die gemeinsame Erziehung in den außerdeutschen Ländern, hauptsächlich in Amerika, Skandinavien und Finnland sorgfältig behandelte. Eine unserer bedeutendsten weiblichen Pädagogen, Helene Lange, wies 1893 in einem Vortrag auf die von Brons mitgeteilten interessanten Aufschlüsse mit den Worten hin, daß die Sache für uns das Fremdartige verliert, wenn wir daran dächten, daß die eigentliche Volkserziehung auch in Deutschland eine gemeinsame ist, daß von fast 5 Millionen Volksschulkindern fast $3^1/_2$ Millionen gemeinsam unterrichtet würden. „Freilich“, fährt sie fort, „das System auch auf die höheren Schulen auszudehnen, wäre zur Zeit mit unsern Sitten und Gebräuchen unvereinbar, und eine Propaganda dafür liegt nicht im entferntesten in meiner Absicht.“



Aber, wer reformieren will, muß immer etwas tun, was „zur Zeit" mit unseren Sitten und Gebräuchen noch nicht vereinbar ist. Auch Mädchengymnasien für Erwachsene waren eine Neuschöpfung.

Daß das System der gemeinsamen Erziehung noch nicht eingeführt ist, kann also wohl kein Grund sein, auf die Herbeiführung der gemeinsamen Erziehung überhaupt zu verzichten. Wir dürfen uns da wohl mit dem Wort Schleiermachers trösten: „Dafür ist die Zeit noch nicht reif, sagen sie immer, nun, was noch nicht ist, muß dafür immer im Werden bleiben." Wenn wir also von Seiten unserer weiblichen Pädagogen nicht überall die Mithülfe finden, die wir brauchen, so haben sich in den letzten Jahren doch die Stimmen bedeutender männlicher Pädagogen dafür gemehrt.

Auch Havelock-Ellis, der bekannte Physiologe, tadelt die Geschlechtertrennung in der Schule. Aus den heutigen Vertretern der Idee kann ich im Rahmen dieser Skizze leider nur einige Persönlichkeiten herausheben. Aber das Bewußtsein, daß inzwischen die Idee so viele Anhänger und Anhängerinnen gefunden hat, daß eine erschöpfende Würdigung aller ihrer einzelnen Vertreter nicht mehr möglich ist, mag uns dafür entschädigen.

So findet z. B. Dr. Hans Schmidkunz in einem Aufsatze über „Koedukation" in der „Kritik 1896", daß wir durch die getrennte Erziehung einen verhängnisvollen Gegensatz, einen Kampf der Geschlechter hervorgebracht haben, der sowohl auf die Männer wie auf die Frauen schädigend gewirkt hat.

Auch ihm ist ganz zweifellos, daß der gleichmäßige, natürliche Verkehr im Berufs- und Unterhaltungsleben einfach eine Sache der fortschreitenden Kultur ist.

Wir danken dem Christentum eine teilweise Annäherung an den Mann. Auch für das bäuerliche und proletarische Leben besteht dieser strenge Unterschied nicht, — nur das Wirtshaus ist es da, was die Absonderung fördert. In ihrer ganzen Schroffheit macht sich die Geschlechtertrennung erst für die oberen Stände fühlbar.

Und niemand, der ehrlich unsere gesellschaftlichen Zustände betrachtet, kann sich verhehlen, daß diese Trennung für beide Teile von verhängnisvoller Wirkung ist. Auf der einen Seite das Leben der Studenten — meist ohne andere Berührung mit dem weiblichen Geschlecht, als sie bei der Vermieterin und der Kellnerin zu holen ist. Das sogenannte studentische Leben engt gänzlich in eine Welt ein, für die das Weib im besten Falle den Gegenstand freundlicher Herablassung bildet. In unsern sogenannten Gesellschaften sitzen die Geschlechter bei Tisch beisammen, — wie überwiegend ist aber noch immer die unglaubliche Taktlosigkeit der Trennung nach aufgehobener Tafel, — und weder die Gespräche der Herren, noch der Frauen unter sich pflegen dann das Merkmal einer hohen Kultur zu tragen. — Sicher ist, nur dadurch, daß Knaben und Mädchen zusammen unterrichtet werden, haben auch die letzteren die Gewißheit, einen gleich-

wertigen Unterricht zu erhalten. Wer also für den gleichwertigen Unterricht der Mädchen eintritt, dem muß die Coedukation als das wirksamste Mittel zur Erreichung dieses Ziels erscheinen. Anderseits werden Gegner der Frauenemanzipation, die den Glauben hegen, daß dieses oder jenes Gebiet der Wissenschaft für die Mädchen zu schwierig sei, sich bei dem Gedanken beruhigen, daß das weibliche Geschlecht gerade im Wetteifer mit dem männlichen am besten seine Kräfte kennen lerne. Sollte es seine Kräfte überschätzt haben, so wäre die Coedukation das sicherste Mittel, den Frauen die Überlegenheit des Mannes zu zeigen. Erweisen sich aber die Kräfte als gleiche, so liegt kein Grund mehr vor, die Frauen von diesem oder jenem Recht auszuschließen. Auf jeden Fall wird gegenseitige Achtung an Stelle des jetzigen Kampfes treten.

III.

In Reins „Handbuch der Pädagogik 1896" behandelt Rektor Palmgren aus Stockholm, der Begründer der Musterschule der übrigen Gesamtschulen des Nordens, die Organisation dieser Schulen. Als Grundprinzipien seiner Schule sind folgende zu nennen:

1. Gemeinsame Erziehung für Knaben und Mädchen, sorgfältigste Überwachung und Pflege der sittlichen Ausbildung der Schüler; Ausbildung des Verstandes wie des Herzens, Steigerung der Selbsttätigkeit der Schüler, Ausbildung individueller Anlagen, Einschränkung der Unterrichtsstunden, um Zeit für praktische Arbeiten (Handarbeit und körperliche Übungen) zu gewinnen, Wahlfreiheit in den betreffenden Klassen, Gruppierung der Lehrfächer der geistigen Entwicklung der Schüler entsprechend, verbesserte Unterrichtsmethoden.

Die seit 1870 in den Gesamtschulen gemachten Erfahrungen haben bewiesen, daß Knaben und Mädchen sich zwar zuweilen, jedoch nicht immer, früh schon etwas verschieden zeigen, sowohl in Bezug auf Unterricht als in ihrem Benehmen, daß aber die gemeinsame Schularbeit in hohem Grade die Entwicklung der edlen Eigenschaften auf beiden Seiten begünstigt und dabei die schlechteren wesentlich neutralisiert, wodurch die Fortschritte in den Studien größer werden, das Betragen besser und somit die ganze Unterrichtsarbeit leichter und erfolgreicher.

Den Vorzug der Gesamtschule vor andern sieht er also darin, daß die Erziehung durch das gegenseitige und kontrollierende Einwirken der beiden Geschlechter allseitiger, harmonischer und menschlicher sei. Während die übrigen Schulen mehr auf rein intellektuelle Bildung gerichtet sind, will sie auch Gemüt und Charakter bilden.

Wenn man so die Vorzüge der Gesamtschule erkannt hat, wundert es einen nicht mehr, wenn 1897 dann Brahn in der „Zeitschrift für Schulgesundheitspflege" der optimistischen Ansicht war, „daß die Teilung nach Geschlechtern heute kaum mehr Verteidiger finde, weder auf pädagogischer noch auf medizinischer oder physiologischer Seite."



Der jetzige Vertreter der Regierung in Sachen des Mädchenschulwesens, Regierungsrat Dr. Stephan Waetzoldt, hatte sich schon 1895 mit der Frage des gemeinsamen Unterrichts beschäftigt, nachdem er 1893 als Regierungskommissar in Chikago seine Studien über amerikanische Coedukation hatte machen können. Gehört er da noch zu denen, welche diese amerikanische Einrichtung nicht auf unsere Verhältnisse übertragen möchten, so berichtet er 1897 in „Wychgrams Handbuch des höhern Mädchenschulwesens“, objektiv referierend darüber und gesteht zu, daß die Bewegung im ganzen zunehme. In zweiunddreißig Staaten der Union herrscht die Coedukation, in dreizehn andern leben beide Systeme nebeneinander; nur wenige Städte haben grundsätzliche Trennung der Geschlechter. Als Hauptvorteile sieht man nach ihm an:

1) Der gemeinsame Unterricht ist billiger, da doppelte Anstalten für Knaben und Mädchen die doppelte Aufwendung für Lehrräume, Lehrkräfte und Lehrmittel fordern würden.

2) Die Schulzucht wird leichter und bessert sich zusehends da, wo gemischte Klassen eingerichtet werden.

3) Die Schule setzt nur fort, was in der Familie begonnen wurde. Die Einseitigkeit wird vermieden; die Geschlechter lernen sich gegenseitig achten und verstehen.

4) Der Unterricht wird gefördert. Seine Erfolge in den gemischten Klassen sind besser.

5) Die Neigung, sich in Gedanken mit dem andern Geschlecht zu beschäftigen, ist in gemischten Schulen geringer als in andern. Da der Wettbewerb hier auf rein geistigem Gebiete stattfindet, wird die geschlechtliche Spannung in den Entwicklungsjahren herabgesetzt.

Als einziger Einwand so großen Vorzügen gegenüber, meint Waetzoldt, „es sei von Ärzten angeführt worden, daß die Ansprüche an den Körper und den Geist der im Entwicklungsalter begriffenen Mädchen sie schädigen und zu einer langsamen Degeneration der amerikanischen Frau führen müsse.“

Nun sind aber bis jetzt Amerikanerinnen wie Engländerinnen unsern deutschen Töchterschülerinnen an Gesundheit bedeutend überlegen, wozu neben einer vernünftigen Körperpflege wohl auch das Bewußtsein beiträgt, daß sie freie, geachtete Mitglieder ihres Volkes sind, während nichts mehr auf Lebenskraft und Energie zu drücken geeignet ist als das Bewußtsein, ja doch auf alle Fälle ein Wesen zweiten Ranges zu sein, dem nie der Platz an der Sonne vollen, selbständigen Menschentums offen steht.

Wenn also den Vorzügen der gemeinsamen Erziehung nichts als die Furcht der Ärzte vor noch nicht erwiesenen Folgen entgegensteht, so ist wirklich nicht abzusehen, warum wir auf diese Vorteile verzichten wollen.

Im vorigen Jahr hat sich auch Dr. von Rhoden, der Mitherausgeber des von Dörffeld begründeten „Evangelischen Schulblattes“ den auf-



richtigen Freunden der gemeinsamen Erziehung aus eigenster Erfahrung angeschlossen. Als Lehrer der Abiturienten in Helsingfors hat er gesehen, wie die Geschlechter in edler Natürlichkeit um die Palme des Wissens und Könnens ringen. Es kann keine Rede davon sein, versichert er, daß der Ernst des Lernens dadurch für die Knaben herabgesetzt werde, — im Gegenteil! Noch weniger aber würden Blaustrümpfe gezüchtet, — wohl aber treffe man dort mehr durchgebildete Frauen und Mütter als anderswo.

In ausgezeichneter Weise hat auch eine pädagogische Autorität wie Professor Rein in Jena die Vorzüge der gemeinsamen Erziehung betont. Die gewöhnlichen Einwände: „die historische Entwicklung spreche dagegen", „psychologische Gründe wiesen auf Trennung hin" und „die Sittlichkeit leide Gefahr" hat er in aller Ruhe und Objektivität geprüft und ihre Nichtigkeit so schlagend erwiesen, daß für alle, die neuen Ideen überhaupt zugänglich sind, kein Zweifel mehr übrig bleiben kann — vorausgesetzt natürlich, daß sie die damit erstrebten Ziele ebenfalls für erstrebenswert halten. Auch Dr. Bornemann in Hamburg, Dr. Neumann, Alice Bensheimer, Prof. Gustav Jäger in Stuttgart, Schulrat Pollak in Worbis, Klamer in Schalke, Dr. Paul Bergemann, Jena in seiner „Sozialen oder Kulturpädagogik", Prof. Flesch in Frankfurt a. M., sowie der über 2000 Mitglieder umfassende Verein „Frauenbildung, Frauenstudium" unter Frau Professor Steinmann-Freiburg u. a. sehen in der gemeinsamen Erziehung ein Hauptmittel der Erziehung zu geschlechtlicher Sittlichkeit.

Auch der bekannte Philosoph Prof. Paul Natorp in Marburg fordert in seiner „Sozialpädagogik" eine „Nationalschule" für alle, — eine Einheitsschule im Sinne des Comenius, daß alle zuerst denselben Bildungsgang durchlaufen bis zum zwölften Jahre, wo sich dann eine Trennung ergäbe für die Vorbereitung zu gewerblichen und zu studierten Berufen. Leider ist aber aus seinen sympathischen, vom höchsten ethischen Idealismus getragenen Ausführungen nicht zu ersehen, ob er stillschweigend die Frauen mit einbegreift, — oder ob sie ebenso stillschweigend — übersehen sind bei seinen Zukunftsidealen, wie das ja leider häufiger der Fall ist, wie z. B. Paulsen in seinem „Schulprogramm für das 20. Jahrhundert" und Nohle in seiner „Geschichte des deutschen Schulwesens" die Mädchenschule überhaupt nicht erwähnt.

Aber nicht nur in überwiegend protestantisch-germanischen Ländern hat man die gemeinsame Erziehung eingeführt, selbst im römisch-katholischen Frankreich ist man dazu übergegangen. — Die Erfahrungen, die man während vierzehn Jahren in Cempuis, einer Erziehungsanstalt in Oïse, Departement de la Seine, machte, bestätigen völlig diejenigen von Amerika und Skandinavien. Sowohl vom Standpunkt der Moral als auch von dem des Unterrichts hat sich die menschliche Natur nicht anders gezeigt im Waisenhause von Cempuis als in Amerika oder sonstwo. Cempuis ist wie eine große Familie, in der Lehrer und Lehrerinnen, Knaben und Mädchen gemeinsam leben. —



Aber, wie Gabriel Girond, der über diese Anstalt berichtet, sagt, es wäre unrichtig, zu glauben, daß die gemeinsame Erziehung der Geschlechter etwas ganz Fremdes und Neues sei. Längst vor der Eröffnung des Waisenhauses zu Cempuis ist sie erprobt worden in einer sehr alten und bekannten Erziehungsanstalt, genannt Familie. Die Natur vereint am häuslichen Herd Kinder von verschiedenem Geschlecht, und dieser Mittelpunkt galt von jeher als ein vorwiegend moralischer, als Pflanzstätte wahrer Hingebung und gesunder Gefühle, — vorausgesetzt, daß die Erzieher selbst gesunde und moralische Wesen sind.

Nach diesem Muster von Cempuis haben auch die Belgier ein gemischtes Waisenhaus eingerichtet. Daß auch Holland gemeinsamen Unterricht für Knaben und Mädchen hat, wissen wir. Wenn aber in der Schweiz, Zürich, Bern etc. und neuerdings in Baden und Württemberg einzelnen Mädchen gestattet wird, in die Knabengymnasien einzutreten, so besteht neben dem unleugbaren Fortschritt dieser Maßregel noch der große Mangel, daß an diesen Schulen nur von männlichen Lehrkräften unterrichtet wird, folglich der so zum Ausgleich notwendige weibliche Einfluß durchaus fehlt.

Die Herren Pädagogen betonen mit Recht immer wieder, wie notwendig es sei, daß auch beim Mädchenunterricht der männliche Einfluß nicht fehle. Wir sind darin vollkommen mit ihnen einverstanden, — aber wir möchten ebensowenig die Knaben des weiblichen Einflusses so ganz berauben, wie es jetzt auf den höheren Knabenschulen geschieht. Es gäbe vielleicht kein besseres Schutzmittel gegen die Frauenmißachtung unserer studentischen Jugend, als wenn sie gelernt hätten, daß man auch noch vor einer andern Frau als der Mutter Hochachtung und Respekt haben könne. Die vollendete „gemeinsame Schule“ löst zugleich die schwierige Frage des Kampfes um den Lehrstuhl, da weibliche und männliche Lehrkräfte in gleicher Anzahl an ihr vertreten sind, eine Lösung, um die besonders Lucina Hagmann und die norwegischen Lehrerinnen sich verdient zu machen suchen.

Zum Schlusse möchte ich den Blick noch auf eine Gestalt lenken, die nicht nur an der Spitze der geistigen Kultur überhaupt, sondern auch an der Spitze aller Sozialpädagogik und Sozialreform steht: ich meine auf Plato.

Schon Sokrates hatte sich zu der mit den Männern wesentlich gleichen Naturanlage und Begabung der Frauen bekannt und sofort die Klage wegen der bisherigen Vernachlässigung ihrer Erziehung daran geknüpft. Plato tritt in seine Fußstapfen und geht noch einen Schritt weiter. In seinem auf drei Ständen sich aufbauenden Staat, in welchem ihn seiner geistesaristokratischen Natur gemäß die beiden obern Stände am meisten anziehen, will er die Frauen des ersten Standes zu allen Geschäften und Berufen zulassen, zu Herrscherinnen und Philosophinnen, will er folgerichtig Knaben und Mädchen nicht nur einen gleichwertigen, sondern auch gemeinsamen Unterricht geben. Seine Meinung,

daß dem Staat an dem Besitz tüchtiger Frauen ebensoviel liegen müsse wie an dem von Männern, wird auch heute noch nicht von unsern Staaten geteilt.

Eines unbestreitbaren Vorzugs darf sich überhaupt die Idee der gemeinsamen Erziehung rühmen: sie zählt ihre Gegner nur unter solchen, die sie nie erprobt haben. Alle aber, die den Schritt zu diesem System wagten, sind selbst aus Skeptikern überzeugte Anhänger geworden.

Soviel haben wir aus allem gesehen: Es ist nicht nur eine von unhistorischen Köpfen ausgeheckte phantastische Idee, um die es sich hier handelt, die nur in einen platonischen Zukunftsstaat gehört, sondern um eine längst bewährte Einrichtung, die im praktischesten und nüchternsten aller Länder, Amerika, erprobt ist, sowie überall da, wo man bei dem Schulwesen auch der Mädchenerziehung ernste Beachtung schenkt.

Uns jedenfalls ist klar, zur Erfüllung unserer Ziele ist die gemeinsame Erziehung der Geschlechter ein ganz unentbehrlicher Faktor.

Daß eine solche Umgestaltung unseres gesamten Schul- und Bildungswesens im Sinne der National- und Einheitsschule auf eine Reihe anderer Probleme lösend wirken würde, ist einleuchtend genug. Zur Überbrückung der sozialen Klassengegensätze gäbe es kein geeigneteres Mittel.

Es würde aber auch die beste Vorbereitung sein für die politische und rechtliche Mündigkeit der Frau. Wenn Knaben von Jugend auf gesehen haben, wie Mädchen in der gleichen Bildungsatmosphäre wie sie aufgewachsen und verständnisvollen Anteil an allen Dingen nahmen, wird es ihnen als erwachsenen Männern nicht mehr so unerhört scheinen, wenn solche Frauen auch mitbestimmen wollen bei dem, was mit ihnen geschieht, bei allem, was sie ja doch als Volksgenossen betrifft. Und endlich: durch die gemeinsame Erziehung wird die Frau in ganz anderer Weise auch für ihren mütterlichen Beruf befähigt. Eine bequeme Ehefrau mag sie bei der heutigen Erziehung ja sein, da ja doch das Streben der Mädchenpädagogen nach einem in Weimar 1872 gefallenen Wort dahin ging: sie so weit zu bilden, daß der Mann sich nicht langweile. Aber eine zureichende Mutter ist sie so nicht; es muß in der Tat einen merkwürdigen Eindruck auf den Knaben machen, wenn er als Sextaner schon Dinge lernt, bei denen die Mutter nicht mehr mitkann. Nur eine Mutter, die den ähnlichen Bildungsweg wie ihre Kinder durchlaufen hat, wird ihnen wirklich Erzieherin und Führerin auch in reiferen Jahren sein können. —

Wenn sich nun auch natürlich die preußische Regierung trotz aller dieser überzeugenden Gründe von heute auf morgen nicht zur Einführung der gemeinsamen Erziehung entschließen kann, so hat sie doch zugegeben, daß bisher die Erfolge unbestreitbar sind, und daß kleinere Staaten wie Baden und Württemberg mit gutem Beispiel

vorangehen müssen. Und wenn Preußen in diesen Dingen auch langsam marschiert — am Ende wird es doch auch kommen! —

Die beste Vorbereitung auf die Einführung der gemeinsamen Erziehung wird es wohl sein, wenn man durch Petitionen an die Provinzialschulbehörden erreicht, daß Mädchen in all den Fällen, wo eine gymnasiale Vorbildung für sie gewünscht wird, zu den bestehenden Knabenschulen zugelassen werden, wie es übrigens von Fall zu Fall schon immer geschehen ist, noch kürzlich in Hildesheim, während man in Marienburg gemeinsamen Unterricht für Knaben und Mädchen bis zu einem bestimmten Alter einführt.

So müssen wir denn auch vom Standpunkt der Frau aus zum Ideal der Einheitsschule kommen, das schon einer der größten Pädagogen aller Zeiten, Amos Comenius, ersehnte: die allgemeine Volksschule, die in einem gemeinsamen Unterbau alle Stände und Geschlechter vereinigte, um sich dann, je nach Talent und Neigung in die verschiedenen Richtungen zu teilen, die zu gewerblichen oder studierten Berufen vorbereiten.

Die Bildungs- und Erziehungsfrage hat bisher wohl den größten Raum in der Frauenbewegung eingenommen — und mit Recht. Nur der genügend für den geistigen und materiellen Kampf Ausgerüstete wird auch bei diesem Kampfe siegen. — Aber nicht ein Kampf der Geschlechter gegeneinander soll es sein.

Man hat der Frauenbewegung so oft vorgeworfen, sie trenne die Geschlechter, sie säe künstlich Feindschaft zwischen Mann und Weib. — Nun wohl, unser Streben geht gerade dahin, durch eine gemeinsame Bildung und Erziehung diese künstliche Trennung zu überbrücken, die tiefe Kluft der Fremdheit, die heute noch zwischen Mann und Frau liegt, auszufüllen und so die rechte, eheliche Verbindung möglich zu machen, die nicht nur die Körper, sondern auch die Seelen vereint.

Wenn Mann und Frau beide gelernt haben, auf eignen Füßen zu stehen, dann kann sich ihr Kampf gemeinsam gegen alles Törichte, Sinnlose, Unvollkommene draußen in der Welt richten.

Berlin-Wilmersdorf. *Dr. Helene Stöcker.*



Die Kritikerschlacht.

I.

Der ewig latente Krieg zwischen Kunst und Kritik ist wieder einmal zum offenen Ausbruch gekommen. Es sind viele Hiebe ausgeteilt worden. Die Schlacht schwankt noch. Sicher ist nur eins, daß nichts geändert oder gebessert werden wird. Der Sieg wird da liegen, wo er im Interesse beider Parteien nicht liegen sollte.

Hermann Sudermann, der von dem bestehenden System, so schlecht oder gut es sein mag, den meisten Nutzen gezogen, also ein Schriftsteller, der die geringste Ursache hat, unzufrieden zu sein, ist entrüstet über das bestehende System und hat der Kritik, der Presse und dem Publikum den Fehdehandschuh hingeworfen. Das müßte ungemein für ihn einnehmen, wenn diese Fehde von ihm mit ehrlichen Absichten angesagt, mit tauglichen Mitteln durchgeführt würde. Es ist eine Dummheit, sagte ich mir zunächst, aber eine Dummheit, die ehrt, weil gewisse Dummheiten nur ein starkes Temperament, ein ehrliches Gemüt zustande bringen.

Aber ach, es ist etwas ganz anderes. Zunächst das Zeichen maßloser Selbstüberhebung sowie ganz bedenklicher Unbildung. Und der Kampf wird auch nicht ehrlich geführt. Das ist bedauerlich um der Sache willen, weil durch Sudermanns unmännliche Haltung und unlautere Kriegsführung gerade das Gegenteil bewirkt werden muß.

Ein Vorgefecht lieferte er in der „Zeit“, wo er sich über „Leben und Kunstschatz“ ausließ: Alle Ästhetik ist ihm ein Greuel, gilt ihm als gänzlich zwecklos und schädlich. Ein Dichter, dem alle Kunstphilosophie nichts weiter sagt als den Neid der Impotenten, stellt sich schon dadurch auf eine sehr niedrige Kunststufe und verrät, daß er niemals ernstlich über die Kunst nachgedacht hat. Von einem Unteroffizier verlangt man nicht, daß er Geschichtsphilosophie begreift; ein kleiner Krämer muß nicht Nationalökonomie treiben. Von ernsteren und größeren Naturen aber, ob sie Politiker oder Kaufleute oder Künstler sind, erwartet man, daß sie selbst über ihr Treiben und seine Bedeutung im Weltgetriebe einmal nachdenken oder sich unterrichten lassen von denen, die einmal darüber nachgedacht haben. Sich nun gar darüber zu ärgern, daß andere darüber nachdenken, ist das sicherste Zeichen von Unbildung und Spießerseligkeit. Die Spießer nämlich sind den Philosophen noch immer gram gewesen; denn diese sind es, die das Volk vom Glauben und von der Staatsraison entfernen. Und nun gar ein Häuptling des Revolutionslagers in einer Zeit, in der die Literatur und besonders das Drama ganz neue Wege eingeschlagen, eine neue Technik sich errungen hat, um Form, Inhalt, Motive kämpfen muß! Umsturz ohne Philosophie ist Verbrechen. Wirklich, es gehört ein tiefer Grad von Unbildung dazu, wenn selbst



ein Umstürzler nicht mehr verträgt, daß über seinen Umsturz philosophiert wird. Er müßte schon eine Natur sein, wenn er so den Geist verachtet. Und eine Natur, das ist Hermann Sudermann nun nicht.

Es folgten dann seine Feuilletons im „Berliner Tageblatt“ über die „Verrohung in der Theaterkritik“. Hier befinden wir uns auf ebener Erde. Sudermann bemerkt mit Recht, daß der Ton unserer Kritik entsetzlich roh ist, fühlt sich persönlich beleidigt und angewidert und ist der Meinung, gegen die Mißstände unserer Kritik, speziell der Theaterkritik, müßte endlich von allen Seiten angekämpft werden.

Aber Sudermann sagt nicht, daß unsere Kritik roh ist, sondern verroht. Das ist die erste große Lüge. Er ist weder jung noch unwissend genug, um ernstlich glauben zu können, erst mit Karl Bleibtreu sei diese Pest in die deutschen Lande gekommen. Ich sehe hier ganz ab von den Ungerechtigkeiten. Karl Bleibtreu war und ist bei mancher Rüpelhaftigkeit der Form als Kritiker immer ein Kavalier gewesen, den keine Feindseligkeit, selbst die Wut nie verhindert hat, dem Könnenden und Wissenden Achtung zu zollen. Doch das nebenher. Die Betroffenen haben sich ja alle selbst schon verteidigt. Ich habe auch hier nicht ihre Sache zu führen. Sudermann weiß ganz genau, falls er schon nichts von früheren Epochen der deutschen Literatur wissen sollte und glauben, der deutsche Geist und die deutsche Kunst beginne erst mit seiner Erscheinung; er weiß doch ganz genau, wie Blumenthal und Lindau und sein Freund Neumann-Hofer, dessen Heldentaten uns bei dieser Gelegenheit wieder in die Erinnerung gerufen werden mußten, wie Nordau, Schlenther und Brahm gewütet haben. Aber das findet er harmlos, erstens weil diese Herren weniger ihn als einen gewissen Richard Wagner oder Henrik Ibsen oder Friedrich Nietzsche oder Detlev von Liliencron oder Gerhart Hauptmann (kurz, mehr inferiore Geister) angegriffen oder angepöbelt haben, und zweitens, weil sie sich gebessert haben. Sie sind nämlich inzwischen z. T. Theaterdirektoren geworden, d. h. in seiner Sprache, „sie teilten als Theaterleiter die Leiden und Freuden der Schaffenden“, und haben mitschaffend bald einsehen müssen, daß man mit Ästhetik und Kritik keine Kasse macht. Diese Geschichtsklitterung ist derartig schändlich, daß damit schon Sudermanns Sache von vornherein verloren war. Daß und warum Blumenthal „der blutige Oskar“ hieß, weiß man nämlich noch in literarisch eingeweihten Kreisen. Mußte er uns erst daran erinnern!

Also mit der Verrohung der Kritik hat er sich blamiert. Hätte er wenigstens noch gesagt: Verrohtheit. Was versteht aber Sudermann unter einer verrohten Theaterkritik? Einfach alles, was über eine Berichterstattung der Hervorrufe hinausgeht. Er wirft den Brahm und Schlether vor, sie hätten die Theaterkritik dadurch verroht, daß sie durchaus literarische Stücke haben wollten. Richtig ist freilich, daß mit seltener Zähigkeit und Befangenheit von diesen Herren kritische Schlagworte ausgegeben, Dramaturgieen hergestellt wurden, die

schließlich lähmend wirkten; auch daß sie ihre Überzeugungen später mit Vergnügen preisgegeben haben, als sie einsahen, daß man mit andern Dramaturgieen auch Geschäfte machen kann. Aber Verrohung?!

Die Sache Sudermanns wurde noch schlechter, als er zu erkennen gab, welches seine Leidensgenossen sind. Zunächst hat er uns verraten, daß es ihn und die andern schmerzt, daß man sie nicht literarisch ernst genug nimmt, und daß es uns an Achtung fehlt für diejenigen, die etwas geleistet haben. Eine Kritik, die einem Künstler, welcher etwas kann und etwas geleistet hat, dies vergißt bei schlechteren Werken, schändet sich selbst. Das ist richtig. Sie zeigt damit, daß sie entweder kein Gedächtnis oder keine Maßstäbe hat. Aber über diese frühere Leistung läßt sich in jedem Falle streiten. Verbriefte Ruhmestitel gibt es nicht. Auf Ehre hat jeder Bürger Anspruch bis zum Beweise des Gegenteils. Der Ruhm darf jedem jeden Tag bestritten werden. Dann aber: weshalb ist das neuere Werk so schwach, daß man vergessen muß, wer es geschrieben? Ist es nur ein Mißlingen? Oder kann der Autor nichts mehr? Oder hat er sich selbst preisgegeben, verraten, weil er eingesehen, daß man mit schlechten Stücken mehr Geld verdienen kann als mit guten, oder mit den Machthabern paktieren muß? Nur im ersten Fall verdient ein Autor Rücksicht. Die Literatur ist keine Versorgungsanstalt, und Ruhm verpflichtet. Von einem Manne des Namens Sudermann muß man das Höchste verlangen, was seine Kunst oder mindestens was er vermag. Das ist unsere Achtung, und es ist zugleich die höchste, die es gibt. Wenn Sudermann sich nicht schämt, einem so armseligen Stücke wie „Es lebe das Leben" seinen Namen zu geben, dann kann er doch nicht verlangen, daß andere vor diesem Namen Respekt haben.

Aber er findet auch, daß den Herren Blumenthal, Kadelburg, Philippi, und weiß der Himmel wem noch, von der Kritik nicht mit derjenigen Hochschätzung begegnet wird, die hochstrebende und, schrecklich zu sagen, „schaffende" Geister beanspruchen dürfen. In der Gesellschaft durfte er sich nicht zeigen. Was hat das mit Literatur zu tun? Sudermann ist empört, daß die Kritiker „Herr" Kadelburg, „Herr" Philippi sagen, und sieht schon darin eine Herabsetzung und Verrohung. Mit Verlauf: man sagt doch auch „Herr Tietz", „Herr Scherl". So behandelt man also bei uns Dichter, die doch weiter nichts verbrochen haben — man denke, — als ein paar erfolgreiche Stücke zu schreiben. Ist das vielleicht eine Schande? Merkst du was, liebes Publikum? Es geht gegen dich. Denn wer zweifelt, daß dem, was du auszeichnest, der höchste Kunstwert innewohnt? Sudermann hat kein Herz für die Dichter, die nichts verbrochen haben, als keinen Erfolg zu haben. Ein Kritiker bezeichnet einen Beifall einmal als eine ästhetische und sittliche Roheit. Entsetzlich! das Publikum, das geliebte liebe Publikum, das Herrn Sudermann so viel zu verdienen gegeben hat, roh! Roh ist ein Publikum nur, wenn es Ansprüche macht. Derselbe Kritiker (Erich Schlaikjer) sagt



einmal: Blumenthals Tantièmen stinken zum Himmel. Ja, finden Sie das nicht auch, Herr Sudermann? Meinen Sie vielleicht, es ehrt das deutsche Volk, wenn es solchen Dichtern zujubelt und jeden, der nur ein bißchen aus dem Schwarm hervorragt und es ernst meint mit seiner Kunst, verhungern läßt? Ich finde das sogar von Schlaikjer, der sonst nicht reich ist an schönen Worten, sehr hübsch ausgedrückt. Aber es scheint wirklich, man spricht davon, daß selbst Blumenthal sich grämt, daß man ihn nicht literarisch ernst genug nimmt. Welche Perspektiven eröffnen sich hier!

Jedoch Sudermann führt auch schwereres Geschütz auf. Er wirft der Kritik vor, daß sie nicht einmal Scheu vor der Persönlichkeit des Autors hat. Wir wissen, was die Kritik hier sündigt. Und hier hat er doch das Recht vollkommen auf seiner Seite? Er hat sogar einen mächtigen Zeugen: Lessing, der sagt, der Kritiker habe sich bei Besprechung eines Werkes auf dasselbe zu beschränken. Eine Zwischenfrage, die Sudermann Herrn Rudolf Mosse, welchem er nahe steht, übermitteln kann: Würde dieser Gotthold Ephraim Lessing, der sogar keinen Respekt hatte vor Fürsten und Tantièmen, als Theaterkritiker gebrauchen können? sagen wir nur an zweiter Stelle neben den Herren Block und Engel? Dann aber hat Lessing noch allerlei anderes gesagt, was Sudermann dem heißgeliebten Publikum bei dieser Gelegenheit doch besser meint verschweigen zu müssen; etwa über das Hervorrufen der Autoren zum Schluß, worüber Sudermann nicht gerade derselben Ansicht zu sein scheint wie Lessing.

Tatsächlich sind es aber gewöhnlich nicht die Kritiker, die sich zuerst für die Persönlichkeit des Autors interessieren, oder es ist doch jener Teil der Kritiker, die nur glauben, Theaterkritiker zu sein, bloß weil sie Premièren-Reporter sind. Es gibt sehr unpersönliche Werke, bei denen uns kaum die Persönlichkeit des Verfassers interessieren kann. Auch hat dieser die Möglichkeit, seine Persönlichkeit im Hintergrunde zu halten. Er braucht ja bloß pseudonym zu schreiben und seinen Agenten oder Verleger zu verpflichten, dieses sein Inkognito streng zu bewahren. Die allgemeine Charakteristik eines Künstlers und die Besprechung seiner Stellung ist selbstverständlich ohne Benutzung persönlicher Daten gar nicht möglich; sie zu umgehen, liegt auch nicht im Interesse der Künstler. Wer in der Öffentlichkeit steht, kann nur sehr schwer die Grenzen ziehen, bis zu welchen er auch der Öffentlichkeit bekannt sein will. Es hängt hier alles vom Takt und von den geistigen Fähigkeiten des Kritikers oder politischen Schriftstellers ab. Meist aber, ehe ein Kritiker oder Pamphletist die Persönlichkeit in die Öffentlichkeit zerrt, hat diese sich längst der Öffentlichkeit aufgedrängt oder ist von ihren Freunden und Geschäftsvertretern mit allen Intimitäten der Öffentlichkeit vorgestellt worden. Es gibt ganze Zeitschriften, die ausschließlich dazu dienen, der Eitelkeit der Künstler, Politiker u. s. w. zu frönen. Alles, aber auch alles wird hier in Wort und Bild verherrlicht. Nicht nur die

Physiognomie und die Handschrift des Gefeierten, was noch einen Sinn hat, ihre Gestalt, ihre Familie und, wenn es noch einen Säugling gibt, auch die Amme, die guten Freunde (Sudermanns Verleger, Felix Lehmann, ist sogar auch schon mit photographiert worden), Kongresse, Gesellschaften, Wohnungen, Bibliothek und Arbeitszimmer (Blumenthal sagte mal witzig: auf diese Weise erführe doch wenigstens das Publikum, daß Dichter und Gelehrte auch arbeiten), kurz, alle Interieurs, vorausgesetzt, daß man damit dem Ansehen der Gefeierten zu dienen glaubt. Chirurgen während der Operation oder am Krankenbett (der Patient ist wehrlos und hat, wo es das Recht der Eitelkeit will, nicht einmal Anspruch auf Scham), berühmte Damen in ihren sämtlichen Toiletten (deren Vollendung sie selbst den Redakteuren anmelden), Björnsons Schwiegersöhne und Ibsens Visitenkarten, kurz, alles, alles kommt in die Blätter und Monographieen, die immer mehr zu Bilderbüchern ausarten, und nur der Kritiker darf von Rechtswegen nichts davon wissen. Und nun gar die Schauspieler und vollends die Schauspielerinnen! In ihren Rollen, schön! das kann interessieren; aber Bonn als Schütze! die Reisenhofer auf der Rennbahn! Rosa Poppe, ihre Rolle memorierend! Rosa Poppe und ihr Papchen! Rosa Poppes Hund u. s. f.

Nächstens wird sich noch Sarah Bernhardt über die Reklame beklagen, die mit ihr gemacht wird. Auf diese augenverdrehende Heuchelei fällt doch heute kein Kommis mehr herein. Wenn man sie nur nicht tadelt oder verspottet, werden die Künstler nie müde werden, Persönliches über sich zu lesen. Alles, was in die Öffentlichkeit dringt, gehört der Öffentlichkeit. Sogar Sudermanns Wohnung muß herhalten, klagt er bitter. Aber recht geschieht ihm, vollkommen recht! Warum hat er sie zu einer öffentlichen Wohnung gemacht? Es handelt sich hier, wohlverstanden, nicht darum, ob solche Verhöhnung für sich berechtigt oder geschmackvoll ist. Aber man soll nicht Haus und Magd und Kind und Viehstand in weitverbreiteten Blättern photographieren lassen und hinterher erklären: die Öffentlichkeit braucht nicht zu wissen, wie ich wohne, welches Pferd ich reite und welchen Vogel ich habe. Oder ein anderes Beispiel: das Liebesverhältnis der Duse mit D'Annunzio gehört doch sozusagen der Geschichte Europas an. Dafür ist gesorgt worden, nicht von den Kritikern. Wie? und alle Welt soll dies wissen dürfen, nur der Kritiker nicht? Vielleicht nicht einmal, wenn er von „Il Fuoco" zu erzählen hat? Aber, meine Herren, die Kritik ist, denke ich, bei uns schon im allgemeinen unwissend genug. Wollen Sie sie denn ganz unwissend haben? Auch der Kaiser hat sich einmal bei Vertretern der Presse beklagt, daß sie sich viel zu viel um die privaten Angelegenheiten der Fürsten bekümmere. Aber gibt es denn eigentlich private Angelegenheiten der Fürsten? Weß ist die Schuld, daß die Liebes- und Ehegeschichten der Prinzen und Prinzessinen einen so großen Raum in der öffentlichen Debatte einnehmen? Wie kann man denn wissen, ob man eine Indiskretion oder eine patriotische Tat begeht?



Verrohung der Kritik und Politik, verstehen wir nur recht, ist immer die Opposition. Verrohung der Theaterkritik heißt nicht, daß die rohesten Geister heut dies Handwerk üben, vollkommene Dummköpfe und Ignoranten und Analphabeten; Verrohung der Musikkritik heißt nicht, daß ein stellenloser Kommis, der nicht eine Note kennt, nicht eine Hoboe von einer Posaune unterscheiden kann, jahrelang Musikkritiker mittlerer und größerer Blätter ist, — ein Fall, den ich erlebt habe. Roheit der Kritik heißt, was dem Kritisierten zu hören unangenehm ist. Erzählt man z. B. dem Publikum als Wunder, daß in einem Kutscher ein herrlicher Sänger entdeckt worden ist, daß ein Schriftsteller um so mehr wegen seines Fleißes und Wissens anerkannt werden muß, weil er Autodidakt ist und sich aus den kleinsten Verhältnissen herausgearbeitet hat, so ist man ein braver Kritiker, schon beinahe ein Historiker. Sagt man hingehen, daß der Sänger auf der Bühne sich noch immer wie ein Kutscher benehme, daß der Schriftsteller als Autodidakt nur über ein ungleichmäßiges Wissen verfüge u. s. w., dann ist man gänzlich verroht. Man darf sagen: der große William; aber man darf nicht sagen: der kleine Hermann. Daß die Verrohung der Kritik heute viel weniger in den Rüpeleien einzelner Flegel als in der Unwissenheit, Feigheit, Urteilslosigkeit unserer Kritiker, in der hundemäßigen Speichelleckerei gewisser Blätter besteht, darin, daß der Kritiker immer mehr vom Reporter verdrängt wird, das interessiert Herrn Sudermann offenbar nicht; das einzusehen, nimmt er es mit seiner Kunst nicht ernst genug.

Wer sich von einem A. Holzbock interviewen läßt, muß sich am Ende auch von einem Siegfried Jacobsohn anpöbeln lassen. Das ist der gerechte Ausgleich auf Erden.

Sudermann spricht von den Kritikern, die sich zu einer „führenden Stellung emporschimpfen" (hübscher Stil!), schimpft aber dabei selber, daß sich Gott erbarm', und bemerkt später mit Recht, daß diese Sorte von Kritikern sogar vom Publikum und ihren Verlegern angefeuert werden. Er zitiert eine rüpelhafte Bemerkung des genannten Jacobsohn über eine Schauspielerin und wundert sich, daß sich die Leitung des Blattes nicht genötigt gesehen hatte, den Schreiber davonzujagen. O ahnungsvoller Sudermann! Es ist nicht nötig, daß man schimpft, um Karriere zu machen; es genügt auch schon, wenn man schlechtes Deutsch schreibt. Nur dann lohnt sich noch die Theaterkritik. Davongejagt werden die Schimpfer nur, wenn sie merken lassen, daß sie was gelernt haben und was verstehen! Wenn einer nichts kann, braucht er nicht einmal zu schimpfen. Er kann auch interviewen und wird nicht verhungern. Zur Beleuchtung unserer Verhältnisse aber will ich Herrn Sudermann noch etwas verraten. Als die im übrigen gut redigierte Wiener „Zeit" sich nach einem Berliner Berichterstatter für Theater umsah und sich erkundigte, wer wohl hier für einen so wichtigen Posten in Betracht käme, wurde ihr, wie ich erfahre, die Antwort: in Berlin gäbe es nur drei Leute, die noch über

Theater schreiben könnten: Harden, Kerr, Jacobsohn. Folglich hat dieser doch recht! — Schimpfen und Schimpfen aber ist zweierlei. Wenn Luther schimpft oder wenn Siegfried Jacobsohn schimpft, so ist das nicht dasselbe; ich würde auch Schopenhauer und Kerr nicht ohne weiteres vergleichen, weder in moralischer noch in literarischer Hinsicht, weder als sprachliche noch als intellektuelle Leistung. Zum Schimpfen gehört Persönlichkeit oder Witz, Temperament oder Phantasie. Das Pamphlet gehört auch zur Literatur. Aber man ist noch kein Kritiker, bloß weil man schimpft in Ermangelung größeren Vokabelschatzes, aus Mangel an Geist, Ironie und Unterscheidungsvermögen.

Bloße Unbildung kann es bei Sudermann nicht sein. Einen Harden von einem Jacobsohn, einen Bleibtreu von einem Alberti muß selbst er unterscheiden können, auch wenn ihm beide gleich unangenehm sind. Aber die ganze Artikelserie ist offenbar nur wegen des einen Harden geschrieben, der von all den Angegriffenen auch allein Macht hat. Blinder Haß hat Sudermann die Feder geführt, jener Haß, der verdummt. Einem Gegner wie Harden solche Blößen zu geben, das Vernichtungswerk so bequem zu machen, mit so schlechten Waffen in einen gefährlichen Kampf zu ziehen, das ist eine Überhebung, die sich das Mitleid verscherzt hat. Hardens Antwort war vernichtend. Aber gesiegt hat auch er nicht. In diesem Kriege gibt es fast nur Verwundete. Harden hat sich mit viel mehr Heftigkeit verteidigt, als bei seiner überlegenen Stellung nötig war; auch gegen Dinge, gegen die er sich gar nicht zu verteidigen brauchte. Er hat sich, scheint es, doch tiefer getroffen gefühlt, als zu erwarten war. Er hat sogar geweint. Geweint vielleicht aus Mitleid über seinen kläglichen Gegner, vielleicht aber auch, weil ihm der Kampf eine zu lebhafte Erinnerung an die verlorene Welt des Gegners gebracht hat. Jetzt mußte doch der Tag kommen, an dem die Leser des „Berliner Tageblatts" von dem überlegenen Dialekt, dem Geist, der Wissenschaft und den Tugenden des Herrn Harden etwas erführen. Sudermann tödlich getroffen und Harden weint, — das ist das Bild vom Schlachtfelde.

Der unglückliche Schlachtplan ist vielleicht für alle Teile verhängnisvoll, außer denen, die nichts zu verlieren hatten. Wer am Pranger steht, wird auch bekannt. Die Debatte verlief seicht oder im Persönlichen, gelogen wurde so ziemlich überall. Jeder suchte nur seinen Vorteil, überschätzte den Gegner und blähte sich auf. Die Kritik, die einer Aufbesserung wirklich dringend bedarf, ist nur noch heruntergedrückt worden durch die verlogene Darstellung Sudermanns, dessen Artikel ja einzig den Zweck verfolgten, dem Publikum die niedrigsten Schmeicheleien zu sagen. Ist es denn ein Verbrechen, Erfolg zu haben? Erfolg bei euch? Ihr seht, daß diese Hallunken von Kritikern im Grunde mit uns, euren Lieblingen, euch beleidigen und schänden. Ihr zeichnet uns aus, und diese Leute machen uns madig. Warum? Weil ihr sie nicht auszeichnet. Es ist also ja nur Futterneid, das ist das Geheimnis. Jetzt weiß doch das Publikum endlich, was es



von jeder Kritik zu halten hat, die nicht seine Urteile unterschreibt. Die Kritik ist ein Teil der Presse, die Presse ist für euch da und hat euch zu bedienen. Die anständige Presse hat vor euch auf dem Bauche zu liegen, die Kritik euch zu beweisen, wie weit ihr es schon in der Bildung gebracht habt, wenn ihr in meine Stücke rennt. Man sage also nicht, Sudermann habe keine Kunstanschauung.

(Ein Schlußartikel folgt.)

Berlin. *Leo Berg.*

Berliner Brief.

Noch immer ist die Welt, die sich als die gebildete empfindet, von dem Sudermann-Kerr-Harden-Streit in Anspruch genommen. Das Ergebnis der Debatte ist, daß sich Sudermann blamiert hat. Man kann nicht ernstens mit einem Schriftsteller rechten, der zwischen Hauptmann, Fulda und Blumenthal keine Scheidung wahrnimmt, der nicht begreifen will, wie sehr die Afterkunst der Witzlinge à la Blumenthal, wie sehr die tragische Sensationsmache der Philippis das schwankende Kunstempfinden des Theaterbesuchers verdirbt. Ich sage nicht, daß ein verständiger Aufsatz über das fragliche Sujet unangebracht sei. Er läßt sich schreiben, nur nicht so, wie ihn Sudermann abgefaßt hat. Für die herrschenden Mißstände im Theaterwesen hat er überall die verkehrtesten Gründe gesucht und gefunden. Auch der naivste Theaterbesucher weiß, daß die von der Kritik am schlimmsten mitgenommenen Stücke die größten Kassenerfolge errungen haben, daß die Kritik in der Neuzeit längst nicht mehr ein wesentlicher Faktor im Bühnenleben ist. Es ist nicht gar so schlimm, wenn Scheingrößen und Wichtigtuer, wenn Verfehltes und Nichtiges mit stärkeren Worten abgetan werden, als es der Belanglosigkeit des Gegenstandes — Sudermann selbst hat nach den „Drei Reiherfedern" nur noch Belangloses geschaffen — zukommt. Hauptsache bleibt, daß das Bedeutende in der Dramatik ein gebührendes, kunstreifes Echo findet, und hier leistet die Kritik im allgemeinen das, was von ihr verlangt wird. Wo ist das wirklich bedeutsame Werk der letzten Jahre, das eine überhebliche Kritik aus angeborener Spottlust mit Keulen erschlagen hätte? Die Ehrfurcht vor dem schaffenden Künstler, die Bereitwilligkeit, für ihn einzutreten ist heute größer denn je; vor allem ist ihr der fatale Beigeschmack des persönlichen Interesses oder besser der versteckten Feindseligkeit gegenüber allen neuen Werken der Kunst genommen, den die Kritik, trotz allen Ableugnungen, in der



Epoche des ancien régime der achtziger Jahre gehabt hat. Es ist allein das Verdienst der Kritik, wenn über lang verketzterte, mit dem böswilligen Unverständnis behandelte Geister, wie Ibsen, Dehmel, Maeterlinck und andere komplizierte Naturen, die das Seelenleben unserer Zeit künstlerisch am treusten erfaßt haben, nicht mehr mit billigem Hohn gespottet werden darf, wenn sich die wirklich moderne Kunst Respekt vor der ewig reaktionären Masse erkämpft hat! Der Streit, den Sudermann heute bereits bitter bereuen dürfte, hat schlimme Orgien des Hasses gezeitigt und übelriechende Gewässer an die Oberfläche geführt. Aufs neue hat er die grenzenlose Überschätzung des Theaters in seiner Bedeutung für die Kultur gezeigt; besser und gerechter wird man es als eine nützliche Ableitung einer Unterhaltungsgier betrachten, die sich allzugern als Kunsthunger gebärdet, und die Kunst wird sich um so freier entfalten, je mehr solcher Ablenkungsrohre geschaffen werden. Im übrigen scheint der geärgerte Dichter, der mit der Kritik seiner Werke unzufrieden ist, sehr in Aufnahme zu kommen. So hat sich Max Halbe in seinem jüngsten Drama „Walpurgistag" in naiver Verblendung als verfolgte Unschuld hingestellt, indem er sein eigenes Dichterschicksal, dem nun der eine und erste Erfolg beschieden war, als typisch auffaßte und zum Gegenstand seines Dramas machte. Und Otto Ernst spielt in seinem Tendenzstück „Die Gerechtigkeit," das ein Zerrbild der Presse entwirft, mit noch geringerem künstlerischen Können auf derselben Flöte.

Doch genug davon! Die Literatur bietet ja wohl Stätten, die ein freudigeres Genießen und eine eiferlose Kritik ermöglichen. So hat sich der deutsche Roman, wie die jüngsten Neuerscheinungen beweisen, doch zu einer recht anständigen Höhe des Niveaus entwickelt, die das Drama weit hinter sich läßt. Denn auch in Hauptmanns „Armem Heinrich" kann man trotz schöner Einzelheiten keinen bleibenden literarischen Gewinn entdecken, und die Freude über einen neuen Aufstieg des einst übermäßig emporgelobten Dichters erscheint zum mindesten verfrüht. Einmal ist das Schicksal des „Armen Heinrich" nun und nimmer ein dramatisches Sujet, denn in seiner epischen Tatsachenfolge bietet es keinen Konflikt für Spieler und Gegenspieler. Sodann ist die mittelalterliche Naivetät des gläubigen Hartmann nicht durch eine entschiedene Übertragung ins rein Seelische abgelöst. Man bewundert die Abgeklärtheit der neuen Dichtung. Aber ist diese Klarheit und Rundung nicht durch den Mangel an starkem, dichterischem Impulse, der der erschütterten Seele leidenschaftliche Accente eingibt, entstanden? Es ist „die Ruhe eines Kirchhofs"! Auch Wassermann hat diesmal nicht gehalten, was er mit seinen „Juden von Zirndorf" und der „Renate Fuchs" versprach. Er wollte im „Moloch" den Roman eines jungen Mannes schreiben, der auf dem selbständigen Wege zur harmonischen Entfaltung seiner Kräfte den rechten Pfad verliert und an der Welt zugrunde geht. Wassermann weiß, daß der Weg des Mannes durch Idealität zur Realität geht, daß es sich darum handelt, die Träume der Jugend möglichst rein in das Land der Wirklichkeit zu retten, aber er macht uns nicht glaubhaft, warum ein Mensch mit gesunden Lekensinstinkten, der aus freier Landluft in das wirre Getriebe der Großstadt geworfen wird, notwendigerweise an der Halbheit seines neuen Milieus zugrunde gehen muß. In unserm Romane gleitet eine Fülle von Menschen und Zuständen, die den Helden auf seinem Lebenswege begleiten, gewollt schattenhaft an uns vorüber, mit der Skepsis einer altklugen Jugend gesehen, die überall morsche Hohlheit und nahen Verfall wittert. Mit dieser Welt unzufrieden, weiß sich der Dichter nicht aus eigenen Anregungen eine neue zu schaffen, und man wird von dieser heimatslosen Zerrissenheit mit Bewunderung auf die positive und wurzelhalfte Welt eines Wildenbruch schauen, der in seiner Novelle „Vice-Mama" ein



wahres Kabinettstück klassischer Erzählungskunst geliefert hat. Er ist jung geblieben, während die schemenhafte Romanphantasie Wilbrandts („Villa Maria“) und der versteckte Bildungshaß, den Rosegger in seinem jüngsten Tendenzroman „Weltgift“ bekundet, Langeweile und Mattheit als Altersanzeichen erkennen läßt. Da tut ein künstlerisch und geistig so hochstehendes Werk wie Geijerstams Roman „Die Komödie der Ehe“ das Seine, um uns darüber zu belehren, daß die modernen Kunstforderungen nicht nur utopisch sind. Geijerstam versteht es, in einer ziemlich handlungsarmen Erzählung das geheime Seelenleben der Menschen, über die unbewußte Triebe ein rätselvolles Schicksal verhängen, plastisch darzustellen. Menschen, die sich in Liebe verbunden haben, merken nach jahrelangem Glücke durch ein geringfügiges Geschehen, daß einer am andern nur das geliebt hat, was er vorstellt, und nicht, was er zu innerst ist. Durch schwere seelische Leiden werden sie zur wahrer gegenseitiger Erkenntnis geführt. Es ist eine herrliche Paraphrase der Menschenwelt Ibsens, durch einen selbständigen, feinfühligen Dichter kommentiert.

Wie sehr sich die nordische Dichtung vom rationalistischen Geiste befreit hat, um in die Tiefen der Seelen, in die rein persönlichen Probleme zu flüchten, hat der Festtag des Mannes gezeigt, der diese ältere Periode nationaler Dichtung heraufführte: Björnson. Er hat uns künstlerisch wenig zu sagen gehabt, was seine persönliche Bedeutung völlig unbestritten läßt, und darum hatten die ehrlichen Jubiläumsschreiber einen schweren Stand. Er ist zeitpsychologisch ungemein wichtig als Repräsentant der Masse in ihren ethischen und künstlerischen Anschauungen, ganz so wichtig wie sein innerster Antipode Ibsen, der in der modernen Geistesentwicklung die durch soziale Instinkte arg bedrängten Rechte des Individuums in Anspruch nimmt. Übrigens war von einer Popularität Björnsons an seinem Geburtstage nichts zu spüren, höchstens daß man einer seiner schwächsten Dichtungen, dem politischen Drama „Paul Lange und Tora Parsberg“ freudiger zustimmte, als es das schemenhafte und wirre Stück verdiente. So wären wir glücklich wieder beim Theater angelangt. Aber hier ist der Rest Schweigen, denn Philippis neuesten Sensationstreffer genießt man am besten im trockenen Zeitungsreferat.

Seither haben sich die Ereignisse schier überstürzt, wie das Jahr gewöhnlich an seinem Ausgange noch allerhand Sensationen und Sensatiönchen in die gaffende Menge schleudert, um dem Zeitgenossen den Abschied recht schwer zu machen. Die Parodisten und Revuefabrikanten sind bereits stark an der Arbeit. Der Fall Sudermann wie der Direktionswechsel im Lessingtheater sind in feuchtfröhlicher Silvesterstimmung von den „Bösen Buben“ ergötzlich persifliert worden, und man hat sich hier besser unterhalten als bei den seltsamen Genieblitzen des heillos zerfahrenen, ultramodernen Frank Wedekind, der hier vielfach als der Messias des neuesten Dramas hingestellt wird, und bei der Schauer-Trauer-Komödie des ganz und gar wirren Aufklärungspoeten Ernst Möller (Pastor Hansen). Hochbergs Abgang heißt die jüngste Silvesterkomödie des sehr königlichen Schauspielhauses. Der Rücktritt soll erfolgt sein wegen einer allzurealistischen Spielszene im „König Laurin.“ *Se non è vero* . . Das Schauspielhaus als Märtyrer der Wahrheit in der Kunst! Steht eine neue Ära bevor? Es wird jedenfalls eine Ära Hülsen, und der neue Herr wird alle Mühe haben, sein Institut noch sittenreiner und idealer als bisher zu gestalten.

Berlin, Anfang Januar 1903. *Dr. Hans Landsberg.*



Sturmläuten.

Erzählung von Leonid Andrejew*).
Aus dem Russischen von M. Bessmertny (Hamburg).

I.

In jenem heißen, unglückseligen Sommer brannte alles. Es brannten ganze Städte, Dörfer und Flecken. Selbst Wald und Feld waren schutzlos. Der freie Wald flackerte in hellem Brande auf, und wie ein rotes Tischtuch breitete sich das Feuer über die dürren Wiesen aus. Trübe barg sich die purpurne Sonne im ätzenden Rauch am Morgen, und des Nachts tauchten zu verschiedenen Seiten des Himmels stumme Feuerwolken auf, die sich in einem stillphantastischen Tanze wiegten, und sonderbare, dunkle Schatten von Menschen und Bäumen krochen über die Erde wie verhängnisvolle Wahrzeichen. Die Hunde hörten auf zu kläffen und mit Bellen den fernen Wanderer zu grüßen und zu rufen; sie heulten in gedehnten, schmerzvollen Tönen oder schwiegen traurig, wenn sie sich hinter dem Felde verirrten. Auch die Menschen, wie die Hunde, blickten einander mit bösen, erschreckten Augen an und sprachen laut von Brandstiftung und geheimen Brandstiftern. Weit weg in einem entfernten Dorfe wurde ein Bauer erschlagen, der nicht sagen konnte, wohin er ging; dann weinten die Frauen um den Erschlagenen und hatten Mitleid mit ihm und seinem grauen Barte, der vom dunkeln Blute zusammengeklebt war.

In jenem heißen und unheilvollen Sommer lebte ich in einem Landhause, das viele alte und junge Frauen beherbergte. Am Tage arbeiteten und plauderten wir und dachten wenig an Feuerschaden. Sobald aber die Nacht hereinbrach, ergriff uns ein Schrecken. Der Besitzer des Gutes fuhr oft in die Stadt; wir konnten dann die ganze Nacht nicht schlafen und durchsuchten mit ängstlichen Blicken das ganze Gehöfte, ob sich nicht irgendwo ein Zündstoff verberge. Eng aneinander gedrückt, sprachen wir im Flüsterton; lautlos war die Nacht, und wie dunkle, fremde Massen erhoben sich die Gebäude. Sie schienen uns so unbekannt, als hätten wir sie nie gesehen, und dann auch so wenig dauerhaft, als erwarteten sie nur das Feuer, um von ihm verzehrt zu werden. Einmal schimmerte vor uns etwas Helles durch die Ritzen der Wände. Es war der Himmel; wir aber glaubten, es wäre Feuer, und die Frauen liefen mit Geschrei, schutzsuchend, mir entgegen, der ich damals noch ein Knabe war.

Mir selbst stockte der Atem vor Entsetzen, und ich konnte mich nicht von der Stelle rühren.

Manchmal stand ich in tiefer Nacht vom heißen, durchwühlten Bett auf und stieg durchs Fenster in den Garten.

Das war ein alter, mächtiger, düsterer Garten, in dem der stärkste Sturm nur ein gemessenes Echo fand. Auf der Erde dort war nichts als Dunkelheit und Totenstille, wie auf dem Boden eines Abgrundes, und oben ließ sich ein undeutliches Wispern und Rauschen vernehmen, ähnlich einem ernsten Gespräche in der Ferne. Ich wollte mich vor jemand bergen, der auf den Zehen dahinschlich und über die Schulter nach mir blickte. Ich lief bis ans äußerste Ende des Gartens, wo auf einem hohen Hügel eine geflochtene Laube stand, hinter der sich die Felder, der Wald und die in Finsternis gehüllten Vorwerke aus-

*) Aus dem I. Band der 1902 erschienenen Erzählungen. Geschrieben im November 1901.

breiteten. Die hohen, dunklen und stillen Linden teilten sich vor mir, und zwischen ihren dicken, schwarzen Stämmen sah ich durch die Maschen des Flechtwerkes in der Morgendämmerung etwas Ungewöhnliches und Fürchterliches, das mein Herz mit unruhigem Beben erfüllte und mir ein leichtes Zittern in den Beinen verursachte. Ich sah den Himmel, aber nicht in der dunklen Ruhe der Nacht, sondern in einem rosigen Schimmer, wie er weder am Tage noch in der Nacht je aussieht. Ernst und gedankenvoll standen die Linden, wie Menschen, und schienen auf etwas zu warten; und der Himmel färbte sich unnatürlich rosa, und Purpurstreifen stiegen fieberhaft hinauf als unseliger Abglanz der unten brennenden Erde. Langsam hoben und senkten sich die zusammengeballten Säulen in majestätischer Ruhe, während unten alles prasselte und fegte. Rätselhaft war diese schaurig unnatürliche Erscheinung wie das rosige Licht am Himmel.

Als besännen sie sich plötzlich, fingen die Linden in den Wipfeln zu rauschen an und verstummten wieder mit einem Male, in entsetzenvoller Erwartung verharrend. Es wurde still wie auf dem Boden des Abgrunds. Weit von mir entfernt lag das umfriedete Haus mit all den erschreckten Menschen, um mich herum standen die Linden wie eine Schutzwehr, und vor mir schwankte der rosigrote Himmel in einer Färbung, wie ich sie noch nie am Tage und in der Nacht gesehen habe.

Und da ich das Firmament nicht im ganzen sah, sondern nur durch die Bäume hindurch, gestaltete sich alles noch unbegreiflicher und grauenvoller.

II.

Es war tiefe Nacht, und ich schlief unruhig. Ein dumpfer, abgerissener Laut schlug an mein Ohr, aus der Tiefe der Erde schien etwas sich vernehmbar zu machen, das wie ein runder Stein im Gehirn erstarrte. Dann entriß sich wiederum solch ein kurzer und schwerer Ton, und mein Kopf wurde schwer und schmerzte, als wenn dicke Tropfen flüssigen Bleies auf ihn herabfielen. Die Tropfen bohrten und brannten im Gehirn; sie vermehrten sich und bald erfüllten sie wie ein Regen von unregelmäßig drängenden Lauten meinen Kopf.

„Bam, bam, bam!“ schien jemand von oben mit Kraft und Unruhe hinauszuschmettern.

Ich öffnete die Augen und begriff, daß es ein Sturmläuten sei und daß das nächste Dorf — die Sloboda in Flammen stehe. Dunkel war es im Zimmer und die Fenster geschlossen, aber durch den entsetzlichen Ruf wichen gleichsam Decke und Wände, und der ganze Raum mit seinen Möbeln, mit seinen Bildern und Blumen schien auf die Straße hinauszutreten.

Ich entsinne mich nicht, wie ich mich ankleidete, auch weiß ich nicht, warum ich allein hinauslief. Entweder hatten mich die Leute vergessen oder ich dachte nicht an ihre Existenz. Hohl und beharrlich ruft das Sturmläuten, als käme es nicht durch die durchsichtige Luft, sondern als würden die Töne durch unermeßliche Erdhaufen weitergeschleudert. Ich lief hinaus.

Im rosigen Leuchten des Himmels verschwamm das Flimmern der Sterne, und sonderbar war die Helle im Garten, die weder an Tages- noch an Nacht- oder Mondlicht erinnerte. Und als ich an das Flechtwerk gelangte, leuchtete durch die Öffnungen ein unruhig grelles Rot, das drohend wie ein verderbliches Schwert gezückt war.

Blutübergossen standen die hohen Linden da, ihr Laub erbebte, und ängstlich kräuselten sich die Blätter auf, doch ihre Stimme verstummte in den kurzen



harten Schlägen der geschwungenen Sturmglocke. Heller klangen jetzt die Laute, die mit wahnsinniger Eile wie ein Schwarm glühender Steine einander folgten. Sie kreisten nicht in der Luft wie Tauben beim stillen Klang der Abendglocken, sie zerflossen nicht und liebkosten nicht die Wogen des feierlich dämmernden Tageslichtes, — sie flogen gradeaus wie drohende Verkünder des Unheils, die keine Zeit haben, sich aufzuhalten, und deren Augen vom Schrecken unheimlich vergrößert wurden. „Bam, bam, bam!" so flogen sie dahin in unaufhaltsamer Raserei, die starken Töne überhallten die schwachen, und alle zusammen tauchten in die Erde und durchdrangen den Himmel. Grade so schnell wie sie jagte ich über das große, gepflügte Feld dahin, das von blutigen Schatten umzüngelt wurde, die gespenstisch wie über ein gewaltig schwarzes Ungetüm huschten.

Über meinem Haupte, in schrecklicher Höhe, glitzerten die hellen Funken, und vor mir entfaltete sich die furchtbare ländliche Feuersbrunst, die auf einem Scheiterhaufen Häuser, Tiere und Menschen einäscherte. Dort, durch die Reihe schwarzer Bäume, schlug die Flamme mit blendendem Schein in runden und nadelspitzen Formen, bald bog sie wie ein stolzes Pferd den Hals, sprang empor, schleuderte einen Funkenregen nach dem schwarzen Himmel und bückte sich, gierig nach neuer Nahrung leckend.

Vom eiligen Lauf klang es mir in den Ohren, mein Herz schlug rasch und laut, und die betäubenden Schläge der Sturmglocke hämmerten mir direkt an den Kopf und an die Brust. In diesen Tönen war nicht die Messingglocke, sondern die Verzweiflung zu hören, das Todesröcheln der leidensschweren Erde und ihres gequälten Herzens.

„Bam, Bam, Bam!" ließ sich's wieder vor der glühenden Brandstätte vernehmen. Es war kaum zu glauben, daß dieses machtvolle und schauerliche Getöse von der kleinen zarten Kirchenglocke herrührte, die sonst so ruhig und bescheiden war und an ein kleines Mädchen im rosa Kleidchen erinnerte. Ich fiel hin, meine Hände stützten sich auf einen Haufen trockener Erde, die unter mir zerbröckelte. Ich erhob mich und lief wieder weiter dem Feuer entgegen und den warnenden Tönen der Sturmglocke.

Schon war das Krachen des Holzes zu hören, das vom Feuer verzehrt wurde, und dann ein vielstimmiges menschliches Geschrei, in dem die Töne der Qual und des Entsetzens herrschten. Und als die glühende Feuerschlange erstarb, konnte man deutlich das fortgesetzte Stöhnen unterscheiden, Frauen jammerten, und in panischem Schrecken heulte das Vieh.

Ein weit nach rechts und links sich ausbreitender und dicht bewachsener Morast hemmte meinen Lauf. Ich sank bis an die Knie, dann bis an die Brust hinein. Der Morast sog mich fast auf und ich lief ans Ufer. Gegenüber knisterte das Feuer und seine goldenen Funken stoben auseinander und verwandelteten sich in feurige Blätter eines Riesenbaumes. Im dunkeln Rahmen von Schilf und Riedgras breitete sich die morastige Wasserfläche aus, in der der Feuerschein sich wiederspiegelte, — und das Sturmläuten rief in verzweifelter Pein: „Geh, geh doch!"

III.

Ich strebte dem Ufer zu, und hinter mir folgte mein dunkler Schatten. Als ich ins Wasser stürzte und den Boden zu fühlen glaubte, blickte mich aus der dunkeln Tiefe das Gespenst eines feurigen Mannes an. Mit seinen verstümmelten Zügen, mit seinen auseinandergesträubten Haaren übte er eine schreckliche Kraft aus, so daß ich fast die Besinnung verlor. „Was ist denn das, Allmächtiger!" flehte ich und streckte abwehrend meine Hände entgegen.



Und immer noch rief die Sturmglocke. Sie bat nicht und warnte nicht mehr, sie schrie, sie stöhnte und keuchte wie ein Mensch. Die Laute verloren ihre Gleichmäßigkeit, sie überstürzten einander, und ohne ein Echo hervorzurufen erstarben sie, erklangen aufs neue und verstummten.

Wiederum schaute ich ins Wasser, und dicht neben meinem Spiegelbilde erblickte ich ein anderes Feuergespenst. Es war groß und kerzengerade, und erstarrend entdeckte ich seine Menschenähnlichkeit.

„Wer ist das?“ schrie ich, mich zu ihm wendend.

Neben meiner Schulter stand ein Mann und sah stumm ins Feuer. Sein Gesicht war bleich, und feuchte Blutspuren bedeckten seine Wangen und glänzten im Feuerschein. Er war schlicht, wie ein Bauer gekleidet. Vielleicht war er schon früher als ich hier und wurde auch vom Sumpfe zurückgehalten. Vielleicht kam er auch später. Ich hörte nicht sein Kommen und wußte nicht, wer er war. „Es brennt!“ sagte er und wandte die Augen nicht vom Feuer weg. Der Lichtschein spiegelte sich in diesen großen, gläsernen Augen.

„Wer bist du? Woher kommst du? Du blutest!“ sagte ich.

Mit seinen langen, dürren Fingern berührte er seine Wangen, besah nachher die Finger, dann heftete sein Blick sich wieder aufs Feuer.

„Es brennt!“ wiederholte er, ohne mich zu beachten.

„Alles brennt!“

„Weißt du nicht, wie ich da herüberkomme?“ fragte ich, zur Seite tretend. Ich erriet, daß ich einen Verrückten vor mir hatte, deren mehrere in diesem verhängnisvollen Sommer aufgetaucht waren.

„Es brennt!“ erwiderte er, „Hohohoho! es brennt,“ schrie und lachte er, mich kopfschüttelnd betrachtend. Plötzlich verstummte die unheilverkündende Glocke und lauter prasselte die Flamme. Sie hob sich wie ein lebendiges Wesen mit weit ausgestreckten, erschöpften Armen zu der schweigenden Glocke empor. Diese war nun nicht mehr in ein rosiges, sondern in ein rotes Kleid gehüllt. Auf der dunkeln Spitze, wo der Glockenturm saß, ließ sich ein kleines, ruhiges Flämmchen sehen, das einem brennenden Lichte glich. Und wiederum erzitterte die Sturmglocke, um ihren letzten, sinnlos verzweifelten Hülfeschrei hinauszurufen, und mit neuer Anstrengung zappelte ich nach dem Ufer, und hinter mir zappelte mein dunkler Schatten.

„Ich komme, ich komme!“ sagte ich einer mir zurufenden Stimme, die ich zu hören glaubte. Der große Mann aber saß gelassen hinter mir; die Kniee mit den Händen umfassend, sang er laut und wiederholte den Glockenklang.

„Bam, Bam, Bam! . . . .“

„Schweig!“ flehte ich ihn an.

Er lächelte, sang weiter und schüttelte mit dem Kopf, und in seinen verglasten Augen entzündete sich auf einmal ein Feuer. Es war schrecklicher als die Feuersbrunst draußen. Ich wandte mich von dem Verrückten weg und begann längs des Ufers zu laufen. Kaum hatte ich einige Schritte zurückgelegt, als lautlos neben mir seine lange Gestalt im auseinanderfliegenden Hemde auftauchte. Stumm wie ich selbst, lief er mit langen, unermüdlichen Schritten, und stumm jagten über das zerwühlte Feld unsere schwarzen Schatten hinter uns her.

In letzter Todesqual ächzte die Sturmglocke und schrie wie ein Mensch, der keine Hülfe mehr erwartet, und für den es keine Hoffnung mehr gibt.

Und neben uns huschten und sprangen höhnisch unsere dunklen Schatten und eilten irgendwohin in die ferne, ferne Dunkelheit*).

*) Eine eingehende Würdigung Leonid Andrejews wird demnächst in der „Kultur“ erscheinen. Red.



Ulrike Dhuym, eine schöne Seele.

Roman von *Hans von Kahlenberg.*

(Fortsetzung.)

Antoinettes Ballerfolge waren wohl danach angetan, auch ein eitles Mutterherz zu entschädigen. Dies holde Geschöpf in seiner warmherzigen Jugend war ohne jede Anmaßung; die Huldigungen, die man ihr darbrachte, verdarben sie nicht. Obgleich sie arm war, die berüchtigte Generalstochter mit engumschriebenen gesellschaftlichen Ansprüchen, wußte Antoinette, daß man sie lieben, begehren würde. Kein eigener geld- oder erfolglüsterner Ehrgeiz sollte von ihrer Seite aus die gerade Richtung einer solchen Herzenswahl kreuzen. Wie ihre Mutter getan, stellte sie sich vom ersten Augenblick an die Seite des so Erkorenen, als seine Wahl sie zu treffen schien.

Ulrike erlangte wenig Einblick in die erste, frühe Herzensangelegenheit ihrer Tochter. Mit anderen Vorzügen eines gemäßigten, zurückhaltenden Temperaments verband Antoinette den seltenen der Verschwiegenheit. Der letzte Rest leichter Gefallsucht, eines Vergnügens am Getändel, der den Vater einst um das Schulkind besorgt gemacht hatte, war verschwunden; Antoinette Winnstedt bereitete sich vor, eine Frau zu werden.

Ein kleiner äußerer Umstand brachte es Ulrike recht klar zum Bewußtsein, daß sie zu altern begann. Es handelte sich um eine Balltoilette für Antoinette; der kommandierende General gab ein großes Fest, zu dem für die Jugend historische Kostüme Vorschrift waren. In sehr richtiger Erkenntnis des pekuniären Opfers, das sie ihren Eltern auferlegte, wollte das junge Mädchen verzichten; nun spendete Ulrike eins ihrer prachtvollen, goldgestickten Prunkgewänder der Großherzogin, — bloß zwei hatte sie geerbt, nebst wunderbaren, echten Spitzen, ihre Hoferfolge als schöne, junge Frau wurden einst darin errungen. Ein ganz kleiner Wehmutsstich ging durch ihr Herz, das aber der Anblick der Tochter sofort wieder mit reicher, reinster Freude füllte. Es schien ihr, daß das junge Mädchen nie so schön gewesen war, so blühend, in sieghafter, ungebrochener Vollkraft, sie umarmte sie wiederholt, — auch er, jener junge Offizier mußte da sein, er machte das Fest als spanischer Ritter mit. Ulrike selbst blieb mit Ruth zu Hause, Ruth kränkelte öfter in letzter Zeit. Winnstedt kam eilig noch im letzten Moment, um die Tochter abzuholen. Er trug den Stern des neuverliehenen hohen Ordens, war in voller Gala. Sein Blick leuchtete auf, als er Antoinette sah, er schmunzelte. Die beiden bildeten wirklich ein strahlendes Paar; irgendwie prägte sich Ulrike der Anblick an diesem Abend als ein Höhepunkt ihres Lebens ein. — Man sprach schon von der Division, die dem General sicher



war; mit dem erhöhten Gehalt, den guten Zinsen ihres kleinen Kapitals machte sich auch die Geldnot in diesen Jahren weniger fühlbar.

Es beunruhigte Ulrike zuweilen, daß sie mutmaßte, ihr Mann plane für Antoinette eine große Partie. Der Leutnant, dessen Name zwischen ihr und ihrer Tochter nie genannt wurde, war zwar aus gutem Hause, von altem Adel, aber ganz unvermögend; niemals konnten sie, ehe er Hauptmann wurde, an eine Heirat denken. Das Mädchen schien ihren Weg ganz sicher zu gehen, sie lehnte einige Anträge ruhig, aber ganz kurzer Hand ab; da sie nicht übermäßig glänzend waren, bestand Winnstedt auf keiner Erklärung weiter. Er beobachtete seine Tochter scharf. Während Ulrike nur um ihr Herzensglück zitterte, plante er für die Zukunft; er war auch als Militär ehrgeizig geworden. Dieser Mann, der für Ruth niemals spekuliert hatte, sie eine etwaige Enttäuschnng väterlicher Hoffnungen in keiner Weise fühlen ließ, weniger noch als die Mutter, zeigte sich in Bezug auf Antoinette härter; keinesfalls hätte er zu einer aussichtslosen Verlobung seine Einwilligung gegeben.

Ulrike mußte alle Fragen zurückdrängen, die ihr banges Mutterherz so gern gefragt hätte. Eine Art unwillkürlicher Zärtlichkeit, auch für den jungen Mann, regte sich schon in ihr; sie horchte auf, wenn über ihn gesprochen wurde, versuchte aus dem Gehörten seinen Charakter zu ergründen. Die ruhige Zuversicht in Antoinettes Sammetaugen teilte sich auch ihr mit; ein Vers von Heine kam ihr nicht aus dem Sinn „betend, daß Gott dich erhalte, so rein und schön und hold".

In diese bange und doch hoffnungsreiche Zeit, die äußerlich die Glanzperiode ihres bürgerlichen und gesellschaftlichen Lebens bildete, zwischen zahllose Einladungen, Verpflichtungen, regen Hausverkehr, fiel ein Besuch bei ihrer Schwester in Dhuym. Er war für Ulrike Herzensbedürfnis geworden, obgleich keinerlei Einladung je erfolgte und ihr Werben darum ziemlich ablehnend aufgenommen wurde. Niemals vielleicht war sie mit so vollem, mitfühlenden Herzen, offenen Armen ausgegangen, bereit, zu geben, alles zu vergessen, unterzutauchen in schwesterlicher und menschlicher Zärtlichkeit und Erinnerung. Der ganze Versuch, dem Winnstedt von vornherein skeptisch gegenüber gestanden, lief auf die schwerste Enttäuschung hinaus, ließ eine brennende Wunde zurück. Wieder einmal konnte sich Ulrike dieser herbsten Weltweisheit nicht mehr verschließen, die ihrem weichen und gütigen Herzen hart und unbarmherzig erschien, daß ein Fall in physischer Beziehung fast immer auch den moralischen und geistigen nach sich zieht, einem endgültigen Sinken schwer Einhalt getan werden kann, wenn die Grundlagen, die den Charakter einer Frau aufrecht und verehrungswürdig machen, entzogen sind. Die Leidenschaftlichkeit, die ihre romantische Phantasie noch immer gern tragisch und groß sah, zeigte sich hier als klägliche Haltlosigkeit, ödeste Unfruchtbarkeit, in deren düstern und notwendigen Konsequenzen Vereinsamung und Verkommenheit.



Die einst so stolze Gräfin Dhuym — sie hatte ihren Mädchennamen wieder angenommen — war ganz in der Gewalt von Geckchen. Dieses Weib bediente, quälte und beherrschte sie. Sie hatte ihre Bosheit in ein förmliches System gebracht, dessen eigentlicher Zweck Erpressung in großem Stil sein mußte. Ulrike fand den Haushalt in schamloser Weise vernachlässigt. Um drei Uhr nachmittags war das Schlafzimmer der Herzogin noch nicht zurechtgemacht, verschmutzt, in ekelerregender Unordnung; ihre Schwester traf sie in einem roten, vertragenen Plüschmorgenrock mit ungekämmten wüsten Haarsträhnen, die in den wenigen Jahren eisgrau geworden waren. Ihr Äußeres schien sie gar nicht mehr zu kümmern; neben einer französischen Ausgabe des Lebens der heiligen Theresa lag ein leichtfertiger deutscher Roman geringster Leihbibliotheksqualität; das Piano, auf dem sie Meisterin war, hatte sie nach eigener Aussage gar nicht angerührt. Ulrike erschrak, als sie in diese eingefallenen, verwüsteten Züge sah; selbst die Sprache hatte sich verändert, die Gräfin war immer heiser, hustete, dazu drehten ihre dünnen, ruhelosen Finger eine Cigarette nach der andern. Auf Ulrikes dringende Erkundigungen nach ihrer Gesundheit gab sie gleichgültige Antwort; in ihrer kichernden, geheimnisvollen Weise suchte Geckchen, als sie allein waren, Frau von Winnstedt anzudeuten, daß ihre Herrin tränke, Morphium nähme: „Ach, die arme Lady! Unsere arme, schöne Lady!“ — Ulrike wollte sie nicht anhören. Sie suchte dieses verbitterte, zerfallene Gemüt zu besänftigen, indem sie von ihren Kindern sprach, der eigenen Zuneigung für diese guten verkümmerten Mädchen: „Ich habe keine Kinder,“ sagte Lady Dale kalt. „Meine Kinder haben mich verraten und verkauft, — um Geld verkauft. Wollte ich nicht meinen Sohn schwören lassen, mich an diesem Mann zu rächen. Er nennt sich einen Anarchisten, er ist feige und klug wie sie alle. Ihr habt euch auch nicht zu mir bekannt, du und dein Mann. Ihr seid auch feige! Man hat mich mit Kot beworfen, ja, mit Kot! Jeden Tag bitte ich meinen Gott auf den Knieen für eure Seelen.“ Ulrike erfuhr, daß auch hinter diesen sinnlosen, lächerlichen Worten eine neue Manie der Unglücklichen sich verbarg. Gräfin Dhuym war heimlich katholisch geworden, der ganz junge Geistliche eines benachbarten Wallfahrtorts wurde als einziger Besuch vorgelassen; sie hatte große Summen für den Bau der dortigen Kapelle ausgegeben. Mit einem sackartigen Büßergewand angetan, besuchte sie zuweilen arme Leute, Kranke, sie verrichtete da mit einer Art Wollust die niedrigsten Dienste; noch von anderen Kasteiungen wurde im Schloß scheu geflüstert. Geckchen war überall die Eingeweihte; Ulrike mußte der freche, vertrauliche Ton unerträglich erscheinen. Sie schlief mit in Henriettens Zimmer, kleidete sie an und aus. Das Essen war schmählich gekocht, ganz unzureichend; dafür kamen dann Körbe mit schon halb verdorbenen, teuersten Delikatessen zum Vorschein, Südfrüchten, die die Lady sich in



Massen kommen ließ. Dieselbe unsinnige Vergeudung herrschte in anderer Beziehung. Während ihre Schwester kaum das Notdürftige auf dem Leib trug, fand Ulrike ganze Kisten angefüllt mit feiner Spitzenwäsche und kostbarsten Hoftoiletten. Eine schmutzige halbwüchsige Enkelin von Geckchen hatte Diamantarmbänder sowie Goldschmuck als Geschenk erhalten, darunter alte Familienandenken, Frau von Winnstedt selbst teuer, ihrer Pietät unveräußerlich. -- Bis zuletzt wollte ihr sanftmütiges, zärtliches Herz sich nicht zugestehen, daß ihre Schwester nicht viel besser als eine alternde Dirne lebte, sie glaubte, daß dieser einst stolze und hochmütige Charakter durch Unglück, eigene Schuld sich verwirrt hatte, Henriette Dale in ihren letzten Jahren eine physisch und psychisch Kranke war.

Ihr Mitleid, die schwesterliche Liebe, sollte auf eine noch härtere Probe gestellt werden. Henriette fing an, von Reginald zu sprechen. Zuerst ganz ruhig, ausforschend, lauernd, dann brach sie los: „Du, du hast ihn mir gestohlen! Er war mein Halt, mein alles. Er hat mich geliebt. Ich weiß, daß du seine Geliebte gewesen bist. Ihr habt die schändlichsten Dinge hier zusammen getrieben. O, man hat euch belauscht! Die heilige Unschuld mit den Taubenaugen und sanften Schmeichelworten! Pfui! Pfui! Ich würde mich schämen, wenn ich so niedrig und verworfen wäre wie du!“ —

Ulrike stand sprachlos, niemals war ihr, der Reinen, Sanften, dergleichen geboten worden; sie hatte nicht geahnt, daß es die schmutzigen, beleidigenden Worte gäbe. Die Rasende steigerte sich zu immer tolleren, roheren Anschuldigungen, stob durch das Zimmer, mit aufgelösten Haaren, die rote, beschmutzte Schleppe des Schlafrocks hinter sich schleifend.

Die andere wankte totenbleich: „Aber Henriette! Henriette!“ sagte sie nur.

Jetzt flackerte der Wahnsinn grell auf: „Denkst du nicht, daß, wenn ich heute vor Seinem Thron stehe, er zu mir sagen wird: Setze dich zu meiner Rechten! — Ihr, ihr seid die Verworfenen in eurer billigen Spießbürgergerechtigkeit, verzehrt von unterdrückten, schlechten Lüsten. Ja, ich habe gelebt! Ich bin geliebt worden. Und ich bin stolz darauf. Ich bin rein, schwanenrein!“

Ulrike reiste ab, wie gebrochen, — in allen Gliedern geknickt. Sie kroch förmlich nach Hause zurück, in ihr trautes, reinliches Heim; entweiht, besudelt, schien es ihr durch das, was sie angehört. Ihre Erregung ließ erst nach in einem Tränenstrom an ihres Mannes Brust. Zum erstenmal fand sie wieder die alten, kindlichen Ausdrücke der Zärtlichkeit, das hülflose Sichanschmiegen früherer Tage. Als Mann, mehr nach außen lebend, wußte er besser Bescheid über die Abirrungen der Sinnlichkeit, wenn der Körper nicht mehr zu folgen vermag, konnte sich ungefähr ausmalen, was da vorgefallen war, wahrscheinlich hatte er es kommen sehen. Jetzt fühlte er nur die klammernden Arme seines Weibes, die sich um ihn schlossen; ihr



armes, gekränktes Herz schluchzte, flatterte wie eine gescheuchte Taube: „Wie gut, daß ich dich habe!“ sagte sie. „Wie gut du zu mir bist! O, wie schrecklich ist es da draußen! Wie furchtbar ist das Leben! — Guter, du, Guter!“

So führte dies Ereignis, welches die entgegengesetzte Wirkung haben konnte, die Gatten wieder näher, weil beide im Grunde doch redlich gegeneinander geblieben. Jetzt begriff Ulrike den Unterschied zwischen Gedanken und Tat, den überheikle Moralisten hinwegdisputieren möchten. Als sie den Abend ihre Hände faltete im Gebet, geschah es mit aufrichtigem Dank gegen Gott, daß sie stark genug geblieben war, sich ihr Haus und ihr Heim zu erhalten, ohne Scham stehen durfte vor ihren Kindern.

Sie sollten die neubefestigte Gattenliebe nötig haben. Ruth erkrankte sehr schwer. Alles, was diese sanfte und liebevolle Existenz ihrer Familie teuer und unentbehrlich machte, kam ihnen jetzt zum Bewußtsein. In langen, bangen Fiebernächten, während arglose Delirien ausplauderten, was immer in ihr verschlossen gewesen, dies feine und geduldige Herz in schamhafter Stille getragen, lernte Ulrike ihr Kind kennen. Wieder, wie einst am Bettchen der Zwillinge, rang die Mutter gegen den finstern Feind, alle mußte ihre Tatkraft und Umsicht erstaunen. Nur eine gefährliche Operation konnte zuletzt noch Rettung bringen. Wenn dem Vater, dem Mann, die Tränen in die Augen traten, beim Klirren der Instrumente, dem harten Schürfen an dem gefährdeten Knochen, sah er den Blick seiner Frau wie in einer Ekstase aufwärts gerichtet. Sie lächelte ihm zu: Ruth lebte, mußte leben.

Nun kam sehr langsam die Genesung. Man hatte der Kranken den einzigen Schmuck — ihr prachtvolles Haar — abschneiden müssen; sie schien noch gewachsen, noch dünner, vergeistigter, kaum mehr ein Schatten; die vollkommene Wiederherstellung würde Jahre in Anspruch nehmen. Dennoch war es vielleicht die glücklichste Zeit in Ruths Leben; alles umgab sie mit Liebe, selbst die wilden Brüder, Gymnasiasten, dämpften Tritte und Stimmen; vor allem sie hatte das Herz ihrer Mutter gefunden, nichts fortan sollte Ulrike von ihrem besten und feinsten Kind trennen.

Frau von Winnstedt erfuhr niemals, ob in dieser Zeit Antoinettes Liebesbund sich noch festigte. Eine jungverheiratete Freundin, Schwester des Betreffenden, ergab die natürliche Vermittlung; Antoinette brachte viele Abende dort im Hause zu. Da nach außen hin von beiden Seiten jede Form gewahrt blieb, fanden weder Mutter noch Vater Anlaß zum Eindringen in eine Vertrautheit, die Ulrike wohl zuweilen wehtat, als der Jugend ihrer Tochter angemessen von ihr doch anerkannt werden mußte; auch war sie selbst an anderer Stelle nötiger.

In seinem Beruf brachte dieses Jahr Winnstedt neben größten Erfolgen den tiefsten Absturz. Die Gebeine eines der berühmtesten Paladine Friedrichs des Großen, die bisher ziemlich sang- und klanglos

in einer entlegenen Seitenkapelle des Doms geschlummert hatten, sollten auf Allerhöchsten Befehl ausgegraben, nach einem neuen Prunkdenkmal auf dem Schlachtfeld selbst überführt werden. Es schien ein verzeihlicher Ahnenstolz des neuen Regimes, solchen alten, halbvergessenen Helden ihre Ehrung wiederzugeben, den Sonnenplatz, zu dem eine frisch eroberte Weltmachtstellung, die führende Höhe Preußens in Deutschland, sie berechtigte. Der oberste Kriegsherr hatte seine Anwesenheit bei der Überführung zugesagt, mit der militärische Schauspiele, Paraden, verbunden werden sollten. Ulrike sah dieser prachtvollen und imposanten Entfaltung vom Balkon des Schlosses zu, unter den geladenen Ehrengästen. Wieder erregte Frau von Winnstedt durch Namen und Erscheinung besonderes Aufsehen; von hohen Persönlichkeiten wurde ihr manche Auszeichnung zu teil. Auch da hatten sich Verhältnisse geändert, viele, die sie kannte, waren nicht mehr; ein unheimliches Gefühl wollte Ulrike erfassen, daß sie schon so tot waren, mehr wie tot. In geheimnisvoller Weise schien ein Sprung gemacht über eine ganze verbindende Generation hinweg; die Enkel waren es schon, die das Erbe der Väter antraten, und diese Väter selbst waren aufgesogen, dahingeschwunden, schmerzlicher und passiver Kulturdünger des Geschlechts, dem nur das verehrenswert erscheint, was jung ist, kräftig, lebt. Mit der unheimlichen Deutlichkeit einer Vision empfand sie eine Scheidung, während unten ihr Mann an hervorragender Stelle mitamtete, eine Saat ehrgeiziger Wünsche und Hoffnungen aufsproß, daß sie doch schon einer Vergangenheit zugehörten, dem Toten, Rückwärtsblickenden, wie der alte Haudegen und Frondeur — ein Häuflein Staub und bleiche Knochen —, den man jetzt im Purpurkatafalk vorübertrug, unter dem Salutdonner der Geschütze, dem Präsentieren aller Waffen. Während markige, kraftvolle Worte erklangen, die den Ausblick weit über ferne Meere und Weltteile öffneten, auch der neu aufstrebenden, gewaltigen Industrieen gedachten, deren geladene Vertreter gegenwärtig standen, versuchte ihre Phantasie, sich diese enge, arme Zeit vorzustellen: Sie sah den kleinen Mann im Dreispitz, wie ihn die fromme Tradition überliefert, schon hochgealtert, siebzigjährig, mit dem steifgeflochtenen Zöpfchen, schlecht gekleidet, staubbedeckt, wie er auf dem alten Schimmel Condé von der Revue zurückreitet, durch strenge, saubere Werktagsstraßen, in denen die Menge totstill, ehrfurchtsvoll sich staut. Nur die Gassenjungen wagen sich an sein Pferd zu drängen, sie jauchzen, werfen die Mützen hoch, wischen ihm den Staub von den Stiefeln ab.

— — — — — — — — — — — — — — —

Wie ein Blitzstrahl aus heiterm Himmel mußte sie die ganz plötzliche Verabschiedung treffen. Winnstedt war zu sehr Weltmann und Soldat, um zu murren. Man wollte Raum schaffen, — scharfer, zugkräftiger Wind wehte von den Höhen. Der Riesenbetrieb ging seinen Gang, ohne sich um den einzelnen, unbrauchbar gewordenen Maschinenteil zu kümmern. Ihr tat es weh; in ihrem Stolz der Gattin



blieb sie verletzt, zu gütig, um zu frondieren, im Gedanken ihrer guten, alten Zeit voll leiser, vornehmer Wehmut, die sie noch etwas scheuer vor dem Leben machte. Da ein Unglück selten allein kommt, erfuhren sie beinah gleichzeitig, daß das Elektrizitätsaktienunternehmen, in dem ihr kleines Vermögen angelegt war, falliert hatte. Sie waren jetzt arm, — nur auf die Pension angewiesen.

In diese traurigen Tage fiel ihre silberne Hochzeit. Sie feierten sie schon in der neuen bescheidenen Wohnung, in einem freundlichen, billigen Provinzort. Alle Kinder waren um sie versammelt, durch eine Gärtnerei in Nizza trafen von Dales edle, prachtvolle Rosen ein. Die Eltern umarmten sich. Ulrike war eine alte Frau, auch Winnstedts Unverwüstlichkeit hatten die letzten Sorgen gebrochen; er erschien magerer, hinfällig in seinem Ziviljackett, das nicht das eleganteste war. Im ungewohnten, allgemeinen Nachlassen jeder Anspannung fing er an, sich weniger zu soignieren. Sie waren alt.

Einen Augenblick hielt er sie mit der ganzen früheren Zärtlichkeit, in diesem war sie schön für ihn, jung, rührend, wie er sie zuerst geliebt hatte. Ihre schönen Augen verschleierten sich in Bewegung, sie dachte an alle ihre gemeinsamen Freuden und Sorgen. Um so vieles war sie weiser, trauriger geworden, — ein anderes Gefühl trieb sie heute zu einander. An seine letzten Nöte dachte sie, diesen härtesten Vorwurf, den er sich machte, daß er ihr Vermögen verloren hatte. Grade für ihn, den so viel Schlaueren, Weltgewandten, mußte dieser Selbstvorwurf doppelt hart sein; er liebte das Geld so viel mehr als sie.

Sie hatte seine Hand in der ihren behalten, eine warme, wohigepflegte Männerhand von guten Formen; sie erinnerte sich einer Zeit, wo die Liebkosungen dieser Hand sie mit Entzückungsschauern durchrieselt hatten, einer andern, in der sie ihr beinahe zum Abscheu geworden. —

Sie bückte sich und küßte seine Hand: „Du hast so gute Hände“, sagte sie.

(Fortsetzung folgt.)



CHRONIK.

Spanisches Unterrichtswesen.

Den gegenwärtigen geistigen Zustand Spaniens, der diesem Lande eine wenig hervorragende Stufe auf der Kulturleiter der Völker anweist, unterwirft Don Francisco Giner de los Rivo, Professor der Rechtsphilosophie an der Universität zu Madrid, einer eingehenden Kritik in der Revue „La Lectura“ und bringt zeitgemäße Reformen in Vorschlag.

Bekanntlich nehmen die dortigen Schulgesetze den Mund sehr voll von Verordnungen, Paragraphen, Preisbewerbungen, Examina, Klassen-Abteilungen und Unterabteilungen, kurz: voll schönstellerischem Krimskrams, der doch nichts anderes ist als ein bloß architektonischer Aufbau, der um so überflüssiger und trügerischer wird, je weniger er im Grunde beachtet und je weniger er von einem stetig der Vollendung zustrebenden Menschengeist bewohnt wird.

Überall sucht jetzt das gebildete Pädagogentum nach der Formel, welche durch die Vereinigung zweier anscheinend entgegengesetzter Elemente — materialistische Sorge, die der Wahrheit nachforscht und den ökonomischen Wohlstand hebt, und spiritualistischer Ehrgeiz, der das poetische, das Gefühlsideal fordert — den vollendeten Menschen hervorbringe, der ebenmäßig seine Denk-, Handlungs- und Gefühlsfähigkeiten entwickelt haben und stets im Vollbesitz seiner spontanen und unabhängigen Integrität sein wird.

Diese Mischung von Materialismus und Idealismus ist das prophylaktische Element, mit dem man auf allen Stufen dem Unterricht eine erhöhte Spannkraft zu geben hofft, indem man an Stelle der anämischen Schule angekränkelter Wesen andere, robustere setzt, die durch ihren sittlichen und wissenschaftlichen Wert geeignet sind, die Nationen zu kräftigen und dem Leben Würde zu verleihen.

Eine der dringlichsten Aufgaben in Spanien, auf welche D. Francisco Giner hinweist, ist die Bildung des Lehrerstandes.

Es handelt sich nicht nur um bloße intellektuelle Fähigkeiten, vielmehr um eine abgeschlossene, hohe, sorgfältige Kultur, wie sie nur ein längerer Aufenthalt in einem wesentlich pädagogischen Milieu geben kann. Da eine solche Kultur in Spanien nicht existiert, ja, selbst unbekannt ist, wäre die einzige schnelle Lösung des Problems die: Schüler und Lehrer nach entsprechenden Zentren des Auslandes zu senden, die einen, um auf den Universitäten zu promovieren, die andern, um sich eingehend zu orientieren.

Auf diese Weise würden die lächerlichen, programmmäßigen Ausschreibungen und Bewerbungen von Vakanzen in Wegfall kommen, für welche von vornherein ein bestimmter Kandidat vorgesehen ist,



ohne Rücksicht auf seine relativ größere oder geringere Qualifikation und nur, weil er einflußreiche Protektion genießt. Nicht die (meist schon vor dem Wettbewerb stattgefundene) Wahl soll ausschlaggebend sein, sondern die Bildung.

Eine notwendige Folge würde die Aufbesserung der Lehrereinkünfte sein. Der Verfasser der „Problemas urgentes de nuestra educacion nacional“ schlägt dazu vor, man solle den Lehrern gestatten, mehrere Lehrstühle innezuhaben, was sicherlich mit ihrer Würde und ihren Fähigkeiten in besserem Einklang stehen würde, als die heterogenen Beschäftigungen, zu denen sich der spanische Lehrer heutzutage genötigt sieht, um sein Leben zu fristen.

Gleichlaufend mit dieser praktischen Vorbereitung in ausländischen Zentren, müßten im Lande selbst dem modernen Studium durch Bibliotheken, Laboratorien für sämtliche Zweige der experimentalen Forschung, Museen, Sammlungen, kurz, alle notwendigen Elemente für praktische, ernste Arbeit, die Wege erschlossen werden.

Die Menge der Satzungen, Dekrete, die einförmigen Studienpläne, das akademische Prüfungssystem, alle Einschränkungen, die den Volksgeist in seiner rationellen Entwickelung hemmen, wären zu unterdrücken; desgleichen die alljährlichen Examina, welche vom hygienischen, wissenschaftlichen und pädagogischen Standpunkt aus verwerflich sind und von D. F. Giner als bloße „scholastische Kniffe“ klassifiziert werden. Er befürwortet vielmehr eine beständige Prüfung des Schülers in seinen täglichen Leistungen vor dem Klassenlehrer.

Bei der gegenwärtigen ernsten Lage hält Giner nur das Schnell- und Gleichlaufungssystem für zuträglich, wie es von allen Völkern, denen an Zeitgewinn gelegen war, angewandt worden. Er zitiert England, Frankreich, Italien, Japan, Australien, Neuseeland. In letzterm können 80 Prozent der Bevölkerung lesen und schreiben, während in Spanien der Prozentsatz kaum 29 beträgt. Kuba hatte vor dem Kriege 900 Schulen mit 36 000 Schülern. Im April 1900 waren die Schulen auf 3000 gestiegen mit 130 000 Schülern, die sich heute bereits auf 200 000 vermehrt haben dürften.

Was das spanische Volk bedarf, ist, nach D. Francisco Giners eigenen Worten: „neue Menschen bilden, besser, als es uns s. Z. gelungen ist, und diese zu kleinen artgenössischen Organismen gruppieren, die, frei von jener beschämenden, finstern Überlieferung, für die jede Neuerung ein Ärgernis ist, nicht anders können — auch wenn sie wollten — als den Anstoß geben zur unverdrossenen Schöpfung eines lebendigen, spannkräftigen Körpers auf dem Wege experimenteller Praxis“.

Es tut wohl, zu wissen, daß D. Francisco Giner, der Gründer und Direktor der „Institucion libre de Enseñanza“ und seit mehr denn vierzig Jahren (er hat heut schon die Siebzig überschritten) der Konduktor, durch welchen ein leider nur allzu kleiner Kreis der Segnungen einer vollendeten Bildung teilhaftig wird, und der in stetem

Kampf liegt gegen den Stillstand in seinem Lande, während er mit dem Fortschritt der Zivilisation in seinen vorgeschrittensten Phasen in Verbindung steht, — in seinem öffentlichen und privaten Leben ein lebendiges und unerschütterliches Beispiel für seine Lehre ist. Er theorisiert nicht nur das Leben, er lebt seine Theorien. —

Hamburg. *L. Ey.*

Aus russischen Altersasylen.

Mit die schlechtesten Altersasyle dürfte wohl England besitzen; ein Besuch in einem englischen Altersheim ist deprimierender als die Besichtigung eines Gefängnisses. Am besten geordnet ist das Altersheimwesen in Dänemark, wo die Asyle Staatsinstitute sind, auf die die Veteranen der Arbeit, die sich nicht mehr ernähren können, gesetzlich Anspruch haben. Nächst Dänemark sind aber die besten Asyle in Österreich und — Rußland zu finden.

Rußland besitzt gar keine Armengesetzgebung; als Staat tut es schlechterdings nichts für seine Bedürftigen, außer daß es sie von Zeit zu Zeit wegen ihrer Armut bestraft. Dementsprechend sind auch die Altersheime meist Privatinstitute, entweder Eigentum der Krone oder einzelner. Das Geld, von dem sie erbaut wurden, war ein freies Geschenk, und aus Geschenken werden sie unterhalten.

In St. Petersburg, wo man sich auf Einhaltung gesellschaftlicher Unterschiede etwas zugute tut, gibt es auch ein Heim, das für Leute reserviert ist, die früher einmal bessere Tage gesehen haben. Es ist dies das sogenannte Witwenhaus, obwohl unter den sechshundert Frauen, die es bewohnen, mehr alte Jungfern als Witwen sind. Dies Heim ist in dem ehemaligen Palais der Kaiserin Elisabeth untergebracht. In der Theorie müssen die Insassen des Heims, wie in verschiedenen andern russischen Asylen, selbst für sich sorgen. Die Kosten werden pro Kopf auf 280 Rubel jährlich berechnet. Jede Witwe soll nun 250 Rubel bezahlen, jede Jungfrau 200 Rubel pro Jahr. In der Tat aber bezahlt die Hälfte der Insassen nichts; die Kosten werden aus der Kaiserin-Maria-Stiftung, der das Haus gehört, bestritten. Diese Stiftung wurde von Nikolaus I. zur Erinnerung an seine Mutter ins Leben gerufen und wird jetzt unter persönlicher Aufsicht der Kaiserin Maria Feodorowna, der Witwe Alexanders III., verwaltet. Der Fonds beläuft sich auf mehr als 100 Millionen Rubel, und daraus werden über 5000 alte Frauen und Männer aufs vortrefflichste untergebracht, genährt und gekleidet.

Nächst dem Witwenhaus kommt in Petersburg das Altfrauenhaus in Betracht, das in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts gegründet wurde. Hier finden etwa 400 alte Frauen Unterkunft, meist solche, die der dienenden Klasse angehört haben. Die Bestreitung der Kosten findet in der Weise statt, daß für 100 Insassen der Zar



selbst bezahlt; für 155 wird das Geld aus verschiedenen Wohltätigkeitsfonds aufgetrieben, und für die übrigen bezahlen meist die früheren Dienstherrschaften.

Weitaus am bedeutendsten ist in Petersburg das „Städtische Altersheim", das von Katharina II. herrührt. Es sind daselbst 3000 Frauen und 800 Männer untergebracht, größtenteils Angehörige der ärmsten Bevölkerungsklasse, die sich hier sehr wohl befinden und eine weit bessere Existenz führen als jemals früher in ihrem Leben. Ein scheinbar sehr schwieriges Problem ist hier aufs glücklichste gelöst; mit dem Asyl verbunden sind drei Kapellen: eine griechisch-katholische, eine lutherische und eine römisch-katholische, und drei Geistliche: ein Pope, ein lutherischer Pfarrer und ein katholischer Priester, leben hier unter gleichen Bedingungen und in voller Harmonie.

Die besten Altersheime besitzt allerdings nicht Petersburg, sondern Moskau: zwei gewaltige Häuser, die geradezu musterhaft eingerichtet sind. Und was besonders angenehm berührt, ist die Abwesenheit alles bureaukratischen Wesens in der Verwaltung. Eine englische Besucherin fragte den Direktor eines dieser Häuser: „Was tun Sie, wenn einer Ihrer alten Männer von seinem Ausgang betrunken heimkommt?" Der Direktor schien verwundert, daß man da noch fragen konnte: „Was wir tun? Nun, wir bringen ihn zu Bett, den armen alten Kerl! Aber so etwas kommt sehr selten vor."

Man denke nur, wie in einem uns nahestehenden Kulturland ein „alter Trunkenbold" in analogen Fällen behandelt worden wäre! —

Die amerikanischen Universitäten.

Mitte Dezember 1902 hat Rockefeller der Universität Chicago wiederum eine Schenkung von einer Million Dollars gemacht.

Über welche Reichtümer die amerikanischen Universitäten verfügen, davon erhält man einen Begriff, wenn man sich vergegenwärtigt, welche Schenkungen ihnen allein in letzter Zeit zugewandt wurden:

Universität von Chicago (von Rockefeller): 6 250 000 Francs.
Harvard University (von Rockefeller): 5 000 000 Frs.
— (Medizinische Fakultät, von Huntington): 250 000 Frs.
— (Medizinische Fakultät, von Stilman): 500 000 Frs.
— (Legat C. Smith): 2 250 000 Frs.
— (Legat Rob. Billings): 500 000 Frs.
— (Legat J. Wheelock): 500 000 Frs.
Barnard College (von Rockefeller): 2 500 000 Frs.
Washington und Lee Universität (Anonymus): 500 000 Frs.
Black Universität (Legat J. Wheelock): 500 000 Frs.
Technologisches Institut (Legat Billings): 500 000 Frs.
Schule der schönen Künste in Boston (Legat Billings): 500 000 Frs.



Wooster Universität (von Carnegie): 500 000 Frs.

— (von Severence): 250 000 Frs.

Yale Universität (Legat Currier): 750 000 Frs.

Alles zusammen $21^{1}/_{4}$ Millionen Frs., wovon 9 allein für die Harvard Universität! —

BÜCHER-LISTE.

Bei der Redaktion der „KULTUR" sind vom 18. Dezember 1902 bis 5. Januar 1903 eingelaufen:

Arnold, Fr., Neues Fabelbuch. Berlin 1902. Gerdes & Hödel.

Bolze, E. G., Melancholien und Strahlenflammen. Dresden und Leipzig 1903. E. Pierson.

Grunsky, Dr. Karl, Musikgeschichte des 19. Jahrhunderts. 2 Bde. (Sammlung Göschen.) Leipzig 1902. G. J. Göschen.

Hornburg, Bruno, Die Liebe höret nimmer auf. Erzählung. Dresden und Leipzig 1903. E. Pierson.

Klein, Rudolf, Aubrey Beardsley. (Die Kunst. Sammlung illustrierter Monographien, herausgegeben von Richard Muther. Bd. V.) Berlin. Julius Bard.

Kleinau, Hedwig, Von Frauenhand für Frauenhand. Gedichte. Dresden und Leipzig 1903. E. Pierson.

Laufberger, Friederike, Novellen. Dresden und Leipzig 1903. E. Pierson.

Mereschkowski, D. S., Julian Apostata, der letzte Hellene auf dem Throne der Cäsaren. Ein biographischer Roman.

— Leonardo da Vinci. Ein biographischer Roman aus der Wende des 15. Jahrhunderts.

Beide deutsch von Carl von Gütschow. Leipzig 1903. Schulze & Co.

Ommerborn, J. C. J., Aphorismen zur Erziehung eines stolzen Menschtums. I. Heft. Barmen. Selbstverlag.

Prittwitz, Hedw. v., Humoresken. Dresden und Leipzig 1903. E. Pierson.

Strzygowski, Josef, Hellenistische und koptische Kunst in Alexandria (Bulletin de la Société Archéologique d'Alexandrie. No. 5). Wien 1902. Mechitharisten-Buchdruckerei.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. S. Simchowitz, Köln.

Für die Inserate: W. H. Sinzig, Köln.

Druck von M. DuMont Schauberg, Köln.

Schafsteins Verlag

für neu-deutsche



KINDER-KUNST ·

wurde auf der Industrie- und Gewerbe-Ausstellung in Düsseldorf 1902 mit der silbernen Medaille ausgezeichnet.

Knecht Ruprecht. Illustriertes Jahrbuch für Knaben und Mädchen ×××××××××××××××××× herausgegeben von Ernst Brausewetter.
Band III. Jeder Band ist für sich abgeschlossen. 3 Mark.

Fitzebutze. Allerhand Schnickschnack für Kinder von Paula und Richard Dehmel.×××××××××××××××××××××××××
Mit Bildern von Ernst Kreidolf. 3 Mark.

Die Blumenmärchen. Dichtung für Kinder mit 16 farbigen Vollbildern und vielen Skizzen in Steindruck von Ernst Kreidolf, vornehmst ausgestattet. ×××××××
Querfolio. 5 Mark.

Die schlafenden Bäume. Ein Traummärchen mit Bildern von Ernst Kreidolf. ×××××××××
1 Mark 50 Pfg.

Die Wiesenzwerge. Ein Bilderbuch mit Text von Ernst Kreidolf. ××××××××××××××××××××××××
3 Mark.

Miaulina. Ein Märchenbuch für kleine Kinder von Ernst Dannheisser. Mit farbigen Bildern von Julius Diez.
3 Mark.

I. Jahrgang ★ 1903 ★ Heft 15

DIE KULTUR

Halbmonatsschrift

HERAUSGEBER DR S. SIMCHOWITZ

INHALT

ERSTES FEBRUARHEFT

Preis des Heftes 75 Pfg. ∗ Vierteljährlich 4 Mark

SCHAFSTEIN & Co. VERLAG
KÖLN A. RH.

Die „Kultur“

erscheint *zweimal monatlich* in Heften von ca. 4 Bogen (64 Seiten).

Der Abonnementspreis beträgt (für 24 Hefte mit ca. 1500 Seiten Text) Mk. 16.— pro Jahr, also Mk. 4.— pro Quartal. Bei direktem Bezug vom Verlag Mk. 4.50; für das Ausland Mk. 5.—. Einzelne Hefte kosten 75 Pfg.

Bestellungen werden von allen Buchhandlungen des In- und Auslandes, von allen Postanstalten (Post-Zeitungs-Nummer 4449[a]) sowie von der Verlagsbuchhandlung entgegengenommen.

Alle für die „Kultur“ bestimmten Sendungen sind zu richten an

„die Redaktion der Kultur“ Köln, Badstraße 1.

Sprechstunde der Redaktion wochentäglich im Bureau Köln, Badstr. 1, von 11—12.
Privatwohnung des Herausgebers, Dr. S. Simchowitz, Köln, Boisseréestr. 3.

Manuskripte werden stets einseitig beschrieben mit breitem Rande erbeten.

Für unverlangte Manuskripte wird keine Verantwortlichkeit übernommen; ihre Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt.

Alle einlaufenden Rezensions-Exemplare werden in einer „Bücher-Liste“ registriert. Eine eingehende Besprechung erfolgt nach Gutdünken der Redaktion. Eine Verpflichtung zur Rücksendung wird nicht übernommen.

Den verehrl. Redaktionen ist nach eingeholter Einwilligung der Autoren Nachdruck aus dem Inhalt der „Kultur“ gestattet, jedoch nur mit genauer Quellenangabe „Halbmonatsschrift „Die Kultur“ (Herausgeber Dr. Simchowitz, Verlag von Schafstein & Co., Köln)“.

Das XVI. Heft der „Kultur“

erscheint Mitte Februar 1903 und wird u. a. enthalten:

Dr. Max Wittenberg (Hamburg): *Handel und Gewerbe im Jahre 1902.*

Wilhelm Holzamer (Darmstadt): *Zur modernen Lyrik.*

Vom Volk der Dichter und Denker.



DIE KULTUR

Halbmonatsschrift

Alles Große bildet, sobald wir es gewahr werden.
(Goethe.)

Kultur heißt Übung aller Kräfte auf den Zweck der völligen Freiheit, der völligen Unabhängigkeit von allem, was nicht wir selbst, unser reines Selbst ist.
(Fichte.)

I. Jahrgang. ⋆ 1903. ⋆ Erstes Februarheft.

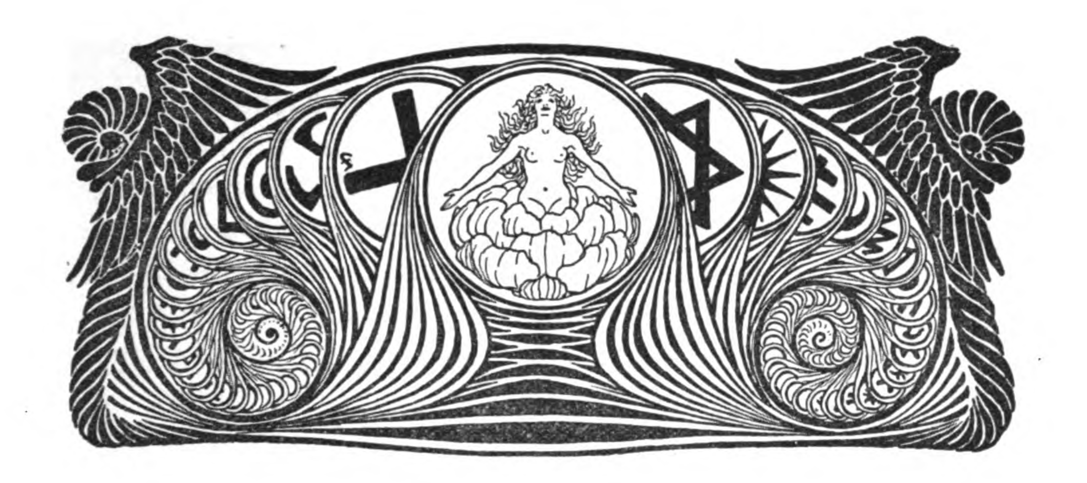
INHALT

HERAUSGEBER Dr S. SIMCHOWITZ
VERLAG SCHAFSTEIN & Co

KÖLN a. Rh.



Druck von M. DuMont Schauberg, Köln.



Die gesellschaftliche Stellung der Schauspieler.

Obschon — und das soll gleich hier ausdrücklich betont werden — die letzten Jahre in diesem Sinne glücklicherweise manches gebessert haben, befindet sich der Schauspieler auch heute noch nicht in einer gesellschaftlich festen Position. Allerdings werden ihm, wie ja überhaupt ausübenden Künstlern (Musikvirtuosen, Kapellmeistern und anderen) im einzelnen vielfach von der fanatisierten Menge Ehrungen und Auszeichnungen erwiesen, die in dem Maße, in dem Überschwange und in der Wahllosigkeit an keinen produzierenden Künstler und anderen großen und größten Leistungsmenschen herantreten. Die Theatergeschichte verfügt ja bekanntlich, wie selten eine Disziplin, über reich ausgestattetes Anekdotenmaterial. Und da setzen nun die hier verzeichneten Geschehnisse häufig einen geradezu deliriumartig affizierten, also stark anormalen, ins Perverse schillernden Gemütszustand bei den Herren und besonders bei den Damen voraus, die sich solch exzentrischer Sympathiebeweise zu allen Zeiten schuldig gemacht haben. Das Nachessen der von Mascagni beim Frühstück angeknapperten Brödchen seitens der Berliner „höheren Töchter“ bedeutet noch nicht das letzte des auf diesem Felde Geleisteten.

Trotzdem genießt, wie gesagt, der Bühnenkünstler größtenteils noch nicht die gesellschaftliche Durchschnittsachtung und erfreut sich noch nicht der sozialen Gleichberechtigung mit den übrigen Künstlern, den Malern, Bildhauern und Dichtern, geschweige denn mit den übrigen Geistesaristokraten, den verschiedenen Gelehrtenberufen, — die ich hier auch heranziehe, da man nun schon einmal stets Kunst und Wissenschaft zusammen vor den Kulturwagen spannt.

Gewiß ist nicht in Abrede zu stellen, daß die sogenannte bürgerliche Gesellschaft dem Künstler gegenüber ganz allgemein eine gewisse Skepsis zu üben beliebt, ihn vielfach sittlich tiefer einzuschätzen pflegt. Ganz *a priori*.

Seine Daseins- und Schaffensbedingungen sind andere. Kunst ist kein Handwerk. Man kann dem Künstler unmöglich eine bestimmte Bureauzeit aufzwingen und von ihm verlangen, daß er von neun bis drei, mit Ausnahme der höheren Orts genehmigten Frühstückspausen, seine verfluchte Pflicht und Schuldigkeit tue und damit die Kardinalforderung des mittleren Staatsbürgers erfülle. Der Künstler arbeitet, wenn er will: das heißt, wenn er kann — der gewöhnliche Mensch, wenn die Vorgesetzten, wenn die Verhältnisse wollen: das heißt, wenn er muß. Diese Verschiedenheit in der Arbeitslage und Arbeitsmöglichkeit bedingt notwendigerweise eine Verschiedenheit der Moral, die noch dadurch gesteigert wird, daß der Künstler sein Leben und Erleben intensiver, umfassender und wesenseigentümlicher zu gestalten hat als die Alltags-Individualität, um zu wertvollen Leistungen zu gelangen. Die Gesellschaft weist ihn, den Künstler, in diesem Sinne eben außerhalb der eigenen Sphäre. Und selbstherrlich, wie nun das Durchschnittliche, also auch die Durchschnittsmoral einmal ist und tut, gibt sie ihm seinen Platz nicht etwa über sich oder auch nur bei sich, sondern unter sich.

Und da geht es dem Schauspieler ganz besonders schlecht.

Es ist Tatsache, daß die Gesellschaft den Bühnenmitgliedern nicht die Mittel an die Hand zu 'geben pflegt, ihre ganz allmenschlichen Bedürfnisse nach Geselligkeit zu befriedigen und sich die allernötigsten Verkehrsformen der Gebildeten untereinander auf ungezwungene Weise anzueignen, — daß man den Komödianten die volle Gleichberechtigung noch in unseren Tagen versagt, — daß man sich nicht entschließen kann, ihnen die gute Bürgerstube und den Salon gleichmäßig und bereitwilligst zu öffnen, besonders die Wohnstube. Denn während wenigstens die Großen unter den Mimen, namentlich in den Hauptstädten, als sprechende und spielende Dekoration irgend eines Festes, aber meist auch nur eben aus diesen Gründen, in den Salons schon eher Eingang und liebenswürdige Aufnahme finden, ist ihnen und besonders den Provinzschauspielern der Familientisch noch so gut wie ganz verschlossen. Gerade so wie das etwa zur Bühne gehende Kind im Verwandten- und Bekanntenkreise sofort und allseitig als verlorene Tochter oder verlorener Sohn proklamiert wird, hat das gut bürgerliche Haus von den Theaterleuten ein für allemal rein zu bleiben. Man sieht dem jugendlichen Liebhaber gelegentlich auf der Straße nach, schreibt ihm auch wohl einmal ein rosa Billett und wendet die Kränzchenkasse zu einem Benefizgeschenk oder zu einer Blumenspende für irgend eine „himmlische“ Rolle auf. Gewiß! Aber sonst bleibt man ihm noch mehr als die üblichen drei Schritte vom Leibe.

Doch auch im Salon ist der Bühnenkünstler, wenn er hier wirklich einzudringen vermag, höchstens der Geduldete, der als Diner-Clou und Maître de plaisir die Erheiterung der Anwesenden fördern hilft. Die diese Funktion in alten Zeiten verrichteten, waren bekanntlich Sklaven, Unfreie, Verfemte, wenigstens Leute im Dienerrang. Von dieser Auffassung ist auch heute noch ein Gran geblieben.

Das alles muß natürlich seine Gründe haben und hat seine Gründe.



Der Schauspieler gehört nämlich meistens zu den auf die Dauer unangenehmsten, langweiligsten Gesellschaftern, die man sich ausdenken kann. Es gibt für ihn gewöhnlich nur ein Thema: seine Kunst und er, — er mit Rücksicht auf seine Kunst. Dies mag für ein halbes Stündchen eine äußerst interessante Unterhaltung verbürgen, mag selbst geistvollere, bedeutende Menschen auf Zeit um den Sessel des theoretisierenden, Anekdoten- und anderen Kulissenklatsch zum besten haltenden Mimen fesseln, — sehr bald wird er unerträglich; weil er auch mit dem, was er über seine Kunst weiß, schnell am Rande ist, sich dann naturgemäß wiederholt und damit die zunächst neue und interessierende Materie verflacht.

Und für ein anderes Thema reicht es vielfach nicht. Sein Gesichtskreis ist zu eng, das Verständnis für soziale, politische und gemein-künstlerische Fragen zu gering. Überhaupt die Bildung zu lückenhaft, zu unsystematisch. Der Schauspieler kann den Anforderungen an eine großzügige allgemeine Bildung gar nicht entsprechen, weil er zu sehr und zu früh vom Gedanken- und Gefühlsleben der modernen Kulturmenschheit ausgeschlossen wird. Dem jungen Bühnenkünstler pflegt schon in einem Alter, wo jeder von uns erst anfängt, sich geistig und gesellschaftlich zu formen, die Möglichkeit zur Ausbildung so gut wie benommen zu sein. Er bleibt in diesen Entwicklungsjahren ausschließlich auf sein verschimmeltes Rollenheft angewiesen, kennt nichts oder wenig von Welt und Leben und kann auch vor lauter Rollenstudium nichts kennen lernen. Man nehme nur einmal die Repertoirstatistiken der Provinztheater vor und staune über die Anforderungen, die hier an die Vertreter sogenannter erster Fächer gestellt werden.

Dann wird er aber auch von der Gesellschaft offenbar noch in seiner Einseitigkeit bestärkt. Die dem Bühnenkünstler im Salon zuteil werdende Behandlung nutzt einfach zur Befriedigung einer billigen Neugier diese seine Schwäche aus, ohne sie bessern zu helfen. Man hudelt

und hätschelt ihn, — denn man will im allgemeinen ja nur etwas vom Bau und seiner Sphäre hören, will nur ein bißchen mit interessanten Details aufgeputzte Kunstsimpelei und gibt sich gern und willig dem reizvollen Zauber des ganz fremden geheimnisvollen Milieus hin. Der Mime fühlt daher gar nicht die Notwendigkeit einer Änderung, er kommt ja so brillant aus. Daß man ihn nachher dann belächelt, über ihn spottet, ihn seiner Einseitigkeit zeiht und gesellschaftlich geringer achtet als sich und die Seinen, ist eben eine der Gemeinheiten unseres Gesellschaftslebens.

Aber selbst für diesen, vielfach recht erniedrigenden Verkehr im Salon kommen eben nur wenige Schauspieler in Betracht. Das Gros der Bühnenkünstler ist schon dadurch ausgeschlossen, daß sie entweder keine Bedeutung als Schauspieler haben, also als würdige Salondekoration füglich ihren Beruf verfehlen; oder daß sie ihre doch zu geringe Herkunft und Bildung von vornherein nicht gesellschaftsfähig erscheinen läßt.

Die Kunst ist nämlich stets für wenige nur gewesen. Dies galt immer schon als ihr äußeres Wahrzeichen zur Unterscheidung von Handwerk und Gewerbe. In keinem Kunstzweige ist aber die Nachfrage so unendlich viel größer als das Angebot, ich meine das qualifizierte Angebot, wie in der Bühnenkunst. Der deutsche Theateralmanach zählt rund 18000 Schauspieler auf. Es bleibt nun schlechthin undenkbar, daß unser deutsches Volk, das aus seiner Natur heraus an schauspielerischen Individualitäten gar nicht einmal verhältnismäßig reich ist, nur annähernd diesen Bedarf zu decken vermag.

In der Tat gehört denn auch nicht viel mehr als der bloße Entschluß dazu, heutzutage Schauspieler zu werden. Ich zitiere hier Iffland: „Der eine sucht in der theatralischen Kunst einen bequemen Zufluchtsort für seine Gefühlsschwelgerei vor der Härte eines bürgerlichen Verhältnisses, der zweite eine angenehme Befriedigung seiner Eitelkeit, der dritte einen leichten fröhlichen Erwerb und einen Spielraum für seine abenteuerliche Laune.“

So hat denn von selbst der Schauspielstand kein einheitliches gesellschaftliches Forum. Vielmehr ist das Durchschnittsniveau ein erschrecklich tiefes. In diesem Sinne soll es besonders an kleineren Theatern noch oft recht schlimm hergehen. Das Duzen ist beispielsweise an Provinzbühnen und hauptsächlich bei den älteren Komödianten noch heute ziemlich verbreitet — als ein letzter Rest des alten wandernden Banden- und Schmierentums, wo sich die ganze Gesellschaft wie eine große Familie fühlte. Auch über Eifersüchteleien, Intrigen und ähnliches wissen Eingeweihte sehr böse Dinge zu berichten.

Jeder Schauspieler ist sich eben selbst Gott und allein Gott: er duldet keine Götter oder — Götzen neben sich.

* * *

Neben diesen gewiß stichhaltigen, mehr äußeren gesellschaftlichen Momenten, sind es aber doch wohl noch innere, aus der Schauspielkunst selbst resultierende Gründe, die die verhältnismäßig geringe soziale Wertschätzung der Bühnenmitglieder bedingen.

Die Ansicht, daß der Schauspieler deshalb nicht die bürgerliche und gesellschaftliche Achtung genießen könne, weil er mit der ihm von Gott gegebenen Persönlichkeit ein freches Gaukelspiel treibe, — sein eigenes Ich, das göttliche Ebenbild, den Inbegriff seiner Ehre und damit jede Selbstverantwortung annulliere, um heute in dieser, morgen in jener Verkleidung der schau- und lustgierigen Masse Possen vorzumachen: solch törichtes Geschwätz trifft man in so kategorischer Fassung heute wohl nur noch in orthodoxen Pfaffenkreisen. Man vergebe ihnen, denn sie wissen nicht, was sie — und was die Schauspieler tun . . . die Schauspieler, die ihr ganzes Sein, ihre Gemüts- und Geisteskraft und dazu schließlich gar noch ihren eigenen Leib herleihen, um einer idealen Dichtergestalt zur ästhetischen Erhebung ihrer Mitmenschen zu Körper und Leben zu verhelfen! . . .



Aber etwas von dieser Anschauung ist doch wohl — wie könnte es anders sein — in weitere Kreise gedrungen und hier auch heute noch mehr oder weniger lebendig. Die Leute können sich nur sehr schwer von der Auffassung trennen, daß die Kunst, die eine Verstellung, also Entstellung des eigenen Körpers zur Grundbedingung hat, — daß der Künstler, der gleichsam unter der Suggestion eines fremden Prinzips, der höheren dichterischen Instanz, diese Entstellung und Verstellung mit seinem Körper selbst vornimmt, den andern Künstlern gegenüber einen minderwertigeren Zweig der Kunstübung darstellt, die ihr Produkt außer sich erzeugen und die leitende Idee aus sich selbst heraus schöpfen.

Womit man den Schauspieler nur zu leicht belastet, ist eben die Tatsache, daß bei seiner Wirksamkeit Künstler und Kunstwerk dieselbe Persönlichkeit bedeuten und beide durch von außerhalb an sie herantretende Ideen beherrscht werden.

Ein anderer, etwas stärker in die Augen springender Grund für die Minderachtung der Bühne liegt wohl in der Käuflichkeit des Theatergenusses. Während im griechischen Altertum die Spiele Kultushandlungen waren und mit der Zeit zu großen Volksfesten auswuchsen, an denen das gesamte Volk bei freiem Eintritt teilnehmen durfte, — während ebenso im Mittelalter die gewaltigen Mysterien und Moralitäten zur Verherrlichung der Weihnacht-, Oster- und Himmelfahrtfeiern vor der versammelten Einwohnerschaft der betreffenden Stadt und ihrer umliegenden Ortschaften ebenfalls ohne Entgelt für Erbauungszwecke zur Aufführung kamen, sind unsere heutigen Schauspielhäuser reine Vergnügungsstätten geworden, deren Genüsse man für einen bestimmten Geldpreis einhandeln kann. Und während in der Antike die Dichter und ihre Mäzene selbst die Rollen der Schauspieler übernahmen, — während im Mittelalter die Weihnacht- und Osterspiele sogar von den Geistlichen inszeniert und von den Bürgern und Studenten dargestellt



wurden, haben wir es heutzutage fast ausschließlich mit Berufskomödianten zu tun, die sich für eben jenen Geldpreis einer belustigungsüchtigen Menge prostituieren und all ihre Launen über sich ergehen lassen müssen.

Es ist eben immer die Persönlichkeit selbst, die sich zugleich mit ihrem Werk in der Kunst des Schauspielers preisgeben muß, — um eines geringen Entgelts wegen preisgeben muß: zur Frönung eitel käuflicher Weltlust.

Dieser allgemeinen Mißachtung hat sich nun auch der Staat angeschlossen und damit dem ganzen Stande seine ohnehin schwierige Stellung noch mehr erschwert.

Das Schauspielen ist noch heute keine staatlich anerkannte Kunst. Während sich die Museen für Malerei und Bildhauerkunst, die Denkmäler und andere öffentliche Kunstanstalten regelmäßig liebevollen Interesses und namhafter Zuschüsse von Regierungswegen erfreuen, hat man bis heute gerade den Kunstzweig, der sicherlich bei weitem die größte soziale Wichtigkeit für die geistigen Bedürfnisse des Volkes beansprucht, ganz unbeachtet gelassen. Die ganze staatliche Fürsorge des Theaterwesens erstreckt sich ausschließlich auf eine polizeiliche Kontrolle zur Vermeidung von Verstößen gegen die öffentliche Ordnung und gegen die Sittlichkeit und zur Ausschließung minderwertiger Elemente unter den Bühnenleitern, — also auf die Zensur und auf die Konzessionierung. Dabei steht die Theaterunternehmung schlechtweg unter „Gewerbebetriebe". Um die Schauspieler kümmert der Staat sich überhaupt nicht. Wo und wie sie sich heranbilden, ist ihm offenbar gleichgültig. Sehr bezeichnend bleibt es, daß die Bühnenkünstler bis vor kurzem vielfach keine Orden bekamen. Man traute ihnen nicht. So ungefähr hat sich Kaiser Wilhelm I. zu Friedrich Hase geäußert.

Was der berühmte Schauspieler Seydelmann derzeit über seinen Stand sagte, hat auch für uns seine Gültigkeit behalten: „Noch heute, wie zu Lessings Zeiten, haben wir nur Leute, die Komödie spielen, und eine Schauspielerei, sei



dies nun eine K. K. oder nur eine einfache K. oder eine städtische. . . Von einer Schauspielerkunst — nicht bloß auf dem Papier — nein, auch in Fleisch und Blut und frischer Tat kann erst dann die Rede sein, wenn es den Fördern und Pflegern alles Guten und Schönen, wenn es den Machthabern gefallen wird, ein aufmerksames Auge auch auf den Zustand der Bühne zu werfen und Schauspieler heranbilden zu lassen wie Maler und Musiker."

Essen. *Dr. Carl Hagemann.*

Prinzessinnen-Liebe.

I.

Das große Klatschnest, das sich „die zivilisierte Welt des zwanzigsten Jahrhunderts" nennt, hat jetzt gute Tage. Die „Eheirrung" der sächsischen Kronprinzessin lieferte endlosen, pikanten Stoff, und die Lust am Skandal konnte sich unter allerlei tiefsinnigen Betrachtungen verbergen. Was wurde nicht alles zur Erklärung des Falles herbeigezogen: die Degeneration der Fürstengeschlechter, die Zersetzung der monarchischen Idee, die jesuitische Erziehung, und wieder auf der anderen Seite der verderbliche Einfluß der Moderne, insbesondere Friedrich Nietzsches! Das eine oder andere dieser Momente mag ja wohl mitgewirkt haben, aber im Grunde genommen hat man es hier doch mit etwas ziemlich Banalem zu tun, und die beste Erklärung findet man in Balzacs „La Femme de trente ans". Die psychologische „Krisis", die dieser Seelenkünder schildert, vollzieht sich bei einer Tochter des Hauses Habsburg nicht anders als bei einer simplen Bürgersfrau.

Merkwürdig und für unsere Zeit charakteristisch ist an der Affäre etwas ganz anderes: nämlich die volle Öffentlichkeit, in der sie sich abspielte. Daß die flüchtige Prinzessin die öffentliche Meinung für sich zu gewinnen suchte, wird weiter nicht verwunderlich erscheinen; daß aber die Häuser Wettin und Habsburg mit ihr darin wetteiferten, den weitesten Kreisen des Publikums volle Klarheit über die Einzelheiten dieser Familien-Tragikomödie zu verschaffen, das erst verleiht den Vorgängen den aparten Stempel des zwanzigsten Jahrhunderts. Um die kulturelle Wandlung zu begreifen, die hierin liegt, muß man ähnliche Fälle vergangener Zeiten zum Vergleich heranziehen, und hier bietet namentlich die tragische Geschichte, die sich im Hochsommer 1694 im Hause des hannoverschen Kurfürsten abspielte, so zahlreiche Analogieen, daß es wohl verlohnt, auf sie näher einzugehen. Der Unterschied zwischen dem Zeitalter des Absolutismus und dem Zeitalter der Presse wird dann klar: der Fall „Prinzessin Luise" dürfte der Zukunft kaum etwas Geheimnisvolles bieten, der Fall „Prinzessin von Ahlden" dagegen wird schwerlich jemals ganz enträtselt werden, trotz aller Versuche, die gemacht wurden und noch werden. „Der düstere Schubkarren, voll von Büchern, Schriften, Lukubrationen", wie Carlyle sich einmal ausdrückte, ist vor kurzem wieder von englischer Seite neu belastet worden, und so mag denn unter kritischer Benutzung dieser Publikation*) das Bild der schmerzensreichen Stammmutter des preußischen und englischen Königshauses in flüchtigen Umrissen hier nachgezeichnet werden.

II.

Diese hannoversche Kurprinzessin Sophie Dorothea hätte beinahe die Unsterblichkeit errungen; nicht die Unsterblichkeit des Gespenstes, als das sie jetzt umherhuscht,

*) W. H. Wilkins, The love of an uncrowned Queen, Sophie Dorothea, consort of George I., and her correspondence with Ph. C. Count of Königsmarck (London, Hutchinson & Comp.).

sondern jenes glorreiche ewige Leben der Gestalten, die das Herz geschaffen, denen die Dichtkunst ihre Götterrechte gereicht hat. Schiller hat daran gedacht, sie zur Heldin eines Trauerspiels zu machen, und wer die in seinem Nachlaß befindlichen „Ideen" liest, wird es bedauern, daß er „die Herzogin von Zelle" nicht seiner Maria Stuart und seiner Jungfrau von Orleans gesellt hat.

In der Tat, ganz wie von selbst ordnen sich die handelnden Personen zu dramatisch bewegten Gruppen. Da sind zunächst die beiden Elternpaare. Die Schwiegereltern der Kurprinzessin: Herzog Ernst August und seine Gemahlin Sophie, die Freundin des großen Leibniz, werden von einem reisenden Engländer, der ihren Hof besucht hat, also charakterisiert: „Ihre Hoheit hat den Ruf der lustigen, debonnairen Fürstin Deutschlands, eine Dame von außerordentlichen Tugenden und Kenntnissen; sie ist der italienischen, französischen, hoch- und niederdeutschen und englischen Sprache mächtig, welche sie aufs vollkommenste spricht. Ihr Gemahl hat den Namen des Gentleman Deutschlands." Was dieser Schilderer nicht bemerkt zu haben scheint, ist der brennende Ehrgeiz, von dem das Herrscherpaar beseelt ist. Ernst August bemüht sich eifrig um die neunte Kurwürde, die ihm denn auch 1692 zu teil wird, und Sophie, die Tochter des Winterkönigs und der Elisabeth Stuart, die Enkelin Jakobs I., strebt nach der Succession in England, die ihr für ihren Sohn, den nachmaligen König Georg I., gesichert wird.

Es ist begreiflich, daß diese klugen, egoistischen Hannoveraner, echte fürstliche „Struggleforlifisten", die sich in der besten aller Welten ihres Hofphilosophen auch aufs beste einzurichten suchten, mit einer gewissen Verachtung auf den nachbarlichen und verwandten Hof von Celle blickten. Dort residierte Georg Wilhelm, der ältere Bruder Ernst Augusts, ein gar bequemer Herr, der in seiner Jugend ein lustiges, allzu lustiges Leben geführt hat, sich dann rangieren wollte und sich wirklich mit einer Prinzessin verlobte,



zuletzt aber vor dem Ehejoch solche Scheu bekam, daß er seinen jüngsten Bruder bewog, seine Braut an seiner Statt zu ehelichen. Und so wurde denn Pfalzgräfin Sophie — denn sie war eben Georg Wilhelms Verlobte gewesen! — die Gattin Ernst Augusts. Ob in ihrem Herzen ein gewisser Groll gegen ihren früheren Verlobten zurückgeblieben war, mag dahingestellt bleiben; bei fürstlichen Konvenienzehen wurden und werden derlei Vorkommnisse von allen Beteiligten nicht allzu tragisch genommen. Weit schwerer empfanden es die Hannoveraner, daß Georg Wilhelm das bei ihrer Verheiratung gegebene Versprechen steter Ehelosigkeit brach und sein reiches Erbteil ihnen so zu entschlüpfen drohte. Der leicht entzündliche Herzog von Celle verliebte sich in eine junge schöne Französin, Eleonore d'Olbreuse, die ihres hugenottischen Bekenntnisses wegen ihr Vaterland verlassen hatte. Er ging mit ihr zunächst eine illegitime Verbindung ein, die aber in der Folge legitimiert wurde, bei welcher Gelegenheit denn Eleonore d'Olbreuse zur rechtmäßigen Herzogin erhoben wurde.

III.

Ein Kind dieser Liebe ist Sophie Dorothea, die einzige überlebende von vier Töchtern. Es lag sowohl im Interesse des hannoverschen wie des Celler Hofes, Sophie Dorothea mit ihrem Vetter, dem Thronerben Ernst Augusts, zu vermählen. Georg Wilhelm mochte vielleicht Gewissensbisse über den Bruch seines Versprechens empfinden. Nun, durch diese Heirat konnte alles wieder gut gemacht werden: die Celler Erbschaft kam dahin, wohin sie von Rechtswegen gehörte. In Hannover sah man zwar auf die Tochter der née d'Olbreuse mit Verachtung herab, aber die „petite canaille" war als reiche Erbin schließlich doch willkommen. Und so wurde denn im Dezember 1682 Sophie Dorothea ihrem Vetter Georg Ludwig angetraut.

Sie zählte damals 16 Jahre. Nach ihrem Bilde zu urteilen, war sie die Tochter ihrer schönen Mutter: echter romanischer



Typus. Feurig, witzig, geistvoll, graziös, so wird sie von den Zeitgenossen geschildert, und mit französischem Geschmack wußte sie ihre natürlichen Vorzüge durch prächtige Toiletten ins rechte Licht zu setzen. Aber auf ihren Gatten, der bei der Vermählung 22 Jahre zählte, blieben ihre Reize ohne Eindruck. Dieser kalte, rohe, wortkarge Geselle hatte nur für militärische Angelegenheiten und für seine Maitressen wirkliches Interesse.

Besser, als es ein Historiker vermöchte, hat Schiller in seinem Entwurf die Situation der jungen Fürstin fixiert:

„Das tragische Interesse gründet sich auf die peinliche Lage der Prinzessin im Hause ihres Gemahls und am Hofe ihrer Schwiegereltern. Mit einem Herzen, welches Liebe fodert, und im Hause ihrer Eltern einer zärtlichen Behandlung gewohnt, ist sie an den Hof zu Hannover unter Menschen gekommen, welche für nichts Sinn haben als für ihre Fürstlichkeit und für die Vergrößerung ihres Hauses. Als die Tochter einer bloß Adeligen (denn ihre Mutter war nicht fürstlichen Geblüts) wird sie an dem stolzen Hof zu Hannover mit Verachtung angesehen. Ihr Gemahl hat sie nicht selbst, viel weniger aus Liebe gewählt; bloß um die Erbschaft des Herzogtums Celle sich nicht entgehen zu lassen, hat die Kurfürstin ihre Abneigung gegen ein solches Mißbündnis überwunden und die Prinzessin ihrem Sohn zur Gemahlin gegeben. Für ihre Person ist sie also unwillkommen in diesem Fürstenhaus; ihrem Gemahl, der sie nicht gewählt hat und der schon in der Gewalt einer Maitresse ist, ist sie gleichgültig und wird ihm bald durch ihre Empfindlichkeit lästig. Die Prinzessin ist in einer Lage, worin viele ihres Standes sich befinden. Es blieb ihr also eins von diesen beiden zu tun:

Entweder sich mit Klugheit der Verhältnisse Meister zu machen, in denen sie einmal ist und folglich jene Menschen nach ihrer Weise zu beherrschen. Oder wenn sie dazu nicht den Charakter hatte, sich mit der gewöhnlichen Passivität und Ergebung in diesen Zustand zu resignieren. Eins von beiden würde jede gemeine Weltnatur gewählt haben, aber für das Erste denkt sie zu stolz und zu edel, und für das Zweite ist sie zu lebhaft. Sie hat im väterlichen Hause die Behandlung eines geliebten einzigen Kindes erfahren, sie ist sich ihrer Vorzüge bewußt, und die Vernachlässigung, die sie erfährt, kränkt sie aufs tiefste. Und eben weil sie eine edle Natur ist, so verschmäht sie es, sich zu der Armseligkeit der Menschen, mit denen sie zu tun hat, herabzulassen; sie pocht auf ihr Recht, sie hüllt sich bloß in ihre Unschuld und natürliche Würde, wofür jene keinen Sinn haben. Ihr lebhafter Verstand läßt sie die Gemeinheit um sich herum lebhaft fühlen, und sie schont sie nicht; dadurch aber bringt sie nur Haß und Erbitterung hervor. . . . . .

Sophie ist eine edle Natur, in gemeine, kleinliche, herzlose Verhältnisse geworfen. Sie würde das Glück eines edlen Mannes gemacht haben, aber das Schicksal hat sie zur Gattin eines gemeinen Alltagsmenschen gemacht, der für ihren Wert keinen Sinn hat, der in den Schlingen einer schlechten Person ist, dem jede schöne, freie Menschlichkeit fremd ist.“

IV.

Man sieht wohl: bei dieser Situation, an der auch die Geburt eines Sohnes und einer Tochter nichts änderte, brauchte nur der Zufall den „Rechten“ herbeizuführen, und das „dreieckige Verhältnis“ war fertig. Und dieser „Rechte“ erschien am hannoverschen Hofe im Jahre 1688: Graf Philipp Christoph von Königsmarck. Ein Abenteurer, aber kein Glücksritter gewöhnlichen Schlags, vielmehr ein reicher Aristokrat mit berühmtem Namen. Sein Großvater war der schwedische Feldmarschall gewesen, der sich rühmen durfte, durch eine glänzende Aktion vor Prag den dreißigjährigen Krieg beschlossen zu haben. Sein Oheim Otto war Gesandter am Hofe Ludwigs XIV., ein anderer Oheim stand als General in venezianischen Diensten und genießt den zweifelhaften Ruhm, gemeinsam mit Morosini im September 1687 den Parthenon beschossen zu haben. Der junge Philipp Christoph begann sein Abenteurerleben sehr früh. Sein Lehrmeister war zuerst sein älterer Bruder Karl Johann, der in London am Hofe Karls II. lebte, „ein schöner Mann, ein eleganter Kavalier und ein tapferer Krieger, dabei aber ein Schurke nicht gewöhnlicher Art“. Die hohe Schule der Ausschweifung machte er dann in Venedig durch, wo er zu den Intimen des Prinzen August von Sachsen, des nachmaligen August des Starken, gehört. Und so wird er denn der echte „Débauché“ und „Aventurier“ des 17. Jahrhunderts: eine Art „blonder Bestie“, der aber die Naivität fehlt. Er stand Mitte der Zwanziger, als er nach Hannover kam, eine glänzende, faszinierende Erscheinung, die auf ein Frauenherz, und noch dazu auf ein unglückliches, einen tiefen Eindruck machen mußte. Königsmarck weiß sich bald eine Position am hannoverschen Hof zu schaffen. Er wird Oberst eines Dragonerregiments, persona grata beim Kurfürsten und Kurprinzen. Aber weit mehr scheint ihm an der Gunst der schönen Kurprinzessin zu liegen. Bald entwickeln sich zwischen den beiden vertrauliche Beziehungen, die vom Hof

durchaus nicht unbemerkt blieben. Aber man ließ den Dingen ihren Lauf, solange es nur zu keinem öffentlichen Skandal kam.

Das Verhältnis zwischen den beiden Eheleuten verschlechterte sich zusehends, und 1694 kam es zu einem peinlichen Auftritt, bei dem es, wie Carlyle in seiner abrupten Weise schildert, „laute Worte gab, da wo leises Liebkosen an der Stelle ist, herbe Worte, gegenseitig beschuldigende, immer höher steigend, endigend, glaubt man, in Dingen oder Androhungen und tätlichen Andeutungen von Dingen — wirkliche Ohrfeigen nennen es einige, — die nimmermehr zu vergeben oder zu vergessen sind". Sophie Dorothea suchte Zuflucht bei ihren Eltern, die aber schickten sie nach Hannover zurück. Das war im Juni 1694. Der Gedanke an eine Flucht zusammen mit Königsmarck gewann jetzt feste Gestalt. Für die Nacht vom Samstag den 30. Juni zu Sonntag den 1. Juli wurde sie verabredet. Und nun trat die Katastrophe ein: seit jener Nacht war Königsmarck plötzlich auf unerforschliche Weise verschwunden, seit jener Nacht war die Kurprinzessin eine Gefangene.

Was hatte sich ereignet? Wodurch ist der Plan der Liebenden vereitelt worden? Sicheres ist darüber nicht bekannt; man vermutet nur — und hier betritt nun eine weitere dramatis persona den Schauplatz —, daß die Gräfin Platen, die Maitresse des alten Kurfürsten Ernst August, die Verräterrolle gespielt hat. Sie habe, so wird erzählt, ein intimes Verhältnis mit Königsmarck angeknüpft, der aber trotzdem von den Beziehungen zur Prinzessin nicht lassen wollte. Als nun gar Königsmarck den Vorschlag, ihre Tochter zu heiraten, damit sein Verhältnis zur Mutter nicht verdächtigt würde, mit Hohn abgelehnt hätte, hätte sie aus Rache den Fluchtplan, den sie durch ihre Spione erfahren, dem Kurfürsten verraten und ihn bestimmt, im Blute Königsmarcks die Schande seines Hauses zu ersticken.



Man wußte zunächst nicht, ob Königsmarck tot oder noch am Leben sei. Seine Schwestern, von denen die eine an den Grafen Lewenhaupt verheiratet war, die andere, die schöne, vielgenannte Marie Aurora, als Gast verschiedene deutsche Höfe besuchte, setzten alle Hebel in Bewegung, um Gewißheit über das Schicksal ihres Bruders zu erlangen. Marie Aurora trat eben damals um ihres Bruders willen in Beziehung zu dem Kurfürsten August von Sachsen, dem Kumpanen Königsmarcks aus der venezianischen Zeit. Sie wurde wohl Augusts Geliebte und Mutter des nachmaligen Marschalls von Sachsen. Aber die Requisitionen des sächsischen Hofes, die sie erwirkte, richteten nichts aus. Der hannoversche Hof lehnte jede Verantwortung für das Verschwinden Königsmarcks ab.

V.

Das Verhältnis zwischen Königsmarck und der Prinzessin wird durch einen umfangreichen Briefwechsel, der von 1691—1693 sich erstreckte und französisch geführt wurde, belegt. Diese ganze Korrespondenz befand sich im Besitz der gräflichen Familie Lewenhaupt und wurde von ihr der Universitätsbibliothek in Lund geschenkt. 1847 hat der schwedische Professor Palmblad Fragmente dieser Korrespondenz veröffentlicht, und man nahm nach diesen Proben an, daß die Briefe gefälscht seien. Das Verdienst von Wilkins ist es nun, daß er die Originale in Lund eingesehen hat und sie annähernd vollständig wiedergibt. Liest man die Korrespondenz bei Wilkins, so beginnt man doch an der Fälschung zu zweifeln, oder der Fälscher muß ein wirklicher Dichter und Psycholog gewesen sein. Plastisch springen die beiden Gestalten hervor; eifersüchtige Leidenschaft auf beiden Seiten, und dazu bei Königsmarck eine gute Portion männlicher Rücksichtslosigkeit und Ichsucht, vor allem aber der Geist des Zeitalters, echter Barockstil: eine Vereinigung von tiefer Empfindung und roher Brutalität.

Wie weit war nun Sophie Dorothea in ihrem Verhältnis zu Königsmarck gegangen? Sie selbst hat später den Vorwurf des Ehebruchs mit Entschiedenheit zurückgewiesen. Indessen, berücksichtigt man den Briefwechsel und Königsmarcks Charakter, so wird es schwer, an ihre Unschuld zu glauben. Jedenfalls kann nicht daran gezweifelt werden, daß sie mit Königsmarck zu fliehen beabsichtigte. Allerdings stellte der hannoversche Hof es natürlich in Abrede, daß das Verschwinden Königsmarcks irgendwie mit der Kurprinzessin zusammenhänge. Nichtsdestoweniger wurde gleichzeitig die Scheidung des kurprinzlichen Paares eingeleitet. Als Grund wurde angegeben, daß die Prinzessin anfangs „einige froideur“ gegen ihren Gatten gezeigt hätte, daß der Widerwille dann gewachsen sei und sie einen — fingierten — Versuch gemacht habe, zu ihren Eltern zu fliehen, und daß sie nun sich weigere, zu ihrem Gatten zurückzukehren. Nach halbjähriger Verhandlung wurde mit Zustimmung beider Höfe die Scheidung im Dezember 1694 ausgesprochen. Der Prinzessin wurde die Wiederverehelichung untersagt, ihre Kinder durfte sie nicht mehr sehen. Sie wurde aus dem Kurhaus ausgestoßen, man tilgte ihren Namen im Kirchengebet. Auch ihr Vater schloß sie, wie er versprochen, von seinem Hofe aus und hat sie nicht wiedergesehen. Nur ihre Mutter blieb in Verbindung mit ihr. Im Februar 1696 wurde ihr, auf ihren Wunsch, das auf cellischem Gebiet gelegene Amtshaus von Ahlden als definitiver Wohnsitz angewiesen. Als „Prinzessin von Ahlden“, von einem Hofstaat umgeben, der nur zu ihrer Bewachung da war, hat sie hier in lebenslänglicher Haft ihre Fehltritte gebüßt.

Mit visionärer Kraft hat Carlyle dies tragische Lebensende heraufbeschworen:

„Eine einst sehr glänzende Fürstin (geistreich, hochmütig, schön, nicht weise oder glücklich), nunmehr hell aufgelodert zu zornigem, tragischem Brande, eingesperrt im alten Schloß Ahlden, in den moorigen Einöden der Lüneburger Heide, da zu weilen bis an ihren Tod — dreißig Jahre lang, wie es sich auswies — und zu Asche und bitterer Verdunkelung zu vergehen, wie sie



kann. Betagte Bauersleute, spät im nächsten Jahrhundert, werden sich erinnern, wie sie dieselbe zuweilen auf der Heide fahren gesehen, eine schöne Dame, langes schwarzes Haar und der Schimmer von Diamanten darin, manchmal die Zügel selber führend, aber allezeit von einem Trupp Reiter mit gezogenen Schwertern umgeben."

In dieser Gefangenschaft erlebte sie es noch, wie ihr Gatte als König und ihr Sohn als Prinz von Wales im stolzen England residierten, wie ihre Tochter als Gemahlin Friedrich Wilhelms I. den preußischen Thron bestieg. Erst am 13. November 1726 nahte ihr der befreiende Tod.

* * *

Zweimal hat sich eine dichterische Phantasie dieses tragischen Schicksals bemächtigt. Das erstemal noch zu Lebzeiten der Betroffenen. Herzog Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel, der unter den deutschen Romanciers des 17. Jahrhunderts in vorderster Reihe steht, ließ sich dies Sujet nicht entgehen. In seinen großen Roman „Octavia, römische Geschichte" sind zahlreiche Episoden eingewebt, in denen der fürstliche Verfasser Anekdoten und Begebenheiten von den Höfen seiner Zeit unter versteckten Namen erzählt. Eine dieser Episoden führt unter dem Namen „Prinzessin Solane" das Geschick der Kurprinzessin vor; sie ist natürlich keine historische Quelle, aber sie zeigt uns, wie man sich damals in den europäischen Hofkreisen den ganzen Zusammenhang der Affäre vorstellte.

Der zweite Poet, der die Prinzessin zur Heldin eines Dramas machte, ist Paul Heyse in seinem „Graf Königsmark" (1877). Das Stück enthält manche Schönheiten, besonders ist das Bild der Prinzessin mit großer Liebe gezeichnet. Vielleicht wagt ein kühner Theaterdirektor, es auf die Bühne zu bringen. Man kann es nämlich jetzt „aktuell" finden, und so würde unter diesem Vorwand auch einmal ein Dichter zu Worte kommen.

S. S.



Aus dem Pariser Kunstleben.

(Die Sammlung Dutuit im Petit-Palais. — Die soliden Ölfarben Raffaëllis.)

Die von Auguste Dutuit der Stadt Paris vermachte Kunstsammlung ist seit dem 10. Dezember v. Js. dem Publikum zugänglich und hat bei vornehm und gering, bei Kunstverständigen und Kunstunverständigen großen Beifall gefunden. Dutuit und sein vor ihm verstorbener Bruder Eugène haben das Sammeln von seltenen Kunstschätzen jedenfalls verstanden; aber gegen das Testament des jüngeren Bruders erhebt sich ein Bedenken. Man spricht nämlich mit Unrecht von der „Kollektion Dutuit" in der Einzahl. Was die Brüder gesammelt haben, ist so heterogen, daß man vielmehr von „den Sammlungen Dutuit" reden sollte. Ölbilder, Radierungen, antike Statuetten, Vasen und Bronzegeräte, Email, Porzellan, Nippsachen des achtzehnten Jahrhunderts, Gobelins und seltene Bücher in kostbaren Einbänden bilden eigentlich je eine Sammlung für sich, und außer dem Willen des Erblassers ist kein Grund vorhanden, sie im gleichen Raume zu vereinigen. Statt diese Vereinigung im Petit-Palais, das allen Besuchern der Weltausstellung von 1900 in bester Erinnerung sein wird, zu fordern, hätte Dutuit seine Schätze besser unter die bestehenden Abteilungen des Louvre, des Cluny und des Museums der dekorativen Künste verteilt. Sein Ruhm wäre hinlänglich gewahrt geblieben, wenn man an jedem Gegenstand in sichtbarer Schrift die Bezeichnung *„Legs Dutuit"* angebracht hätte. Platz war freilich genug vorhanden in dem „kleinen Palast", der mit mehr Recht der Große genannt werden könnte, wenn ihm nicht ein noch größeres Gebäude gegenüberstände. Die Schätze Dutuits wurden so weit ausgebreitet als möglich und füllen dennoch nicht einmal die Hälfte des ganzen Raumes. Den Rest hat man denjenigen modernen Kunstwerken zugewiesen, welche die Pariser Gemeindeverwaltung seit ungefähr dreißig Jahren erworben hat. Da-

2*

mit ist aber der Übelstand des disparaten Inhalts, den die Kollektion Dutuit an sich bot, noch merklich gesteigert worden.

Der hochbetagte Auguste Dutuit, der in seiner Jugend im Atelier Coutures die Malerei studierte, aber niemals ausgeübt hat, war ein Bürger von Rouen, dessen Vater als Fabrikant in Marseille ein sehr großes Vermögen erworben hatte. Seit Jahrzehnten lebte er in Rom, schickte aber jede bedeutendere Erwerbung in sein väterliches Haus nach Rouen. Unter solchen Umständen hatte eigentlich Paris wenig Anspruch auf das reiche Erbe des unermüdlichen Sammlers, und in der Tat sprach nur das letzte der zehn Testamente Dutuits für diese Stadt. Entscheidend war für den Erblasser die Lokalfrage gewesen. Er hatte an der Weltausstellung das dem retrospektiven Kunstgewerbe gewidmete Petit-Palais gebührend bewundert und gehört, daß es später als städtisches Museum dienen solle. Er hatte auch vernommen, daß die Stadt, die für ihre eigentlich städtischen Altertümer schon das Museum Carnavalet besitzt, Mühe haben werde, dieses neue Museum mit ihren Erwerbungen von Werken moderner Künstler angemessen zu füllen. Da sich nun Dutuits eigene Sammlung in vielen Punkten mit den Kunstschätzen berührte, die damals im Petit-Palais eine sehr günstige Aufstellung erfahren hatten, so verfiel er auf den Gedanken, seine Sammlung für dieses Gebäude zu bestimmen. Er vermachte daher alles der Stadt Paris und erst, wenn diese seine Bedingungen nicht erfüllen sollte, den Städten Rouen und Rom. In der Abfassung dieser Bedingungen erwies sich aber Dutuit als ein feiner Kenner der administrativen Gewohnheiten seiner Landsleute, die sich gerade zu dieser Zeit wieder in der unbegreiflichen Verschleppung der Eröffnung des Museums Gustave Moreau zu erkennen geben. Dieses Museum ist nämlich noch immer nicht allgemein zugänglich, obschon der Testator, der berühmte Maler Moreau, nun schon seit fast fünf Jahren tot ist. Dutuit forderte nämlich, daß die Stadt innerhalb von zwei Monaten nach

seinem Tode das Legat annehmen und vier Monate später die Sammlung dem Publikum zugänglich machen müsse. Ohne diese Bestimmung hätten wir gewiß mehrere Jahre warten müssen. Dank der weisen Vorsicht Dutuits hat ein halbes Jahr genügt.

Die bemerkenswerte Intelligenz Dutuits verrät sich aber nicht nur in der engen Fristbestimmung seines Testaments. Auch als Sammler hat er sie bewährt und sein zehn Jahre früher verstorbener Bruder Eugène nicht minder. Sie waren Sammler und nichts als Sammler. Sie machten es nicht, wie Thiers und andere große Herren, die, mit andern Dingen beschäftigt, sich ungewöhnlich günstige Gelegenheitskäufe aufschwatzen ließen, die sich nachher als Fehlgriffe erwiesen. Sie wollten in allen Fällen sicher gehen und verzichteten auf das gefährliche Vergnügen, unbekannte Tizians und Rubens zu hundert Franken aufzustöbern. Sie kauften nie billig ein, ließen sich aber auch nicht überfordern, und so kommt es, daß ihre meisten Erwerbungen dennoch heute mehr wert sind als zur Zeit des Ankaufes. Da sie aber nur auf seltene, gut beglaubigte Kunstsachen fahndeten, so beschränkten sie sich nicht auf ein bestimmtes Gebiet der Kunst oder des Kunstgewerbes, sondern erwarben alles, was gut und teuer war. Eine Ausnahme bildet bloß die vom älteren Bruder angelegte Sammlung von Radierungen. Hier wurde systematisch verfahren, um von den Werken berühmter Meister ganze Serien von Plattenzuständen zu vereinigen. Fürs erste sind im Petit-Palais nur die 410 Radierungen Rembrandts, die allerdings die Krone der Sammlung bilden, ausgestellt worden. Das äußerst gesuchte Hundertguldenblatt, das die Heilung der Lahmen durch Christus darstellt, ist hier doppelt vertreten. Das schärfere Blatt hat der Sammler mit 72000 Franken bezahlt. Die Erweckung des Lazarus, die sowohl durch die geschlossene Komposition als durch die Lichtwirkung noch höher stehen dürfte als das seltenere Hundertguldenblatt, zeigt sich hier in der gewöhnlichen Gestalt und daneben mit der Variante, daß



der überraschte Zuschauer im Hintergrund keine Mütze trägt. Diese Mütze ist demnach eine spätere Zutat und zwar keine glückliche. Die Anbetung der Hirten, der Tod der Maria, die Vertreibung der Händler aus dem Tempel, die große Kreuzabnahme sind alle zwei- oder mehrmals vorhanden. Von den verschiedenen Selbstbildnissen finden wir dreißig Proben.

Als vorsichtige Leute haben sich die Brüder Dutuit mit einem einzigen Ölbilde des Meisters begnügt, das sehr deutlich gezeichnet und von 1631, d. h. aus der ersten Schaffensperiode des Meisters, datiert ist. Es stellt einen auffallend kleinen, fast zwerghaften Mann in ganzer Figur und im Drittel der Lebensgröße dar, der einen Turban mit aufstrebender Feder trägt und einen vor ihm sitzenden, ziemlich struppigen Hund an der Leine hält. Der Kopf erinnert stark an die verschiedenen jugendlichen Selbstbildnisse Rembrandts und ist ihrer auch in der Ausführung nicht unwürdig, aber der kurze Körper und der offenbar nachlässig behandelte Köter haben bereits Zweifel an der Echtheit hervorgerufen. Es ist aber zu bemerken, daß Rembrandt auch sonst große Köpfe auf gedrungene Körper zu setzen liebte und die Hunde ohne Wohlwollen behandelte. Auf der berühmten Radierung des Samariters begleitet z. B. der Hund die rühmliche Tat seines Herrn damit, daß er im Vordergrund ein sehr triviales Bedürfnis befriedigt. Die übrigen, nicht sehr zahlreichen Ölbilder gehören fast alle ebenfalls der holländischen Schule an. Am besten ist Jan Steen mit einem auch kulturgeschichtlich merkwürdigen Bild „Die Närrin" vertreten. Ein verrücktes Mädchen wird in abenteuerlichem Aufzuge durch das Dorf geführt, damit es Almosen sammle. Ein merkwürdiges Gemisch von Gutmütigkeit und Grausamkeit herrscht in dieser figurenreichen, gut komponierten Gruppe. „Die Mühle" von Hobbema gehört zu seinen hervorragenden Bildern; sie hat weniger als viele andere von der Nachdunkelung gelitten. Die französische Schule ist durch einen Pater vertreten,



worin sich dieser Meister fast bis zur Grazie Watteaus erhebt.

Das klassische Altertum fehlt in der Sammlung durchaus nicht. Auch die Dutuits haben einige der hübschesten Tanagrastatuetten erworben. Das merkwürdigste Stück ist aber die bemalte Marmorstatuette eines tragischen Schauspielers. Durch die Maske hindurch sieht man die Augen und den Mund. Die Gebärde schmerzlicher Überraschung ist wunderbar getroffen. In Rom gefunden, ging dic Statuette, die nur sechzehn Centimeter mißt, in den Besitz eines Franzosen über, der sie 1878 in Paris im Trocadero ausstellte. Dort erwarb sie der Italiener Castellani und brachte sie nach Rom zurück. Aus seinem Nachlasse kaufte sie Dutuit. Nun widersetzte sich aber die italienische Regierung nach dem Gesetze Pacca der neuen Auswanderung; da jedoch das kostbare Stück schon früher in fremdem Besitz gewesen war, so setzte Dutuit die Überführung nach Rouen durch. Von besonderer Schönheit ist ferner eine Bronzefigur von halber Lebensgröße, die den Bonus Eventus als nackten Jüngling darstellt. Sie wurde bei Annecy in Savoyen gefunden.

Für das große Publikum bildet freilich weder Rembrandt noch Tanagra den Kernpunkt der Ausstellung, sondern der Kerzenstock Heinrichs des Zweiten. Dieser Kerzenstock ist nun allerdings ein Produkt der Renaissance, dessen Schöpfer seiner Zeit vorausgeeilt ist. Der Fayencetöpfer, der seine Ornamente und die drei nackten Figuren des Fußes modellierte, von denen eine leider die Vorderarme eingebüßt hat, war jedenfalls ein großes Talent; aber dennoch klingt es wie ein Märchen, daß Auguste Dutuit dieses Stück in London um 91 000 Franken nicht kaufte, sondern ersteigerte. Hier hat die Rarität offenbar den Kunstwert verzehnfacht. Die Sachverständigen sind übrigens nicht einmal über die Fabrikation einig. Die einen sprechen von Oyron, die andern von Saint-Porchaire. Sicher ist nur, daß der Sohn Franz des Ersten das Stück anfertigen

ließ, da es seinen Namen und sein Wappen trägt. Was ist aber ein einziger Kerzenstock? War es nicht von jeher Sitte, zwei auf den Kamin zu stellen? Im Petit-Palais wird die Harmonie dadurch hergestellt, daß zwei merkwürdige Trinkgefäße, welche einige Gelehrte als Saugflaschen für Erwachsene bezeichnen, und die dem gleichen Stil angehören, zu beiden Seiten stehen. Hier ist die Legende noch kühner. Sie versichert, Heinrich der Zweite habe diese Gefäße eigens anfertigen lassen, um ein aromatisches Getränk einzuschlürfen, dessen Rezept von dem berühmten Satiriker Rabelais, der zugleich Arzt und Theologe war, herrührte. Hier macht der Glaube selig! Was den Kerzenstock betrifft, so wird außerdem erzählt, Dutuit, der im Leben ein entsetzlicher Geizhals war, sei dritter Klasse nach London gereist, um an der Auktion teilzunehmen. In das gleiche Kapitel gehört, daß er einst in Rom in unglaublich schäbiger Kleidung an einer Kunstauktion teilnahm. Seine Angebote standen in solchem Widerspruch zu seinem Äußern, daß ihn einige Nebenbuhler als Strohmann hinausweisen lassen wollten. Er bequemte sich endlich zu der Versicherung, daß er kein Strohmann, sondern Herr Dutuit von Rouen sei, und dieser Name flößte sofort allgemeinen Respekt ein. Eine andere historische Reliquie ist der Bierhumpen Luthers aus vergoldetem Silber. Auf dem Boden des Kelches, dessen Arbeit nicht besonders künstlerisch ist, steht neben der Jahreszahl 1631 eine kurze holländische Inschrift, wo es heißt, daß dieser aus dem Hause Luthers stammende Becher zwar vergänglich, aber Luthers Lehre unvergänglich sei. Das späte Datum und die holländische Sprache flößen einiges Mißtrauen ein.

So schön sich aber auch die Sammlung Dutuit in ihrer Neuheit im Petit-Palais ausnimmt, so können wir uns doch nicht des unbehaglichen Gefühls erwehren, daß alle diese schönen Sachen anderswo besser am Platze wären. Die kleineren und kleinsten Säle des alten Louvre würden ihnen viel besser anstehen. Wenn man das Petit-Palais be-

tritt, so wird man in der Vorhalle von drei enormen Reitermonumenten Frémiets begrüßt. In der Mitte tötet sein heiliger Georg den Drachen; rechts steht das bronzierte Modell seines in Dinan aufgestellten Duguesclin, links der aus dem Stadthause herbeförderte berittene Fackelträger, eines der besten Werke der modernen Skulptur überhaupt. Diese drei Monumente füllen den Raum, ohne ihn zu beengen. Sie sind hier ganz am Platze. Da nun aber die Dimensionen der Säle fast die gleichen sind wie diejenigen dieser Vorhalle, so kann man daraus schon abnehmen, daß diese Räume weder für Rembrandtsche Radierungen, noch für Tanagrafiguren, noch für holländische Genrebilder geschaffen sind. Das große und sehr gelungene Bild von Roll, das Fest auf der Place de la République, ein sachlich interessantes Panoramafragment von Neuville, der großartige Vincentius von Paula von Bonnat, die lebensgroßen Nymphen von Henner, ferner die Historienbilder von Delaroche und Cogniet, alle diese der Stadt gehörenden umfänglichen Werke kommen hier endlich zu gehöriger Geltung; aber der Sammlung Dutuit geht es ungefähr wie der Porzia Shakespeares, die zu ihrer Begleiterin sagt: „Meiner Treu, Nerissa, mein kleiner Körper ist dieser großen Welt müde."

* * *

Wenn der Maler Raffaëlli ein Prophet ist, so verdanken wir ihm eine Umwälzung in der Geschichte der Malerei, die ebenso groß wäre wie die Erfindung der Ölmalerei, die dem vlämischen Maler Jan van Eyck zugeschrieben wird. Raffaëlli hat nämlich die „soliden Ölfarben" erfunden, die Pinsel und Palette überflüssig machen und ungefähr wie Pastellstifte gehandhabt werden. Er hat auch eine Ausstellung von siebzig Bildern veranstaltet, worin er und neunzehn andere, meist sehr bekannte Meister der Ex-Palette (wenn man so sagen darf) das neue Verfahren angewandt

haben. In der Vorrede zum Katalog nimmt Raffaëlli den Mund gewaltig voll. Er sagt einen neuen Kunstfrühling voraus. Er will einen Wunsch Tizians verwirklicht haben, der einst sagte, er möchte mit Farben malen, die er in den Fingern hätte. Tizian meinte wohl, daß die Farben, wie er sie brauchte, direkt aus den Fingern selbst fließen sollten. Soweit hat es nun Raffaëlli doch nicht gebracht; seine neue Technik ist bloß eine Ölmalerei mit möglichst wenig Öl. Die Mischungen, die sonst auf der Palette gemacht werden, nimmt er auf dem Bilde selbst vor, indem er die Farben übereinander setzt und mit den Fingerspitzen vermischt und ausbreitet. Diese Malerei ist nach ihm solider und glänzender als die Pastellkunst und einfacher und rascher als die Olmalerei mit Pinsel und Palette. „Wir wollen ebenso schnell malen, als wir denken," ruft er aus. „Wir bedürfen ein direkteres, einfacheres Mittel, und dieses Mittel glaube ich gefunden zu haben."

Sehen wir uns nun die praktischen Ergebnisse an, die Raffaëlli bei Durand-Ruelle vereinigt hat! Auf den ersten Blick erkennen wir die bekannten Maler an ihrer bekannten Manier wieder. Nicht nur Raffaëlli selbst, der fünfundzwanzig Nummern geliefert hat, sondern auch Besnard, Thaulow, Chéret, Carrier-Belleuse sind auf den ersten Blick kenntlich. Tritt man aber den Bildern näher, so entdeckt man doch einen gemeinsamen Zug. Alle diese Meister haben zwar ihre Eigenart gewahrt, aber alle haben sich innerhalb derselben zur Flüchtigkeit, oft sogar zum unverantwortlichen Leichtsinn hinreißen lassen. Das gilt nicht zum wenigsten von Raffaëlli selbst, dessen Impressionismus nie oberflächlicher und unsolider war, als seit er mit seinen soliden Ölfarben hantiert. Nur einmal hat er übrigens die neue Manier auf ein größeres figurenreiches Bild anzuwenden gewagt, worin er die Huldigung des Volkes vor dem Hause Viktor Hugos am achtzigsten Geburtstage des Dichters darstellte. Die Zerfahrenheit und Unklarheit der Komposition ist nun hier ebenso groß als die Disharmonie der Farben. Es kommen

da grelle rote Fahnen und Abzeichen vor, die vollständig aus dem Bilde herausfallen, das im ganzen in der üblichen grauen Manier Raffaëllis gehalten ist. Der Meister scheint da nicht nur ebenso schnell gemalt als gedacht, sondern ohne jeden Gedanken gemalt zu haben. Selbst ein so gewissenhafter und bedächtiger Künstler, wie der Norweger Thaulow, scheint mit den Raffaëllistiften in der Hand von einem gewissen Taumel des Schnellmalens erfaßt worden zu sein.

Wenn jemand den heutigen Malern einen Dienst erweisen wollte, so müßte er ihnen die Technik eher erschweren als erleichtern, denn es wird im allgemeinen nicht nur zu viel, sondern auch zu schnell und zu oberflächlich gearbeitet. Raffaëlli vergrößert dieses Übel. Seine Stifte werden vielleicht das Pastell, das sich im Grunde doch nur für Frauen- und Kinderbildnisse bewährt hat, in einigen Fällen ersetzen; aber nicht nur die hergebrachte Ölmalerei, sondern sogar das Aquarell haben von der neuen Konkurenz nichts zu befürchten.

Paris. *Felix Vogt.*

Aus der Werkstatt des Bibliothekars.

Der gewaltige Aufschwung auf allen Gebieten des Wissens und Könnens, den uns die letzte Hälfte des vergangenen Jahrhunderts gebracht hat, ist auch auf diejenigen Institute, die als Sammelstellen für die Schätze der menschlichen Erkenntnis der Mitwelt und Nachwelt zum Nutzen dienen sollen, auf die öffentlichen Bibliotheken, nicht ohne Einfluß geblieben. Mit der Neugründung des deutschen Reiches setzte in Deutschland eine Bibliotheksbewegung ein, die von segensreichen Folgen gewesen ist; man hat mit dem alten System gebrochen, die Beamtenstellen an den Bibliotheken als Sinekuren zu



betrachten, man hat die Selbständigkeit des bibliothekarischen Berufs anerkannt, das vorbereitende Studium hat seine feste Ordnung erhalten und die Gehaltsverhältnisse der Beamten sind geregelt worden. Preußen hat in dieser Bewegung die Führung übernommen, und das Vorgehen der preußischen Unterrichtsverwaltung hat naturgemäß auf die städtischen und nichtpreußischen Bibliotheken Deutschlands eingewirkt. Es ist zu hoffen, daß die heute noch bestehenden Ungleichheiten in absehbarer Zeit verschwinden werden und daß es in Deutschland zu einer Gesamtorganisation des Bibliothekswesens kommen wird.

In dem Umstande, daß man erst seit etwa einem Jahrzehnt von einer eigentlichen Bibliothekskarriere in Deutschland sprechen kann, ist vielleicht der Grund dafür zu suchen, daß noch heute im großen Publikum die eigentümlichsten Ansichten über eine öffentliche Bibliothek und den Beruf des Bibliothekars verbreitet sind. Auf die alte Verwechslung von Archiv und Bibliothek, von zwei Anstalten, die, obwohl verwandt, doch in ihren Betriebseinrichtungen und den zu leistenden Aufgaben so gänzlich verschieden sind, will ich hier nicht näher eingehen, verwunderlich ist nur, daß sie selbst in gebildeten Kreisen noch immer gang und gäbe ist. Auch bei denjenigen, die für ihre Studien mehrfach eine öffentliche Bibliothek in Anspruch genommen haben, stößt man nur zu oft auf ganz merkwürdige Vorstellungen. Die einen halten die Bibliothekare für verschrobene gelehrte Bücherwürmer, die, weil zu nichts anderm tauglich, an einer Bibliothek untergebracht seien, und denen man das Recht nicht streitig machen könne, einen kleinen Spleen haben zu dürfen wie die Apotheker. Andere wieder meinen, die Beamten der Bibliotheken beständen meist aus Leuten „ohne Examen", die nichts oder doch nicht allzuviel gelernt hätten, aber an einer Bibliothek gleichwohl ihren Platz ausfüllen könnten. Was sei denn an einer Bibliothek zu tun? Die Bücher, die doch fertig wären oder höchstens eingebunden zu werden brauchten, könnten doch unmöglich viel Arbeit machen; sie bekämen einfach ihre Nummer, und wenn sie verlangt würden, nun, dann würden sie ohne weiteres wieder hervorgeholt. Neben diesen beiden Kategorien gibt es aber erfreulicherweise noch eine dritte, die Interesse und Verständnis dem Berufe des Bibliothekars entgegenbringt, aber auch dieser ist es oft rätselhaft, wie es möglich sein kann, daß eine größere Bibliothek einer beträchtlichen Zahl von wissenschaftlichen Beamten bedarf, die, nebenbei bemerkt, an fast allen deutschen Bibliotheken, namentlich im Vergleich mit den nordamerikanischen, noch auffallend gering ist. Wozu die vielen Beamten an den Bibliotheken? meinte unlängst allen Ernstes ein den gebildeten Kreisen angehörender Bibliotheksbenutzer. Man sollte ihre Zahl verringern, es würde dadurch viel Geld gespart, und die Klagen, daß die Bücherkredite unzulänglich wären, würden aufhören. Die Frage: Was machen Sie denn eigentlich an einer Bibliothek? wird an den Bibliothekar oft von einer Persön-

lichkeit gerichtet, die im ersten Augenblick einen Zweifel darüber aufkommen lassen kann, ob die Frage wirklich ernst gemeint ist. Die Beantwortung ist nicht ganz leicht, mit ein paar Worten ist es hier nicht getan; man wird in vielen Fällen eine Einladung, sich die Werkstatt des Bibliothekars einmal näher anzusehen, nicht umgehen können. Manchmal wird man aber auch den Fragesteller mit dem Hinweis, daß das Lesen der vielen Bücher doch eine erhebliche Zeit erfordere, und auch das Abstäuben der selten benutzten Schmöker sehr zeitraubend sei, völlig zufrieden stellen können. Wenn ich heute den Versuch mache, den Leser durch die bibliothekarische Werkstatt zu führen, ihm die Behandlung der Bücherbestände und ihre Benutzung zu zeigen, so kann es sich selbstverständlich nur darum handeln, ein allgemeines Bild zu geben, da an keiner Bibliothek die Arbeiten ganz gleich sein können, weil überall die örtlichen Verhältnisse mitsprechen, die Zahl der Beamten, die baulichen Einrichtungen, die für den Gesamtbetrieb von grundlegender Bedeutung sind, und anderes mehr.

I. Die Bücherbestände und ihre Behandlung.

Eine der wichtigsten Arbeiten an einer jeden Bibliothek ist die planmäßige Ergänzung und Vermehrung des Bücherbestandes. Die Kenntnis der neuen Erscheinungen des Büchermarktes wird bekanntlich durch die regelmäßig erscheinenden Bibliographien vermittelt. In Deutschland erscheint das Börsenblatt des deutschen Buchhandels täglich, das weniger zuverlässige und die neuen Bücher oft recht spät bringende Hinrichssche Verzeichnis wöchentlich; ersteres ist z. Z. den Bibliotheken entzogen, und dadurch der Geschäftsgang nicht unwesentlich erschwert worden. Ansichtssendungen einzelner Buchhandlungen haben ihre großen Vorteile, sind aber nicht überall durchführbar und nur für besonders gepflegte Spezialabteilungen in allen Fällen empfehlenswert. Die berechtigten Wünsche des Publikums werden durch ein aufgelegtes Desiderienbuch oder auch durch einen gewöhnlichen Bestellschein vermittelt, der dann den Vermerk trägt: es wird um Anschaffung gebeten. Ob die Anschaffung erfolgen kann, hängt in jedem einzelnen Falle von der Entscheidung des Leiters der Bibliothek ab. Ist die Auswahl der Bücher getroffen, so erfolgt die Bestellung bei den Buchhändlern und zwar am praktischsten auf vorgedruckten Bestellzetteln, die doppelt ausgefertigt werden, und von denen der eine seinen Platz in einem Alphabet erhält, das jederzeit den sofortigen Nachweis gestattet, welche Bücherbestellungen z. Z. in den Händen der Buchhändler sind. An manchen Bibliotheken tritt an die Stelle des zweiten Bestellzettels eine Bestellliste. Der Bestellzettel muß die Angaben enthalten, ob das Buch fest oder zur Ansicht, gebunden oder ungebunden geliefert werden soll. Neben der Vermehrung durch neue Werke wird fortwährend eine Ergänzung und Ausgleichung der älteren Bestände, die an den meisten Bibliotheken

mehr oder weniger erhebliche Lücken aufweisen, einhergehen müssen. Es empfiehlt sich hier als Regel die Beschaffung der Bücher auf antiquarischem Wege aus Sparsamkeitsrücksichten, auch bei verhältnismäßig neuen Werken wird man meist mit Erfolg den Ankauf durch den Antiquar versuchen. Dem Bibliotheksvorstande liegt es ob, die wichtigeren antiquarischen und Auktionskataloge einer Durchsicht zu unterziehen und überhaupt den Erscheinungen auf dem Gebiete der bibliographisch-bibliothekswissenschaftlichen Literatur die erforderliche Aufmerksamkeit zu widmen. Auch dem Austausch von Dubletten muß fortgesetzt seine Fürsorge zugewandt sein. Nach Eingang der Bestellungen wird der Kontrollzettel aus dem Alphabet entfernt, und die Bücher treten nun ihre Wanderung durch die Bibliothek an. Zunächst erhalten sie ihre Signatur d. h. ihre Stelle im wissenschaftlichen Kataloge. In diesem, auch systematischer oder Fachkatalog genannt, ist der ganze Bücherbestand zu einem systematischen Ganzen verschmolzen. Die Hauptgruppen, die meist durch Kennworte oder Buchstaben, z. B. A = Allgemeines, P = Philosophie u. s. w. bezeichnet sind, zerfallen wieder in eine größere Zahl von Untergruppen, so daß die ganze Büchermasse einer Bibliothek aus Hunderten von wissenschaftlichen Gruppen besteht. Eine rasche Auffindung der richtigen Stelle für das neue Buch setzt natürlich eine genaue Kenntnis der systematischen Ordnung der Bibliothek voraus und ist nicht immer so ganz einfach, wie der Laie anzunehmen geneigt ist; es gibt nur zu viele Fälle, bei denen der Bibliothekar vor ernsten Schwierigkeiten steht. Es ist vielfach nötig, das Buch auf seinen Inhalt näher anzusehen, da der Titel nicht immer Auskunft gibt und oft geradezu irreführend ist. Auch bietet die scharfe Trennung der kleinen und kleinsten Gruppen manche Schwierigkeiten, so daß oft nur durch die Prüfung der schon vorhandenen Werke desselben Gegenstandes eine Entscheidung herbeigeführt werden kann, oder die Heranziehung der einschlägigen bibliographischen Literatur in weitestem Umfange erforderlich wird. Nicht selten ist auch eine doppelte, ja mehrfache Einreihung des Buches im System durch Verweisungen nötig; es genügt z. B. nicht, die in einem Werke vereinigten Briefsammlungen von drei Personen nur an der Stelle aufzuführen, die ihm durch den Namen des ersten Briefschreibers angewiesen werden muß. Hat das Buch seine Signatur erhalten, so erfolgt die Eintragung in das Zugangsverzeichnis, das zugleich die Kontrolle für die Buchhändlerrechnungen bildet, und in festen Bänden geführt wird. Hier ist laufende Nummer, kurzer Titel, Druckort und Jahr, Art der Erwerbung, die Quelle, aus welcher das Buch stammt, und die Signatur erforderlich. Eine Bleistiftnotiz im Buche verweist auf die Nummer des Zugangsverzeichnisses. Für kleine Bibliotheken genügt ein Zugangsverzeichnis, an größeren ist eine Trennung in Kauf- und Schenkungsregister notwendig. In letzterem finden alle durch Schenkung in die Bibliothek gelangten Bücher Aufnahme, sofern sie nicht als Dubletten ausge-

schieden und in das Dublettenverzeichnis eingetragen werden. Die Feststellung der Dubletten erfolgt durch den alphabetischen Katalog; vor dem Eintrag in das Dublettenverzeichnis ist aber in der Regel eine genaue Prüfung und Kollationierung des vorhandenen Exemplars erforderlich. Stellen sich bei diesem Defekte heraus, so wird es durch das neu eingegangene Werk ersetzt. Viel begehrte Bücher sind natürlich in zwei und mehr Exemplaren willkommen. Neben den Kauf- und Schenkungsbüchern wird noch eine besondere Kontrollliste der Zeitschriften und Fortsetzungswerke, und zwar am besten auf losen Zetteln geführt.

Es folgt jetzt die wichtige Arbeit der Katalogisierung des Buches, d. h. der bibliographischen Aufnahme, die für alle in der Bibliothek vorhandenen Kataloge die Grundlage bildet. Die Kataloge zerfallen in zwei Klassen, in allgemeine (Universalkataloge) und besondere (Spezialkataloge). Bei den ersteren unterscheidet man wieder den wissenschaftlichen oder systematischen Katalog (Realkatalog, Fachkatalog), den alphabetischen (Nominalkatalog) und den Standortskatalog, falls dieser nicht, wie das häufig der Fall ist, mit dem zuerst genannten verschmolzen wird. Neben diesen Hauptkatalogen gibt es an den meisten Bibliotheken noch kleinere Spezialkataloge über Handschriften, Inkunabeln (Wiegendrucke), Cimelien (Kostbarkeiten) und andere, besonders viel benutzte und wichtige Büchergruppen. Bei der Katalogisierung des Buches muß unter Beibehaltung etwaiger Fehler und Eigentümlichkeiten der Titel möglichst genau wiedergegeben werden, und zwar so, daß eine Verwechslung mit einem anderen Werke ausgeschlossen ist. Alle Ergänzungen und Auslassungen müssen kenntlich gemacht werden; lateinische und griechische Schrift, an einzelnen Bibliotheken auch die Frakturschrift, wird von der Vorlage übernommen. Bei Werken in den klassischen, germanischen und romanischen Sprachen genügt die Wiedergabe des Titels in den betreffenden Sprachen, bei allen andern muß eine Übersetzung des Titels hinzugefügt werden, die auch sonst gegeben werden kann, wenn es zur Erleichterung des Verständnisses zweckmäßig scheint.

Über die bibliographische Aufnahme der Bücher herrschen in dem großen Publikum ganz eigenartige Ansichten. Fast immer wird die positive Arbeit, die unter allen Umständen geleistet werden muß, bei weitem unterschätzt. Es ist gar nichts Seltenes, daß man auf die Ansicht stößt, eine Bibliothek von etwa 20 000 Bänden müsse in wenigen Wochen „registriert" werden können. Es ist recht schade, daß man einen solchen trefflichen „Registrator" nicht einmal bei einer Bibliothek einstellen kann, damit er seine Kunst zeige. Man würde die Genugtuung haben, daß er es vielleicht auf 200 Werke in der festgesetzten Zeit bringen würde, und daß diese noch zum allergrößten Teil total falsch „registriert" wären, und zwar so gründlich, daß die Bücher einfach nicht wieder aufzufinden wären, wenigstens nicht mit Hülfe des alphabetischen Katalogs. Was ein solcher Registrator,

dessen Urteil durch keine Sachkenntnis im Bibliotheksfache getrübt wird, zu leisten vermag, kann nur der Fachmann ermessen, der einmal Gelegenheit gehabt hat, sich ein solches Prachtexemplar von Katalog näher anzusehen. Daß mit Vorliebe ein Sinnwort zum Ordnungswort für den alphabetischen Katalog gewählt wird, z. B. die anonyme Broschüre „Die Debatten über den Zolltarif" unter Zolltarif, oder das Berliner Adreßbuch unter Berlin verzeichnet wird, mag noch hingehen, origineller aber wird die Sache schon, wenn ein Ordnungswort gewählt wird, das gar nicht im Titel steht, z. B. bei dem Buche: „Haben wir Frauenärztinnen nötig? Von einem Nichtmediziner", das Wort „Frauenfrage", und ganz originell ist es, wenn gar der Inhalt des Buches angegeben wird ohne Rücksicht auf den Wortlaut des Titels, weil dieser aus irgend einem Grunde den Beifall des Herrn Registrators nicht gefunden hat. Das Katalogisieren will gelernt sein. Es vergehen Wochen und Monate, ehe der Laie gelernt hat, ein Buch mit bibliothekarischen Augen anzusehen, und noch längere Zeit vergeht, ehe er den gesamten für die Katalogisierungsarbeiten erforderlichen bibliographischen Apparat einigermaßen beherrscht, wobei noch immer Voraussetzung ist, daß er einen praktischen Sinn und eine gute Kenntnis der Literatur und Geschichte der einzelnen Wissenschaftsgebiete mitbringt. Für die Einrichtung der alphabetischen Kataloge bedarf es einer Menge von Vorschriften, die für die preußischen Bibliotheken in einer Instruktion von 211 Paragraphen niedergelegt sind. Die Aufgabe des alphabetischen Hauptkatalogs ist es, alle in der Bibliothek vorhandenen selbständigen Werke ohne Rücksicht auf Inhalt und Umfang in derjenigen Reihenfolge aufzuführen, die durch den Verfassernamen oder bei anonym erschienenen Schriften durch ein sachliches Stichwort gegeben wird. Es scheint das auf den ersten Blick keine Schwierigkeiten zu bieten, allein die Ausführung ist nicht ganz so leicht, wie es den Anschein hat. Wer anderer Meinung hierüber ist, und dem die folgenden kurzen Ausführungen nicht genügen, dem sei die erwähnte Instruktion, die ihm jede Bibliothek gern einmal zur Einsicht vorlegen wird, angelegentlichst zum Studium empfohlen.

Die bibliographische Aufnahme moderner Bücher, die den vollen Namen des Verfassers mit Vor- und Zunamen tragen, bietet keine Schwierigkeiten, es kann diese Arbeit unter Umständen einem zuverlässigen Schreiber überlassen werden. Etwas zeitraubender wird die Katalogisierungsarbeit schon, wenn der Verfasser seinen Vornamen nicht genannt hat oder nur den Anfangsbuchstaben desselben. Leider ist das Andeuten der Vornamen außerordentlich häufig, einzelne Kategorieen von Schriftstellern, namentlich Militärs, pflegen überhaupt den Vornamen wegzulassen. Es ist unter allen Umständen nötig, an der Hand der verschiedenen biographischen und bibliographischen Hülfsmittel, die hier selbstverständlich nicht alle aufgezählt werden können, den Versuch zu machen, den oder die Vornamen des Autors festzustellen.



Es ist das wieder eine Vorschrift, die so häufig das Erstaunen der uneingeweihten Kreise hervorruft. Warum in aller Welt mit solchen Ermittelungen die kostbare Zeit verlieren? Ist es nicht ganz gleichgültig, ob jemand im Kataloge unter Meyer, A. Meyer oder August Meyer figuriert? Die praktische Seite der Vornamenermittelung kann dem Zweifler leicht klar gemacht werden, man braucht ihm nur einmal eine Anzahl Bücherbestellungen zur Erledigung zu übergeben, auf denen als Verfassername Meyer, ohne jeden Vornamen, prangt. Die Durchsicht von etlichen hundert Zetteln Meyer wird ihn rasch davon überzeugen, daß es doch nicht so ganz gleichgültig ist, ob man den Vornamen des Verfassers kennt oder nicht. Die Feststellung der Vornamen hat aber noch einen anderen, nicht minder wichtigen Grund. Der alphabetische Katalog soll und muß die Aufgabe leisten, uns über alle in der Bibliothek vorhandenen Werke ein und desselben Verfassers, Bearbeiters, Herausgebers, Kommentators oder Illustrators mit Sicherheit zu orientieren. Er tut das aber nicht, wenn man den Vornamen keine Beachtung schenkt. Ein einfaches Beispiel wird das sofort klar machen. Eine Bibliothek besitzt zwei Werke von einem Autor, der sich in diesen mit vollem Namen, sagen wir Heinrich Wilhelm Schulze, Ingenieur, genannt hat. Sein drittes Werk besteht aus einem Gutachten, das er auf Veranlassung einer Behörde erstattet hat und das von dieser auch veröffentlicht worden ist. Wohl finden wir auf dem Titelblatt alle Titulaturen des Autors, nicht aber seine Vornamen. Dieses dritte Werk würde nun im alphabetischen Kataloge, wenn die Vornamen nicht ergänzt würden, durch zahlreiche Zettel oder Seiten von den beiden ersten Werken getrennt sein, und die Anfrage eines Benutzers, welche Werke besitzt die Bibliothek von dem Ingenieur Heinrich Wilhelm Schulze, würde unzweifelhaft dahin beantwortet werden, daß nur zwei vorhanden seien. Es kommt auch nicht selten vor, daß ein Verfasser bald einen, bald mehrere Vornamen nennt, wobei der Rufname nicht einmal an erster Stelle zu stehen oder sonstwie hervorgehoben zu sein braucht. Hier ist ebenfalls Gleichmäßigkeit für den alphabetischen Katalog zu schaffen durch Hinzufügung der weggelassenen Vornamen, event. auch durch Verweisungen. Bei allen anonym erschienenen Schriften ist tunlichst der Verfasser zu ermitteln, es muß dann selbstverständlich unter dem sachlichen Stichwort ein Rückweis auf den Verfasser gemacht werden. Im Jahre 1754 erschien bei Konrad Orell & Comp. in Zürich eine Schrift von wenigen Seiten: „Hymnen. Von dem Verfasser des gepryften Abrahams." Der Katalog muß uns darüber Auskunft geben, daß es sich hier um eine Originalausgabe von Christoph Martin Wielands Hymnen handelt. Auch alle Pseudonyme sind durch den eigentlichen Namen des Autors zu ersetzen, und ein allgemeiner Rückweis von dem angenommenen auf den richtigen Verfassernamen zu machen. Die Ermittelung des Autornamens in beiden Fällen ist geboten, weil sehr viele anonym erschienene Werke sehr rasch unter



dem Namen des Verfassers bekannt, zitiert und bestellt werden, und viele Autoren, die sich anfangs schüchtern unter einem Pseudonym in die Öffentlichkeit gewagt haben, später auf einen Decknamen verzichten. Würden die Pseudonyme nicht, soweit das möglich ist, sofort bei der Katalogisierung des Buches durch den Namen des Verfassers ersetzt, so würden späterhin die Korrekturen in den Katalogen kein Ende nehmen, oder aber es würden die Werke ein und desselben Verfassers im alphabetischen Kataloge nicht an einer Stelle vereinigt werden. Zudem ist es für die Bewertung eines Buches durchaus nicht gleichgültig, zu wissen, welcher Autor sich unter dem angenommenen Namen birgt. Hierfür ein Beispiel. Ein kleines Büchlein führt den Titel: „Martinslieder. Bonn, bei Adolph Marcus." Auf einem Nebentitel heißt es dann: „Martinslieder hin und wieder, in Deutschland gesungen von Alten und von Jungen, zu Ehren des bescheidnen Manns (bei einer wohlgebratnen Gans), mit zweien Vorberichten, die manches Dunkle lichten, in Druck gegeben säuberlich, durch Anserinum Gänserich. Bonn, gedruckt in diesem Jahr, da der Wein gerathen war." Es ist von großem Interesse, zu wissen, daß dieser Anserinus Gänserich, der sich in dem ersten Vorbericht K. S. unterzeichnet hat, kein anderer als Karl Simrock, und daß der Verfasser des zweiten Vorberichts H. D. der bekannte Goetheforscher Heinrich Düntzer ist. Tatsächlich wird das Büchlein auch stets zitiert: „Simrock, Martinslieder." Hockers Simrock-Biographie gibt uns dann darüber Auskunft, daß „das Jahr, da der Wein gerathen war", das Jahr 1846 ist. Ein gut gearbeiteter Katalog einer Bibliothek soll dem Benutzer, der in den seltensten Fällen im stande ist, bibliographische Ermittelungen anzustellen, derartige Aufschlüsse geben. Das Jahr des Erscheinens, nach dem Verfassernamen das Wichtigste am ganzen Buche für die Katalogisierung, muß auch dann, wenn es auf dem Titelblatt fehlt, festgestellt werden. Versagen hierbei alle bibliographischen Hülfsmittel, was bei älteren Werken nicht so selten ist, so muß wenigstens die ungefähre Zeit des Erscheinens ermittelt werden. Der Inhalt, irgend eine Jahreszahl im Texte geben oft einen Anhaltspunkt, manchmal ist man aber auch lediglich auf das Äußere des Buches, Druck, Papier, Initialen und Bilderschmuck für die Datierung angewiesen, es ist daher die Kenntnis der einzelnen Drucktechniken für den Bibliothekar unentbehrlich. Von den Bearbeitern, Kommentatoren, Herausgebern und unter Umständen von den Illustratoren, wenn die Abbildungen einen wesentlichen Bestandteil des Buches bilden, ist ein Rückweis auf das Buch selbst anzufertigen. Von allen Sondertiteln ist in der Regel eine besondere Aufnahme erforderlich, unter allen Umständen dann, wenn einzelne Teile des Werkes eine andere Stelle im systematischen Kataloge erhalten müssen als das Gesamtwerk. Schriften ohne Verfassernamen werden dem alphabetischen Kataloge, wie schon kurz erwähnt, unter einem sachlichen Ordnungsworte, und zwar dem ersten substantivischen Nominativ, eingereiht, ist ein solcher nicht vorhanden, so tritt das



erste Wort des Titels ein. Fehlt der Titel eines Buches in dem vorliegenden Exemplare, so muß er aus andern Ausgaben oder andern Stellen der Schrift ergänzt werden. Führt dieser Weg nicht zum Ziel, so muß ein Titel fingiert werden und zwar möglichst im Anschluß an eine bekannte Bibliographie. Auf die Titelwiedergabe folgt der Vermerk über Auflage und Ausgabe, Format und Bändezahl. Der Umfang eines jeden Buches, sofern es sich nicht um ein vielbändiges Werk handelt, muß in der bibliographischen Aufnahme unbedingt wiedergegeben werden. Es ist für den Katalogbenutzer von Interesse, zu wissen, ob hinter dem Titel sich eine kleine Broschüre oder ein dickleibiger Wälzer birgt. Auch alle Tafeln und Karten sind ziffermäßig aufzuführen und ganz besonders dann, wenn sie im Buche selbst nicht durch eine Angabe oder ein Verzeichnis festgelegt sind. Dem Bibliothekar wird dadurch die Möglichkeit gegeben, etwaige infolge der Benutzung entstandene Defekte mit Sicherheit festzustellen. Am Rande des Katalogzettels finden alle Angaben über besondere Eigentümlichkeiten des Buches, über die Erhaltung, Defekte, Ausstattung und die bibliographischen Nachweise ihren Platz. Hier ist auch stets zu vermerken, woher die etwaigen Ergänzungen im Titel entnommen sind. Es ist eine unerläßliche Bedingung, daß alle bibliographischen Aufnahmen und Katalogeinträge in einer deutlichen, für jedermann lesbaren Schrift gemacht werden. Wer nicht schreiben kann, eignet sich nicht für die Katalogisierungsarbeit, mag er auch ein noch so gelehrter Mann sein; noch weniger ist der hier am Platze, dem praktischer Sinn, Ordnungsliebe und ausdauernder Fleiß abgeht, und dem es auf einen Buchstaben oder eine Zahl mehr oder weniger nicht ankommt.

Die Katalogisierung älterer Werke mit langatmigen Titeln ist, wenn auch in der Regel nicht schwierig, so doch weit zeitraubender als die moderner Bücher. Handschriften, Cimelien, die alten Drucke, namentlich die Inkunabeln oder Wiegendrucke aus dem 15. Jahrhundert, erfordern ein besonderes Studium. Die Inkunabeln sind bekanntlich zum größten Teil ohne Druckort und Jahr erschienen, meist auch ohne Titelblatt. Eine zuverlässige Beschreibung eines Wiegendruckes soll den Namen des Verfassers oder das Ordnungswort, Ort, Drucker und Jahr, Format, bibliographisch genaue Wiedergabe des Titels und der Anfangs- und Schlußzeilen, Anzahl der Blätter, Angabe über Signaturen, Kustoden, Seitenzählung, Kolumnen, Zeilenzahl, Typenarten, Ausstattung und bibliographischen Nachweis enthalten. Ist das Werk in der bekannten Bibliographie von Hain-Copinger beschrieben, so genügt für die Aufnahme ein kurzer Titel und der Hinweis auf Hain unter Angabe von Berichtigungen oder der sich etwa findenden Abweichungen. Ich muß es mir versagen, hier auf die Katalogisierung der alten Drucke näher einzugehen. Sie setzt besonderes Geschick, ein gutes Gedächtnis und Auge, und eine eingehende Kenntnis der ältesten Buchdruckergeschichte voraus;



um zuverlässig auf diesem Gebiete arbeiten zu können, ist eine langjährige Praxis Grundbedingung. Die Verzeichnung eines einzigen Druckes erfordert oft Stunden, ja Tage. Der Zugang bei einer Bibliothek an alten Drucksachen wird meist nicht sehr groß sein, desto größer pflegt aber der Bestand zu sein, der noch einer sorgfältigen Bearbeitung harrt.

Die Katalogisierung des Buches wird durch einen Bleistiftvermerk im Deckel oder auf der Rückseite des Titelblattes und durch die Stempelung abgeschlossen. Ist es für eine Spezialabteilung der Bibliothek bestimmt, über welche ein besonderer Katalog Aufschluß gibt, z. B. für den Lesesaal oder die bibliographische Handbibliothek, so ist in den betreffenden Katalogen noch ein weiterer Eintrag nötig. Das Buch enthält neben der allgemeinen noch die besondere Signatur.

Es folgt jetzt die Besorgung des Einbandes, die so manche „Bibliothekskundige" für eine der Hauptbeschäftigungen des Bibliothekars halten. Das Buch wird in eine Kontrollliste eingetragen, in der die Art des Einbandes und der Vergoldung, die Zeit des Eintrags und der Ablieferung, Format, Bändezahl und Preis vermerkt werden. Die Wahl des Einbandes richtet sich nach Umfang, Wert oder voraussichtlicher Benutzung des Werkes. Für die Bewertung der Arbeitsleistung des Buchbinders dient gewöhnlich ein Messungsverfahren. Der kontrollierende Beamte muß in der Lage sein, ein sachverständiges Urteil über die Güte der Buchbinderarbeit abgeben zu können, die Technik des Bindens geht ihn daher weit mehr an, als man anzunehmen geneigt sein möchte. Ist der Einband für gut befunden und insbesondere festgestellt, daß Karten und Pläne nicht durch das Messer des Buchbinders gelitten haben, so erhält das Buch ein Etikett mit der Aufstellungsgruppe und Nummer, sofern das nicht zugleich bei der Vergoldung besorgt ist, und wandert endlich an den ihm unter der Büchermasse angewiesenen Platz; es ist zur Benutzung freigegeben.

Köln. *Dr. Otto Zaretzky,*
Stadtbibliothekar.

(Ein Schlußartikel folgt.)



Die Kritikerschlacht.

II.

Die Blamage Sudermanns ist groß. Alle, die er angegriffen, wurden noch mit ihm fertig. In Kreisen, wo die Bildung etwas gilt, sei's auch nur, daß man sich einredet, gebildet zu sein, weil man die von Sudermann so plebejisch gehaßten Journale liest, hat er sein Prestige für immer verloren. Sein Stil, seine Logik, seine Unwissenheit, seine Unzuverlässigkeit beim Zitieren kompromittieren ihn zu stark.

Und doch ist es schade, auch um Sudermann selbst, der viel mehr Haß heraufbeschworen hat, als er ertragen kann, und nun wieder maßlos unterschätzt wird. Mehr aber noch ist es um die Sache schade, die er so schlecht geführt hat. Denn über der Blamage Sudermanns dürfen wir nicht verkennen, daß er in mehr als einem Punkte völlig recht hat. Um nur eines anzuführen, wenn's auch nicht gerade zum Thema „Verrohung" paßt: die Plagiatriecherei vieler unserer Kritiker, die, was die dichterische Produktion betrifft, sehr naive und unkünstlerische Gedanken verfolgen. Man versteht sie, sobald man die Vorschule dieser Kritik kennt: das germanistische Seminar und die Universität überhaupt. Hier lernen sie das Vergleichen. Mit dem Wörtchen „auch" stoppeln sie ganze Literaturgeschichten zusammen. Mit „auch" bringt Richard M. Meyer Schopenhauer und Uhland unter einen Hut. Mit „auch" brachten die Herren Brahm und Schlenther Gerhart Hauptmann mit Shakespeare, Goethe, Kleist usw. in heimliche Gedankenverknüpfung und sorgten dafür, daß das Publikum sich an diesen Zusammenhang gewöhnte. Dann lernen die jungen Kritiker-Aspiranten noch die Kunst der Quellenforschung und bilden sich am Ende ein, dadurch dem Wesen der Poesie auf die Spur zu kommen. Das gewöhnen sie sich schließlich so an, daß sie einfach jedes neue Werk nur noch auf die Quellen hin lesen. Wie gelehrt sieht das nicht aus, wenn man dem Publikum gleich zwei, drei Dutzend Namen an den Kopf werfen kann. Welch eine Bildungsprotzerei herrscht nicht in unserer Kritik! Selbst die wirklich Gebildeten benehmen sich wie die literarischen Parvenüs. Das Publikum glaubt etwas Neues zu sehen, und dann heißt's gleich: ach, olle Kamellen! Kennen wir längst! Nichts aber imponiert dem Deutschen so sehr wie Gelehrsamkeit und Belesenheit. Also Hauptmann hat sich diesmal von Shakespeare oder Maeterlinck „anregen" lassen, Sudermann hat Flaubert bestohlen. Es ist auch klar, daß nichts die Dichter mehr kompromittiert. Denn auf Ehrlichkeit hält das Publikum sehr. Wenn es Shakespeare hätte sehen wollen, brauchte es doch nicht zu Hauptmann zu rennen und hätte sogar die Töchter mitnehmen können. Das grenzt ja schon an Hochstapelei. Was macht aber nun Sudermann? Er legt sich aufs Leugnen und erklärt diese Quellenforschung



für Verleumdung, statt für Torheit. Er hätte sagen sollen: Und wenn auch! Was wir verarbeiten, ist unser eigen. Die ganze Welt ist unser Material, gehört uns (wie den Kritikern, sofern sie Schaffende sind. Nur nennt man es bei ihnen Indiskretion, statt Plagiat). Der alte Kollege Goethe hat sich von der halben Weltliteratur „anregen“ lassen und hat ganz dreist gestohlen. Wir pfeifen auf eure Kritik, wenn ihr uns weiter nichts zu erzählen habt. Daß wir etwas gelesen haben, schändet uns nicht. Es gibt kein Erbrecht an Motiven, Stoffen, Bildern, Gestalten. Erfindung ist eine, aber nicht die und nicht einmal eine wesentliche Eigenschaft, die den Dichter macht.

Und ferner hat Sudermann recht, wenn er die Unzulänglichkeit und Manierlosigkeit unserer Kritik betont. Nur, daß er sie nicht besser, sondern schlechter will. Nur, daß es nicht an den Kritikern, sondern an ganz andern Faktoren liegt. —

Woher kommt die Ohnmacht der deutschen Kritik? Seit Paul Lindau haben wir keinen allgemein einflußreichen Mann mehr unter unseren Theaterkritikern gehabt. Wir haben keinen Mangel an tüchtigen und brauchbaren Kräften, und selbst einige von den Rupp-säcken wären noch zu nützlichen Vertretern der Presse zu erziehen. Aber gerade die Tüchtigsten sind entweder kaltgestellt oder befinden sich am falschen Orte oder haben nicht diejenige Machtstellung, die allein zuverlässige Kritiker möglich macht. Zunächst haben die Kritiker auf die redaktionelle Haltung eines Blattes gewöhnlich gar keinen Einfluß, können und pflegen von jedem Reporter desavouiert zu werden, sogar von den Beteiligten selbst, die heute nicht mehr nötig haben, die Kritiker zu bestechen, sondern über den Köpfen der Kritiker hinweg das Blatt selbst in Form von Inseraten-Aufträgen bestechen. Wenn ein Mann wie Fritz Mauthner, der auch zuweilen in die Debatte gezogen wurde, im „Berliner Tageblatt“ neben einem Paul Block als Kritiker wirkt, so ist nicht Mauthner, sondern Block der einflußreichere Genosse, der sich viel besser auf die Interessen und Absichten seines Chefs und seines Blattes versteht. Was ist die Folge? Der Kritiker fühlt sich unsicher, auf schwankendem Boden und leistet nicht den zehnten Teil dessen, was er leisten könnte und leisten müßte. Die Entwicklung Hardens war nur möglich dadurch, daß er sein eigener Herr wurde und für sich stehen konnte. Man hat Mauthner, der ein sehr illustratives Beispiel für unsere Zustände ist, zwar stets große Achtung bezeugt, aber er hat als Kritiker nie Einfluß besessen. Und ist das ein Wunder? Ein Mann von gediegener Bildung, starkem kritischen Verstande und zufolge reifer Kultur und verfeinerter Skepsis überlegenen Geistes, ist dieser geistreiche Schriftsteller doch, wenn auch unter Vorbehalt, fast noch immer mit der Mode, mit der Meinung des Tages gegangen; und das kompromittiert selbst beim Publikum, welches so viel Teilnahme gar nicht verlangt. Nicht das ist ihm zum Vorwurfe zu machen, daß er zurückhaltend, skeptisch, ironisch gegen fast alle neueren Erscheinungen sich

verhalten hat. Dies ist das Recht des überlegenen Skeptikers, für den auch die Kunst noch ein Unterhalb bedeuten kann, und gewiß eine Kunst zweiten Ranges wie das Theater. Skepsis ist zwar für junge Künstler Meltau. Aber eine starke Kunst bringt keine Skepsis um. Jeder rechte Kerl weiß oder fühlt sehr bald, daß er sich auf einen Kampf einrichten muß. Der ist gut und macht stark. Noch imponieren wir jungen Kunstdächse einem Mauthner nicht. So werden wir schaffen und kämpfen, bis wir ihm die Achtung abzwingen. Vielleicht werden wir uns nie verstehen. Dann werden wir ohne seine Anerkennung auf eigenen, um so festeren Füßen weiterschreiten müssen. Es schadet den Richard Wagner, Ibsen, Zola, Nietzsche, Maeterlinck, d'Annunzio nicht, wenn sich die Kritik ihnen gegenüber eine Zeitlang ironisch, abwehrend, selbst feindselig verhält. Und es setzt auch die Kritik nicht herab. Aber wenn dieselbe Kritik zugleich für jeden Kleinen und Kleinsten zu haben ist, der gerade in die Mode kommt, den die Zeitströmung eben heraufträgt, wenn sie sich gegen einen Ibsen sehr überlegen kritisch verhält und zugleich für einen Fulda in die Ruhmestrompete stößt, eine schwächliche Nachahmung dem Meister beinahe als Muster vorhält, Fuldas „Sklavin" z. B. auf Kosten der „Nora" lobt und den matten Abguß sogar „eine mutige Tat", ein „edles Dichtungswerk" nennt und superlativisch dafür schwärmt (Magazin für Literatur, 7. Nov. 1891); kurz, wenn ein Mauthner selbst von den Lindau, Brahm, Schlenther, die er doch alle an Kunstverstand und Wissen überragt, die kritische Parole holt und immer nur von der Angst gequält ist, nicht modern genug zu sein: dann, ja dann darf man sich nicht wundern, daß die Kritik zur Ohnmacht verurteilt ist. Geist verpflichtet, Kritik verpflichtet auch, auch Bildung verpflichtet. Man muß den Mut zu seinem Geiste haben, oder es ist so gut, als ob man keinen habe. Erst kürzlich las ich wieder ein empfehlendes Wort des sonst so zurückhaltenden Mauthner für ein geistesschwaches, künstlerisch ohnmächtiges Opus, daß man an ihm gänzlich irre werden könnte, wenn man nicht eine versteckte Ironie witterte. Hier findet er sich freilich mit Brandes und Björnson zusammen. Aber ich nehme es keinem so übel wie dem Skeptiker Mauthner. Björnson als Dichter und Brandes, bei dem alles entdecken alles verstehen heißt, haben eher das Recht, sich zu blamieren, als er. Zu verstehen ist die Haltung eines Mauthner, dessen kritische Tätigkeit durchaus kein so glänzendes Ruhmesblatt im Buche des Schriftstellers ist, nur, wenn man sich zugleich erinnert, für welches Publikum er hat schreiben müssen. Es verdreht die literarische Optik, wenn man Kritik schreibt und dabei an die Leser des „Berliner Tageblatts" denken muß. Dieser Seitenblick aufs Publikum seines Blattes ist Mauthner schließlich zur Natur geworden und hat ihm sogar sein großes Werk über die Sprache gründlich verdorben. Ein erkenntnistheoretisches Werk schreiben, mit dem man an die höchsten Probleme des Geistes rührt, und es so schreiben, daß es auch noch, in Feuille-

tons zerhackt, unter dem Strich des B. T. stehen könnte, das geht wirklich nicht. Verstand und Kenntnis allein machen's nicht, weder in der Kritik noch in der Wissenschaft. Ohne Wirksamkeit und Tapferkeit kommt jeder lebendige Geist um den halben, wo nicht den ganzen Erfolg seiner Kraft.

Unsere Kritiker stehen ja schon falsch. Sie stehen da, wo Reporter stehen sollten, und wirken als Reporter. Ihre besten und wichtigsten Eigenschaften werden ausgeschaltet.

Nicht unähnlich liegt der Fall A. Klaar, der bei dieser Gelegenheit wiederholt angerülpst worden ist. Dieser Mann gehört wohl zu den Gebildetsten, die gegenwärtig bei uns über Theater schreiben, ist ein feinsinniger und kenntnisreicher Beurteiler, schreibt selbst zuweilen Tageskritiken, oder schrieb sie doch, die ein gebildeter Geist mit Vergnügen lesen kann, und gehört zu unseren tüchtigsten Journalisten. Die Angreifenden tun ihm Unrecht, so sie sich nicht selbst widersprechen. Und dennoch sind die Angriffe nicht ohne jeden Grund. Man ist nicht Kritiker, um nachzugeben, sondern um aufzutrotzen. Meinetwegen roh, aber nicht weich! Woher sollen denn Publikum und Künstler merken, daß sie es mit einem klugen, erfahrenen, kenntnisreichen Manne zu tun haben, wenn dieser von seiner besten Kraft als Kritiker keinen Gebrauch machen darf! Diese wohltemperierten Schriftsteller sind nämlich die Schuld, daß bei uns Leute zu Ansehen kommen, bloß weil sie frech sind. Der Effekt ihrer Frechheit, der als Mut und Charakter gilt, ist die Zaghaftigkeit, Abhängigkeit, Gleichgültigkeit oder Feigheit der andern. Denn tatsächlich sagen jene in ihrer Frechheit oft Dinge, die gesagt werden müssen, die die andern ebensogut wissen, aber zu sagen sich nicht getrauen. In der Politik wie in der Literatur. Die Frechlinge machen sich auf diese Weise notwendig. Sie haben ja nicht selten die Wahrheit auf ihrer Seite. Sie können, was die andern nicht dürfen.

Hier sind wir schon bereits an dem Punkte, wo zwischen Kunst und Kritik gar kein Gegensatz mehr besteht, abgesehen von dem kindlich konstruierten Gegensatz der Schaffenden und Kritisierenden: man ist kein Schaffender, weil man schlechte Stücke oder elende Romane schreibt, wohl aber, weil man einen glänzenden, wertenden, feinsinnigen, aufschlußreichen, Ideen verknüpfenden oder trennenden, Zusammenhänge erratenden oder bestreitenden Essay schreibt. Man braucht nur an Blumenthal als schaffenden und Emerson als kritisierenden, ästhetisierenden Geist zu denken, dessen Schriften für Sudermann unter das Rubrum „Kunstschwatz" gehören. Aber Kunst und Kritik berühren sich noch ganz anders. Beide stehen sie heute unter derselben Fatalität und keuchen unter der Frone. Sie dürfen nicht mehr schreiben, was sie müssen, sondern müssen schreiben, was sie sollen. Und dabei gehen sie beide zum Teufel.

Hier ist der Kritik ein ganz anderer Vorwurf zu machen, auf den Sudermann gar nicht gekommen ist. Wenn schon die Kritik das



Persönliche hineinziehen muß, und sie muß es oft genug, dann darf sie auch nicht über den Wolken schweben, sondern muß auch den persönlichen Druck in die Berechnung ziehen, unter dem Künstler und besonders Schauspieler oft schaffen, darf sie nicht verantwortlich machen für die Sünden ihrer Regisseure und Direktoren, die aber auch nicht immer freie Herren sind, unter der Knute ihrer Geldgeber stehen und mit gegebenen Verhältnissen zu rechnen haben. Auch das größte Theater hat nicht für jeden Typus, Charakter, Fall der dramatischen Literatur besondere Kräfte zur Verfügung. Ein Schauspieler kann nicht mehr tun, als das Beste geben, was er vermag. Dann aber hinterher sagen: er oder noch öfter sie rang ihrer Seele diesen Charakter ab, ist zwar keine Roheit im Sudermannschen Sinne, zeugt aber ebensosehr und oft mehr von kritischer Verwilderung als ein persönlicher Schimpf. Unsere Kritik sündigt vielmehr umgekehrt, daß sie meist zu unpersönlich ist oder sich stellt, sowohl subjektiv wie objektiv. Kaum fertige Gymnasiasten spielen sich als Richter auf, wo sie noch zu lernen haben. Leute ohne Stilgefühl werten den Stil anderer. Die Not der Künstler kennen sie nicht. Für einen Kritiker aber gibt es nur eine Roheit: mangelnde Einsicht, Mangel an Unterscheidungsvermögen. Die alles in derselben Weise zu loben oder zu beschwatzen vermögen, sind die rohesten und verderblichsten unter den Kritikern.

Ich will noch auf einen Typus moderner Kritik hinweisen. Der Modernitätsteufel verführt heute viele, immer dabei zu sein, wo etwas Neues auftaucht. Es gibt da zwei Gruppen: die einen müssen durchaus entdecken und wollen mehr Anreger als Kritiker sein (Hermann Bahr); die andern sind die, die sich von einem Tag zum andern „entwickeln" und heute verraten, was sie gestern vertreten haben. Dafür sind die Harts die merkwürdigsten Beispiele. Heinrich Hart gehört gewiß zu den stärksten kritischen Talenten, die unsere Zeit hervorgebracht hat. Er ist klug, vielseitig gebildet, rücksichtslos, beinahe frei. Überall machten die beiden Brüder mit, und alles haben sie wieder von sich gestoßen, alles verteidigt, alles befehdet. Eins Kritiker muß nicht die Tugend der Treue haben, er darf sich mit der Kunst und mit der Zeit entwickeln, je nach der Größe, Stärke, Tiefe, Freiheit seiner Individualität. Die Getreuen, die dreißig Jahre lang für Wagner, Heine, Ibsen kämpfen, sind nicht die größten unter den Kritikern; ihre Bedeutung liegt auf anderm Gebiete. Aber man muß wissen, daß man noch acht Tage später wird vertreten dürfen, was man heute vertritt. Wie soll denn das Publikum Vertrauen zur Kritik gewinnen, wenn das, was es eben als die letzte kritische Offenbarung liest, schon, auch für den Kritiker, nicht mehr wahr ist? Man schimpfe doch nicht immer über das Publikum, wenn man es so behandelt, wie man es heute behandelt, wenn man es erst verführt und dann auf dem Bauche vor ihm rutscht! Daß man mit dem Amte der Kritik auch einige Verpflichtungen übernimmt,



scheinen manche Kritiker schon ganz vergessen zu haben. Was sind die paar Rüdigkeiten, mit denen Sudermann die Leser des B. T. erschreckt, gegen den Verrat, gegen das Totschweigen, das auf so vielen Künstlern lastet! Selbst der Name weltberühmter Autoren, die der Stolz der gebildeten Deutschen sind, dürfen in den Spalten gewisser Zeitungen nicht genannt werden, wenn sie nicht gerade sterben oder einen Orden bekommen. In einer der größten deutschen Zeitungen z. B. darf der Name eines berühmten Kunsthistorikers nicht ausgesprochen werden, und sämtliche Redakteure, Kritiker, Mitarbeiter, unter denen es Schüler und begeisterte Verehrer desselben gibt, fügen sich schweigend solchem Gebote. Das scheint mir denn doch etwas ernster als ein Witz über Sudermanns Wohnung! Die Roheit und Charakterlosigkeit im Positiven, nämlich, daß man für das einzutreten keine Verpflichtung hat, was man innerlich gut heißt, ist viel schlimmer und richtet Schlimmeres an. Julius Hart z. B. schreibt einem Dichter, dieser erfülle alles das, wofür er seit zwanzig Jahren kämpfe. „Auch finde ich in Ihrer Poesie die Welt, . . . die ich erhoffte, als wir im Beginn der achtziger Jahre eine Erneuerung der Literatur ankündigten. Nun erhalte ich Ihre Bücher. Und ich fühle mich wunderbar von ihnen berührt. . . . Ihre Bücher machen mir den Eindruck, als wenn darin diese neue Jugend lebte." — Ein neues Werk des Dichters, von welchem so großes Wort gesagt wird (Curt Geuckes Tragödie „Sebastian") erscheint. Man denkt nun, Julius Hart müßte sich mit dem ganzen Feuereifer seiner so befriedigten und zu den kühnsten Hoffnungen beschwingten Kritikerseele auf die Dichtung stürzen und sie mit Engelzungen dem Vaterlande, der Welt anpreisen. Nicht eine Zeile. Schweigen im Walde. Und dabei haben die beiden Harts Blätter genug zur Verfügung, wo sie solche Verkündigungen drucken lassen können. Warum? Wer weiß es? Ob Selbstverrat, ob Kunstverrat, ob Faulheit oder Vergeßlichkeit, wer weiß es? Vielleicht persönliche Liebenswürdigkeit, die gar nicht so ernst gemeint war? Aber man kann sehr höflich und liebenswürdig sein und durchaus nicht geneigt, sich kritisch auf seinen Briefen und persönlichen Bemerkungen festnageln zu lassen. Aber: die Erfüllung aller ästhetischen Sehnsucht? „Höhenkunst?" „Neue Jugend?" Und dem Dichter gestatten, den Brief zur Empfehlung drucken zu lassen! Denn er wurde gedruckt. Das ist keine Höflichkeitsphrase mehr. Soweit versteigt sich niemals die Höflichkeit. So spricht auch nicht die Höflichkeit. Ganz abgesehen davon, daß solche Höflichkeit einem literarischen Verrat gleich käme. Und übrigens ist es durchaus nicht der einzige Fall dieser Art, den ich von den Herren Hart kenne, die aber noch immer bereit waren, für die Leute einzutreten, welche ihnen unentwegt in den Ohren lagen, und die sich auch nicht schämen, dieselben großen Worte über den elendsten Schund zu schreiben und drucken zu lassen, als Kritiker sehr gewissenlos sind und folglich wenig Vertrauen verdienen. Zum Teufel! Mögen die Kritiker schimpfen, soviel sie wollen, wenn sie nur zugleich den Mut und die Kraft haben,



für ihre Überzeugung einzutreten! Wenn das kritische Talent sich selbst aufgibt, dürfen wir uns dann wundern, wenn am Ende nur noch die Frechheit triumphiert! —

In welcher Lage befindet sich die Kritik? Zunächst, was berechtigt die besseren Zeitungen und Zeitschriften, der Theaterkritik einen so breiten Raum zu geben und die literarische an allen Ecken und Enden zu beschneiden? Und es ist heute nicht das Drama die Stärke unserer literarischen Produktion, wir haben viel mehr und weit tüchtigere Romanziers, Lyriker und Novellisten als Dramatiker, abgesehen von kritischen, wissenschaftlichen, politischen Werken. Die Buchkritik verschwindet mehr und mehr aus den Spalten der Blätter. Eine anständige Buchkritik setzt weit mehr voraus als eine anständige Theaterkritik. Einen, der nichts ist wie Reporter, kann man wohl noch für die Theaterkritik, nicht aber für die Buchkritik gebrauchen. Manche stehen auf dem Standpunkt: man solle nur über bedeutende Bücher schreiben, dann aber ein Feuilleton von möglichst weiten Gesichtspunkten. Das ist ja zweilen recht schön. Es geht aber nicht immer an. Nicht jedes, selbst bedeutende Buch eignet sich für ein Feuilleton. Eine tüchtige Kritik hat sich aber auch um die bessere Mittelware zu bekümmern. Auch gibt es sehr tüchtige Kritiker, die nicht zugleich auch tüchtige Feuilletonisten und Essayisten sind. Harden ersetzt die Bücherkritiken durch „Selbstanzeigen", die nicht honoriert zu werden brauchen. Andere haben es ihm nachgemacht. Warum? Soll damit gesagt werden, es gäbe keine verläßliche Kritik mehr? Was kann aber eine kritische Zeitschrift für eine Bedeutung gewinnen bei solcher Annahme?

Sudermann stöhnt über die vielen literarischen Zeitschriften. Tatsächlich haben wir in Deutschland viel zu wenig, und wir kranken daran, daß sie nicht genug Leser finden. Sie können nicht gut honorieren, oft gar nicht, und verschaffen ihren Mitarbeitern nicht Publizität genug. Deshalb werden ihnen die besten Kräfte entzogen. Denn ein Schriftsteller, der Leben in sich hat, will wirken. Diese Wirksamkeit aber können auch die Zeitschriften ihm verschaffen, wenn sie mit ihren Mitarbeitern gehen, immer lebendige Kritik pflegen und dabei keine Cliquenblätter werden. Die Kritik, das ist der Kampf und das ist das Leben der Literatur. In allen lebendigen und starken Epochen der Literatur blühen auch die literarischen Zeitschriften. Die Jugend bedarf ihrer. Wenn sie gut redigiert sind und von Leben und Entwicklung zeugen, werden sie auch für die tüchtigeren Schriftsteller einen Anreiz bilden. Sie haben nicht so viele Leser als die Tageszeitungen, dafür aber um so wichtigere. Sie sind es und ihr Leserkreis, die die literarischen Meinungen prägen und die literarischen Werte von morgen bestimmen. Und sie gestatten, wieder an die Grundfragen der Kunst zu rühren und ästhetische Probleme zu behandeln. Und vor allem, sie sind eine Warte der Kritik. Gewiß, wenn wir mehr blühende und umsichtig redigierte Zeitschriften hätten, könnte Sudermanns Herrlichkeit früher erbleichen — niedrigeren



Schriftstellern erwächst aus ihnen kein Schade —, aber es würde doch manches besser und gesünder bei uns sein.

Es ist wahr, Sudermann hat recht: die Kritik ist roh, nur in einem ganz anderen Sinne, als er sich träumen läßt. Aber wohin ist bei uns die Presse gekommen!! Ein Beispiel aus niedrigeren Sphären, denn überall bei uns herrschen dieselben Gesetze. Eine große Berliner Tageszeitung mit ausgesprochenem Lokalcharakter braucht einen Lokalredakteur. Es ist kein Posten, der große geistige Eigenschaften erfordert, aber er verlangt auch seinen Mann. Zuletzt kommt es ja nicht darauf an, wo der Mensch steht, wenn er nur seinen Platz ausfüllt. Ein Mädchen, das Hüte zu garnieren versteht, ist für die Gesellschaft wertvoller als ein Mädchen, das dies nicht versteht, aber dafür Jahr um Jahr gehirnerweichende Romane in die Welt setzt. Bei der städtischen Entwicklung ist der Lokalredakteur zuweilen ein sehr wichtiger Mensch. Es meldeten sich natürlich recht viele, als die Vakanz bekannt wurde. Der eine berief sich auf seine langjährige Erfahrung als Lokalredakteur; ein zweiter darauf, daß er jedes Hundeloch in Berlin kenne, also Lokalkenntnis besitze, was ja auch wichtig ist für dieses Amt; ein dritter, daß er sich mit den Berlinern sehr gut stände, also wisse, wie ihnen am besten zu dienen sei; ein vierter wies Empfehlungen auf usw. usw. Keiner von allen diesen bekam den Posten, sondern statt ihrer ein Mann aus dem Innern Ungarns, der nie Redakteur einer großen Zeitung gewesen, also der Ungeeignetste von allen war. Wir erinnern uns bei dieser Gelegenheit, daß auch der politische Redakteur bei uns oft ein Österreicher ist, also ein Mann, der an der deutschen Politik gar kein nationales Interesse haben kann. Unsere Naturforscher kennen das Gesetz der Auslese, Auslese der Besten, auch der Geeignetsten. Und das hat seine Richtigkeit. Wer wäre geeigneter, Berliner Lokalredakteur zu werden, als ein Ungar? Denn am Ende, es können Grundstücksspekulationen, Geschäftsinteressen dunkelster Art in Frage kommen. Und da ist der Redakteur der geeignetste, dessen Gewissen durch Wissen am wenigsten belastet ist. Denn mit der Unbefangenheit des Unwissenden konkurriert auch die Gewissenlosigkeit des Frechsten nicht mehr. Und das ist heute beinahe überall so. Als ich einen Kritiker einmal im Gespräch auf einen technischen Irrtum aufmerksam machte, erwiderte er mir mit Selbstironie: Ja, wenn ich was vom Theater verstände, wäre ich kein Theaterkritiker.

Sudermann hat den Betrieb doch einigermaßen in der Nähe gesehen. Aber die Roheit erkennt er ganz wo anders. Ich habe ihn einmal als den Typus des ehrlichen Bürgers in der Literatur charakterisiert und seinen Wahrheitssinn gepriesen. Aber man überschätzt doch die Leute noch immer. Woraus zu folgern, daß wir alle noch viel zu milde und nachsichtige Kritiker sind. Denn wer mit wirklich kritischem Blicke der Literatur folgt, ist, ach, ach, so dankbar, wenn er nur irgend wo und wie auf Spuren des Talents trifft.

Berlin. *Leo Berg.*



Bericht über Literaturgeschichte.

I.

Das wichtigste Ereignis des letzten verflossenen Zeitraumes war die Veröffentlichung der ersten Bände von Georg Brandes' gesammelten Werken*). Es gibt in der neuesten Zeit wohl kaum ein Beispiel, daß ein Kritiker und Literarhistoriker bei seinen Lebzeiten seine Werke sammeln konnte und damit nicht nur in seinem Heimatlande außerordentlichen Erfolg davontrug, sondern diese Werke auch in deutscher Übersetzung zu veröffentlichen imstande war. Diese neue Ausgabe wird freilich die in Deutschland am meisten verbreiteten Werke des Autors nicht umfassen, weder seine hochberühmte sechsbändige Literaturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts, noch die beiden in rechtmäßiger Ausgabe in Frankfurt a. M. (Literarische Anstalt) erschienenen Bände zeitgenössischer Porträts. Was zunächst im ersten Bande vorliegt, ist eine Auswahl kleiner Skizzen nebst einem größeren Buche, letzteres gleichfalls in manchen Auflagen in Deutschland verbreitet, Ferd. Lassalle, das versucht, dem großen Kämpfer in vorurteilsloser Weise gerecht zu werden. Die kleinen Aufsätze sind Skizzen bedeutender Männer, mit Ausnahme von Ibsen lauter Deutsche, von Martin Luther an bis zu einem lebenden Dichter und Maler, Arthur Fitger und den Sozialisten Bebel und Vollmar. Diese Skizzen, so kurz sie oft sind, geben ein scharfumrissenes Bild jeder einzelnen Persönlichkeit. Die große Kunst des Schriftstellers, eine Persönlichkeit herauszuarbeiten, sie plastisch vor dem Leser erscheinen zu lassen, mit ihren Vorzügen und Fehlern, ist bewundernswert. Nirgends ein Beugen vor herrschenden Meinungen, aber ebensowenig die Lust, einer angenommenen Ansicht zu widersprechen. Wohlwollen, entsprungen aus Gerechtigkeit, oder auch ehrliche Abneigung, die aus guten Gründen entsteht, treten deutlich hervor. Mit besonderer Liebe ist die Skizze über Fitger geschrieben, der mit dem Autor persönlich befreundet ist, aber auch hier keine Spur von Lobhudelei, sondern neben dem Lob auch ehrlicher Tadel, sobald dieser berechtigt ist. So kann man mit Recht der Fortsetzung dieser Sammlung mit größtem Interesse entgegensehen.

Von nicht geringerm Interesse als der erste, ist der zweite Band, obgleich die hier behandelten „skandinavischen Persönlichkeiten" uns ferner liegen als die deutschen. Aber einen Dichter wie Ludwig Holberg, dessen Behandlung mehr als ein Drittel des Bandes ausmacht, dürfen wir auch den unsern nennen, und manche Männer, wie Ohlenschläger, J. L. Heiberg und Schack von Stakfeldt, sind in Deutschland bekannt genug. Auch die weniger bekannten interessieren durch die eigenartige, kenntnisreiche, lebhafte Schilderung, die ihnen zuteil wird.

Nur drei Wünsche mögen ausgesprochen werden: Der eine, daß von nun an jeder Abhandlung das Jahr ihrer Entstehung beigegeben werde, damit manche Ansichten des Verfassers durch den Hinweis auf die Zeit, in der der Aufsatz geschrieben wurde, ihre rechte Beleuchtung empfängt. Der zweite ist, es möge von nun an der Name der Übersetzerin hinzugefügt werden, die, durch manche andere Übertragungen bekannt, ihre schwere Aufgabe vorzüglich gelöst hat. Die Gewährung des dritten Wunsches liegt in der Hand des deutschen Publikums. Es möge endlich vom Kaufe der billigen aber schlechten und vor allen

*) Georg Brandes' gesammelte Schriften. Bd. 1, Deutsche Persönlichkeiten; Bd. 2, Skandinavische Persönlichkeiten. Leipzig, A. Langen, 1902.



Dingen, wenn auch nicht gesetzlich, so doch moralisch unrechtmäßigen Ausgabe Brandesscher Werke abstehen, die der Barsdorfsche Verlag haufenweis auf den deutschen Büchermarkt schleudert. Mit solchen Ankäufen geschieht der Ehre der Literatur Abbruch, und ein verdienstvoller Schriftsteller wird aufs erheblichste geschädigt.

Nur einen Ausschnitt aus dem von H. Grimm hinterlassenen Lebenswerke bietet der nach seinem Tode erschienene Band*). Es ist eine etwas bunte Sammlung von Aufsätzen der letzten Jahre: kurze Rezensionen, dazwischen längere Abhandlungen, Gelegenheitsschriften, auch ein Gedicht „zum Burenkrieg", das nach seinem Entstehen die Runde durch die Zeitungen machte. Neben vielem Vergänglichen auch manches Bleibende, worin die vornehme, stark persönliche, geistvolle Betrachtungsart, das Weitausholende des Verfassers in seinen Erwägungen hervortritt; daneben freilich auch die Manieriertheit seines Stils, das völlige Ignorieren anderer Leistungen. Bemerkenswerte Aufsätze über Kunst sind da über Sezession, in denen freilich von allem mehr als von der modernen Sezession die Rede ist, und der an schönen Betrachtungen reiche „Raphael als Weltmacht", über Literatur „Goethe" (bei Gelegenheit des 150. Geburtstages), Fürst Bismarcks Briefe an seine Braut, C. F. Meyer. Ob H. Grimms Essays sich dauernd erhalten, ist eine Frage, die schwer zu entscheiden ist; viele haben klassischen Wert durch den weiten Blick, den stets auf das Große gerichteten Sinn und die überaus gepflegte Form.

Sollten Aufzeichnungen Grimms über sein Leben vorhanden sein, so werden sie bei der Fülle der Beziehungen, die er von früher Jugend an unterhielt, von größtem Interesse sein. Solche Memoiren, deren es früher verhältnismäßig wenige in Deutschland gab, erscheinen jetzt in größerer Anzahl; nicht alle freilich sind mit ungeteiltem Lobe zu begrüßen. Die Roberts von Mohl 1799—1875**), des Professors der Staatswissenschaften, Gesandten, hohen badischen Beamten und Reichstagsabgeordneten, sind ein inhaltreiches Buch. Man findet nicht bloß zahllose Notizen, z. B. daß der Autobiograph als Knabe den überaus reichhaltigen brieflichen Nachlaß seines Großonkels Fr. K. v. Moser zu Papierdrachen verarbeiten half, oder die Bemerkungen über die hohe Karlsschule 1781, die wesentlich günstiger klingen als die seit Schiller üblichen Betrachtungen über jene Zwangsanstalt, sondern auch lehrreiche Auseinandersetzungen über die Universität Tübingen, wobei höchst auffällige Berichte über den später so berühmten Nationalökonomen List, ganz amüsante Geschichten von einem Historiker, der die vorgetragenen Erzählungen dialogierte und im Abschiedsgespräch zwischen Tarquinius und Lukrezia die letztere sprechen ließ: „O, ist gerne geschehen, kommen Ew. Königl. Hoheit nur recht bald wieder." Im ganzen gehört das Werk mehr der politischen und der gelehrten als der Literaturgeschichte an. Die politische Tätigkeit in Württemberg, im deutschen Parlament, in Baden wird sehr eingehend geschildert; die Berichte über diese Periode, besonders 1848—66, bieten dem künftigen Historiker ein reiches Material. Aber auch der Literarhistoriker findet bei diesem mehr belehrenden als unterhaltsamen Buche seine Rechnung insofern, als die allgemeinen literarischen Zustände nicht ignoriert werden; besonders zu bemerken ist, daß der Verfasser die äußerst zahlreichen Männer und Frauen, die ihm bei jeder neuen Lebensphase begegnen, lebensvoll zu charakterisieren sucht.

*) Fragmente. Zweiter und letzter Teil von Hermann Grimm. Berlin und Stuttgart, W. Spemann, 1902.

**) Lebenserinnerungen von Robert von Mohl, 1799—1875. Mit 13 Bildnissen. 2 Bände. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt, 1902.



Während Mohl ein ernstes, streng sachlich und gut geordnetes Buch hinterließ, ist ein zweites Memoirenwerk *) in Bezug auf Komposition ein vollendetes Beispiel, wie man es nicht machen soll. Die Anmerkungen des Herausgebers, die zahlreich vorkommen, sind von verblüffender Oberflächlichkeit, schlecht gestaltete Auszüge aus leicht erreichbaren Biographieen oder bibliographischen Handbüchern. Der Gipfel der Geschmacklosigkeit besteht aber darin, daß im Anhang auf mehr als 50 großen Oktavseiten 33 französische Briefe an den Baron Grimm, von denen mehr als die Hälfte hätten ausgelassen werden können, in deutscher Übersetzung gebracht werden. Dasselbe geschieht auch mit den nicht wenigen, im Text des Buches mitgeteilten französischen Briefen. Dies ist eine arge Verkennung des Bildungsgrades desjenigen Publikums, an das sich eine so vornehm ausgestattete Publikation wendet. Für die schlechte Mache entschädigen einigermaßen der sonstige Inhalt und die künstlerischen Beigaben: die Facsimiles, je ein Brief Goethes, Herders, Wielands und viele andere.

Die Porträts sind ausgezeichnet. Von dem Anblick des künstlerischen Titelbildes, eines Porträts der Erzählerin des Buches, kann man sich schwer trennen. Das liebenswürdige Memoirenwerk selbst führt in die höchsten Gesellschaftskreise ein. Es ist von einer langlebigen Aristokratin in hohem Alter für ihre Kinder aufgezeichnet und geleitet uns in die letzten Jahrzehnte des achtzehnten, in die ersten Jahrzehnte des neunzehnten Jahrhunderts, plaudert von den großen und bewegten Zeiten, die damals über Frankreich und Deutschland dahinzogen, und führt uns an manche deutsche Höfe, besonders nach Gotha und Mecklenburg. Die Erzählerin ist die Enkelin der Mme. D'Epinay, die Tochter der Gräfin Bueil, zweier Frauen, die mit dem Deutschfranzosen Melchior Grimm in der nächsten Verbindung standen. Durch ihn war die Familie bei der Emigration an den ihm befreundeten Hof von Gotha geführt. Die Erzählerin, früh verheiratet und bald verwitwet, fand später eine Stellung als Hofmeisterin am mecklenburgischen Hof, von dem sie, um eine andere ähnliche Stellung anzunehmen, 1825 schied. Ihr Leben und das der Ihrigen wird schlicht und anmutig, etwas wortreich, für den Geschmack vieler auch zu gottselig, aber nicht uninteressant geschildert. Höhere Ansprüche wird der Leser freilich nicht machen dürfen. Von psychologischer Vertiefung in das eigene Wesen, von Charakteristik der vorkommenden Personen, von künstlerischer Vorführung von Land und Leuten ist nicht die Rede. Für den deutschen Literarhistoriker ist das neunte Kapitel des ersten Buches „Meine Schwiegermutter“ von bedeutendstem Interesse, eine hübsche Darstellung des Lebens der Julie von Bechtolsheim geb. von Keller, 1751—1847, seit 1772 vermählt, Wielands Psyche, die aber auch mit den übrigen Weimarer Großen in Verbindung stand, z. B. mit Goethe, der in einer bekannten Stelle von Eckermanns Gesprächen ihr Trauergedicht auf die Großherzogin Luise ungemein rühmte und sich nicht für zu groß hielt, ihre Gedichte zu verbessern. Nicht aus jener späteren Zeit, sondern aus der Weimarer Frühzeit entstammen fünf bisher ungedruckte Briefe Goethes an die anmutige und geist-

*) Erinnerungen einer Urgroßmutter Katharina Freifrau von Bechtolsheim geb. Gräfin Bueil, 1787—1825. Mit Originalbriefen von Goethe, Wieland, Herder, Kaiserin Katharina II., Kaiser Alexander I. und Kaiserin Maria von Rußland, Herzog Karl August von Weimar, Ernst II. von Sachsen-Gotha, Leo von Staël, Fürst von Ligna, Graf Ségur, Fürstprimas von Dalberg und von anderen. Herausgegeben von Karl Graf Oberndorff. Mit 12 Illustrationen und 6 Facsimilebeilagen. Berlin W., F. Fontane & Co., 1902.



reiche Frau, mit der er einen freundschaftlichen, von Liebelei nicht ganz freien Verkehr unterhielt. Daß er aber auch ihr Urteil schätzte, geht aus der Tatsache hervor, daß er schon 1784 ihr die ältere Fassung des Wilhelm Meister im Manuskript zusandte. Dieser Brief sowie die Herders, Wielands, Karl Augusts und der Frau von Staël geben dem Buch einen besonderen Wert.

Aus dem Gebiet der Politik und Wissenschaft, des Hoflebens führt Strantz auf das des Theaters*). Der ehemalige Offizier, Schauspieler, Sänger, Regisseur und Direktor „der schöne Strantz" übergibt zu seinem achtzigsten Geburtstag seinen Freunden und einem Geschlecht, das das seine nicht mehr ist, die Erinnerung an ein arbeitsames und folgenreiches Leben. Als Theaterchronik vor 40 Jahren von 1848 bis 1887 hat das Buch einen unbestreitbaren Wert; ästhetische Raisonnements, literarische Porträts, Urteile über Kunstwerke, eingehende Charakteristiken von Künstlern darf man dagegen nicht erwarten. Von gar manchen bekannten Schriftstellern wird einzelnes nicht Uninteressantes erwähnt. Von Laube, Heine, Hebbel, von den berühmten Schauspielern, deutschen und ausländischen Sängern, Sängerinnen und Tänzerinnen der fünfziger bis achtziger Jahre fehlt kaum einer. Überall zeigt sich das lebendige Interesse für das Theater, neidlose Anerkennung fremder Größe, frei von jedem aufdringlichen Selbstlob. Vielfache Anekdoten, nicht immer neu, z. B. über Spontini (S. 224), auch nicht sonderlich interessant, aber fast niemals böse gemeint, tragen zur Unterhaltung bei. Nur hätte man die häufigen Ausfälle gegen Werder, der trotz allem doch ein viel bedeutenderer Mann war als der Erzähler, und gegen den Obermaschinisten Brandt weggewünscht. Eine ganze Reihe gut reproduzierter Facsimiles erhöhen den Reiz des Buches; von ganz besonderem Interesse ist die Gegenüberstellung je eines mit der rechten und mit der linken Hand geschriebenen Briefes des großen Sängers Roger. Die Briefe sind manchmal auch inhaltlich von Interesse, z. B. der von Holtei; aber wenn sie auch bloße Dank- und Höflichkeitsschreiben sind, so bezeugen sie die Anerkennung, deren sich der pflichtbewußte Künstler und Theaterleiter in den Kreisen seiner Berufsgenossen erfreute. Besonders charakteristisch für unseren Autor, der ehemals preußischer Offizier und dabei Adeliger war, ist das demutsvolle Ersterben vor gekrönten Häuptern. Was er von ihnen zu erzählen weiß, besteht meist darin, daß er selbst vor ihnen gespielt oder eine Darstellung anderer geleitet. Mit welcher Devotion aber wird dies berichtet. Kein Programm der Geburtstags- oder Gelegenheitsvorstellung vor dem alten Kaiser in Berlin oder Gastein wird uns geschenkt. Auch die Namen der gräflichen Dilettanten müssen wir ruhig über uns ergehen lassen. Wer von dem Fürsten oder der Fürstin Bismarck nichts anderes zu erzählen weiß als das S. 248 Berichtete, sollte lieber schweigen. Nicht mindere Ehrerbietung zeigt der Autor vor seinem hohen Chef, dem Herrn von Hülsen, dessen Leitung er in jeder Beziehung als eine mustergültige feiert. Andere Leute sind bekanntlich darüber anderer Ansicht. Indessen trotz manchem Widerspruch, den man gegen die Urteile des Verfassers aussprechen könnte, trotz mancher Bemängelung des allzu reichlich vorgetragenen Kleinkrams bleibt das Buch doch eine wichtige theatergeschichtliche Chronik der letzten Jahrzehnte.

(Ein Schlußartikel folgt.)

Berlin. *Prof. Dr. Ludwig Geiger.*

*) Erinnerungen aus meinem Leben, von Ferdinand von Strantz, Königlicher Operndirektor a. D. Hamburger Verlags-Anstalt und Druckerei, 1902.



Wiener Brief.

Wien steht unter dem Zeichen Nechledils. Wer ist Nechledil? Ist er ein jungczechischer Parteimann, der sich um den deutschböhmischen Ausgleich so hervorragende Verdienste erworben hat wie Herr von Körber um den Ausgleich zwischen Cis und Trans? Ist er vielleicht ein slawischer Maler, dessen Schöpfungen den Clou unserer Kunstausstellungen bilden, oder ist es gar der Name, den sich ein hofmüder Erzherzog statt aller Ehrenprädikate erwählt hat, um ein ungetrübtes Glück mit seiner Geliebten und einer Legion von Interviewern zu genießen? Nichts von alledem! Nechledil ist ein wackerer Musikfeldwebel, zu dessen Ehren in Lehárs Operette „Wiener Frauen" ein Fest gegeben wird, ohne welches weder ein Jubilar noch ein zweiter Operettenakt in Ehren bestehen kann. Girardi, der populärste Schauspieler Wiens, gleich unübertrefflich als Darsteller ernster Charakterrollen wie als Komiker, feiert den Herrn Nechledil, k. k. Musikfeldwebel a. D., und singt den eigens komponierten Nechledilmarsch, an der Spitze einer kleinen Militärabteilung defilierend, mit den charakteristischen Gebärden der österreichischen Militärmusiker. Und unwillkürlich geht ein Summen durchs Parkett: „Nechledil, der schöne Mann, der hat's uns allen angetan." Bis wieder der Walzer „Wiener Frauen" — er ist der „Schlager" unserer Saison — mit seinem wundervoll wiegenden Rhythmus im Ohre des Zuhörers den Marsch ablöst. Aber nach Hause gehen doch alle, taktmäßig marschierend nach den Klängen des Nechledilmarsches.

Im Ernste gesprochen, in Franz Lehár ist uns ein Operettenkomponist erstanden, dessen reicher Melodieenschatz alles enthält, was in der Seele des Wieners lebt und webt, in übermütigen Augenblicken und in glückbebenden Stunden, darin, kaum merklich, eine Träne der Wehmut erglänzt . . . Ungezählte ausverkaufte Häuser lohnen den glücklichen Musiker. Man sieht, in Wien ist mit der Musik noch immer am meisten zu holen.

Das Burgtheater hat uns am Ende des verflossenen Jahres mit einer Aufführung von Hauptmanns Drama „Der arme Heinrich" beschenkt, ein Ereignis, das zwar nicht mehr aktuell im journalistischen Sinne des Wortes ist, aber als eine so reine und köstliche Offenbarung deutscher Dichtung und Darstellungskunst empfunden wurde, daß ein Wiener Kulturbrief es selbst nach Wochen nicht schlechthin mit Stillschweigen übergehen darf. Der auserlesenen Kunst des Kainz (Heinrich) und der Medelsky (Ottegebe) war es vergönnt, dem Meister einen Triumph zu bereiten, der über den äußern stürmischen Erfolg der Première hinaus allen Wienern in Erinnerung bleiben wird.

Wie blechern und hohl wirkte dagegen Sudermanns „Johannes" mitsamt seinem effektvollen Tanze der Salome, mit all seinem Auf-



gebote jüdischen Volkes, römischer Krieger und syrischer Höflinge, trotzdem Direktor Müller-Gutenbrunn (Kaiser-Jubiläums-Stadttheater) sich von Deutschland erste Kräfte für die Darstellung der biblischen Tragödie verschrieben hatte! Fast fühlt man sich versucht, unfruchtbare Vergleiche zwischen der tiefinnerlichen Kunst des Meisters von Schreiberhau und der rauschenden Theatralik des geharnischten Siebentöters verrohter Kritik (jede ungünstige Kritik ist „verroht") zu ziehen.

Für die frivol-geistreiche Art Capus' („Die beiden Schulen") hat das „Deutsche Volkstheater" den richtigen Stil gefunden. Eine Aufführung des „Kaufmanns von Venedig", die an einem der berüchtigten „ermäßigten" Klassikerabende stattfand, gab der Direktion Gelegenheit, zu zeigen, daß ihr die geeigneten Kräfte zur Darstellung klassischer Stücke keineswegs fehlen. Künftig wird es bloß auf Rechnung des mangelnden künstlerischen Ernstes der Leitung zu setzen sein, wenn den ermäßigten Montagspreisen wie bisher mäßige Vorstellungen entsprechen.

Direktor Jarno erzielt seit Beginn der Saison mit dem Schwank „Einquartierung" *(Le billet de logement)* aus dem Französischen des Henry de Kéroul täglich volle Häuser. Mögen sich Moralisten über die „Cochonnerieen" entrüsten, nachdem sie einen vollen Abend ihre Lachmuskeln überanstrengt haben, — ich kann nur mit der Dankbarkeit heiterster Erinnerung an den „Major Jüngferlich" zurückdenken, der auf dem Manöver durch eine Verwechslung des Quartierzettels in einem Pensionat untergebracht wird, in einem Institute, wie jenes war, welches Hartlebens unsterblichen „gastfreien Pastor" in seinen allzu gastlichen Mauern barg.

Aus dem Bereiche der bildenden Kunst gibt es viel oder sehr wenig zu berichten: Viel, wenn man die Zahl der Ausstellungen, wenig, wenn man die lokalkulturelle Bedeutung der ausgestellten Werke in Betracht zieht. Ich halte es nicht für angebracht, die Leser mit Katalogauszügen zu langweilen. Weder die ausgezeichneten Bilder des Grafen Kalckreuth (Sezession) noch die trefflichen Porträts des verstorbenen Berliner Koner (Künstlerhaus) sind außerhalb Wiens Neuerscheinungen.

Nicht überflüssig mag es dagegen sein, der krampfhaften Bemühungen des Künstlerbundes Hagen zu gedenken, einer jungen Vereinigung, deren Mitglieder sich vor etwa einem Jahre von der „Künstlergenossenschaft" losgelöst haben. Ganz bemerkenswert ist die Gestaltung, welche die junge Vereinigung ihren Ausstellungsräumen zu teil werden läßt, die früher ein Trakt der nebenan befindlichen Markthalle waren. Ohne die reichen Mittel der „Sezession", die einen eigenen Palast mit einer vielgehöhnten, doch wunderschönen, durchbrochenen Goldkuppel ihr eigen nennt, haben es die Hagenbündler doch verstanden, den Kunstwerken die jeweils erforderliche Umgebung zu schaffen. Nur schade, daß die Bilder sich so

wenig über ein braves Mittelmaß erheben, daß viele von ihnen zwar nicht ein gewisses Talent, wohl aber die ernste Redlichkeit des Schaffenden vermissen lassen, ohne die jede künstlerische Äußerung wertlos ist. Wenn sich beispielsweise ein Maler — der Name tut hier nichts zur Sache — herbeiläßt, in Temperamanier die Art aquarellierter Kupfer aus der Biedermeierepoche nachzuäffen, wenn er in diesem Bemühen so weit geht, sogar ein paar täuschend gemachte — Wasserflecken anzubringen, so sind das Bestrebungen, die mit der Kunst und ganz besonders mit der modernen Kunst nichts mehr zu schaffen haben. Von da bis zu den gipsenen Tellern, die wie Bronze, und den Glacierdekorationen, die wie Butzenscheiben aussehen, ist nur mehr ein Schritt.

Der Fasching steht vor der Türe, ein verheißungsvoller, sechzigtägiger Karneval. Die wirtschaftliche Depression Österreichs, besonders Wiens, vermags nicht zu hindern, daß bei uns jeden Abend an mindestens zehn Orten „was los ist". Einem nächsten Briefe mag es vorbehalten bleiben, die Kultur der Wiener tanzenden Geselligkeit zu schildern, wie sie in den unterschiedlichen sozialen Schichten auf mannigfaltige Art in die Erscheinung tritt.

Wien, Mitte Januar 1903. *Dr. Richard Wengraf.*

Ulrike Dhuym, eine schöne Seele.

Roman von *Hans von Kahlenberg.*

(Fortsetzung.)

Beinah gleichzeitig mit der Kunde von Chartum kam die Nachricht vom Tode ihrer Schwester. Dieselben Zeitungen, die in pomphafter und schwülstiger Form, von ihrem Sohn festgelegt, das Ableben Ihrer Gnaden Lady Harriett Dale, Herzogin von Staunton, Peereß von England, Palastdame Ihrer Majestät, anzeigten, brachten den endgültigen, aufregenden Bericht über den letzten Akt eines



Dramas, das England und die Welt passionierte. Während die Aufbahrung in Dhuym stattfand, ein großartiges Begräbnis vorbereitet wurde, das noch einmal die Legende des Hauses in aller Mund lebendig machte, dachte man an jene andern, Märtyrer und Helden, deren zerstückte Leichname unter entmenschten Fanatikern jeder Entweihung preisgegeben schienen, dieses Haupt auf einer Pike getragen, Unterpfand und Menetekel Englands und der Zivilisation. Mit Gordon, neben ihm, ihn schützend mit seinem Leib, fiel Reginald Dale.

Briefe und Aufzeichnungen aus dem Nachlaß dieses Edlen wurden mit der Zeit nach England zurückgebracht; sie gelangten dadurch auch in Ulrikes Hände, die jetzt, wie alle andern, nur mit bangerem, geprüftem Herzen die Zeitungsberichte verfolgte.

Noch immer konnte sie über diesen Punkt, die Persönlichkeit Reginalds, ihre Beziehung zu ihm mit ihrem Mann nicht sprechen. Aber Ruth war ihr eine Gefährtin geworden, zusammen hofften, suchten, weinten sie; diese sanfte Freundschaft für einen Gemeinsamen, Geliebten, Gefährdeten, die Tränen, die sie jungfräulich und weiblich vergossen, banden sie noch fester aneinander. Das Mädchen empfing das Geheimnis der Frau wie ein Kostbarstes, Heiliges. Aus ihrem Herzen antwortete sehr reine, himmlische Tröstung. Halb unbewußt, mit Staunen nahm Ulrike den Eindruck von Wachstum, erhöhter Liebestätigkeit auf, den ein wahrhaft gütiger und erhabener Charakter, selbst ohne daß sinnliche Berührung stattgefunden, einer weichen und gemütstiefen Frauennatur hinterläßt. Diese Liebe, die einst Sache ihres Fleisches gewesen, wurde zum rein geistigen Besitztum in ihr; ein neuer Freund war mit dem Toten erstanden, der sie führte, rief, dessen Billigung oder Mißbilligung sie vertraute.

Sie war zum Begräbnis nach Dhuym gefahren. Der Tod war durch Gehirnschlag eingetreten, die Folge von beständigen heftigen Aufregungen und Anreizungen. Wieder stieß Ulrike die starrende Unsauberkeit der ganzen Umgebung ab. „Sie ist wie eine Heilige gestorben," sagte der Pfarrer; Ulrike hoffte, daß er wahr sprach. Er war ein freundlicher, harmloser, kleiner Mann, der einzige, freundliche Eindruck an dieser Stätte; die Vornehmheit, königlichen Mienen der Verstorbenen hatten ihm imponiert. Henriette Dale war ganz einsam gestorben, bloß Geckchen waltete um das Kranken- und Totenbett; es fand sich kein Zeichen des Gedenkens an ihre Kinder oder Verwandten. Nur in einem Schmuckkoffer unter dem Bett, unordentlich zusammengeschichtet, fand Ulrike Briefe, Liebesbriefe aus getrennten Epochen von verschiedenen Männern — glühende, fordernde, drohende, niedrig gemeine, hinter denen die Erpressung lauerte —, verzweifelt flehende. Bis zuletzt hatte diese Truhe unter dem Bett der Toten gestanden. Es war Ulrike ein abscheulicher Gedanke, daß diese halb schon Abgeschiedene in ihren letzten Momenten neben Kasteiungen, Bußübungen sich daran erfreut hatte. Sie hielt sich für berechtigt, sie vor jedem Einblick zu vernichten.



So sahen sie Henriette Dhuym zum letztenmal in der schwarzen Ordenstracht der Klosterfrauen, die Witwenschnebbe tief in die Stirn gedrückt, das große silberne Kruzifix auf der Brust. Es war der letzte Theatereffekt. Wahrscheinlich dachten sie alle dasselbe; die Töchter weinten herzlich und aufrichtig.

Bei dieser Gelegenheit lernte Ulrike auch ihren Neffen Fred kennen. Sie fand ihn ihrer Vorstellung entsprechend, zerfahren, genial in einem gewissen oberflächlichen Sinn, jeder Anregung sofort nachgebend. Augenscheinlich schwankte er im vorliegenden Falle zwischen dalischer verletzter Korrektheit und Dhuymschem Familienstolz.

Die Beachtung der Zeitungen schmeichelte ihm; er suchte Ausschweifung vor sich selbst als eine aristokratische Eigentümlichkeit zu begründen. Für Dhuym traf er so gut wie gar keine Anordnungen, Geckchen verblieb in allen ihren Ämtern. Seine Zeit verbrachte er auf Reisen unter dem Vorwand der Selbstfortbildung, er war sehr musikalisch, spielte vier Instrumente; von Zeit zu Zeit warf er sich als Kunstmäcen auf, alles ohne Stetigkeit und Folge.

Im ganzen erwuchs Ulrike aus der Bekanntschaft mit ihrem Neffen kein neues Lebensmoment, während seine verwaisten Schwestern sich enger an sie drängten. Sie sprachen oft von Reginald, überall gewahrte sie den Einfluß dieses Mannes, aufbauend, vorbeugend, zusammenhaltend. Die Einsamkeit des Geliebten, die ihr um seinetwillen oft so schmerzlich und unfruchtbar erschienen war, kam ihr jetzt nicht mehr leer und lebensarm vor.

Während Ulrike so in sich reicher, klarer wurde, hatte sie manches zu erdulden unter der Öde, Unbefriedigung, die nach dem Ausscheiden aus seinem Beruf, in erzwungener Muße sich Winnstedts zu bemächtigen drohte. Eine gewisse Erstarrungsperiode mußte überwunden werden, ehe er anfing, sich für das Leben in seinen ganz kleinen Äußerungen wieder zu erwärmen. Dann fand er Freude an der Wartung des Gartens. Das Kleinleben des Haushalts bot ihm Unterhaltung neben mehr Augenfälligem in der Entwicklung der Kinder, der Söhne zumal, schließlich auch das Wiederanknüpfen, die Organisation geselliger Beziehungen.

Zum drittenmal fügte es derselbe seltsame Zufall — eine Art Vorsehung —, daß Steeles sich zum Ruhesitz die gleiche Stadt erwählt hatten. Neben Billigkeit, anmutiger Gegend, der Nähe von Berlin, war für die jetzige Exzellenz Steele noch der Umstand ausschlaggebend, daß ihre Tochter, Frau Holzmann, ganz in der Nähe ihr prachtvolles Rittergut besaß. Philipp Holzmann, als Spekulant im großen, der sein Kapital und seinen Einfluß in die verschiedenartigsten Unternehmen steckte, hatte für seinen Sohn zunächst die altberühmten Genthiner Maschinenwerke aufgekauft. Da der junge Mann kränklich war, weniger kaufmännisches Talent zeigte, machte es sich von selbst, daß die Leitung doch in den Händen des Vaters



blieb. Wichtige Dienste, die er der Regierung bei der Kanalregulierung geleistet, zugleich seinen eigenen Vorteil aufs geschickteste wahrend, hatten ihm längst den Kommerzienratstitel eingetragen. Der Sohn führte eigentlich eine Drohnenexistenz, vom Vater kaum beklagt oder bemerkt, da er dessen unersättlichem Tätigkeitsdrang freies Feld ließ. Sophie hatte insofern die auf sie gesetzten Hoffnungen nicht enttäuscht, als sie dem Geschlecht Holzmann schon früh zwei männliche Sprößlinge geboren. — Eine zweite Tochter Steele war von der klugen Mutter vorteilhaft an einen schon älteren, verwitweten Regierungsrat verheiratet worden. Die Aussichten der Familie waren also durchaus ansteigend, als sie sich entschloß, nach mittlerweile mit der Titularexzellenz erfolgter Verabschiedung ihres Mannes, der jüngsten und letzten, ihrer Vicky, durch diese Übersiedelung alle schon errungenen Vorteile zugänglich zu machen. Auf dem Holzmannschen Mustergut fanden sich immer vornehme, junge Volontäre des benachbarten Adels; ein Jägerbataillon lag in Garnison in der Stadt selbst, seine jungen Herren nahmen gern Vorteile und Zerstreuung eines angenehmen Familienverkehrs mit.

Winnstedts fanden Steeles schon gleichsam als Bestand, im Besitz hier vor; man muß sagen, daß sie ihnen in dieser Eigenschaft manchen Dienst erwiesen. Antoinette wurde bald der erklärte Liebling der Exzellenz, auch von Sophie Holzmann; das angenehme, unbefangene Heitere des jungen Mädchens gefiel, neben ihrer Erscheinung, der schönen Altstimme, Ruhe der Bewegung. Diese Zuneigung war ganz echt wahrscheinlich und wurde auch von der jüngeren Winnstedt nicht zurückgewiesen. Es vergingen nur wenige Wochen, bis die „alte Freundin" Ulrike mit einem Heiratsvorschlag für die Tochter kam, der so außerordentlich vorteilhaft und glänzend erschien, daß er Frau von Winnstedt, von dieser Seite ausgehend, tatsächlich verblüffte.

Auf Wülffenstein hielt sich um die Zeit als Volontär ein junger Graf Brose auf. Er war nicht mehr so ganz jung, hatte schon mehrfach den Beruf gewechselt, eigentlich bezweckte er wohl auch nichts anderes, als nach englischem Muster ein independent gentleman zu sein. Der Vater war der Sieger von St. Privat, den nach dem Feldzug neben dem Schwarzen Adlerorden, auf dem Schlachtfeld überreicht, eine reiche Dotation der Nation geehrt hatte; die Mutter, eine berühmt schöne, geistig exaltierte Frau aus vornehmen Gelehrtenkreisen, hatte den Sechzigjährigen um seines Ruhmes willen geheiratet. Ihr Name, in direkter Blutabstammung an die Herren der Weimarer Glanzzeit anknüpfend, gehörte zu denen, die in Deutschlands Kulturgeschichte mit goldnen Lettern verzeichnet stehen; ein böses, mythisches Erbe von Überempfindlichkeit, geistiger Abnormität, blieb allerdings an ihn geknüpft. Der Gräfin blieb erspart, die Legende auf ihre Wahrheit zu proben, die Geburt des Knaben hatte sie das Leben gekostet. In Einhard Wendelin Brose kreuzten sich derart Ausläufe



zweier Faktoren, die in der Vergangenheit Deutschlands Großes gewirkt hatten.

Ulrikes erste Empfindung bei Erörterung dieses Antrages war eine peinliche; vielleicht galt sie teilweise der Antragstellerin. Es mußte sie demütigen, von einer Frau gleichsam eine Wohltat sich erweisen zu lassen, die ihr einst eine schwere Demütigung zugefügt hatte, durch überlegene Weltklugheit, das Gelingen aller ihrer Pläne, ihr und ihrem eigenen Hause immer einen durchaus nicht allzu diskret verwandten Spiegel vorhielt. Viel ernstere Sorgen und Erwägungen verdrängten solche momentane, weibliche Empfindlichkeit. Die Mutter wußte, daß Antoinettes Herz nicht frei war. Hatte das junge Mädchen diese neue Neigung, die sie einem zweiten eingeflößt, überhaupt bemerkt? Sie verkehrte mit Brose genau wie mit allen anderen Herren. Ganz dunkel vermutete sie auch eine Falle, gerade weil das sehr Glanzvolle des Anerbietens sie lockte. Die Steele nahm ihr Zögern für Schlauheit; die frühere Feindin, jetzige liebe Freundin, stieg dadurch in ihrer Achtung. Tatsache war, daß, selbst wenn sie, die Vermittlerin, gern falsches Spiel gespielt hätte, der junge Mann ganz blind und toll verliebt war; an einer Annahme seiner Vorschläge, da die Erwählte ganz arm war, zweifelte er selbst keinen Augenblick.

Ulrike verbrachte angstvolle Tage, sie wußte, daß, sobald sie sprach, Winnstedts ganze tatkräftige Unterstützung dem Bewerber zu teil wurde. Welche Stellung nahm dazu der andere ein? Antoinettes eigentümlich verschlossener Charakter machte jede Aussprache schwierig.

Doch kam es ihr vor, als ob das Mädchen litte. Sie versuchte allein zu sein, wurde bleichsüchtig und nahm Eisen. Sorgende Unruhe hielt Ulrike jetzt oft wach des Nachts, trieb sie in das Zimmer ihrer Töchter. Immer lag die jüngste mit weitoffenen Augen; alle kleinen Annäherungsversuche, zärtliches Streicheln der Mutter, wies sie fast schroff zurück. Auf dem Tennisplatz, mit den jungen Herren, setzte sich das Spiel kleiner Bevorzugungen, phantastischer Verehrung und unschuldiger Eifersüchteleien, dessen Mittelpunkt sie war, ruhig fort; sie mußte Broses Aufmerksamkeit bemerkt haben.

Die Katastrophe kam noch eher, als Ulrike dachte. Brose hatte bei Winnstedt um Antoinette angehalten, war sehr freundlich aufgenommen worden. Der General ließ seine Frau rufen, diese, in ihrer Verwirrung, schob die Entscheidung dem Mädchen selbst zu.

Antoinette erschien, sehr bleich wie immer jetzt, mit ruhigen, versteinten Augen, kein flehender oder zögernder Blick suchte die Mutter. Sie sagte ohne weiteres ja, legte ihre Hand in die des jungen Grafen, litt, daß er sie umarmte.

Winnstedt zeigte sich hocherfreut, er hatte vom ersten Augenblick zu diesem Schwiegersohn, der seinen ehrgeizigsten Wünschen entsprach, eine Neigung gefaßt, an der er auch festhielt. Brose blieb den Tag

zu Tisch, man trank Champagner. Die Unterhaltung führten Winnstedt und Einhard selbst, denen sich die Tante zugesellte; sie war ganz benommen vom Glanz, der Vornehmheit der Partie. Dieser junge Mann war der Erbe dreier Güter, Millionär, alle Verwandten hatten hohe Hof- und Staatsstellungen inne. Zudem war er so unverkennbar und naiv verliebt, daß er auf eine Mitgift wenig Wert legen würde. Er hätte Antoinette in Sackleinwand genommen, um sich noch königlicher zu fühlen.

Es war unmöglich, sie nicht entzückend zu finden in ihrer blassen, marmornen Schönheit. Selbst Ulrike, ihre Mutter, fühlte, daß sie jeden Preis wert war, stolz auf ihre Tochter, während Winnstedt nicht ungeschickt eigne kleine Glanzlichter spielen ließ, Vorzüge des Namens, der Familie erwähnte. Die Aussicht auf diese Heirat hatte ihn aus seiner Erschlaffung aufgerüttelt, schon länger hatte er da unmerklich geleitet, den jungen Mann herangezogen. Die ungewöhnliche Stille und Nachgiebigkeit der Braut schien er nicht zu beachten; es konnte ihm nicht ganz lieb sein, daß Einhard einen ziemlich späten Termin für die Hochzeit festsetzte. Er hatte sich vorgenommen, erst noch als Doktor der Philosophie zu promovieren, — es war das Zugeständnis, das er dem Bildungs- und Fortgeschrittenheitsrenommee seiner Familie schuldig zu sein glaubte; für seine Güter trug er sich mit großen Projekten, sprach davon, für die Reichtagswahl zu kandidieren.

Eine gewisse unstäte Großsprecherei aller dieser Bestrebungen störte Ulrike, mochte aber Winnstedt gar nicht auffallen, wahrscheinlich dachte er, daß ein so reicher Mann sich dergleichen Überspanntheiten leisten könnte. Die Herren debattierten noch im Garten weiter über soziale Fragen, wobei der General sein Steckenpferd des Malthusianismus wieder tummelte. Der junge Brose wollte nur so weit mit ihm gehen, als man von jedem Paar, das in die Ehe trat, den Subsistenznachweis für sich und die zu erwartende Nachkommenschaft verlangen sollte; an die Möglichkeit etwaiger illegitimer dachte er augenscheinlich nicht. — Er hatte, ohne es zu wissen, bei Frau Sophie Holzmann den Joseph gespielt, zum Dank sprachen die Steeleschen Damen mit der äußersten Hochachtung von ihm. —

Ulrike hielt es nicht mehr aus, sie ging in das Schlafzimmer ihrer Töchter. Immer und immer wieder, in den stets beschränkten pekuniären Verhältnissen der Familie, war es aufgeschoben worden, für diesen Raum, den ein Fremder selten betrat, etwas zu tun. Die Dürftigkeit fiel ihr heute doppelt auf, sie rang die Hände in einer Art ohnmächtiger Auflehnung; alle abwartende, frag- und wahllose Hilflosigkeit der Frau kam ihr zum Bewußtsein im Mitleiden mit dem grausamen und verschwiegenen Weh ihres Kindes: „Gib ihr Söhne!" flehte sie in einer wirren, drängenden Pein: „nur Söhne — Söhne!"

Den folgenden Tag erschien der Bräutigam schon früh am Morgen. Er brachte den Verlobungsring mit; der Wortlaut für die Anzeigen



wurde festgesetzt, seine Familie sowie die Winnstedts benachrichtigt. Antoinette gab überall ihren Rat mit ab; sie willfahrte auch, als er sich mit ihr zu einer Kosestunde in den Garten entfernte. Brose nannte Ulrike jetzt Mama, er sagte einige hübsche, wirklich empfundene Worte, daß er selbst nie eine Mutter besessen, der Reiz des glücklichen und vertrauten Familienlebens ihn angezogen hatte; es ging Ulrike zu Herzen. Schließlich sprach auch das weltliche Moment mit, sie war entschlossen, ihn angenehm zu finden. Sie boten ein Bild häuslichen Glücks, das Winnstedt vielleicht ein wenig absichtlich inszenierte. Er küßte seiner Frau wiederholt die Hand, daß sie ihm eine solche Tochter geschenkt hatte, auch gegen seine Älteste war er respektvoll und zärtlich.

Steeles kamen gratulieren mit Frau Sophie; natürlich hatten sie alles längst gewußt, spendeten lärmend Beifall. Nun regte sich in Ulrike auch die Muttereitelkeit; das Paar sah gut zusammen aus, sie bewunderte die Haltung des Mädchens, ganz kleine Gräfin, sehr zum Unterschied von Sophie, deren Erscheinung und Auftreten nur noch die reiche Bourgeoisie erkennen ließ, mit zuviel Brillanten und wachsendem Embonpoint. Vicky war ein entzückendes, knospenfrisches Ding, dem beide Söhne Winnstedts Heerfolge leisteten. Ulrich, scheu, täppisch, vermied sie fast, während Gert mit der ihm eigenen Gravität Ritterdienste verrichtete. Beim Kegelspiel war Ulrich so ungeschickt, seine kleine Dame umzustoßen, obgleich er mit größter Sicherheit alle Neune warf. Gert gab ihr Unterricht, ließ sie gewinnen. Winnstedt sah schmunzelnd zu; sein Kleiner machte ihm Ehre. Er ähnelte dem Vater, obgleich er kleiner blieb wie Ulrich, ein hübscher Junge, der schon jetzt den Dandy herausbiß; immer peinlich, ordentlich gebürstet und geschniegelt. Gert hatte stets Geld, parfümierte seine Taschentücher; das Sträußchen im Knopfloch, warf er den Mädchen aufmerksame Blicke zu. Ulrich errötete dunkel, wenn er grüßen mußte, er galt für einen Wildling. Beide waren viel bei Steeles, den jungen Holzmanns, die sie geradezu verwöhnten, schon auf die Jagd mitnahmen. Auch der neue Schwager gewann ihre Herzen durch solche Einladung, obgleich er selbst kein Jäger war. Er hatte Bedeutenderes zu tun — nur wußte er nicht recht was; manchmal wollte er zuerst ein Buch schreiben, noch Elektrotechnik studieren, eine Reise um die Welt antreten.

Ulrike verlockte er mit alten Erinnerungen von seinem Gut; er sprach von Porträts dort, Briefen der Frau von Stein, Sophie Laroches, die sie reizten, die Romantik in ihr wachriefen. Sofort umkränzte sie ihn selbst damit, das Große, Historische, dessen letzter Abkömmling er war, weihte ihn für sie, — der Nimbus seines armen bekannten Vaters, dem man ein Denkmal auf dem Gute gesetzt hatte, Ritter des Schwarzen Adlerordens, Paladin des großen Kaisers in Deutschlands größter Zeit. Mit mehr Pietät als Zärtlichkeit schien der Sohn seiner zu gedenken, — Ulrike hoffte im stillen, daß er



nach der mütterlichen Seite geschlagen war, der der großen Gedanken und schönen Gefühle, Spätling wie sie, dieser Vormärzzeit, exklusiv und tolerant, der ihre heimliche Sehnsucht und Trauer galt.

Ihre Antoinette würde bei Hof vorgestellt werden, das junge Paar brachte den Winter in Berlin zu. Diese liebenswürdige, kleine Schwäche war ihr geblieben, mehr ästhetisch bei ihr, als im Charakter begründet; in der Familie neckte man die geborene Gräfin Dhuym, daß sie Bürgerliche gern adelte. Schreckliche Namen gingen ihr schwer von der Zunge, dagegen genoß sie den Wohlklang ritterlicher und berühmter; heut umkoste er ihr Ohr in reicher Fülle.

In der Nacht fiel ihr dies alles schwer auf die Seele, es war Verrat. Das bleiche, entschlossene Gesicht ihrer Tochter blieb. Sie verkauften sie, — gaben zu, daß man sie kaufte. Sie war schwach, alle Schwächen ihres Lebens diesem Manne gegenüber, der so sicher ging, jetzt ruhig schlief an ihrer Seite, klagten sie an. Wie er ruhig atmete! während ihre Angst von Minute zu Minute sich steigerte.

Es war, als ob jemand ein Wehr plötzlich weggerissen hätte, die Wasser ergossen sich ungehindert, trübe, treibende Strömungen unter dem Wehr, die doch die Richtung angaben, die Räder drehten, — die Schatten von Dhuym, selbst das patriotische Mitempfinden ihrer Jugend für die Unterlegenen, Reginalds einsames Sterben in Chartum, Ruths nie klagende Entsagung: „Zu euch gehöre ich! Zu euch! Es ist doch das Edlere, — das Besiegte, Unbesiegbare!

Es war, wirklich die Stimme des Himmels, die sie rief, alles das, Suchendes, Schmerzliches, fand, versöhnte sich in einem höchsten, gerechten, gütigen Wesen. Er war auch die Natur. Er litt nicht, daß man sich Zwang antat, sein Bestes verkaufte.

Nie hatte sie Ihn klar erkannt wie in dieser Nacht.

Sie stand auf und ging zum Fenster. Es war eine Sommernacht ohne Mondschein, aber alle Sterne leuchteten. Ein sehr viel Weiteres, Hohes und Großes schien sie aufzunehmen, zu beruhigen. Es war, als erschlösse sich sichtbar eine obere Welt, dies Jenseits, von dem alles hienieden nur Schatten, Beunruhigung war. Sie betete. Stimmen aus der Ewigkeit schienen zu antworten, ein Segen dem Unsichtbaren schimmernd zu entgleiten.

Sie fühlte sich sehr mutig. Sie weckte ihren Mann; er war erstaunt, als er sie so vor sich sah, weiß in dem weißen Licht von außen, mit bloßen Füßen, wie eine Geistererscheinung.

„Wir dürfen es nicht tun, Felix! Wir dürfen diese Verlobung nicht zugeben. Antoinette liebt einen anderen. Sie ist unglücklich. Sie tut es in ihrem Unglück, um uns zu entlasten, um unseretwillen. Wenn wir auch arm sind, laß es uns nicht gestatten. Wir können uns ja einrichten, wir haben uns ja lieb. Gib ihm sein Wort zurück. Tu es nicht, Felix! Hilf mir! Sei gut! Sei gut!"

Sie hatte die Hände flehend gefaltet. Ihr Mut hielt immer noch an, gab ihr Inbrunst, — ekstatische, gewaltsame. Sie war so wenig

mehr gewöhnt, ihm entgegenzutreten. Seit langem hatte er die Leitung aller weltlichen Angelegenheiten der Familie übernommen; im geheimen wirkte sie, manches auszugleichen, wieder gut zu machen, bewußt seit jenem Moment der silbernen Hochzeit, nur schweigend. Sie war sich sehr klar geworden im Verkehr mit Ruth, Reginald, dieser Kommunion mit hohen Dingen, die ihre Seele stärkte.

Ihre Bitte ließ ihn kalt wie Glas, machte ihn wütend: „Aber du bist verrückt," zischte er heraus, „— verrückt!"

In diesem Moment haßte er sie. Es war das erstemal, daß der ganze Gegensatz zwischen ihnen zum Ausbruch kam, über seine natürliche Liebenswürdigkeit, glatte Philosophie hinweg. Was hatte ihn diese Frau alles gekostet? Alles Schlechte in ihm, ebenso Lebenszähe, das der Verkehr mit ihr eingelullt, regte sich stürmisch, die Berechnung seiner ersten Jahre, gekränkter Ehrgeiz, brutale Sinnlichkeit, die sie nie voll befriedigt. Er knirschte mit den Zähnen, packte sie in den Gelenken: „Wenn du meine Wünsche in dieser Sache kreuzest, das vergebe ich dir nie! Nie!"

Sie stammelte ganz verwirrt: „Wir dürfen es nicht. Es ist doch Unrecht, Unrecht—," ohne mehr zu wissen, was sie sagte. Sie sah nur seinen Zorn, in dem Zorn eine Angst, die sie vollends irre machte.

„Es ist für uns das allergrößte Glück," sagte er heftig, sehr bestimmt. „Du weißt nicht, wie schwer es hält, ein Mädchen ohne Vermögen heutzutage passend zu verheiraten. Wir geben Antoinette nicht mal eine Aussteuer. Brose ist reich, von bester Geburt, ein Ehrenmann durch und durch. Unsere Söhne haben eine Stütze, auch Ruth. Weißt du denn, wie lange ich noch lebe? Ihr seid dann einzig und allein auf die Witwenpension angewiesen. Begreife doch, wie wichtig alles dies ist! Er liebt sie leidenschaftlich. Sie wird Kinder haben, — ihr Glück finden."

Er sagte noch viel, — harte, rohe Ausdrücke wählend, stellte es ihr von allen Seiten dar; in der Erregung war er aus dem Bett aufgestanden, schritt im Zimmer auf und ab. Beide sahen sie blaß und elend aus, wie zwei, die jedes um sein Leben ringen; sie rangen gegeneinander in der fahlen Nachtlichtbeleuchtung. Er sprach unaufhörlich. —

So schnell, wie sie gekommen, war ihre Höhenstimmung wieder gefallen; sie fühlte förmlich ein Schlaffwerden ihres Körpers, wie die Hände ihr am Leib herabsanken. Sein unausgesetzter Redefluß wirkte betäubend, obgleich sie Einzelheiten kaum noch faßte.

„Du denkst an den in —," er nannte die frühere Garnison. „Ein Windhund, ein vornehmer Habenichts! Er wird nicht acht Jahre auf sie warten. Junge Mädchen nehmen dergleichen Huldigungen immer zu ernsthaft. Pah! man weiß doch, wie diese Herrchen darüber denken. Er denkt nicht dran, sage ich dir, denkt nicht dran! Du wirst es sehen. Sie glaubt es selber nicht, sie ist ganz einverstanden, ein vernünftiges Mädchen. Sollen wir sie auch bei uns alt werden



und verkümmern sehen wie Ruth? Wenn man das eine nicht haben kann, muß man das andere mitnehmen. Kein Glück ist vollkommen. Reichtum und gesellschaftliche Stellung sind ein sehr beträchtlicher Anteil davon. Sieh es doch ein! Sieh doch das nur ein! Wie lange dauert das andere? Er liebt sie nicht, der, den du meinst. Es war ein Getändel, weiter nichts. Brose ist ihm in jeder Beziehung überlegen. Sie wird ihre Kinder haben."

„Ach ja, die Kinder," . . . sagte sie rein mechanisch; sie führte die Hand an die Stirn, als ob da ein dumpfer, unerträglicher Schmerz säße . . . „sie wird ja die Kinder haben."

Sie hörte nichts mehr, als er weiter bei den weltlichen Vorteilen verweilte, er sprach noch lange. Wie er schwätzen konnte, wenn er sie zu etwas überreden wollte! Worte — Worte — Worte —, ihr Ohr nahm sie auf, immer mit dem Gefühl Hamlets.

Er hatte ja recht. Er sprach noch, als der Morgen kam. Er war ganz aufgeräumt jetzt, nannte sie sein liebes, gutes Weib, seine wunderliche, romantische Prinzessin. — Sie fühlte, daß sie verloren hatte, alle ihre Glieder waren schwer, ihr Kopf schmerzte. Der Morgen zog herauf, feuchtgrau, kältend, ohne Sonne. So erschien ihr Leben fortan.

(Fortsetzung folgt.)

CHRONIK.

Zur Modernisierung italienischer Städte.

Es ist leider eine unbestrittene Tatsache, daß kein Land so sehr wie Italien unter fremden Einflüssen zu leiden hat. Das Urwüchsige in Sitten und Gebräuchen im italienischen Volke, dasjenige, bei dessen Anblick Malern und Poeten, ja jedem einigermaßen künstlerisch empfindenden Laien das Herz vor Freude und Entzücken weit wird, geht leider unter gewaltsam von draußen hereinbrechenden, sogenannten modernen Lebensanschauungen immer mehr zu Grunde. Wenn man heute noch einmal aufrichtige Zwiesprache mit der Seele des reizvollen italienischen Volkes halten will, dann muß man sich weit hinausflüchten in die Berge, in die Campagna oder in jene Teile der großen Städte, wo nur selten der Tritt eines Fremden wider-



hallt. Mir erscheint, offen gesagt, das von Jahr zu Jahr sich steigernde Eindringen fremdländischer Denkungs- und Empfindungsart in den italienischen Volkscharakter für diesen selbst höchst verderblich, und ich gehöre nicht zu denen, die den Segnungen einer großen und imponierenden Kultur, die sich leider doch zumeist nur in einem gesteigerten Lebensraffinement offenbart, leichten Herzens all das Kleine, Reizvolle, Intime aus dem Volksleben oder sogar eine künstlerische Vergangenheit ersten Ranges zum Opfer bringen könnten.

Ein frappantes Beispiel zur Erläuterung sei mir gestattet. In der norditalienischen Tiefebene dehnt sich das gewaltige, tausendköpfige Mailand aus, heute in Wahrheit die bedeutendste und einflußreichste Stadt Italiens in allen Dingen des Lebens. Mailand ist tonangebend speziell in der Politik; es ist allen übrigen italienischen Städten um viele Jahre voraus; es ist international. Man hört in Mailand in jeder Minute alle Sprachen Europas durcheinander; man erkennt Volkstypen aus aller Herren Länder. In den Gassen, wo einst die Sforza und Visconti gekämpft, sausen Elektrische und Droschken; ein ewiger Wirrwarr, ein flutender Fremdenverkehr bei Tag und Nacht. Um den herrlichen Dom, das Denkmal einer beinahe tausendjährigen Kunst, wogt und drängt es durcheinander: Elektrische, Pferde, Menschen. Der Unglückliche, der mal in Muße versuchen wollte, von irgend einem Punkte aus intensiv künstlerisch das Kunstwerk in sich aufzunehmen, er ist seines Lebens keinen Augenblick sicher. — Im Süden der italienischen Halbinsel, am blauen Golfe, dehnt sich das zauberreiche Neapel aus. Auch hier schon zu viel von fremden Einflüssen, die von der See her aus allen Ländern herübergebracht werden. Aber der italienische Volkscharakter ist hier unten schwerfälliger, konservativer, nicht so beweglich wie in der Lombardei. Dafür aber lebt dort auch trotz des täglich hereindringenden Fremden noch ein gut Teil jenes Urwüchsigen und Ursprünglichen, das man im Norden nicht mehr findet. Am Meeresgestade dreht sich das glutäugige, sonnenverbrannte Kind des Südens mit dem krausköpfigen Jungen im „Tarantella“, bei Gitarre und Mandolinenklängen gleitet der Nachen über die silberne Flut in der Mondnacht und man hört von ferne herüber all jene Lieder, die größtenteils wundervoll melodiös, deren Dichter meistens ebenso unbekannt wie der Komponist ist; sie entstehen und vergehen wie der Schaum auf den Wellen, wenn der Wind unsanft darüberstreicht.

Ein schweres Schicksal aber hat alle diese Städte freilich zum Glück noch in verschiedenem Maße getroffen, und das ist die Modernisierung. Am wehesten tut es dem Künstler in Rom. In Florenz sagt man „Gott sei Dank“, daß Toskanas Hauptstadt nicht wie in den siebziger Jahren noch heute Hauptstadt des Reiches ist, sonst wäre es ihr ebenso ergangen wie der stolzen Roma, wo kunstfeindlicher Bureaukratismus und Beamtenwirtschaft mit wenig Federstrichen an Stelle einer zweitausendjährigen Vergangenheit moderne

Promenaden und breite, langweilige Straßen mit internationalen Kaufhäusern entstehen ließ. Florenz ist freilich einmal der Versuchung erlegen, als man im Jahre 1895 jenen alten Stadtteil, wo früher die Anhänger der Medici wohnten, in die heutige piazza Vittorio Emanuele umwandelte, ein ewiger Schandfleck in der Florentiner Stadtgeschichte. Als man das alte, malerische und historisch wie eine Offenbarung Wirkende mit einem neuen, unkünstlerischen und gradezu im Herzen von Florenz wie eine Ironie Wirkenden vertauscht hatte, als man ein gut Teil historischer Erinnerung aus den glanzvollen Tagen der florentinischen Republik vernichtet, da begann die Reaktion. Man gründete eine Gesellschaft zur Verteidigung des alten Florenz (Associazione per la Difesa di Firenze antica) und dieselbe hat denn auch grade in den letzten Wochen wieder Gutes geleistet. Um von der linken Arnoseite über den „Ponte vecchio" eine gute und direkte Verbindung mit der „piazza della signoria" herzustellen, hatte man „höheren Ortes" beschlossen, ein im Wege liegendes Straßenviereck einfach wegzuräumen und so radikal aber sicher jene Verbindung zu bewerkstelligen. Der geniale Urheber dieses Gedankens hatte aber nicht daran gedacht (wahrscheinlich hat er es auch nicht gewußt, was man als Ausnahme verzeichnen muß, da sonst der Italiener ausnahmslos eine erstaunliche Kenntnis seiner Kunstschätze besitzt), daß in diesem Straßenviereck beispielsweise der palazzetto dei Giandonati, der palazzo Canacci, S. Maria sopra Porta, der palazzo Carducci und fünf noch andere kunst- und kulturhistorisch sehr bedeutende Bauten liegen.

Jener einzelne Fall, der übrigens durch eine von der Akademie der schönen Künste ausgeschriebene Konkurrenz zur Befriedigung erledigt ist, verdient gewiß prinzipielle Bedeutung. In Venedig stürzte jüngst der herrliche Campanile zusammen, Bologna steht unter einem sehr bedrohlichen Zeichen seiner beiden schiefen Türme „Asinelli" und „Garisanda", mit Erhaltung der kunstgeschichtlich wertvollen Dinge hapert es vielfach, aber um bequemer fortkommen zu können, verdirbt man den Eindruck altehrwürdiger Straßen, verunziert und reißt nieder, versucht nachzuäffen, wo man kann, muß werden wie London und Paris. Anderswo wird ja der Reiz des Fremden und Neuen nicht so gefährlich und verderblich, aber hier im Lande der Kunst hat er schon zu viel gefordert. Kultur kann auch grausam sein.

Florenz. ***Dr. G. Biermann.***

Ein Porträt Dantes.

Das älteste Porträt Dantes, das man kennt, ist von Giotto in der Cappella del Podestà zu Florenz gemalt worden und befindet sich gegenwärtig im Florentinischen National-Museum. Alle anderen sind frühestens um die Mitte des 15. Jahrhunderts entstanden und geben



dementsprechend nur eine sehr vage Ähnlichkeit. A. Chiappelli glaubt nun ein Bildnis entdeckt zu haben, das ebenso alt ist wie das Giottos. Das Porträt befindet sich in der Kirche Santa Maria Novella zu Florenz; es ist das Werk von Nardo oder Andrea Orcagna. Die beiden Brüder haben bekanntlich in der Strozzi-Kapelle drei Fresken gemalt: das jüngste Gericht, die Hölle und das Paradies. Nach der Tradition haben sie den Verdammten und den Auserwählten die Züge von Zeitgenossen gegeben. Es war nun durchaus natürlich, unter dieser Menge das Antlitz Dantes zu suchen, und verschiedene Kunstforscher glaubten es in der Gruppe der Auserwählten zu finden, die im Jüngsten Gericht zur Rechten Christi steht. Aber wenn das Gesicht auch eine gewisse Ähnlichkeit mit dem des Dichters hat, so hat es doch nicht die vorspringende Unterlippe, die von Boccaccio als besonders charakteristisch für Dante angeführt wird. Man findet sie aber wohl bei einem der Auserwählten des anderen Wandgemäldes, des Paradieses. Diese Gestalt hat auf dem Haupt eine Kapuze, die stark nachgedunkelt, aber früher offenbar scharlachrot gewesen ist. Ihr zur Seite steht ein Mann mit bartlosem Gesicht, in dem man zweifellos Petrarca erkennt. Dante ist hier älter als auf dem Bilde Giottos. Um welche Zeit ist nun das zweite Porträt gemalt worden? Chiappelli glaubt einen ganz bestimmten Termin angeben zu können. Aus dem Vasari weiß man, daß die Fresken der Strozzi-Kapelle älter sind als das Altarbild derselben Kapelle, das 1354 begonnen und 1357 beendet wurde. Folglich sind sie um 1350 ausgeführt worden, also zu einer Zeit, da die Erinnerung an Dante noch frisch war. Jacopo Passaventi, der der Berater der Brüder Orcagna war, hat den Dichter in seinen letzten Lebensjahren sicher noch gekannt, und wenn, wie man annimmt, das Paradies das Werk des Nardo Orcagna ist, so hat auch dieser, der ältere der beiden Brüder, den Poeten wahrscheinlich noch mit eigenen Augen gesehen. Ist nun die Annahme Chiappellis richtig, so bietet das von Orcagna gemalte Porträt fast ebenso viele Sicherheit für die Ähnlichkeit wie das Giottos, das es ergänzt. Das eine gibt das authentische Bildnis des noch jungen Verfassers der Vita Nuova, das andere zeigt uns den Dichter der Göttlichen Komödie am Ende seines Daseins. —



BÜCHER-LISTE.

Bei der Redaktion der „KULTUR" sind vom 6. bis 19. Januar 1903 eingelaufen:

Andrejew, Leonid, Erzählungen. Aus dem Russischen übers. v. Elissawetinskaja und Jorik Georg. Stuttgart und Leipzig 1902. Deutsche Verlags-Anstalt.

Andrejew, Leonid, Es waren einmal. Das Schweigen. Das Lachen. Die Lüge. Novellen. Deutsch von Stefania Goldenring. Berlin. Neufeld & Henius.

Beer, Dr. Theodor, Die Weltanschauung eines modernen Naturforschers. Ein nicht-kritisches Referat über Machs „Analyse der Empfindungen". Dresden und Leipzig 1903. Carl Reißner.

Bertens, Friedr., An des Lebens Vormittag. Werdegang eines jungen Mannes. Berlin 1903. Iris-Verlag.

Bischoff, Heinr., Richard Bredenbrucker. Letterkundige Studie. Gent 1902. A. Siffer.

Freydank, Bruno, Buddha und Christus. Eine buddhistische Apologetik. Leipzig 1903. Buddhistischer Missionsverlag.

Huber, Prof. Dr. F. C., Die Kartelle. Ihre Bedeutung für die Sozial-, Zoll- und Wirtschaftspolitik. Stuttgart und Leipzig 1903. Deutsche Verlags-Anstalt.

Keußler, Gerh. v., Die Grenzen der Ästhetik. Leipzig 1903. Herm. Seemann Nachf.

Le Mang, Richard, Fabrikant Hartmann. Drama. Dresden und Leipzig 1903. Carl Reißner.

Messer, Max, Die moderne Seele. 3. Aufl. Leipzig 1903. Herm. Seemann Nachf.

Pagani, Silvio, Der Wolkenkönig. (Aping il Savio.) Eine Tragödie. Aus dem Italienischen übers. v. G. Locella. Dresden und Leipzig 1903. Carl Reißner.

Venanzio, Giuseppe, Giovani Goliardica. Con prefazione di Rosalia Jacobsen. Milano. Società editrice Lombarda.

Venanzio, Giuseppe, La Tragicommedia dei Chiachieratori. Milano 1903, Attilio Barion.

Wettig, Herm., Die Leichenverbrennung und der Feuerbestattungsapparat in Gotha. 4. Aufl. Gotha. Richard Schmidt.

Zeitler, Julius, Taten und Worte. Ein Stück Literaturpsychologie. Leipzig 1903. Hermann Seemann Nachf.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. S. Simchowitz, Köln.

Für die Inserate: W. H. Sinzig, Köln.

Druck von M. DuMont Schauberg, Köln.



I. Jahrgang ⋆ 1903 ⋆ Heft 16

DIE KULTUR

Halbmonatsschrift

HERAUSGEBER DR S. SIMCHOWITZ

INHALT

ZWEITES FEBRUARHEFT

Preis des Heftes 75 Pfg. ⋆ Vierteljährlich 4 Mark

SCHAFSTEIN & Co. VERLAG

KÖLN A. RH.

Die „Kultur“

erscheint *zweimal monatlich* in Heften von ca. 4 Bogen (64 Seiten).

Der Abonnementspreis beträgt (für 24 Hefte mit ca. 1500 Seiten Text) Mk. 16.— pro Jahr, also Mk. 4.— pro Quartal. Bei direktem Bezug vom Verlag Mk. 4.50; für das Ausland Mk. 5.—. Einzelne Hefte kosten 75 Pfg.

Bestellungen werden von allen Buchhandlungen des In- und Auslandes, von allen Postanstalten (Post-Zeitungs-Nummer 4449a) sowie von der Verlagsbuchhandlung entgegengenommen.

Alle für die „Kultur“ bestimmten Sendungen sind zu richten an

„die Redaktion der Kultur“, Köln, Badstraße 1.

Sprechstunde der Redaktion wochentäglich im Bureau, Köln, Badstr. 1, von 11—12.
Privatwohnung des Herausgebers, Dr. S. Simchowitz, Köln, Boisseréestr. 3.

Manuskripte werden stets einseitig beschrieben mit breitem Rande erbeten.

Für unverlangte Manuskripte wird keine Verantwortlichkeit übernommen; ihre Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt.

Alle einlaufenden Rezensions-Exemplare werden in einer „Bücher-Liste“ registriert. Eine eingehende Besprechung erfolgt nach Gutdünken der Redaktion. Eine Verpflichtung zur Rücksendung wird nicht übernommen.

Den verehrl. Redaktionen ist nach eingeholter Einwilligung der Autoren Nachdruck aus dem Inhalt der „Kultur“ gestattet, jedoch nur mit genauer Quellenangabe „Halbmonatsschrift „Die Kultur“ (Herausgeber Dr. Simchowitz, Verlag von Schafstein & Co., Köln)“.

Das XVII. Heft der „Kultur“

erscheint Anfang März 1903 und wird u. a. enthalten:

Wolf von Schierbrand (New-York): *Der Isthmische Kanal.*

Dr. Franz Oppenheimer (Berlin): *Sombarts moderner Kapitalismus.*

Eliza Ichenhäuser (Berlin): *Die Frauenstudienfrage in Deutschland.*

Dr. C. F. v. Vleuten (Dalldorf-Berlin): *Thomas de Quincey.*



Halbmonatsschrift

Alles Große bildet, sobald wir es gewahr werden.
(Goethe.)

Kultur heißt Übung aller Kräfte auf den Zweck der völligen Freiheit, der völligen Unabhängigkeit von allem, was nicht wir selbst, unser reines Selbst ist.
(Fichte.)

I. Jahrgang. ★ 1903. ★ Zweites Februarheft.

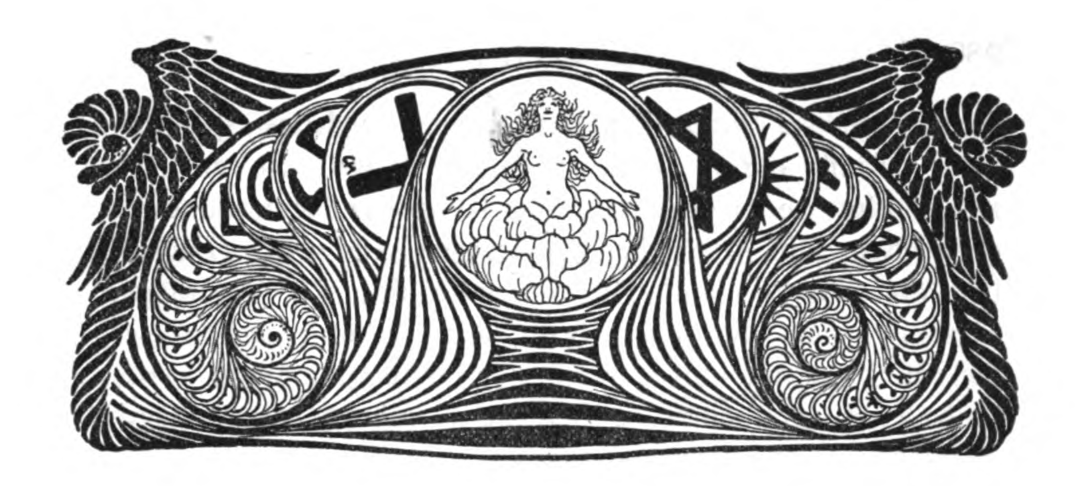
INHALT

HERAUSGEBER Dr S. SIMCHOWITZ
VERLAG SCHAFSTEIN & Co

KÖLN a. Rh.



Druck von M. DuMont Schauberg, Köln.



Deutschland, Frankreich und Amerika.

Kaum waren die Leser an den Ausspruch Balfours erinnert worden, die Gefahr kriegerischer Explosionen drohe heute nur noch an den Stellen, wo Zivilisation und Barbarei zusammenstoßen, als auch schon die Konflikte mit Venezuela und Marokko eine Bestätigung brachten. Anderseits schienen die Teilnahme Deutschlands an der Expedition gegen den südamerikanischen Räuberstaat und bald darauf die Freundschaftsbezeugungen, die beim Besuche unseres Kronprinzen in St. Petersburg ausgetauscht wurden, unsere Ansicht zu widerlegen, daß für uns Deutsche die Explosionsgefahr an der Ostgrenze liege. Allein diplomatische Liebenswürdigkeiten sind von jeher als Isolatoren verwendet worden, wo einander entgegengesetzte Elektrizitäten gefährlich nahe kamen, und die Exekution eines barbarischen Schuldnerstaates bedeutet noch lange keinen Krieg. Deutschland denkt nicht daran, einen Krieg mit Venezuela zu führen, weil der nur dann Sinn hätte, wenn es venezolanisches Gebiet erobern wollte, und weil Landbesitz im tropischen Amerika die Kosten ebensowenig decken würde wie der in Afrika, außerdem uns in gefährliche Konflikte mit England und den Vereinigten Staaten verwickeln müßte. Ein Krieg mit dieser großen Republik aber ist trotz der eingetretenen Mißstimmung, die im Bot-



schafterwechsel ihren diplomatischen Ausdruck gefunden hat, vorläufig darum nicht zu fürchten, weil die amerikanische Flotte noch weit entfernt davon ist, der verbündeten englischen und deutschen gewachsen zu sein. (England hat 971, Deutschland 104 Kriegsschiffe, die Vereinigten Staaten haben nur 103.) Von der Zukunft hoffen wir, daß die Vernunft immer mehr zur Geltung kommen werde, und deren Herrschaft zu befördern, möchte die folgende Betrachtung ein wenig beitragen.

Die Grundursache aller Kriege von Bedeutung ist der Lebensdrang kräftiger Völker gewesen: das Bedürfnis einer Erweiterung ihres „Futterplatzes“ und ihres Tätigkeitsspielraums. In rohen Zeiten sind die zu diesem Zweck geführten Kriege reine Raubkriege, dann folgen Eroberungskriege zwischen Völkern von gleicher Kulturhöhe, zuletzt, wenn ein hoher Grad von Kultur und dichte Bevölkerung aller Kulturstaaten die Eroberungskriege zwischen diesen verbieten, können nur noch Kolonial- und Handelskriege geführt werden. In der Zeit von 1200 bis 1870 ist diese Natur der Kriege durch das vorherrschende dynastische Interesse und durch die zuletzt eingetretene Notwendigkeit, mit einer von diesem Interesse geleiteten unnatürlichen Staatenbildung wieder aufzuräumen, vielfach verdunkelt worden. Auch die Religion hat in Zeiten, in denen die Phantasie mächtiger war als das aufgeklärte Interesse, hier und da zum Kriege getrieben, oder ist wenigstens von Regierungen und aristokratischen Gruppen dazu benutzt worden, im eigenen Interesse die Massen für einen Krieg zu begeistern. Heut ist von solchen irrationalen Triebfedern nur noch eine wirksam: die Revanchelust der Franzosen. Daß ihre Kraft die Friedensreden des Sozialdemokraten Jaurès noch nicht gebrochen haben, beweisen die Reden anderer Staatsmänner, u. a. Deschanels Kammerrede vom 19. Januar, und die Betrachtungen der französischen Presse über das Lob, das Graf Bülow am 20. Januar im Reichstage den französischen Regierungssozialisten gespendet hat. Doch

droht von französischer Seite heute wohl kaum mehr ernstliche Gefahr; zu groß sind die Widerstände und Schwierigkeiten, die ein Ausbruch der Revanchelust und Gloiresucht zu überwinden hätte. Zu ihnen rechnen wir noch nicht die Teilnahme der grundsätzlich militärfeindlichen Sozialisten an der Regierung; dieser Posten würde erst in Rechnung zu stellen sein, wenn es den zur Zeit maßgebenden Parteien gelänge, die Wehrkraft Frankreichs erheblich zu schwächen. Auf die schönen Reden des Herrn Jaurès ist nicht viel zu geben; ein Plebiszit würde wahrscheinlich nicht zu seinen Gunsten ausfallen, und selbst er hat die Maßregel, die allein den beinahe dreihundertjährigen französischen Raubzügen ein Ende machen konnte, einen Rechtsbruch genannt und hat seine Landsleute auf die allgemeine Abrüstung vertröstet, die ihnen Elsaß-Lothringen wiederbringen werde, — durch eine Volksabstimmung, meint er ohne Zweifel. Also nicht auf den ewigen Frieden gründen wir unsere Hoffnung, sondern auf zwei Tatsachen. Die eine ist die von der ganzen Welt anerkannte militärische Überlegenheit Deutschlands, die schon durch die deutsche Volkszunahme mit jedem Jahre wächst, und die wohl auch der eingebildetste Franzose heute nicht mehr in Zweifel zu ziehen wagt. Die zweite ist das afrikanische Kolonialreich, dessen Befestigung und Vergrößerung Frankreich noch lange Zeit hindurch in eine unabsehbare Reihe von Konflikten mit Spanien, Italien, der Türkei und England verwickeln wird. Dadurch ist unseres westlichen Nachbars Marschroute gebunden. So wahnsinnig, auf die dort winkenden Vorteile zu verzichten, um sich am Felsen der deutschen Volkskraft den Schädel einzurennen, kann die französische Nation nicht sein.

Wahrscheinlich ist das Revanchegeschrei von Anfang an nur die Maske der Furcht gewesen. Die Furcht, daß die Deutschen über Frankreich herfallen würden, um ein weiteres Stück, den ganzen Nordosten, abzureißen, ist zwar völlig unbegründet; denn es würde die leichtsinnige Phantastik



des durchschnittlichen Franzosen dazu gehören, in unserer Zeit einen Eroberungskrieg in ein fremdsprachiges Land von gleicher Kulturhöhe zu unternehmen; aber es liegt dieser Furcht eine Tatsache zu Grunde, dieselbe Tatsache, die uns den Haß der Engländer, der Yankees, der Russen, der österreichischen Slawen einträgt. Der verhängnisvollen Wirkungen wegen wagt kein deutscher Staatsmann das Wort Übervölkerung auszusprechen. Aber es gibt in der ganzen Welt keinen Menschen, der nicht wüßte, daß die Bodengrundlage verbreitert werden muß, wenn die Volksdichtigkeit einen gewissen Grad überschritten hat, und daß dieses bei Deutschland der Fall ist. Die Notwendigkeit der kommerziellen Expansion wird auch von unsern Staatsmännern eingestanden; daß wir sie erfolgreich betreiben, erbittert die Engländer, was jedoch, wie gesagt, keine Kriegsgefahr einschließt. Da aber jedermann einsieht, daß der Auslandshandel das Übel nur mildern, ihm nicht abhelfen kann, so setzen alle in Betracht kommenden Völker als selbstverständlich voraus, daß ihnen von Deutschlands Eroberungsgelüsten Gefahr drohe.

Oder wenigstens Beeinträchtigung des eignen Vorteils. Die fürchtet Bruder Jonathan, der, wie bekannt, sich auf seinen Vorteil versteht und in dessen Verfolgung weder durch Gewissensbedenken noch durch übertriebene Noblesse gehindert wird. Wäre er von edler Gesinnung beseelt, so würde er an seinem herrlichen weiten Lande sich genügen lassen und armen Europäern das dünn und zu einem großen Teil noch gar nicht bevölkerte Südamerika von Herzen gönnen. Alle Welt preist die staunenswerten Fortschritte der Vereinigten Staaten. Diese Fortschritte sind jedoch gar nicht staunenswert, sondern unter den günstigen Lebensbedingungen, deren sich die Bewohner des Landes erfreuen, ganz selbstverständlich. Diese Bedingungen heißen: fruchtbarer, an Holz und Mineralschätzen reicher und vor feindlichen Einfällen durch die Lage des Landes gesicherter Boden von ungeheurer Ausdehnung.

Die Güter sind die Produkte von Arbeit und Boden — das Kapital gehört nicht zu den Faktoren, sondern ist selbst ein Produkt —; die Größe des Produkts hängt demnach von der Größe dieser beiden Faktoren ab. Wird das Land knapp, so werden nicht allein die Bodenprodukte verhältnismäßig knapp, sondern es können auch nicht mehr alle Arbeitsfähigen voll beschäftigt werden, und ein Teil der Beschäftigten müht sich mit unproduktiver und schädlicher Arbeit ab. Ein Teil verkümmert, ein Teil verkommt in der Vagabondage und im Verbrechertum. Der europäische Süden, Nordafrika, die Levante werden von deutschen Bettlern, Bummlern und Abenteurern reichlich heimgesucht, und in London sammeln sie sich in solchen Massen, daß die Engländer ganz ernsthaft auf Abwehrmaßregeln sinnen, die mit den liberalen Traditionen ihres Landes in Widerspruch stehen, wie sich ja auch die gepriesene Zuflucht aller Bedrängten, der freieste Freistaat der Welt, die nordamerikanische Republik, schon längst der Einwanderung von völlig Mittellosen, von Krüppeln, Kranken und kriminell Verdächtigen verschlossen hat. Also während es für die übervölkerten Kulturstaaten Europas kein Mittel gibt, die Verkümmerung und Verlumpung eines Teils ihrer Bewohner abzuwenden und allen produktive Arbeit zu verschaffen, braucht in Nordamerika kein Mensch zu verkümmern, kein Mensch zu schmarotzen, kein Mensch am Wochentag zu feiern, sondern kann jeder alle seine körperlichen und geistigen Kräfte voll entfalten. Jeder kann Grundbesitzer werden, jeder sein Brot selbst erzeugen, oder könnte es, wenn nicht manchen eine falsche Politik daran hinderte. Im Deutschen Reich kommen 104, in den Vereinigten Staaten nur 8,7 Seelen auf den Quadratkilometer; sollte es mit der Volkszunahme auch noch so rasch gehen, so wird das Land auch nach hundert Jahren noch zu den dünn bevölkerten gehören. Auf je 1000 Hektar kommen 711 unkultivierte, und von denen ist nur ein kleiner Bruchteil von Natur für Anbau ungeeignet; auf den bebauten



289 Hektaren aber wird zumeist Raubbau getrieben. Wenn trotzdem auch in Nordamerika Krisen eintreten, die Hunderttausende von Arbeitern beschäftigungslos auf die Straße werfen, so beweist das nur, wie jämmerlich es um die von manchen bewunderte und verhimmelte Staatsweisheit der großen Republik bestellt ist. Sie hat durch Hochschutzzoll vorzeitig eine industrielle Entwickelung erzwungen, die jetzt schon Europa bedroht, sie hat durch Landverschleuderung an Monopolisten den normalen Fortschritt der Besiedelung gehemmt und die Ansammlung von Riesenvermögen erzwungen; sie hat die Wälder verwüsten, die Wasserläufe verwildern, die Büffelherden vertilgen lassen und so das Volk eines Teils seiner wertvollsten Naturschätze beraubt. Anstatt imperialistischen Phantasieen nachzuhängen, sollte Bruder Jonathan lieber auf bessere Verwaltung und Ausnutzung seiner Naturschätze bedacht sein.

Die Monroedoktrin wollen wir ihm nicht verargen, wenn er sie auf die nördliche Hälfte des Erdteils einschränkt, die er schon beherrscht, wenn auch noch lange nicht ausfüllt. Sie auch auf Südamerika auszudehnen und landbedürftigen Europäern den Zutritt dahin zu wehren, wäre gegen alles natürliche Recht. Dem Grundsatz: Amerika den Amerikanern! muß Europa den richtigern entgegenstellen: Amerika den Europäern! Daß man es nicht seinen Rothäuten und wilden Tieren lassen dürfe, darin sind alle einig. Nordamerika haben nun Europäer besetzt, die sich durch Kulturarbeit das höhere Eigentumsrecht auf den okkupierten Boden erworben haben, und die in ihrem wohlerworbenen Besitz zu stören, wird keiner europäischen Regierung einfallen. Anders steht es um Südamerika. An zwei selbstverständliche Grundsätze, die leider in den Zeitungsdebatten wenig zur Geltung zu kommen pflegen, hat jüngst Dr. Karl Peters in der Londoner Finanzchronik erinnert. Der eine besagt, daß ein leistungsfähiges Volk, welches ein fremdes Land braucht, ein besseres Anrecht auf dieses hat als seine unfähigen Bewohner, und daß das

für die Europäer den Südamerikanern gegenüber gilt; denn diese beweisen, auch soweit sie europäischer Abstammung sind, nicht mehr wirtschaftliche und politische Befähigung als die Farbigen und die Mischlinge (mit Ausnahme der Chilenen, denen ein starker Prozentsatz deutschen Blutes Halt verleiht). Zweitens bemerkt Dr. Peters ganz richtig, wenn Nordamerika die Europäer von der Südhälfte des Erdteils ausschließen wolle, dann müsse es sich das Recht auf seinen Anspruch durch die Erfüllung der korrespondierenden Verpflichtungen erwerben. Es müsse die verbummelten Söhne des Südens unter seine Aufsicht stellen, in Erziehung nehmen und politisch organisieren; denn die Kulturvölker könnten nicht dulden, daß große Länder, die für den Welthaushalt wichtig seien, ungenutzt bleiben oder verkommen. Wir glauben nun nicht, daß die Yankees dieser Aufgabe gewachsen sind; haben sie doch noch mindestens ein Jahrhundert zu arbeiten, ehe sie die gewaltigen Aufgaben, die ihnen ihr eigenes, teils ungenutztes, teils verwildertes und verwüstetes Land im Innern und im Westen stellt, einigermaßen bewältigt haben werden. Europa müßte also erklären, daß es die Ausdehnung der Monroedoktrin auf Südamerika nicht zuläßt, — wenn es eine Vertretung Europas gäbe; daß es die nicht gibt, ist eben das Elend.

Für Deutschland handelt es sich dabei nur um die Abwehr etwaiger Versuche der Vereinigten Staaten, sich in unsere geschäftlichen Beziehungen zu den Südamerikanern einzumischen und etwa notwendig gewordene Exekutionen zu hindern. Denn an Landerwerb auch in den für deutsche Ansiedler geeigneten Gegenden des herrlichen Erdteils, in Argentinien und Südbrasilien, kann unsere Regierung nicht denken. Hätten sich die Massen deutscher Auswanderer im 18. und 19. Jahrhundert dahin gewandt und dort ein Neudeutschland begründet, anstatt den Angelsachsenstaat der neuen Welt aufbauen zu helfen, so hätten wir jetzt die überseeische Ansiedlerkolonie, und müßten sehen, wie wir damit fertig würden. Aber unter den

heutigen Umständen eine solche überseeische Kolonie gründen, das können wir nicht. Auch der militärische Laie sieht ein, daß wir zu diesem Zweck unsere Flotte in einem Maße vermehren müßten, das sich mit der Aufrechterhaltung der unumgänglich notwendigen Landwehrkraft nicht vertrüge. Nordamerika hat also nicht zu fürchten, daß wir seinen angemaßten und ganz unbegründeten Anspruch auf die Hegemonie in Südamerika verletzen werden, es müßte denn einmal in der Weise geschehen, daß wir Italien, welches dort ein für seine Auswanderer geeignetes Gebiet gefunden hat, in der Geltendmachung seiner Ansprüche unterstützten.

Neiße, Anfang Februar 1903. *Karl Jentsch.*

Zur modernen Lyrik.

„Werde fort und fort der, der du bist, der Lehrer und Bildner deiner selber! Du bist kein Schriftsteller, du schreibst nur für dich! So erhältst du das Gedächtnis an deine guten Augenblicke und findest ihren Zusammenhang, die goldene Kette deines Selbst!" Nietzsche.

Ich muß erst ein Wort zur Kritik sagen, ehe ich selbst kritisiere. Die Kunstkritik sollte sich deutlich bewußt sein, daß das Geistreichste, was sie zu Tage bringen mag, zur Kunst selber doch nichts weiter ist, als eine Randbemerkung, und daß ihre vornehmsten Thesen und Gesetze, wie sie's nennen mag, nichts weiter sind und bleiben, als eben solche Randbemerkungen. Denn stärker als die Kritik ist die Kunst.

Das schließt für die Kunstkritik zwei Forderungen in sich ein: die eine ist die, daß sie sich in dem Nachschaf-



fenden ihres Wesens abhängig fühle, die andere die, daß sie in dem Bewußtsein ihrer Abhängigkeit und ihres Nachschaffens die höchsten Ansprüche an sich selber stelle. Das ist um so notwendiger, wo sie sich nicht dem einzelnen Werk, sondern ganzen Richtungen und Strömungen gegenübergestellt sieht, und es begreift eigentlich noch als drittes in sich, daß sie dem Neuwertigen, Fließenden, bewußt sich Entwickelnden gegenüber zurückhalte, vielleicht sich so vollständig bescheide, daß sie kein fertiges Urteil ausspricht. Sie muß sich das Fließende behalten und die Bereitschaft zur Empfänglichkeit, und sei es der heterogensten Dinge. Sie muß der Kunst dienen und darf sie nicht meistern. Sie muß lebendig sein wie die Kunst, die das Leben selber ist, und muß doch darin eine gewisse Zielbewußtheit zeigen, die auch das Leben immer hat. Hierin tritt die Kritik über ihre allgemeinen Begrifflichkeiten hinaus und gibt ihren Begriffen, an die sie nun einmal gebunden ist, besondere Wertungen. Ich sehe darin eine Aufgabe der Kritik mehr. Sie ist auf diese Weise jenseits von gut und böse gestellt, und den eingeschworenen Wissenschaftlern mag es hier ängstlich werden. Die andern aber werden unverzagt ihre Aufgabe zu lösen suchen. Sie finden ihren Halt in ihrem eigenen Kunstempfinden, in dem der Kritiker unbedingt Künstler sein muß — und dann im Leben. Denn Kritiker sein, heißt auch Kenner des Lebens sein. —

Am meisten versagt hat die Kritik der Lyrik gegenüber. Es liegt in der Natur der Sache. Hier ist am wenigsten mit Fertigem zu operieren, hier ist am wenigsten eine Konsistenz vorhanden, hier ist die unbedingte Prävalenz der Empfindung, hier ist der früheste Ausdruck psychischer Neuwerte, hier ist die größte Nachgiebigkeit des sprachlichen Bildens und — die größte Schwierigkeit. Sie fordert das tiefste Erlauschen, die feinste psychische Empfindlichkeit, sie verlangt eine geradezu nervöse Rezeptivität für ihr Unausgesprochenes, in dem sie sich am meisten charakterisiert, in dem sie ihre letzten Werte ausspielt, sie

verlangt eine Kunst des Lesens, der keine rhythmische Feinheit, keine melodiöse Bewegung, keine Bildwirkung, keine verborgene Anschauung entgeht. Sie bleibt all denen eindruckslos, die ihr nicht das Ohr des Herzens neigen; sie bleibt nur äußerlich und vergröbert ihre Werte denen, die ihr nur stoffliches Interesse entgegenbringen, sie verflacht für die, die nur ihren Mechanismus hören, und seien diese noch so raffinierte Kenner und forderten sie noch so viel Raffinement von der lyrischen Formgebung. Ohne die reichste Vielseitigkeit des inneren Lebens ist ihr nicht beizukommen, und ohne daß man ihr ein Ganzes entgegenbringt, tut sie kein Ganzes auf. Sie ist die subjektivste Kunst und hat die allgemeinste Geltung. Nur die Musik stellt sich ihr hierin an die Seite. Darum auch findet sie mehr Bewunderer als Genießende. Und doch erfüllt sie bei den verschiedensten Menschen am ehesten die religiöse Mission, die die Kunst und jede Art der Kunst hat.

Die Lyrik ist der direkteste Ausfluß des Gemütes, und da das Gemütsleben heute durch ein Jahrhundert der Verstandestätigkeit so stark in unserm Leben ausgeschaltet ist, darum ist die lyrische Dichtung eine so wenig beachtete Kunst heute. Man kommt der Kunst überhaupt nicht mehr mit Heiligkeit und allgemeiner Andacht, sondern nur mit Neugier entgegen — da muß die Lyrik eben am wenigsten bieten. Auf die Schaffenden ist das nicht ohne Rückwirkung. Je reicher eine Zeit an Arbeit und Arbeitern wird, desto ärmer wird sie an Schaffen und Schaffenden, ist ein Gedanke Taines. Im Leben eines Volkes und für seine Kultur ist die Kunst allemal nicht nur Produkt, sondern auch Faktor, für unsere Zeit freilich mehr Faktor als Produkt, besonders aber für das Kommende, für die Zukunft. „Der Versuch, ein Ideal zu dichten", der, wie Nietzsche meint, „dem noch höheren vorausgeht, ein Ideal zu leben", ist bereits gemacht, und so stehen wir vor dem Leben, das umgestaltet werden und in seiner Umgestaltung rückwirken soll.

Die starken Auseinandersetzungen des Naturalismus mit den Erscheinungen und Äußerungen des wirklichen Lebens, der Kampf gegen Erstarrung in Form und Inhalt, gegen eine einseitige Sanktionierung und Altersgeheiligtheit, konnten, nimmt man die rein künstlerischen Werte als ausschlaggebendes Moment, der Lyrik wenig nützen. Sie gaben ihr in gewissem Sinne ein ganz selbstverständliches Prinzip wieder: Unmittelbarkeit, die Freiheit der Subjektivität, die Loslösung von einer allgemeinen Empfindungsskala, das Recht des Eigenempfindens. Es sind alte Werte, sie werden nur neu eingesetzt. Sie liegen in solchem Fall noch rein in der Theorie, sie müssen sich geradezu neu erst bewähren in der Praxis. Das macht sie neuer als sie sind. Denn, wie gesagt, sie sind uralt, sie werden in stagnierenden Zeiten nur vergessen, sie werden in der Gleichheit der Talente, in ihrer einseitigen Veranlagung, vorgetäuscht, sie finden in solchen Zeiten nicht Anwendung auf Kunstwerke, denen sie wirklich wieder eignen und die sich darin von den derzeitig „berühmten" abheben. So begreift sich's, daß man an einer Lyrik, wie der Hebbels oder Kellers, Meyers und Mörikes vorbeigehen konnte und sich schließlich um Liliencron, den stärksten Lyriker der jungen Generation, heftig stritt. Es sind also im jungen Wachsen mehr Werte der Kritik als der Kunst selbst. Und was der Naturalismus an Stofflichem der neuen Lyrik vermittelte, kommt deshalb weniger in Betracht, weil der Einschlag der Realität ganz von selbst, ohne literarische Kämpfe und Theorieen, stattfinden mußte, wofür denn Liliencron das deutlichste Beispiel ist, der eigentlich, ohne Zusammenhang mit der allgemeinen Strömung, d. h. ohne Theoretiker zu sein, rein als er selbst sofort im Zusammenhang mit ihr war und ihre höchste Erfüllung zugleich. Wenn also die Gegner des Modernen nach dieser Seite auf ein Minus hinweisen wollen, auf all das, was wie Spreu im Winde verflog, dem Tage diente und mit dem Tage ging, so verhöhnen sie sieh damit nur selbst, denn



sie geben ein Ringen um das Selbstverständlichste zu, die Notwendigkeit einer Stoffentdeckung, die Verfechtung eines Neuen, das ihnen fehlte, weil sie hinter ihrer Zeit zurückgeblieben waren. Wo aber die Tendenz herrschen muß, kann die Kunst nicht herrschen; wo die Kunst um das Leben als solches, um ihre Lebensberechtigung ihre Mittel als Kampfmittel aufwenden muß, kann sie ihre Kräfte nicht zu ihrem eigenen Wachsen und Blühen umsetzen. In solchen Zeiten dient das Schaffen dem Neuen, den ... ismen, die wie Pilze hervorschießen, in erster Linie; philosophischen Erkenntnissen, individualistischen, sozialen, altruistischen Forderungen und Voraussetzungen dient es als Vermittlerin, der Kunst aber dient es nur indirekt. Indirekt dadurch, daß es den Zusammenhang von Kunst und Leben wieder herstellt, scheinbar auf Kosten der Kunst.

Der Intellekt sei der Feind des Lyrischen, sagt man, und man sagt damit etwas Wahres, ohne eine unbedingte Wahrheit zu sagen. Ob es berechtigt ist, im Künstler eine Geisteskraft gegen eine andere auszuspielen, mag füglich bezweifelt werden. Vielleicht ist's richtig, daß sich alle seelischen Kräfte in der Phantasie des Künstlers zur Einheit zusammenschließen. Gewiß ist aber, daß in Zeiten intellektueller Überwertigkeit die Lyrik sich wenig entfalten kann. Solche Zeiten liegen hinter uns. Das Gemüt ist in ihnen zu kurz gekommen. Sie haben uneinheitliche, zerrissene Menschen hervorgebracht. Ganze Menschen fehlen uns. Zu unserer Ganzheit geht nun unsere Sehnsucht, das Gemüt will sein Recht wieder. Wir suchen weniger nach der Erkenntnis, als nach Einheitlichkeit von Fühlen und Erkennen. Erkenntnisbücher mit Empfindungswerten üben ihre starke Anziehung — Nietzsche, Maeterlinck, Emerson — aus intellektueller Übersättigung sind sie geschaffen, ihre Wirkung beweist eine solche. Alles ist noch in Fluß — das Gemüt hat nicht Ruhe. Nicht die Ruhe in sich, nicht die Ruhe des Einklangs mit der Erkenntnis, des Einsseins mit der Lebensgestaltung. Wäre diese Ruhe vorhanden, fände sich

auch der Dichter unter uns, der die elementare Urwüchsigkeit besäße, im Besitz all unserer hochentwickelten Kultur das Vorhandene, Materielle und Nüchterne nicht als Prosaismus zu entwerten, sondern sich zu der Kraft aufschwingen könnte, es poetisch zu bewerten und zu erhöhen. Über alle Traumseligkeit hinaus, in unmittelbarster Lebensnähe, ohne alles Literarische. Dies spielt eine Hauptrolle, in all unserer Kunst eben nicht weniger als anderswo in der Lyrik. Darum war Goethe die letzte Erfüllung — er hat aus dieser kulturellen Ruhe geschaffen, aus dieser großen und intimen Lebensnähe, und in diesem Sinne, aber nur in diesem Sinne, dürfen wir einen Strich hinter ihm ziehen. Nichts ist heute, was aus dieser Ruhe gewachsen wäre, auch da, wo es so scheint, — und gerade in der Lyrik will man sich ja diesen Anschein geben — an ihre Stelle ist die Sehnsucht getreten. Die Sehnsucht ist die Nährkraft der modernen Lyrik — sie mußte es werden, wenn das Leben ihre Wurzel sein sollte.

Es ist heute falsch, Erfüllung zu fordern. Sie ist noch unmöglich. Wollen wir sie, kehren wir zu Goethe zurück. Das ist mit eine psychologische Erklärung seiner starken Wirkung, die er augenblicklich übt. Die Schillersche Erkenntnislyrik ist ein wenig beiseite geschoben, man will zur Wirklichkeit. Der Sinn ist nüchterner geworden. Ein sprachliches Moment spielt eine nicht zu unterschätzende Rolle dabei. Die superlativische Rhetorik macht uns Unbehagen. Wir haben kein Pathos mehr, kein echtes inneres der Gefühle, leider. Zu lange wurde dann das unechte äußere der Sprache geübt. Es ist ebenfalls überwunden. Darnach richtet sich unser Verhältnis zum Alten. Aber auch unser eigener Ausdruck richtet sich darnach. Einesteils hat unsere lyrische Sprache einen Gewinn daraus gezogen — da, wo sie die Gegenständlichkeit niederhält — da, wo sie „singt". Sie befleißigte sich der Einfachheit, der Natürlichkeit, der Unauffälligkeit. Es gibt viele Beispiele dafür, und die besten der modernen Lyriker liefern sie.



Wir nennen dann immer Goethe zur Erläuterung, manchmal auch, um ihn als Maßstab anzulegen. Und in der Tat sind Gedichte geschrieben worden, die wir den Goetheschen an die Seite stellen dürfen — stofflich ganz im neuen Leben aufgehend und somit einen neuen Ausdruck neuer Empfindungen bedeutend, vielleicht sogar auch mit derselben Endgültigkeit, wie sie Goethe geschaffen. Auf jeden Fall eine Bereicherung unserer lyrischen Schätze, künstlerisch und inhaltlich. Das „Moderne" tritt freilich in ihnen zurück — doch das tut's immer, wo die Kunst obsiegt. Aber wieder ist man auch ins Gegenteil verfallen und hat blasiert den Nüchternen gespielt, der sein Empfinden meistert, der darin so halb über dem Leben steht, berührt von ihm, nie hingerissen oder erschüttert. Es bildete sich so ein Pathos des Unpathetischen heraus, in Inhalt und Form, mehr ein Trick als innere Echtheit, mehr künstlich als künstlerisch. —

Überhaupt hat das Künstliche eine starke Rolle gespielt in der modernen Lyrik. Lebenskunst! Das war die Forderung, ist und bleibt die höchste Forderung. Sie kann nur erfüllt werden, wo das Leben selbst zur Kunst wird. Daraus wächst sie von selbst. Hier aber wurde der Widerstreit mit dem nüchternen Leben zu stark, die Phantasie fühlte sich beengt, gebunden. Man fand, man könne im Äußeren nicht den Ausdruck des Inneren finden; — was einerseits vom Naturalismus konsequent durchgeführt wurde, wurde auf der andern Seite entschieden verneint. Es wäre die Frage, ob man dem Leben gegenüber zu schwach war, oder ob rein auf künstlerischem Gebiete Strömung und Gegenströmung sich auslösten. Vielleicht war beides der Fall. Die Phantasie, die programmäßig wieder in ihre Rechte eingesetzt wurde, suchte sich ihre Freiheit. Symbolismus, Mystizismus wurden Schlagwörter — standen dem Naturalismus, der die Beobachtung über die Phantasie gestellt hatte, entgegen. Das Prinzip des Symbolismus war auf eine Formel, eine Gleichung aufgestellt. Es galt nicht der Vor-

gang an sich, sondern die Deutung, die man ihm gab. Ohne diese Deutung blieb das Gedicht leer. Eine Selbstverständlichkeit der echten Kunst war zum Zweck erhoben. Es war vergessen, daß alle Kunst Symbol an sich schon ist, und daß, je tiefer unser Erleben ist, um so weiter und mannigfaltiger seine Beziehungen werden. Das aber ergibt sich unmittelbar und ganz von selbst und bedarf nicht der Forcierung. Im Gegenteil, diese beeinträchtigt nur. Der Mystizismus aber hatte sich auf das Dunkle, das Ungelöste des Gefühlslebens kapriziert und sich das zum Selbstzweck gemacht. Ob rein sachlich hier neue Aufschlüsse gegeben wurden, glaube ich nicht. Im übrigen dürfte ein höherer Beruf der Kunst sein, als das Dunkle darzustellen, es zu erhellen, und bei der genialsten Erhellung unseres Seelenlebens bleiben noch Unergründlichkeiten genug. Die größten Mystiker sind eben die, die die größten Hellseher sind.

In der jüngsten Entwickelung hat sich die Form die Vorherrschaft errungen. Es hat sich ein Formalismus herausgebildet, den man mit Ästhetizismus, Neuromantismus bezeichnen mag — eine *l'art pour l'art*-Kunst, die der ganzen Entwickelung gar zu rasch ein Ende machen würde, erhielte sich nicht die Einsicht, daß die Höhe der Kunst auf diesem Wege nicht erreicht wird. Zudem hat diese ganze Richtung nicht Widerhall genug, um gefährlich werden zu können. Man muß zu ihrem Verständnis wieder vom Leben ausgehen. Es ist der Einklang mit der groben Wirklichkeit wieder nicht herstellbar gewesen. So schwang man sich über sie hinaus, so ging man abseits an ihr vorbei. Hypersensitiv, wie man war, zart und ephebenhaft, beladen mit allen Erkenntnissen und Sensationen vergangener Kulturen, hyperkultiviert, krank von so viel Kulturverfeinerung übersah man das Nahe und Nächste und erging sich in einem Traumland, darin alles verklärt war, in Schönheit erhoben und darin man das Feinste erlebte, das die Psyche zu erfassen vermag und das Seltenste erschaute und das Zarteste erlauschte und — sich seine eigene astralische

Herrlichkeit weismachte. Eine „Hypertrophie der Gefühle und Fähigkeiten", eine formale, tote Kunst. Eine Wortkunst mit erlesenen Künstlichkeiten, eine Akrobatik des Ausdrucks, die Souveränität des Kunstmittels und nicht des Lebens. Sie sind Faiseurs, diese verfeinerten Naturen und das große Genie fehlt ihnen, an dem sie sich stärken können, weshalb sie sich eins erfinden, um das sie einen „Kreis" bilden. Sie sollten offen eingestehen, wovon sie am meisten zehren: vom alten Goethe. Sie sind alle unsterblich — so lange sie leben, um mit Heine zu reden. Ihre Kunst fängt da an, wo das Leben aufhört. Ihre Kunst ist dekadent. Äußere Feierlichkeit gilt in ihr als innere Feier. Sie betrügt sich selbst.

Ehrlichkeit bis zum Unkünstlerischen stellen sich dagegen andere als Forderung auf, unbedingteste Ehrlichkeit im Künden der eigenen Psyche. Auch hier ist die Dekadence, die Dekadence als Lebenserscheinung, in all der Schwäche, in all dem Schwankenden, Irrenden und Irritierenden der modernen Psyche, in all ihrer Krankhaftigkeit und — körperlichen Abhängigkeit. Hier ist die starke Einsprache des Sexuellen maßgebender Faktor. Hier ist eine bewußte Neuschaffung des Inhalts, eine beabsichtigte Neuwertung des Lebens — und also ein Zug zum Leben. Eine nicht unwichtige Seite der Lebenskunst, im ganzen betrachtet, und in einer Persönlichkeit wie Dehmel, mit seiner bis zum Prostituierenden gesteigerten Nacktheit des Gefühlslebens, ist ihr ein Lebenskünstler erstanden, der in seinem starken geistigen Übergewicht nicht nach einer Beziehung beurteilt werden kann. Er greift weiter über. Sonst aber begegnet man hier meist einem psychischen Zersetzungszustand, einer Impotenz des Gestaltens daraus, daß das Wort, das natürlich zum Ausdruck des Unbekannten neugeprägt und umgeprägt werden muß, oft versagt und sich als unzugänglich erweist, anderseits der Inhalt bestenfalls nichts anderes ist als ein Dokument der Psyche. Eine brutale Tatsächlichkeit, eine Psychopathie,

ein Zersetzungszustand unseres Seelenlebens ist das oft — und öfter mag es Unsinn sein, was hier dargeboten wird.

Keines der charakteristischen Merkmale der modernen Lyrik tritt vereinzelt und nur am Einzelnen auf. Alles ist hier im Fluß. In der Weiterentwickelung wird vielleicht nichts von all dem verloren gehen. Momentan ist eine gewisse Ruhe eingetreten. Es ist etwas Vorhandenes, Sicheres in der lyrischen Produktion, das Gefühl einer Errungenschaft, eine Sicherheit der Technik. Experimente dominieren nicht mehr. Das Leben muß nun die Weiterführung übernehmen. Je mehr Einheit und Harmonie, je mehr das Gemüt die Erkenntnisse flüssig macht, je mehr wir uns den tiefen Quellen des Lebens nähern, je mehr uns seine Beziehungen Besitz werden, je vollkommener wir die Harmonie mit Welt und Leben und des Lebens in uns dadurch herstellen, daß wir unablässig uns selbst vervollkommnen, uns selbst entdecken und uns selbst bewahren, je tiefer die Andacht zum Leben in uns wird, je allseitiger wir das Wesen alles Lebendigen erfassen und zum Ganzen und Ewigen heranreifen, kurz, je höher wir das Leben in uns erhöhen, um so höher heben wir die Kunst! Zu dieser Ruhe müssen wir emporsteigen, die uns Zeit läßt, das Ideal auszubauen! In ihm muß sich alle Sehnsucht lösen, die der stärkste Unterstrom unseres heutigen Lebens ist, in ihm muß uns der Friede werden, statt der Unzufriedenheit, Zersplitterung und des inneren Zerwürfnisses, in die uns die Unerfülltheit des heutigen Lebens gebracht hat. Und dem Leben selbst wird es Trost und Ausgleich sein und ihm wieder Helle geben! Es wird kein Ideal sein, das außer uns steht, das zum Götzen werden kann und über das Dogmatiker predigen — es wird in uns lebendig sein müssen. Es wird eine Selbstverständlichkeit sein, in der man geht wie in einem Geheimnis, das allen offenkundig ist, gleichwie wenn Liebe das Menschenherz erfüllt. Es wird die Lebenswahrheit sein!

2

Darin nur gehen wir einem neuen Idealismus entgegen. Unter seiner Herrschaft wird auch die neue Lyrik stehen.

Aber das herbeizuführen, ist nicht nur Sache der Schaffenden, das ist ganz besonders auch Sache der Allgemeinheit. Darin fällt nun wieder der Kritik eine besondere Rolle zu: eine Vermittlerrolle zwischen dem Jetzigen und dem Kommenden, darin, daß sie in der Behandlung der Kunst eine Kulturaufgabe sieht, in ihrer Stellung zwischen Kunst und Publikum ihre erzieherische Bedeutung erkennt. Die hat wohl auch die Kunst, aber sie hat sie in erster Linie in ihren Werten. Der Kritik wird sie Ziel. So gewinnt sie sich einen Positivismus, der in gleicher Stärke der Kunst wie dem Leben dient, so wird sie ganz von selbst einen Positivismus betonen, nach dem überall unser Streben geht. Denn nicht umsonst wollen wir über die harten Stufen der Verneinung und Zersetzung gegangen sein. Darin erhöhen sich aber weiter unsere Forderungen. Nur wo große Forderungen sind, können große Erfüllungen kommen. Freilich — zu den Forderungen muß man berechtigt sein. Diese Berechtigung gibt dann die allgemeine Kulturhöhe, die sich von selbst bildet. Kunst aber ist Kultur, und jeder Zweig der Kunst ist sowohl ihr Spiegel wie auch ihr Ausdruck!

Paris. *Wilhelm Holzamer.*



Vom Volk der Dichter und Denker.

I.

Es war im vergangenen Sommer, im Alsterpavillon in Hamburg. Ein Jugendfreund und ich, wir saßen da am glitzernden Wasser, und die ambrosische Nacht mit ihrer wundervollen Kühle umfing uns. Und wir unterhielten uns — natürlich über Literatur. Wir sprachen davon, wie merkwürdig es sei, daß die drei größten deutschen Lyriker der Gegenwart jetzt in Hamburg ihren Wohnsitz hätten: Liliencron in Alt-Rahlstedt, Dehmel in Blankenese, Gustav Falke in Hamburg selbst. Ich hatte sie zufälligerweise in den letzten Tagen alle drei gesprochen: Falke in seinem unendlich bescheidenen, altmodischen Arbeitszimmerchen, wo es, nach „modernen" Begriffen, so ganz und gar nicht „stimmungsvoll" aussieht, und wo doch die feinsten Stimmungen Wort und Form gewinnen; Dehmel in seiner Wohnung auf der Höhe von Blankenese, von deren Fenstern man den entzückten Blick über die Elbe und ihre Ufer in endlose Fernen schweifen läßt. Am meisten aber hatte ich mich wohl über Liliencron gefreut; ich wurde nicht müde, seinen schmalen „Cavaliers-Schädel" zu betrachten, das rosige Antlitz mit den fröhlich blitzenden blauen Augen, an dem die Jahre und die Schicksale spurlos vorübergezogen sind: ein Liebling der Götter!

Und wir sprachen über die materielle Lage der drei. Dehmel scheint sich ja eine leidliche Situation geschaffen zu haben. Aber Liliencron? Wie kläglich hat sich doch das „deutsche Volk" blamiert, als Verehrer des Dichters im Jahre 1894 anregten, ihm zu seinem fünfzigsten Geburtstag eine Ehrengabe darzubringen! Deutschlands mächtigster, gegenständlichster Lyriker mußte auf das Überbrettl, um sein Brot zu verdienen, und auch diese Herrlichkeit hat nur kurze Zeit gewährt. Wird sich die Blamage von 1894 zum sechzigsten Geburtstag des Poeten



wiederholen? Und Falke? Er hätte als Schriftsteller wohl kaum sein Auskommen gehabt, wenn er nicht „zum Glück“ — Musiklehrer wäre!

Und wir sprachen davon, wie in andern Kulturländern, in Frankreich und England vorab, die Nation es als Ehrenpflicht betrachte, für ihre Dichter zu sorgen, wie es da von seiten des Staates, der Kommunen und sonstiger Körperschaften zahllose Pensionen und Sinekuren für derlei Zwecke gebe, wie Schriftsteller, deren Begabung und Bedeutung zweifellos feststeht, in Ämtern untergebracht werden, wo es wenig zu tun gibt, — solche Ämter sollen auch in Deutschland existieren! — ja sogar — für den „alleruntertänigsten“ Deutschen fast ein unbegreiflicher Gedanke — in Ministerien, wahrscheinlich, weil es da am allerwenigsten zu tun gibt.

Und ich äußerte nun schüchtern die Ansicht, ob es denn ganz ausgeschlossen sei, daß der Hamburger Staat beweise, wie er die Ehre zu schätzen wisse, die ihm durch die Anwesenheit des Genius widerfahre, ob es denn unmöglich sei, daß das unermeßlich reiche Hamburg Liliencron und Falke einen sorgenfreien Lebensabend schaffe? Aber mein Freund, der die Hamburger Verhältnisse aus dem Grunde kennt, antwortete mit einem Hohnlächeln. „Das ist unmöglich,“ meinte er, „schon aus dem einfachen Grunde, weil der Durchschnitts-Hamburger von Liliencrons und Falkes Existenz überhaupt nichts weiß. Wenn man ihm von Dichtern spricht, so denkt er vor allem an Vaupel und Ohlert.“

Ich sah meinen Freund verwundert fragend an.

„Jawohl, an Vaupel und Ohlert,“ wiederholte er mit Nachdruck, „das sind nämlich zwei Gelegenheitsdichter, die bei Hochzeiten, Begräbnissen, Vereinsfestlichkeiten die passenden, gereimten Worte finden. Die kennt der Hamburger und die schätzt er, und er weiß auch, daß dies Handwerk seinen Mann nährt. Würde man ihm nun z. B. mit Falke kommen, so würde er verwundert aufhorchen.



Den Mann kennt er ja gar nicht; der versteht offenbar sein Metier nicht! Warum annonciert dieser Falke nicht und empfiehlt sich nicht für vorkommende Gelegenheiten?! Und die braven Bürgerschaftsmitglieder würden entschieden gegen eine Falke-Dotation sein. Um aber zu beweisen, daß sie keine Unmenschen sind und ein Herz für die Poesie haben, würden sie seine Adresse „vormerken", um bei der nächsten Veranstaltung „ihres" Kegelklubs oder Gesangvereins, mit Übergehung Vaupels und Ohlerts, ihm das Festspiel zu übertragen."

Also sprach mein Freund, und halb lachend, halb betrübt erhoben wir uns.

II.

Ein halbes Jahr war vergangen, da konnte man, Anfang Januar 1903, in den Zeitungen lesen, daß der Hamburgische Senat beschlossen habe, für den Dichter Gustav Falke aus Anlaß seines 50. Geburtstages (11. Januar) bei der Bürgerschaft eine Ehrengabe zu beantragen, die in einer lebenslänglichen Rente von 3000 Mark pro Jahr bestehen sollte. Der Antrag des Senats war würdig und überzeugend abgefaßt; unangenehm berührte mich nur darin die Wendung von Falkes „tiefempfundenen und formvollendeten Dichtungen". Wie sagt doch ein anderer Hamburger, Otto Ernst, in seiner witzigen Karthäusergeschichte „Die Kunstreise nach Hümpeldorf"? „Wenn der Philister etwas Geistiges nicht rubrizieren kann, sagt er immer — formvollendet." Doch dies nur nebenbei. Ich freute mich von Herzen, daß mein Freund nicht recht behalten hat, ich freute mich ganz besonders, daß dem feinen und sinnigen Dichter, dessen Ellbogen in so betrübend umgekehrtem Verhältnis zu seinem Talent stehen, fortan die herbste Not des Daseins erspart sein sollte. „Geld, wenn ich hätte," hat er einmal gesungen und an diese ausschweifende Hypothese allerlei phantastische Folgerungen geknüpft. Ich glaube aber, er ist auch mit den 3000 Mark zufrieden. Poeten

sind ja so genügsam, wenn sie nur ungestört ihren Träumen nachhängen können.

Das Jahresgehalt ist für Falke gesichert. Aber in Deutschland besitzt man ein merkwürdiges Talent, bei solchen kulturellen Veranlassungen Taktlosigkeiten zu begehen. Und diese Taktlosigkeit blieb auch hier nicht aus. Als nämlich der Vorschlag des Senats an die Fraktionen der Bürgerschaft gelangte, stieß er auf unerwarteten Widerstand. Einige Mitglieder der Linken erklärten, ein Dichter Gustav Falke sei ihnen nicht bekannt! Ja noch mehr! Als über den Antrag in öffentlicher Bürgerschaftssitzung verhandelt wurde, da erfolgte seine Annahme nicht, wie es eigentlich selbstverständlich und würdig gewesen wäre, einstimmig, sondern gegen eine Minorität von etwa 25 Stimmen. Der Führer der Opposition machte geltend, daß er prinzipielle Bedenken gegen den Antrag habe — (sobald man in Deutschland etwas nicht tun will, da stellt zur rechten Zeit ein Prinzip sich ein!) —, weil nach seiner Annahme vielleicht ähnliche Anträge erwachsen könnten. (Das wäre allerdings entsetzlich und würde für Hamburg im besondern und für Deutschland im allgemeinen den materiellen Ruin bedeuten!) Dem müßte vorgebeugt werden. Auch sei es fraglich, ob es richtig sei, den Werdegang von Künstlern und deren Streben durch derartige Subventionen zu stören. („Den Werdegang stören“ ist sehr gut. Doch ist das schließlich nichts anderes als der Ausdruck der Philisteransicht, daß — die Nachtigall am besten singt, wenn sie hungert!)

Kurz, die geistige Barbarei hatte sich wieder einmal herrlich offenbart, und daß diese Opposition nicht ausschlaggebend war, ändert an der Tatsache nichts, daß — mein Freund nun doch recht behielt! —

Doch — nur keinen Pharisäerhochmut! Was in Hamburg passiert ist, wäre vermutlich noch an vielen, vielen anderen Orten im neuen Deutschen Reich passiert. Der Verlauf der Falke-Affäre ist von symptomatischer Bedeu-

tung für Deutschlands geistige Kultur. Schon vor vierzig Jahren meinte einmal Lassalle, daß die großen Geister der Nation wie eine Kranichschar über die Häupter des deutschen Philisteriums hinweggezogen seien. Und kurz zuvor hatte schon Buckle auf Grund seiner tiefeindringenden wissenschaftlichen Untersuchungen dargetan, daß man in keiner Nation eine so weite Kluft zwischen den höchsten und niedrigsten Geistern vorfände, wie in Deutschland, daß gerade bei uns die höchsten Intelligenzen den allgemeinen Fortschritt der Nation so weit hinter sich gelassen haben, daß keine Sympathie zwischen beiden Teilen herrscht. Wir müssen es uns nur ehrlich gestehen: so gewaltig und glänzend auch unsere Literatur ist, ihr sozialer Einfluß ist nur auf einen winzig kleinen Kreis beschränkt. Daß das Proletariat und der Mittelstand von ihr nur wenig berührt sind, hat ja vor allem seine ökonomischen Gründe. Aber verhältnismäßig weit banausischer ist jene gut situierte Minorität, die überall den Ton angeben möchte, jene Leute, die in eleganten Villen wohnen, kostspielige Sommerreisen machen, im Theater und Konzert ihre Abonnements haben. Es ist ganz gleich, ob man es da mit einem Kaufmann oder Arzt, mit einem Industriellen oder Juristen zu tun hat: die Unwissenheit auf literarischem Gebiete ist überall gleich groß und wird nur von der Interesselosigkeit übertroffen. Es gibt dafür ein sehr gut sichtbares Zeichen: die Bibliothek dieser Leute „von Bildung und Besitz". Das ist weitaus in den meisten Fällen ein Schrank mit Butzenscheiben, der eher für Nippes als zur Aufnahme von Büchern geeignet ist. Darin stehen nun etliche Dutzend Bände — die unvermeidlichen „Klassiker", die natürlich nie gelesen werden, und einige durch Zufall als Geschenke verwehte Bücher. Wer sich einen Anstrich besonderer Modernität und Feinsinnigkeit verleihen will, tut noch den Gottfried Keller hinzu, oder Muthers Geschichte der Malerei, oder in letzter Zeit — natürlich den „Jörn Uhl". Daß eine Bibliothek systematisch

vergrößert werden muß, daß in dem Haushaltungsetat eines anständigen und gebildeten Menschen die Ausgaben für Bücher und Zeitschriften einen ansehnlichen Posten ausmachen müssen — wie es z. B. in Frankreich, England und Amerika der Fall ist —, das begreifen die guten Leute durchaus nicht. Wozu das? Man hält seine Tageszeitung, man ist in der Leihbibliothek abonniert, man tritt, wenn man noch ein übriges tun will, einem Journalzirkel bei, — das genügt doch vollkommen, um über alles mitreden zu können. Und mitreden — das ist doch der eigentliche Zweck der „Bildung", jener Bildung, von der Nietzsche einmal sagte: „Sie haben etwas, worauf sie stolz sind. Wie nennen sie es doch, was sie stolz macht? Bildung nennen sie's, es zeichnet sie aus vor den Ziegenhirten."

III.

Im Ernst, ihr Herren, die Lage des deutschen Dichters der Gegenwart ist eine sehr prekäre. Wenn er nicht auf der Bühne festen Fuß faßt oder sonst, meist auf Kosten seiner künstlerischen Qualitäten, einen Reklame-Erfolg erringt, dann sieht er einem kärglichen Leben entgegen, wenn nicht gar der harten Not. Früher waren die Fürsten die Beschützer der Dichter, und wenn in der Weimarer Gruft Karl August neben Goethe und Schiller schlummert, so ist das nur der monumentale Ausdruck für ein Verhältnis, das jahrhundertelang vorher bestanden hat an den Höfen der Thüringer Landgrafen, der Staufenkaiser, der italienischen Kleinfürsten, der Franzosenkönige. Aber die Fürsten sind inzwischen auch „Fachleute" geworden; sie haben nicht mehr die freie, umfassende Bildung, die vielseitigen Interessen ihrer Vorfahren. Bei ihnen hat wirklich die Politik den Charakter verdorben; sie kümmern sich nicht viel um Literatur, und wenn sie es doch einmal tun, dann hat man allen Grund zu wünschen, es wäre besser nicht geschehen. Der deutsche Dichter ist also auf die Nation angewiesen, und die läßt ihn meist im Stich.



So ist denn das Beispiel, das Hamburg gegeben hat, trotz alledem und alledem freudig zu begrüßen, um so freudiger, als es Nacheiferung zu wecken scheint. Wie gemeldet wird, geht man in Schleswig-Holstein daran, beim Provinziallandtag solche Ehrensolde für Liliencron und Heiberg zu beantragen. Wir lassen es dahingestellt, ob die gewählte Form des „Ehrensolds" die absolut richtige ist, ob es nicht vielleicht besser wäre, in ähnlichen Fällen künftig den Betreffenden irgend ein Amt, das sie wenig in Anspruch nimmt und eine auskömmliche Einnahme gewährt, zu übertragen, und zwar noch bevor sie ihr fünftes oder sechstes Jahrzehnt hinter sich haben. Weit wichtiger ist die Frage, ob man es denn nun einfach den verschiedenen politischen Körperschaften überlassen soll, auf diese Weise für die Träger unserer Literatur zu sorgen. Und ich meine, es ist endlich an der Zeit, daß wir unsere Ehre als Kulturvolk wahren, daß wir, wenn wir es schon individuell nicht tun, doch wenigstens als Gesamtheit uns der Großen, die wir besitzen, würdig erweisen. Mit anderen Worten: es ist notwendig, daß neben den staatlichen Subventionen auch freie Stiftungen existieren. Die Schiller-Stiftung und die in einigen Jahren ins Leben tretende Hebbel-Stiftung sind nicht kapitalkräftig genug, um den sich täglich steigernden Ansprüchen zu genügen; da müssen denn neue Fonds angelegt werden.

Von Hamburg ist vor einem halben Jahr eine dankenswerte Anregung zu einer „Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung" ausgegangen*). Der Zweck dieser Stiftung ist es, hervorragenden Dichtern durch Verbreitung ihrer Werke in billigen und guten Ausgaben ein Denkmal im Herzen des deutschen Volkes zu setzen. In der Regel soll sich die Stiftung auf die Werke verstorbener Dichter beschränken. Das ist alles recht schön und gut. Aber ich meine, so notwendig es ist, dem Pub-

*) Genaueres über diese Stiftung erfährt man aus der sehr lesenswerten Broschüre von Dr. Ernst Schultze: „Wie wir unsere großen Dichter ehren sollten. Ein Wort über Dichterdenkmäler und anderes." (Leipzig 1902, L. Staackmann.) Herr Dr. Ernst Schultze-Hamburg, der Schriftführer der Stiftung, erteilt auch alle näheren Auskünfte.

likum die schon vorhandenen Werke der Verstorbenen näher zu bringen, noch notwendiger ist es, die Lebenden in die Lage zu versetzen, daß sie Neues schaffen können. Das richtige Seitenstück zu der „Dichter-Gedächtnis-Stiftung" wäre eine „Dichter-Ernährungs-Stiftung". Die „Gedächtnis-Stiftung" will ihre Tätigkeit erst beginnen, wenn sie über 10 000 Mark Zinsen verfügt; das ist eine Summe, aus der 3—4 solcher Ehrensolde, wie sie Falke erhält, gezahlt werden könnten.

Wie aber das Geld aufbringen? Nun, man versuche es zunächst auf dem Wege der freiwilligen Gaben. Erreicht man damit nichts, so wüßte ich wohl ein anderes Mittel. Es ist allerdings ein Gewaltstreich — so etwas wie die Säkularisation vor 100 Jahren —, man konfisziere die Kassen sämtlicher Skat- und Kegelklubs des Deutschen Reiches! Die Summe wird sicher genügen; denn für diese beiden geheiligten Nationalspiele haben wir stets Geld und Zeit, mehr als für unsere Literatur.

Vor zwei Menschenaltern hat uns ein Ausländer, Bulwer, „das Volk der Dichter und Kritiker" genannt; wir haben es dann in die stolze Wendung „das Volk der Dichter und Denker" umgeprägt. Aber wir haben diesen Namen erst noch zu verdienen. Vorläufig sind wir das Volk der Skat- und Kegelbrüder. *S. S.*

Handel und Gewerbe im Jahre 1902.

Wenn im Jahre 1901 noch Störungen des politischen Gleichgewichts die Wirkungen der rückläufigen wirtschaftlichen Bewegung zu verschärfen geeignet waren, blieb Handel und Gewerbe im Jahre 1902 von ähnlichen äußeren Einflüssen glücklicherweise verschont. Nichtsdestoweniger machten sich, in gleicher Weise wie in der vorangegangenen Berichtsperiode, noch keine Zeichen durchgreifender Besserung unserer wirtschaftlichen Verhältnisse bemerkbar. Wohl aber läßt sich erkennen, daß die Grundlage, zumal der heimischen Arbeit, sich einigermaßen sicherer und gesunder gestaltet hat, so daß, wenn wir auch noch immer unter den Folgen der einstigen Überladung und Überspannung unserer Kräfte zu leiden haben, doch die Aussicht auf eine gedeihlichere Entwickelung der Konjunktur durch keine schweren Rätsel mehr verdunkelt wird. Vergeblich mußten wir einem neuen Aufschwunge entgegenharren, wie wir uns auch bereits vor Jahresfrist nur in geringem Umfang einer Hoffnung auf Änderung der trüben Wirtschaftslage hinzugeben berechtigt waren. In bescheidenem Rahmen darf aber immerhin von der Anbahnung einer Besserung gesprochen werden; denn vor neuen, gewaltigen Erschütterungen des wirtschaftlichen Gleichgewichts blieb der heimische Gewerbefleiß geschützt, wenn auch leider in den andern Weltmarktsländern nicht in gleichem Maße festgestellt werden kann, daß eine Beruhigung eingetreten sei.

Sicherlich sind es vorzugsweise innerwirtschaftliche Verhältnisse gewesen, die für die Gestaltung von Handel und Gewerbe maßgebend waren. Anderseits aber hätten sie sich nicht ungestört entfalten können, wenn nicht die Segnungen des Friedens der Arbeit einen gedeihlichen Fortgang gesichert hätten. Die Nachwehen der ostasiatischen Wirren haben die Erwartungen, die vielfach die Exportindustrie gehegt hatte, nicht sich erfüllen lassen, ja, das deutsche Gewerbe eher von dem Platz an jener fernen Sonne abgedrängt. Von äußeren, weltbewegenden Ereignissen verdient nur die Beendigung des südafrikanischen Krieges hervorgehoben zu werden. Wenn auch die Vorteile des Friedensschlusses noch nicht zu allgemeiner Geltung haben kommen können, so darf doch die belebende Wirkung nicht unterschätzt werden, welche schon allein die Tatsache hervorgerufen hat, daß die äußere Ruhe der Kulturländer keine Fortsetzung der bisher zu beklagenden Störungen mehr zu gewärtigen hat. Nicht nur ganz England, sondern auch Deutschland atmete auf, als die Großbritannische Regierung dem überwundenen südafrikanischen Volksstamm die Gelegenheit bot, sich als nützliches Glied in die Weltwirtschaft wieder einzuschalten. Wohl war sich Deutschland bewußt, daß ihm nur ein beschränkter Anteil an der Befriedigung der Bedürfnisse zufallen könne, die sich in dem



neuer Kultur zuzuführenden Transvaalgebiet in nicht zu ferner Zeit unstreitig würden herausstellen müssen. Immerhin durfte aber auch bei uns wieder daran gedacht werden, neue Werte zu schaffen, um sie den wieder in einen friedlichen Zustand versetzten Ländern nutzbar zu machen. Selbst diejenigen Industrieen, die nicht direkt an einer Ausfuhr nach Südafrika beteiligt sind, konnten doch der frohen Hoffnung leben, daß sie ungestört ihre Erzeugnisse im In- und Auslande würden verbreiten können, ohne durch kriegerische Verwickelungen überrascht zu werden.

Dieser heilsame Einfluß der Beendigung des Burenkrieges hat dazu beigetragen, daß der Strom der inländischen Arbeit in ruhigen Bahnen fortfließen konnte. Die scharfen Rückschläge, unter denen die Jahre 1900 und 1901 zu leiden gehabt hatten, haben insofern eine Besserung in dem allgemeinen wirtschaftlichen Charakter des Jahres 1902 vorbereitet, als eine Läuterung mancher Schlacken bereits vollzogen war, und wenn auch hier und da, sowohl im Inlande wie im Auslande, immer noch eine größere Reihe von Übertreibungen bekannt wurden, die Mißtrauen gegen die Solidität unserer geschäftlichen Verhältnisse hätten erwecken können, so ist doch die Beruhigung der Gemüter und die Objektivität des Urteils soweit vorgeschritten, daß in Verfehlungen ungetreuer Geschäftsleiter nicht etwa eine Besonderheit der Aktiengesellschaften oder ein Symptom der Zeit erblickt, sondern anerkannt wurde, daß in guten wie in bösen Tagen derartige betrübende Nebenerscheinungen sich niemals gänzlich vermeiden lassen und daß dadurch der Kern der Dinge nicht getroffen wird.

Vorsicht und Ruhe dürfen als die entscheidenden Merkmale des deutschen Wirtschaftsjahres 1902 hingestellt werden. Die Lage des Arbeitsmarktes hat, ohne durch irgendwelche bemerkenswerten Streiks aus dem Gleichgewicht gebracht worden zu sein, eine mäßige Belebung erfahren. Der Erfolg der wirtschaftlichen Tätigkeit war insoweit, als es sich um die Befriedigung von täglichen Bedürfnissen handelt, günstiger als vordem. In gewissem Sinne waren die Verbraucher während der vorangegangenen Jahre tiefster Depression ausgehungert; die Vorräte hatten sich allmählich überall erschöpft, und es mußte an Neuanschaffungen herangetreten werden, ohne daß die Rücksicht auf etwaige Verteuerung der Bedarfsartikel auf deren Erwerb noch einen Einfluß hätte ausüben können. Freilich blieb der Umfang der Bestellungen dadurch beeinflußt, daß vorzugsweise das Bestreben obwaltete, von der Hand in den Mund zu leben, und daß sich selbst größere Verbraucher ängstlich scheuten, irgend welche Vorräte einzusammeln. Das geschah aus der einst vergessenen, aber auf den Erfahrungen der letzten Jahre wieder gegründeten Erwägung heraus, daß sich die weitere Entwickelung der Konsum- und Preisfrage nicht mit genügender Sicherheit voraussehen lasse. Unsere Industrie hatte in dem vorangegangenen Jahre zu schweres Lehrgeld bezahlt, als daß sie nicht die Notwendigkeit hätte erkennen müssen, auch bei der

Wiederbelebung des Konsums die Erzeugung in möglichst mäßigen Grenzen zu halten; nur in wenigen Fällen konnte hiervon eine Ausnahme gemacht werden, und zwar dort, wo die in den Jahren der Hochkonjunktur geschaffenen Erweiterungen und Neuanlagen eben erst in Betrieb gesetzt worden waren und nicht gleich zu fast vollständigem Stillstand sich verurteilt sehen wollten, damit nicht auf die Verwaltung der Gesellschaften das Odium gewälzt werde, daß sie ohne jede Rücksicht auf die tatsächlichen Bedürfnisse an die Begründung von neuen Anlagen herangetreten seien.

Die in Verbänden zusammengeschlossenen Standard-Industrieen Deutschlands, nämlich die Montangewerbe, hatten anfänglich, als sich der Konsum reger gestaltete, daraufhin — in Einklang mit der früher von ihnen geübten Praxis — Preiserhöhungen versucht, weil sie sich von dem Gesichtspunkte leiten ließen, daß diejenigen, die überhaupt in dieser Zeit allgemeiner Depression zu neuen Anschaffungen schritten, auch einen höheren als den im letzten Jahre gezahlten Preis zu bewilligen bereit sein würden. In dieser Erwartung sahen sich die Verbände der hauptsächlich in Betracht kommenden deutschen Eisenindustrie getäuscht. Die Verbraucher schränkten alsbald entweder ihren Bedarf, kaum daß er sich geregt hätte, wieder nach Möglichkeit ein oder aber wandten sich, soweit das tunlich war, an diejenigen Produzenten oder Großhändler, die außerhalb der Verbände standen und daher auch an deren Preispolitik nicht gebunden waren. Die Folge hiervon waren Unterbietungen, denen sich selbst einzelne Mitglieder der Kartelle und Syndikate nicht völlig fernhielten, und dadurch wurde die Festigkeit der Montanverbände gefährdet, ja in manchen Fällen gelockert, sodaß sogar vereinzelt zur Kündigung und Auflösung solcher Verbände geschritten werden mußte. Vorweg sei bemerkt, daß gegenwärtig, wie schon seit Monaten, mit bester Aussicht auf Erfolg große Mühe darauf verwandt wird, um die Wiederherstellung, ja in manchen Fällen eine größere Befestigung der Verbandsorganisationen herbeizuführen. Schließlich, als die Unterbietungen seitens der Syndikatsmitglieder einen zu weiten Rahmen einnahmen — und das hat sich ergeben, daß selbst die strengste Syndikatsbindung nicht kräftig genug ist, um die Freiheit des einzelnen zu beschränken —, da entschlossen sich die Verbände selbst, und zwar vorzugsweise im letzten Drittel des Jahres, die Preise wieder herabzusetzen. Aber auch diese Maßregel erwies sich als erfolglos. Ja, sie führte dazu, daß die Verbraucher sich nicht etwa zu einer Steigerung der Nachfrage veranlaßt fühlten, sondern sich zu der Hoffnung verleiten ließen, daß mit der Zeit noch weitere Verbilligungen der benötigten Produkte eintreten würden, und daß sie infolgedessen mit ihren Bestellungen in Erwartung der kommenden, für sie noch günstigeren Verhältnisse mehr denn je zurückhielten. Die an den Montanbörsen notierten Preise und Kurse wurden schließlich nur noch nominell, während die tatsächlichen Umsätze sich auf einem niedri-



geren Preisniveau bewegten. Die gegen die Kartelle in Aussicht genommenen Gesetzgebungs- bezw. Verwaltungsmaßnahmen trugen dazu bei, um Mißtrauen gegen den Bestand dieser Organisationen überhaupt zu säen und ihnen Zumutungen zu stellen, auf die sie nur unter Verzicht auf jeglichen Verdienst ihrer Mitglieder hätten eingehen können.

Ohnedies ließ die Arbeit nicht in allen Fällen noch einen Gewinn, sodaß die Produktion unter verlustbringenden Bedingungen fortgeführt wurde; zuweilen war für eine solche Maßnahme die Rücksicht auf die Arbeiter, meistens aber lediglich die Erwägung maßgebend, daß, sobald einmal der Betrieb in den Fabriken vollständig stillgelegt würde, dadurch eine Entwertung der Anlage herbeigeführt werden würde. Nichtsdestoweniger mußte gerade im Montan- und Maschinengewerbe davon abgesehen werden, die Arbeitskräfte in früherem Umfange zu beschäftigen. Es wurden vielfach Feierschichten eingelegt, im besonderen mußte selbst bei Weltunternehmungen, die sich schon im Hinblick auf das Renommée der Fabrik in verhältnismäßig günstigerer Lage als minder bedeutende kleinere Betriebe zu befinden pflegen und selbst in schlechteren Zeiten halbwegs befriedigend beschäftigt zu werden gewohnt sind, während eines Zeitraumes, der sich zuweilen auf mehrere Monate erstreckte, eine wesentliche Einschränkung in der Zahl ihrer Arbeiter vorgenommen werden. Die Löhne gingen nicht in gleichem Umfange wie der Unternehmergewinn zurück, haben aber immerhin gegenüber der Höhe, die noch im Vorjahre zu verzeichnen war, einen Rückgang erfahren; allerdings läßt sich erfreulicherweise feststellen, daß bereits im dritten Quartal 1902 gegenüber den beiden ersten Vierteljahren wieder eine Besserung der Löhne eingetreten ist.

Die Industrie wurde, da die Konsumfähigkeit des Inlandes sich in mäßigen Grenzen hielt, dahin gedrängt, sich dem Export in größerem Umfange als je zuvor zuzuwenden. Vor allem hat die Eisenindustrie die überschüssige Produktion, die ihr von den Verbänden über die Befriedigung des heimischen Bedarfs hinaus zugebilligt war, dazu verwandt, sich ein Absatzfeld vorzugsweise in den Vereinigten Staaten sowie in England zu sichern. Leider brachte es die Schärfe des Wettbewerbes mit sich, daß die Preise, zu denen die deutschen Waren nach dem Ausland gesandt wurden, in manchen Fällen hinter den Erzeugungskosten zurückbleiben mußten. Immerhin führte die Schwierigkeit der wirtschaftlichen Verhältnisse mehr denn je zu der Einsicht, wie wichtig es sei, selbst in Zeiten eines regen Inlandbedarfes nicht die Ausfuhr vollständig zu vernachlässigen, sondern auch im Auslande Geschäftsverbindungen anzuknüpfen und tunlichst aufrecht zu erhalten. Würde nicht der fremdländische Konsum ein Ventil geschaffen haben, so würde in wesentlich höherem Maße, als es ohnedies geschehen ist, die Kraft der heimischen Arbeit lahmgelegt worden sein. Die befruchtende Tätigkeit, die in andern Fällen

von einer Blüte des Montangewerbes auf andere Handelszweige sich auszudehnen pflegt, konnte allerdings diesmal nicht zur Verwirklichung kommen, da sich die Grundbedingungen, die sonst hierfür maßgebend gewesen waren, leider nicht erfüllen ließen. Vor allem konnte der Elektrizitätsindustrie nicht in größerem Umfange neue Arbeit zugeführt werden. Die Überproduktion, die auch auf diesem Gebiet lange Zeit ihren Einfluß ausgeübt hatte, hat zwar ihren Stachel zum Teil bereits verloren; anderseits bietet sich aber der Fabrikation elektrotechnischer Maschinen noch nicht die kräftige Anregung, die auf einer Überführung des Dampfbetriebes in den elektrischen Betrieb auch bei Vollbahnen erwartet worden war. Auch im letzten Jahre ist ein neuer Beleuchtungskörper in den Verkehr gebracht worden, ohne daß er aber eine ähnliche revolutionäre Umwälzung hätte veranlassen können, wie einst die Einführung des Gasglühlichtes. Mangels der Hoffnung, daß die Nachfrage nach gewerblichen Erzeugnissen eine wesentliche Verstärkung erfährt, ist auch das vergangene Jahr arm an Erfindungen gewesen; es fehlte eben der Ansporn, den ein flotter Begehr sonst dem Erfindungsgeist zu geben pflegt. Trotz dieser im allgemeinen wenig freundlichen Verhältnisse hat sich doch die eine und die andere Bedarfsindustrie besserer Zeiten als in den Vorjahren, ja selbst als in der Periode des letzten wirtschaftlichen Aufschwunges, zu erfreuen gehabt. Vor allem ist die Textilindustrie hervorzuheben, für die sich, allerdings unter dem Einfluß der vorangegangenen Einschränkung der Bestände, eine regere Nachfrage, sowohl für den inländischen wie besonders auch für den ausländischen Verbrauch, herausgestellt hat. In ähnlicher Weise konnten manchen Spezialitäten der chemischen Industrie auf eine bessere Verwertung als vorher rechnen.

Die Kommunen glaubten, mit Rücksicht auf ihre eigene Finanzlage, davon absehen zu sollen, den heimischen Gewerbefleiß durch Vornahme sogenannter Notstandsarbeiten zu fördern, jedoch haben die Staatsbehörden, und zwar allen voran der Preußische Eisenbahnfiskus, es als ihre Pflicht erachtet, nach Maßgabe der vorhandenen Mittel eine Reihe von Arbeiten durchführen zu lassen, die einer späteren Periode zugedacht waren, und deren Vornahme glücklicherweise verhüten konnte, daß wenigstens die fiskalischen Werkstätten in so bedeutendem Umfange, wie befürchtet worden war, Arbeiterentlassungen vornehmen mußten. Bei der Vergebung von Aufträgen machten sich zwar vielfach Mißstände im Submissionswesen geltend, jedoch ist in dieser Hinsicht eine Besserung bereits angebahnt worden. Soweit sonstige Maßnahmen der Staatsbehörden in Betracht kommen, die eine einschneidende Wirkung auf die Lage des einzelnen Gewerbes hätten herbeiführen können, so verdient in erster Reihe der Erfolg der Brüsseler Zuckerkonvention hervorgehoben zu werden, durch die allem Anschein nach endgültig das Prämiensystem beseitigt und eine Verbilligung des durch die Kartellbestimmungen verteuerten Produktes

herbeigeführt werden dürfte. Die gegen die Einfuhr ausländischen Viehes und Fleisches gerichtete Gesetzgebung hat, obwohl noch nicht alle durch sie getroffenen Vorschriften durchgeführt sind, doch bereits die Preisverhältnisse in unfreundlichem Sinne beeinflußt; das machte sich als ein um so schwererer Übelstand für die Konsumenten bemerkbar, als die unbefriedigenden Ernteverhältnisse der beiden vorletzten Jahre der Landwirtschaft eine Einschränkung des Viehbestandes nahegelegt hatten, so daß nunmehr ein Mangel an brauchbarem, die erhöhten Ansprüche an die Lebenshaltung befriedigendem Material fühlbar wurde. Die Ernte hat sich im Jahre 1902 trotz anfänglich trüber Aussichten doch so günstig gestaltet, daß infolgedessen die hergebrachten Klagen über eine mangelhafte Rentabilität des landwirtschaftlichen Betriebes, wenn auch nicht verstummt zu sein, so doch sich gemildert zu haben scheinen. Die von der preußischen Staatsregierung in Aussicht genommene weitere Verstaatlichung von Privatbahnen wird zwar erst in nächster Zeit ihre Wirkungen geltend machen; bei dem geringen Umfang, den der Privatbahnbetrieb nur noch einnimmt, läßt sich jedoch ein einschneidender Einfluß auf die gewerblichen Verhältnisse hieraus nicht erwarten. Das Kleinbahnwesen hat sich fast nur im Rahmen der bereits früher in Angriff genommenen Arbeiten entwickelt, ohne daß an die Ausführung neuer, irgendwie wichtiger Bahnprojekte herangetreten wäre.

Obwohl der Geldmarkt während des ganzen Jahresverlaufs eine bemerkenswerte Flüssigkeit aufgewiesen hat, so war das doch fast nur die Folge der auf den meisten Gebieten des wirtschaftlichen Lebens beobachteten Zurückhaltung. Der Zinsfuß hielt sich sowohl im offenen Markt wie bei der Reichsbank auf einem recht niedrigen Stande und zog selbst gegen Schluß des Jahres nur mäßig an. Leider darf hierin nur ein Beweis dafür erblickt werden, wie weit die Unlust zu neuen Unternehmungen und der Mangel an Bedarf für gewerbliche Zwecke gediehen ist. Die Banken waren trotz der im allgemeinen billigen Geldsätze doch nur in wenigen Fällen, und auch dann nur unter harten Bedingungen, bereit, den Kreditbedürfnissen ihrer Kundschaft entgegenzukommen. Vielfach wurde noch auf Grund von Beschlüssen, die während der Zeit des letzten Konjunkturenaufschwunges gefaßt waren, größere Mittel in Anspruch genommen. Das Reich und die Einzelstaaten haben, da ihre Haupteinnahmequelle, nämlich die Verkehrsunternehmungen, nicht in früherem Maße die Kassen zu füllen vermochten, ein stärkeres Geldbedürfnis verspürt, so daß sie sich genötigt sahen, alsbald wieder an die Sparkraft der Bevölkerung, die sich ihnen ohnedies angesichts der Scheu vor dem Erwerb von Industriepapieren im letzten Jahre zugewandt hatte, zu appellieren. Der Börsenverkehr hielt sich zwar noch in recht engen Grenzen. Die Kurse haben aber doch im allgemeinen keine sonderliche Verschlechterung, in vielen Fällen sogar eine Er-

höhung gegen das Vorjahr erfahren. Die Gestaltung sowohl der Geldverhältnisse wie der Börsenlage und in mancher Hinsicht auch der Großindustrie war in bemerkenswerter Weise abhängig von der Entwickelung der Dinge in den Vereinigten Staaten. Hier hat das Trustwesen eine ungeahnte Erweiterung erfahren und besonders auf dem Gebiet des Montangewerbes wie des Schiffahrtsbetriebes weit über den Rahmen der Vereinigten Staaten hinaus die Aufmerksamkeit der ganzen Welt auf sich gelenkt. Die einst gehegte Befürchtung, daß Erzeugnisse der Union nicht nur ausländische Waren aus deren amerikanischem Absatzgebiet vertreiben, sondern auch ihren Eroberungszug nach Europa ausdehnen und hier unter anderm in die deutschen Produktionsstätten selbst eindringen würden, hat trotz dem engeren Zusammenschlusse der amerikanischen Produzenten sich nicht nur nicht verwirklicht, sondern es war sogar, wie schon oben erwähnt, unsern Waren möglich, sich in einem bis dahin ungekannten Umfange Absatz im Auslande, zumal in den Vereinigten Staaten selbst, zu verschaffen. Die Besorgnis allerdings, daß die erregte Gestaltung der amerikanischen Börsenverhältnisse mit Rücksicht auf die Erledigung der Rimessen von einschneidender Bedeutung für die deutschen Börsen werden würde, hat sich glücklicherweise bisher noch nicht als berechtigt erwiesen, wenn sie auch für die Zukunft keineswegs von der Hand gewiesen werden kann.

Die Konsumkraft des amerikanischen Volkes hat an die Fabriken des Landes höhere Ansprüche gestellt, als in den vorangegangenen Jahren, jedoch wurde durch den großen Kohlenarbeiterstreik, unter dem die Grubenbesitzer der Vereinigten Staaten ein halbes Jahr hindurch zu leiden hatten, die dortige Erzeugung derart beeinträchtigt, daß es längerer Zeit bedarf, bis sie wieder fähig sein wird, um auch nur die Bedürfnisse des eigenen Landes zu befriedigen. Von diesem Augenblick an muß freilich damit gerechnet werden, daß die Einfuhr deutscher Waren eine Beeinträchtigung erfahren werde. Die Gefahr, daß alsdann die amerikanischen Trusts mit ihren Monopolabsichten die alte Welt erobern könnten, läßt sich zwar nicht völlig aus dem Bereich der Möglichkeiten rücken, wie denn Amerika nach einem von dem Geh. Kommerzienrat Goldberger gemünzten, rasch in Umlauf gekommenen Worte heute als „das Land der unbegrenzten Möglichkeiten“ bezeichnet werden darf, hat aber im letzten Jahre keine Fortschritte aufzuweisen, sondern ist eher zurückgegangen. Jedenfalls hat das Wirtschaftsjahr 1902 von neuem einen kräftigen Beweis dafür erbracht, daß heute die Abschließung eines einzelnen Wirtschaftsgebietes nicht möglich ist; selbst dann, wenn sie in der menschlichen Absicht liegen sollte, würden doch alle irdischen Pläne durch unvorhergesehene Ereignisse, wie Arbeitseinstellungen, illusorisch gemacht werden, oder aber das auf dem Isolierungsstandpunkt beharrende Volk sähe sich dem Hungertode preisgegeben.

Unter solchen Umständen haben die Verhandlungen wegen Ein-



führung eines neuen Zolltarifs die lebhafteste Aufmerksamkeit nicht nur der Industrie, sondern aller Erwerbskreise, die ja fast ausschließlich in Verbindung mit ihr stehen und an ihrem Wohl und Wehe interessiert sind, in Anspruch genommen. Die Bemühungen der Regierung haben in Verbindung mit der Arbeit einer großen Anzahl von Männern des praktischen Lebens dazu geführt, daß ein den Erfordernissen des modernen Verkehrs angepaßtes Tarifschema zustande gekommen ist, welches ungleich sorgsamer als der noch in Geltung stehende Tarif der feinen Verästelung Rechnung trägt, welche die einzelnen Branchen von Jahr zu Jahr in höherem Maße erfahren haben. Dadurch ist eine Grundlage geschaffen, die manchen Ungerechtigkeiten vorbeugen dürfte, zu denen das alte Tarifschema geführt hatte; hoffentlich lassen sich nunmehr Zollschikanen vermeiden, wie sie sich aus der Mangelhaftigkeit der bisher giltigen schematischen Einrichtungen ergeben hatten. Den Parteien des Reichstages lag es weniger ob, sich mit dem Rahmen als vielmehr mit dem Inhalt der Tarifsätze zu beschäftigen. Leider haben sich die parlamentarischen Verhältnisse derart zugespitzt, daß eine der gewaltigen Bedeutung der einzelnen Tarifpositionen angemessene, eingehende Beratung ausgeschlossen blieb. Handel und Industrie haben zu beklagen, daß infolge dieser mangelhaften, in großer Hast beendeten Vorbereitung die Gestaltung des Zolltarifs nicht annähernd den Erfordernissen des freien Verkehrs Rechnung trägt und befürchten von der Annahme der Zolltarifvorlage eine Einschränkung und Verteuerung der heimischen Produktion, eine Erhöhung der Preise für die wichtigsten Bedarfsartikel, dadurch eine Herabminderung des Standard of life sowie, in Verbindung hiermit, eine Erschwerung des Wettbewerbes mit den andern Ländern des Weltmarktes. Wie aber auch im einzelnen die Würfel fallen mögen, Handel und Gewerbe müssen unter allen Umständen von der Voraussetzung ausgehen, daß die Zolltarifarbeiten nur unter dem Gesichtspunkt zu einer Förderung der inländischen Arbeit führen können, daß sie nicht den Abschluß von Handelsverträgen vereiteln, die als schönste Frucht der Segnungen des Friedens ein Lebenselement unserer gesamten wirtschaftlichen Bevölkerung darstellen. Die Erfahrung hat zur Genüge gelehrt, daß es Deutschland lediglich bei Erfüllung einer solchen Voraussetzung möglich bleiben wird, auf dem Weltmarkt zu bestehen und nicht nur in bisherigem Maße an der Befriedigung des Bedarfes der Nationen Anteil zu nehmen, sondern die Fittiche noch kräftiger als je zu regen, um dem Überschuß der unaufhaltsamen Warenerzeugung lohnenden Absatz zu sichern.

Angesichts des heutigen Standes der Zolltarif- und damit auch der Handelsvertragsfrage mag es schwierig und selbst schmerzlich erscheinen, die finstern Wolken durchdringen zu wollen, die den wirtschaftlichen Horizont verdüstern. Ernste Kämpfe stehen den Männern der Arbeit bevor, wenn es ihnen gelingen soll, jeden Fußbreit Erde

zu behaupten, den sie diesseits und jenseits des Weltmeeres in regem Schaffen sich erobert haben. Wohl haben die Grundlagen unserer ökonomischen Erfolge tiefe Wurzel geschlagen. Aber ihre Widerstandsfähigkeit haben schon die Sturmfluten der abwärtsbrausenden Konjunktur auf eine harte Probe gestellt und vielfach gelockert, wenn auch glücklicherweise nicht gebrochen. Mag den Erzeugnissen unserer Hände und unserer Maschinen allenthalben die höchste Anerkennung gezollt werden, so haben wir sie doch fast „über unsere Kraft“ schon angespannt. Wir müssen mit unsern, in den jüngsten Jahren arg geschwächten Mitteln haushalten, oder aber wir mögen gewärtig sein, daß die Arbeit von Jahrzehnten uns, die wir ihr unser ganzes Können gewidmet haben, jäh entrissen wird und als willkommene Beute den ihrer schon harrenden Konkurrenten anheimfällt. Kaum läßt sich befürchten, daß Börse und Geldmarkt, Industrie und Verkehr den Gewerbefleiß hemmen oder ihm Rätsel aufgeben werden, wenn es nur gelingt, uns ein einträgliches, durch Staatsverträge gebundenes Verhältnis zu unsern Lieferungs- und Absatzländern zu sichern. Der Boden ist von Auswüchsen gesäubert, Unternehmer und Arbeiter haben sich beschieden und sind dem Verständnis für die gegenseitigen Aufgaben entgegengereift. Das wirtschaftliche Leben ist nach einem fast allgemein schon beendeten Läuterungsprozeß in gesunde Bahnen gelenkt. Noch wird in der ganzen Welt der Kernwert der deutschen Arbeit anerkannt. Diesen köstlichen Schatz gilt es sorgsam zu hüten, anstatt durch kulturfeindliche, völkertrennende Maßnahmen uns zu entziehen. In der Zuversicht zu der Beständigkeit und der Möglichkeit einer ungestörten Entwickelung von Industrie und Handel beruht heute die Stärke des wirtschaftlichen Gewichtes Deutschlands.

Hamburg. *Dr. Max Wittenberg.*

Aus der Werkstatt des Bibliothekars.

II.

Die Benutzung.

An jeder Bibliothek muß ein geordnetes Aktenwesen bestehen, das über alle behördlichen Verfügungen und schriftlichen Eingänge Auskunft gibt. Die Anfragen, die an eine größere Bibliothek, namentlich wenn sie an älterer Literatur reich ist, gelangen, sind recht zahlreich und verursachen oft erhebliche bibliographische Ermittelungen.

Es handelt sich meist um Auskunft über Bücher und Handschriften und Literaturnachweise auf einzelnen, oft recht entlegenen wissenschaftlichen Gebieten. Es versteht sich von selbst, daß jede Bibliotheksverwaltung bemüht sein wird, jeden Fragesteller möglichst zufrieden zu stellen, wenn aber jemand um Auskunft bittet über „die in der Bibliothek vorhandene Goetheliteratur", oder über „diejenigen bibliographischen Hülfsmittel, die sich am besten bewährt haben," so wird kaum eine Bibliothek in der Lage sein, derartige Wünsche zu berücksichtigen. Der Fragesteller vergißt, daß die öffentlichen Bibliotheken keine wissenschaftlichen Auskunftsbureaus sind, oder er gehört zu der leider noch immer sehr großen Zahl derer, die über eine Bibliothek eine merkwürdige Vorstellung haben. Eine mittlere Bibliothek besteht nach der Ansicht vieler aus einem „Zimmer voll Bücher", dementsprechend sind natürlich auch die Vorstellungen über „den" Katalog. Es kommt häufig vor, daß die Benutzer „den Katalog" verlangen oder sogar käuflich zu erwerben wünschen, um ihn mit Muße zu Hause studieren zu können. Es ist einem Bibliotheksbeamten schlechterdings nicht zu verargen, wenn er gelegentlich sich einem solchen Benutzer gegenüber, zumal wenn dieser unbescheiden auftritt, einen kleinen Scherz erlaubt und sich die Frage gestattet, ob er denn zur Fortschaffung „des" Katalogs auch den Möbelwagen nicht vergessen habe. Ein kleines Erlebnis aus meiner Lehrzeit an einer unserer größten Bibliotheken will ich dem Leser nicht vorenthalten. Ein recht sicher auftretender Herr bat eines Tages den Diener im Lesesaale um „den" Katalog, worauf dieser ihm das Verzeichnis der im Lesesaale aufgestellten Bücher einhändigte. Nach kurzer Zeit fand sich der Herr wieder bei dem Diener ein und richtete an diesen die unwillige Frage: Mehr Bücher haben Sie nicht?

O ja, lautete die Antwort, wir haben noch mehr Bücher.

Warum haben Sie mir denn nicht den „richtigen" Katalog gegeben, den ich verlangt habe?

Verzeihen Sie, mein Herr, den kann ich Ihnen nicht gut hertragen.

Warum denn nicht?

Weil allein der alphabetische Katalog mehr denn 600 Foliobände umfaßt.

Ein erstaunteres Gesicht, wie der jetzt sehr höflich werdende gelehrte Herr machte, habe ich selten gesehen.

Gedruckte Kataloge über den ganzen Bücherbestand besitzen sehr wenige Bibliotheken. Der Druck von Katalogen größerer Bücherbestände zieht sich jahrelang hin und ist daher sehr kostspielig, bietet aber dafür den Vorteil einer bedeutenden Raumersparnis und bequemeren Benutzung, da er auch außerhalb der Bibliothek benutzt werden kann. Das letztere gilt allerdings nur von Katalogen bis zu einem gewissen Umfange, der große gedruckte Katalog des Britischen Museums z. B. ist so teuer, daß selbst mittlere Bibliotheken auf den



Ankauf dieses wichtigen bibliographischen Hülfsmittels haben verzichten müssen. Gedruckte Kataloge einer Bibliothek mit bedeutendem Zuwachs veralten sehr schnell, so daß der geschriebene Katalog, für den alphabetischen Teil in Zetteln, für den systematischen in Bandform, wohl immer die Regel bilden wird. Kleinere gedruckte Kataloge einzelner Gruppen, z. B. der Lesesaalbibliothek oder einer anderen besonders stark benutzten Abteilung, besitzen die meisten Anstalten, sie sind für Beamte und Benutzer ohne Frage eine Annehmlichkeit.

Die Benutzung der Bibliothek am Platze wird entweder durch den Lesesaal oder das Ausleihezimmer vermittelt, sie ist eine innere oder äußere. Sämtliche im Lesesaale aufgestellten Bücher stehen dem Benutzer ohne weiteres zur Verfügung, desgleichen die im Katalogzimmer untergebrachte Handbibliothek. Alle anderen gewünschten Werke müssen in der Regel vorher, am besten auf einem in der Bibliothek erhältlichen vorgedruckten Formulare, bestellt werden. Es ist das eine Vorschrift, die so häufig Erstaunen und nicht selten Unwillen bei dem Publikum erregt. Es kommt das wieder daher, daß gar viele Benutzer, auch aus den gebildeten Kreisen, die irrige Auffassung haben, der Bibliotheksbeamte müsse so ungefähr jedes Buch in der Bibliothek kennen und es ohne weiteres aus dem ersten besten Büchergestelle hervorlangen können. Unzählige Male wird an den Bibliothekar die Frage nach einem bestimmten Buche gerichtet, und nicht selten malt sich ein unverhohlenes Erstaunen auf dem Gesichte des Fragestellers, und ein ironisches Lächeln umspielt seine Lippen, wenn der Bescheid lautet: ich will nachsehen. Selbstverständlich soll und muß jeder wissenschaftliche Bibliotheksbeamte eine umfassende encyklopädische Kenntnis besitzen, die ihm ermöglicht, jede Frage nach einem größeren wichtigen Werke sofort zu beantworten, und in der Literatur seines Spezialfaches soll und muß er zu Hause sein, aber ein einzelner Benutzer kann unmöglich verlangen, daß er für ihn noch außerdem etwa 100000 Titel in Bereitschaft hält. Es kann durchaus nicht geleugnet werden, daß die sofortige Verabfolgung der Bücher in allen Fällen einen Idealzustand bedeuten würde. Sie ist aber nur durchführbar an kleinen Anstalten oder Präsenzbibliotheken, die mit dem Ausleihegeschäft nichts zu tun haben, oder schließlich an Bibliotheken, die über fertige Kataloge und eine besonders reichlich bemessene Beamten-, namentlich Dienerzahl verfügen. Wir müssen uns einmal klar machen, wie die Erledigung der täglich und stündlich einlaufenden Bestellungen erfolgt. Die Bestellungen werden nach den Fächern geordnet und an die einzelnen Beamten verteilt, wobei die aus den Katalogen ausgezogenen und schon mit der Signatur versehenen gleich ausgeschieden werden. Auf diejenigen, welche den genauen Titel, Vor- und Zunamen des Verfassers, Ort und Jahreszahl tragen, kann mit Hülfe des alphabetischen Kataloges ohne weiteres Signatur und Nummer übertragen

werden. Bei allen andern muß, wenn nicht der alphabetische Katalog sofort über das Werk Auskunft gibt, festgestellt werden, ob der Verfassername und der Titel richtig wiedergegeben sind. Es ist das oft eine sehr zeitraubende Arbeit, namentlich dann, wenn in der Bestellung Ort und Jahr nicht vermerkt sind, und der Titel für die Datierung keinen Anhaltspunkt bietet. Oft versagen, namentlich bei Werken des 16., 17. und 18. Jahrhunderts, die bibliographischen Hülfsmittel, und auch neuere Werke sucht man vergebens in den Bücherverzeichnissen, wenn sie als Privatdrucke erschienen sind. Bei den Bücherbestellungen wird oft recht Eigenartiges geleistet. Daß Namen verstümmelt und Titel zur Unkenntlichkeit verunstaltet werden, ist nichts Seltenes, daß aber ein gebildeter Mann als Verfassernamen Ibidem angeben kann, würde ich nicht für möglich halten, wenn ich mich nicht mit eigenen Augen davon überzeugt hätte. Einige Dutzend Werke auf einmal zu verlangen, ist unbillig, durch eine Bestimmung in der Benutzungsordnung muß übertriebenen Forderungen gesteuert werden. Für jedes Werk ist der Leihschein gesondert auszufertigen. Bei den gewünschten, aber nicht vorhandenen Werken, namentlich bei neueren, ist tunlichst von den Beamten der Preis zu ermitteln, da diese Bestellungen dem Leiter der Anstalt vorgelegt werden, der eventuell die Anschaffung verfügt. Die mit der Signatur versehenen Bestellscheine werden den Dienern eingehändigt, die die Herbeischaffung der Bücher aus den Sälen besorgen. Ist ein Buch nicht am Fach, so ist der Verbleib festzustellen. Zunächst ist die Ausleihekontrolle heranzuziehen; gibt diese keine Auskunft, so kommt die Kontrolle über die zur Zeit im Lesesaale benutzten Werke an die Reihe. Findet sich auch hier das Buch nicht, so müssen, namentlich bei neuen Erscheinungen, noch die Buchbinderbücher durchgesehen werden. Ist der Verbleib nicht nachweisbar, so ist es entweder verstellt oder entwendet worden. Verstellungen innerhalb einer Abteilung werden sich an einer größeren, stark benutzten Bibliothek im eiligen Betrieb wohl nicht ganz vermeiden lassen, sie können und müssen aber durch deutliche Signaturen, farbige Etiketts, größte Sorgfalt beim Einstellen und öftere Revisionen möglichst eingeschränkt werden. Unter allen Umständen muß vermieden werden, daß das Buch in einen falschen Saal gerät. Der Zutritt zu den Büchersälen kann in der Regel nur unter Aufsicht gestattet werden. Wo er in besonderen Fällen freigegeben wird, wie z. B. für die Dozenten an den Universitätsbibliotheken, sollte unter allen Umständen zur Bedingung gemacht werden, die benutzten Bücher nicht wieder einzustellen. Über die vermißten Bände gibt eine Verlustliste, die Titel und Signatur, Datum des Verlustes, Datum der Wiederauffindung, Datum des Ersatzes und eine Rubrik für Bemerkungen enthalten muß, Auskunft. Die bestellten Bücher werden nach den Namen der Besteller geordnet in Bereitschaft gelegt. Bei der Aushändigung trennt der Beamte einen Kontrollabschnitt von der Empfangsbescheinigung. Letztere wird einem nach den Namen der



Entleiher geordneten Alphabete einverleibt, während der Abschnitt oder ein dafür angefertigter Kontrollzettel in ein Alphabet eingeordnet wird, das über die ausgeliehenen Werke Auskunft gibt. Bei Rückgabe des Buches wird die Empfangsbescheinigung zurückgegeben, der Kontrollabschnitt wandert in die Ausleihestatistik. Über die Zahl der entliehenen und der im Lesesaale benutzten Bände, sofern diese nicht der Handbibliothek entnommen sind, wird eine genaue Statistik geführt. Die Ausleihefrist beträgt in der Regel vier Wochen, nach dieser Zeit steht der Bibliotheksverwaltung das Recht zu, die Bücher zurückzufordern. Es geschieht das unter allen Umständen dann, wenn sie anderweitig verlangt sind; der neue Besteller, dem der Fälligkeitstermin genannt ist, rechnet mit der pünktlichen Rückgabe. Die von den säumigen Entleihern eingezogenen Mahngebühren tragen durchaus den Charakter einer Konventionalstrafe. Das Zurückfordern der Bücher wird im großen Publikum als Härte empfunden und mißbilligt, und doch geschieht es zunächst im Interesse der Benutzer. Es ist eine alte Erfahrung, daß die Bücher Wochen, ja Monate hindurch unberührt auf dem Schreibtische irgendwo ein beschauliches Dasein führen, wenn die Rücklieferung an keinen Termin gebunden ist. Dem Weiterverleihen der Bücher wird gleichfalls erfahrungsmäßig durch die Beseitigung einer Ausleihefrist Vorschub geleistet, und dadurch mehren sich die Verluste. Wie außerordentlich sich das Ausleihen auf unbestimmte Zeit fühlbar macht, das wird jeder sehr bald erfahren, der auf eine Bibliothek angewiesen ist, an der die Zahl der sogenannten privilegierten Benutzer ganz besonders groß ist. Es gehört nicht zu den Annehmlichkeiten eines Bibliotheksbenutzers, ein Buch ein dutzendmal zu verlangen und stets mit dem Bescheid abgespeist zu werden: ausgeliehen. Eine Rücklieferung nach einer bestimmten Frist ist schließlich auch schon aus rein praktischen Verwaltungsgründen geboten, da sonst die Erinnerungsschreiben ins ungemessene anwachsen würden. Aus Verwaltungsrücksichten ist auch die Hinterlegung einer Geldkaution bei dem Entleihen schwer durchführbar. Die Abschätzung der Bücher würde mit erheblichem Zeitaufwande verknüpft sein und sicherlich auch zu endlosen Auseinandersetzungen mit dem Publikum führen; für die hinterlegten Summen würde zudem eine besondere Kasse erforderlich werden.

Nicht ausgeliehen werden in der Regel: 1) Handschriften, Inkunabeln, Seltenheiten und wertvolle Pracht- und Kartenwerke; 2) die Nachschlagewerke des Lesesaales und der bibliographischen Handbibliothek; 3) Belletristische Literatur, die in jeder Leihbibliothek leicht erhältlich ist; 4) Ungebundene Bücher. Alle diese Werke werden selbstverständlich im Lesesaale ohne weiteres zur Benutzung vorgelegt, die unter 3 genannten aber nur „zu wissenschaftlichen Zwecken". Die Benutzungsbeschränkung der unter 1 genannten Werke ist geboten, um Beschädigungen und Verluste von teuren, in vielen Fällen gänzlich unersetzlichen Büchern zu verhindern, das einsichtsvollere Publi-

kum findet sich auch leicht mit dieser Beschränkung ab. Als Härte, Willkür oder Ungefälligkeit wird aber nur zu oft die Vorenthaltung der Bücher der Kategorie 2 empfunden, weil der Benutzer nicht einsieht oder einsehen will, daß ein geordneter Betrieb an einer Bibliothek nur möglich ist, wenn das Handwerkszeug der bibliothekarischen Werkstatt zur Stelle ist. Es stockt die Katalogisierungsarbeit, eilige Anfragen können nicht beantwortet werden, und mancher Lesesaalbesucher wandert unverrichteter Sache wieder heim, wenn ein unbescheidener Benutzer für sich das Recht in Anspruch nimmt, das Handwerkszeug mit Beschlag zu belegen. Jeder zuverlässigen Persönlicheit ist unbenommen, das eine oder andere Nachschlagewerk für die Stunden zu entleihen, während deren die Bibliothek geschlossen ist. Den größten Unwillen erregt die Benutzungsbeschränkung der Bücher unter 3 und 4. „Es ist das Schlimme," heißt es sehr zutreffend in einem Aufsatze «Zur Bibliotheksfrage» in den Grenzboten vom Jahre 1883, „daß das Publikum keinen Unterschied machen will zwischen gewöhnlichen Leihanstalten und großen öffentlichen Bibliotheken. Und doch muß schlechterdings auf diesen Unterschied gedrungen werden. Die Bücher einer Leihanstalt können vollständig konsumiert werden. Sie haben nach einer Reihe von Jahren ihre Dienste getan, ihr Kaufpreis ist durch die Leihgebühren zehn- und zwanzigfach wieder eingekommen, das Publikum, das immer nach neuem verlangt, fragt nicht mehr nach ihnen, und so werden sie endlich ausrangiert und machen andern Büchern Platz. Öffentliche Bibliotheken dagegen haben in erster Linie den Zweck, die Bücher zu konservieren, sie für die Nachwelt aufzubewahren. Dieser Zweck wird vereitelt, wenn es der Mitwelt gestattet wird, die Bücher nach Leihbibliotheksgewohnheit zu konsumieren". Die Abnutzung viel gelesener Bücher ist so ungeheuer, daß jede wissenschaftliche Bibliothek, die neben den Zweck der ausgiebigen Benutzung unbedingt den der Erhaltung stellen muß, alles aufbieten wird, um ihre Bestände vor dem gänzlichen Untergange zu bewahren. Gerade die Unterhaltungslektüre wird erfahrungsmäßig am schonungslosesten behandelt. Da wird mit Bleistift und Tinte der Text korrigiert und das Buch beschmiert, Ohren werden hineingebrochen und Karten zerrissen, Wein, Bier, Kaffee darüber geschüttet, Kinder stellen ihre ersten Schreibversuche darin an, und Erwachsene hinterlassen nur zu deutliche Spuren ihrer Mahlzeiten. Auf eine üble Angewohnheit möchte ich noch ganz besonders hinweisen, das ist das Umwenden der Blätter mit angefeuchteten Fingern. Sauber und rein, in gutem Originaleinbande wird dem Entleiher das Buch eingehändigt; außen abgeschabt und beschmutzt und innen auf jeder Seite mit Ekel erregenden Fingerspuren, die ihrer kräftigen Abdrücke wegen dem Direktor der anthropometrischen Abteilung des Pariser Sicherheitsdienstes, Alphonse Bertillon, ein willkommenes Objekt seiner Studien sein würden, kommt es zurück. Und welche Mittel hat nun der Bibliothekar, die

vorzeitige Abnutzung der Bücher zu verhindern? Zunächst die Mahnung an hoch und gering, jung und alt: Schone ein jedes Buch, denn andere wollen es nach dir benutzen, und bedenke, daß es nicht dein Eigentum ist, sondern dem gemeinen Nutzen dienen soll! Sodann unnachsichtliche Ahndung bei leichtsinnigem Verschulden, und schließlich als bestes Mittel — die Beschränkung der Benutzung. Das berühmte Britische Museum in London gibt die Belletristik in den ersten fünf Jahren nach dem Erscheinen überhaupt nicht zur Benutzung frei, man wolle daher unseren wissenschaftlichen öffentlichen Bibliotheken das Recht nicht streitig machen, eine weit leichtere Benutzungsbeschränkung zu handhaben, die es ermöglicht, die Bücher in einigermaßen anständigem Zustande auf die Nachwelt zu bringen. Ein zerlesenes Buch einer Leihanstalt kann jederzeit durch irgend eine neue Ausgabe ersetzt werden, es ist aber durchaus nicht gleichgültig, ob eine öffentliche Bibliothek dem Forscher eine Originalausgabe eines Werkes zur Verfügung stellen kann, oder etwa eine neue überarbeitete Auflage. Die ganz ungeheure Abnutzung der Bücher, die sich namentlich an Bibliotheken populärer Richtung fühlbar macht — lehrt doch die Statistik, daß in den freien öffentlichen Bibliotheken Englands und Nordamerikas die Lebensdauer viel gelesener Bücher höchstens fünf Jahre beträgt — redet meines Erachtens eine recht eindringliche Sprache gegen den neuerdings gemachten Vorschlag, Bibliotheken mit wertvollen älteren Beständen mit Volksbibliotheken zu verquicken. Die alten Schätze unserer deutschen Bibliotheken sind zu wertvoll, um sie in Volksbibliotheken untergehen zu lassen.

Da von den Bibliotheken Deutschlands bei der gewaltigen Bücherproduktion unserer Zeit nur wenige in der Lage sind, den Ansprüchen der Benutzer gerecht zu werden, so hat sich, begünstigt durch die modernen Verkehrsverhältnisse, zwischen den einzelnen Bibliotheken ein Leihverkehr entwickelt, der für die meisten preußischen und zwischen diesen und der Königlichen Bibliothek in Berlin nach bestimmten Grundsätzen geregelt ist. Dieser Leihverkehr hat an stark benutzten, aber nicht genügend dotierten Bibliotheken einen größeren Umfang angenommen. Handschriften, Inkunabeln und andere seltene Werke werden gleichfalls versandt, ihre Benutzung bleibt dann aber selbstverständlich auf die Räume der die Verleihung vermittelnden Anstalt beschränkt.

Das Ausleihezimmer ist in der Regel nur einige Stunden am Tage geöffnet. Es genügt das durchaus, wenn man in Betracht zieht, daß es unbenommen ist, die Bücher zunächst für den Lesesaal zu bestellen und von hier aus mitzunehmen. Die Quittung geht durch die Hände des Beamten des Lesesaales in das Ausleihezimmer, hier, nicht im Lesesaale, sind die Bücher wieder abzuliefern. Die Bibliothek des Lesesaales ist ohne weiteres zugänglich, sie ist aber, wie schon betont, eine Präsenzbibliothek. Der Beamte des Lesesaales ist die



Stelle, wo jeder Benutzer sich zunächst Rat und Hülfe zu holen hat. Es ist eine durchaus irrige Meinung, sich mit jeder einfachen Bücherbestellung an den Leiter der Bibliothek wenden zu müssen, und noch verkehrter ist es, irgend eine Zurücksetzung darin zu erblicken, wenn man von diesem an den Beamten des Ausleihezimmers oder des Lesesaales gewiesen wird. Alle schriftlichen Bestellungen und Anfragen sind stets an die Bibliotheksverwaltung, nicht an einen einzelnen Beamten zu richten. Durch die Nennung eines Namens auf der Adresse können, wenn z. B. der betreffende Beamte beurlaubt ist, recht unliebsame Verzögerungen hervorgerufen werden. In allen Fällen, in denen der Beamte des Ausleihezimmers oder des Lesesaales, der seinen Posten stets nur auf kurze Zeit verlassen darf, die Wünsche des Publikums nicht befriedigen kann, treten selbstverständlich die übrigen Beamten ein. Es handelt sich da in der Regel um Bestimmung und Bewertung älterer Druckwerke, um biographische Daten und Literaturnachweise. Oft sind die Wünsche recht eigener Art. Da bittet eine Dame um Literaturangabe über den Fingerhut, während sich eine andere darüber zu orientieren wünscht, warum einstmals von den Künstlern die Gesichter ihrer Madonnen geschwärzt sind. Ein Sammler erscheint mit einem gänzlich defekten Buche, von dem er den genauen Titel gern wissen möchte, wieder ein anderer präsentiert einen alten Holzschnitt mit der Bitte, ihm das Buch zu nennen, in dem derselbe sich findet. Daß solche Feststellungen meist einen ganz bedeutenden Zeitaufwand erfordern und nicht einmal immer von Erfolg sind, braucht wohl nicht erst betont zu werden.

Wir sind am Ziele unserer Wanderung. An den praktischen äußeren Einrichtungen der bibliothekarischen Werkstatt und an gar vielen kleinen Werkzeugen, die bescheiden in einer Ecke ihr Dasein fristen und doch so unendlich wichtig sind für den Gesamtbetrieb, haben wir vorüberwandern müssen. Es kam nur darauf an, ein allgemeines Bild zu geben, und der Zweck dieser Zeilen ist erreicht, wenn der Leser die Überzeugung gewonnen hat, daß doch nicht jeder, der lesen und schreiben kann, und auch nicht jeder unpraktische große Gelehrte in der Werkstatt des Bibliothekars am Platze ist.

Köln. *Dr. Otto Zaretzky,*
Stadtbibliothekar.



Bericht über Literaturgeschichte.

II.

Die Memoiren bieten eine gute Ergänzung zu den Werken, die ein Schriftsteller hinterläßt. Den Werken unserer Größten ist auch im Berichtsjahre die Teilnahme der Forscher zugewendet worden. In rühmlichem Eifer werden Textausgaben, oft mit ausführlichen und guten Einleitungen, veranstaltet. Daneben, worauf es hier mehr ankommt, solche Editionen, in denen der Text kritisch durchgesehen, das Erklärungsbedürftige erläutert und durch Spezial- und Gesamteinleitungen das Verständnis des Autors gefördert wird. Die große, von Bellermann geleitete Schillerausgabe[1]) gehört schon einer Epoche an, mit der sich dieser Bericht nicht beschäftigen kann. Wohl aber soll hingewiesen werden auf die unter Leitung Karl Heinemanns[2]) erscheinende Goetheausgabe. Auf sie soll später zurückgekommen werden, wenn eine größere Anzahl Bände vorliegt. Aber ein empfehlendes Wort soll dieser gut ausgestatteten und äußerst billigen Ausgabe schon jetzt auf den Weg gerufen werden. Die Einleitungen sind gut orientierend, nur bei den „Wahlverwandtschaften“ etwas dürftig, die Anmerkungen, teils hinter, teils unter dem Text, verweilen nicht bei Gleichgültigem, sondern suchen wirklich das Schwerverständliche zu erklären, hüten sich vor Häufung gelehrten Materials wie vor Erörterung des Selbstverständlichen. Es macht den Eindruck, als wenn diese Ausgabe, bei der nur die in die Vorderseite des Einbands eingepreßte Maske abschreckend ist, denen, die außer dem Text zugleich noch einen bequemen und zuverlässigen Führer zu haben wünschen, ein durchaus empfehlenswerter Geleitsmann zu sein unternähme.

Für die, welche größere wissenschaftliche Ansprüche erheben, auf Erläuterungen verzichten und textkritische Anmerkungen wünschen, ist die große Weimarer Ausgabe unentbehrlich. Mehr als 40 Bände der eigentlichen Werke, 10 der naturwissenschaftlichen Schriften, 26 der Briefe, 12 der Tagebücher sind bereits erschienen; zu den 20 bereits erschienenen werden im Laufe des nächsten Jahrzehnts noch etwa 40 treten. Hoffentlich gibt es in Deutschland ein genügend großes Publikum, um dies monumentale Werk zu verbreiten. Der Unterschied dieser Ausgabe von allen andern besteht darin, daß in ihr zum ersten Male das gesamte handschriftliche Material berücksichtigt, Briefe und Tagebücher, von denen die letzteren bisher gar nicht, die Briefe durchaus nicht vollständig gedruckt waren, aufgenommen werden. Mitarbeit vieler, Umsicht der Redaktoren, Sorgfalt der Korrektoren haben hier ein im ganzen mustergültiges Werk geschaffen[3]). Vieles ungedruckte, namentlich von Paralipomenen, Fragmenten kommt hier zu Tage, ein fast ungeahnter Reichtum von Briefen aus den Konzeptbüchern und den zum Teil erstmalig benutzten Originalen; die Tagebücher schaffen das Rüstzeug für das Äußere der Biographie. Manche möchten wohl ein rascheres Tempo für das Erscheinen, etwas ausgiebigere Erklärungen für Tagebücher und Briefe und besonders die Abstellung des Übel-

[1]) Leipzig, Bibliographisches Institut, 14 Bände.

[2]) Leipzig, daselbst. Es liegen 5 Bände vor: 1, 7, 8, 12, 13, Gedichte, Dramen in Prosa, Werther, Wahlverwandtschaften, Dichtung und Wahrheit. Die s. g. Jubiläumsausgabe (Cotta) begann nach Vollendung dieses Berichtes zu erscheinen.

[3]) Im Jahre 1902 (und Ende 1901) erschienen u. a. die sehr wichtigen Bände 13 II, 40—41 der Werke, Bd. 25—26 der Briefe.



standes wünschen, daß man bei einzelnen Bänden eine erste Abteilung, den bloßen Text, allein erhält, auf den kritischen Apparat aber lange warten muß: bei Band 25: 7, bei Band 5 schon 9 Jahre — im ganzen wird man die hingebende Tätigkeit der Mitarbeiter und Leiter dankbar anerkennen.

Da die Briefe, wenn sie fertig sein werden, etwa 45 Bände, zum Teil recht starke, einnehmen sollen, so lag das Bedürfnis in der Luft, kürzere Sammlungen zu veranstalten. Fast gleichzeitig erschienen zwei solche Sammlungen, die beide rasch gefördert werden[1]). Beide sind höchst empfehlenswert: die von v. d. Hellen ist reichhaltiger und gibt in ihren Anmerkungen Zeugnis eines reichen Wissens; die von Ph. Stein ist vornehmer, macht einem großen Publikum durch Einführungen, verbindenden Text die Lektüre angenehmer. Beide Sammlungen verdienen die weiteste Verbreitung. Sie machen es möglich, den Menschen Goethe kennen zu lernen, der eine ebensolche Würdigung verdient wie der Dichter. Sie bekunden die staunenswerte Vielseitigkeit seiner Beschäftigung und seiner Interessen, sie bezeugen sein Bedürfnis nach Freundschaft und Liebe, sie beweisen die Güte und Hülfsbereitschaft seiner Natur, seine Befähigung, für jede Lage den passenden Ausdruck zu finden. Sie machen es dem Leser möglich, das Leben mit dem Dichter zu leben, die Vertrautheit zu gewinnen, die notwendig ist, um sein Wesen recht zu erkennen.

Unter den neuerschienenen Ausgaben bedeutender Schriftsteller der nachklassischen Blütezeit ragen die Hebbels und Grabbes hervor. Beide erscheinen in derselben Verlagshandlung, die sich durch die Edition ausgezeichneter Hülfsmittel für die Literaturwissenschaft ein großes Verdienst erwirbt: der Jahresberichte, die, freilich den Jahren etwas nachhinkend, die gesamte, dem weiten Gebiete der deutschen Literatur und Kultur gewidmete Arbeit zusammenstellt und bespricht, und der Literaturdenkmäler des 18. und 19. Jahrhunderts, Neudrucke verschollener, in Einzelausgaben schwer zugänglicher oder in ihrer ersten Gestalt vergessener Schriften, einer Sammlung, die, von der Kritik höchlich anerkannt, bei dem Publikum immer noch nicht die genügende Verbreitung gefunden hat.

Die Ausgabe Hebbels[2]) war, da der Dichter einer immer größern Würdigung bei Forschern, Lesern, auch den breitern Schichten des Theaterpublikums sich erfreut, wirklich ein Bedürfnis. Der Herausgeber, R. M. Werner, der eine außerordentliche Arbeitslast spielend zu bewältigen scheint und doch mit gutem Geschmack volle Gründlichkeit verbindet, wird diesem Bedürfnis durchaus gerecht. Seine Ausgabe, die alle bisherigen weit in den Schatten stellt, ist ein Muster von Vollständigkeit, dabei gut ausgestattet und verhältnismäßig sehr billig. Bisher liegen 9 Bände dieser, irre ich nicht, auf 12 Bände berechneten Ausgabe vor (Bd. 1—6, 7, 8, 9), alle seit Anfang 1901 ausgegeben, eine Leistung, die schon wegen der Schnelligkeit ihres Erscheinens kaum ihresgleichen hat. Die Ausgabe ist eine historisch-kritische, d. h. sie gibt die Werke nach der Zeit ihres Entstehens, freilich nach bestimmten Gruppen, so daß in den ersten 4 Bänden die Dramen, chronologisch geordnet, von Judith bis zu den Nibelungen, im 5.

[1]) Goethe-Briefe. Mit Einleitungen und Erläuterungen herausgegeben von Philipp Stein. Berlin O. Elsner, 1901 2. Bisher 3 Bände (bis 1786), auf 8 berechnet. — Goethes Briefe. Ausgewählt und in chronologischer Folge, mit Anmerkungen, herausgegeben von Ed. v. d. Hellen. Stuttgart, J. G. Cotta. 2 Bände (bis 1788); 6 sind in Aussicht genommen.

[2]) Friedrich Hebbels sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe, besorgt von Richard Maria Werner. Berlin, B. Behrs Verlag, 1901 und 1902.



die dramatischen Fragmente und Pläne, nicht weniger als 91, im 6. und 7. die Gedichte, im 8. die Erzählungen, im 9. der erste Teil der vermischten Schriften, Aufsätze, Rezensionen, auch sie nach der Zeitfolge geordnet, abgedruckt sind. Das Verdienst des Herausgebers ist ein dreifaches: er hat aus den Handschriften, aus entlegenen Journalen und Sammelwerken manch unbekanntes oder verborgenes Stück ans Licht gebracht; er hat aus den Originalausgaben, sowie aus den vom Dichter herrührenden Manuskripten, Theaterhandschriften die authentischen Lesarten festgestellt, die ursprünglichen, verworfenen oder auch durch spätere Editionen verderbten in einem ausführlichen, kritischen Apparate vereinigt; er hat endlich jedem Bande eine ausführliche Einleitung vorangestellt. Diese Einleitungen, die, aus den bisher erschienenen Bänden zusammengedruckt, einen stattlichen Band ausmachen würden, sind sehr gut geschrieben und gewähren außer einer Geschichte der Entstehung der einzelnen Werke einen Überblick über die von dem Dichter benutzten Quellen und erzielte Wirkung; sie suchen aber auch eine kritische Würdigung besonders der Dichtung ihres Baus, eine Charakteristik der in ihnen vorkommenden Personen, dargestellten Ideen zu geben. Der Herausgeber liebt seinen Autor, sonst hätte er das Werk vieler Jahre — denn vor den Monaten des Erscheinens liegen lange Zeiten des Sammelns, Vorbereitens, Ausarbeitens — ihm nicht gewidmet, läßt sich aber durch seine Bewunderung weder zu unkritischer Verhimmelung seines Helden, noch zu willkürlicher Herabsetzung seiner Vorläufer und Nachfolger verleiten; die wohltuende Wärme verbindet sich höchst erfreulich mit historischer Gerechtigkeit. Ist auch jeder Band, namentlich im kritischen Teil, reich an ungedrucktem, mindestens unbekanntem Material, so ist der 5. in seinem Text wohl der überraschendste: teils hat der in Weimar im Goethe-Schiller-Archiv sorgsam aufbewahrte und der Forschung erschlossene Nachlaß viele bisher völlig unbekannte Pläne und Fragmente enthüllt, teils sind aus den Andeutungen in den Tagebüchern, den Ausführungen im Briefwechsel so viele beabsichtigte, angefangene dramatische Arbeiten zu ersehen, die bisher nirgends zusammengestellt waren, daß fast der ganze Band als ein Novum bezeichnet werden kann. Teils sind es kleine Schnitzel, hingeworfene, sehr bald aufgegebene Gedanken, bald sind es Lebenspläne wie der „Moloch", die den Dichter immer wieder reizten, beschäftigten, schließlich von ihm abgelehnt werden mußten. Der Vollendung der Ausgabe ist bei der wunderbaren Rührigkeit des Herausgebers und Verlegers gewiß bald entgegenzusehen; sie wird ein schönes Denkmal, wie für den Autor, so für den Editor sein.

Grabbe[1]) hat kein derartiges Publikum wie Hebbel und wird es durch die neue Ausgabe schwerlich finden. Die abgeklärte Ruhe Hebbels fand er nicht, wenn er auch an Kraft ihm gelegentlich gleichkam. Die neue Ausgabe ist gleichfalls eine historisch-kritische; wie die Hebbels benutzt sie den handschriftlichen Nachlaß und veröffentlicht aus ihm manches unbekannte oder in die Ausgaben bisher nicht aufgenommene Dichtwerk, vor allem zahlreiche Briefe; auch aus verschollenen Zeitschriften wird das eine und andere Fragment wieder ans Licht gezogen. Nur kann man freilich nicht sagen, daß diese Inedita einen wesentlichen Gewinn darstellen; ein Stück, wie „der Cid", das wenigstens in einzelnen Ausgaben fehlt, eine Parodie der französischen Tragödie, mit manchen Ausfällen auf Rellstab, Platen, Schiff u. a. ist ein so saftloses Machwerk, daß man seinen Verlust nicht betrauern

[1]) Christian Dietrich Grabbes sämtliche Werke. In vier Bänden herausgegeben mit textkritischen Anhängen und der Biographie des Dichters von Eduard Grisebach. Berlin, B. Behrs Verlag, 1902.



würde. Ich kann auch den übrigen Satiren Grabbes keinen sonderlichen Geschmack abgewinnen, und selbst auf die Gefahr hin, ein literarischer Ketzer gescholten zu werden, gestehe ich, daß ich die Wiederherstellung der entsetzlich rohen, gemeinen Originallesarten in „Scherz, List, Ironie" usw. nicht eben für ein besonderes Glück halte, — wären sie im kritischen Apparat irgenwie vermerkt, so wäre ihnen Ehre genug geschehen. Indessen muß man Grisebachs saubere, mühevolle Arbeit rühmend anerkennen, wenn es ihm auch nicht immer gelang, die wichtigen Handschriften rechtzeitig zu erlangen. Einzelne sind erst im Nachtrag benutzt; daß durch solche Benutzung kleine hübsche Resultate erreicht werden, sei an einem Beispiel gezeigt. In der „Hermannsschlacht" wendet sich Hermann an einen Deutschen und sucht seinen und der übrigen Haß gegen die Römer durch Hinweis auf seine Verluste zu bestärken. Der Angeredete heißt in den Ausgaben „Rosenmeier", so hatte Grabbes Frau das in der Originalhandschrift stehende „Grüttemeier" geändert; der letztere Name ist der von Grabbes Mutter, den die Schwiegertochter getilgt hatte. Grisebach stellt ihn mit Recht wieder her, wird aber zu pathetisch, wenn er ausruft: „In unserer Ausgabe ersteht der unglücklichen Mutter des Dichters endlich ex ossibus ultor!" Die hochbedeutenden dramatischen Werke des genialen Unglücklichen: Napoleon, die Hohenstaufen, Don Juan und Faust wird jeder Literaturfreund mit Interesse in ihrer endgültig festgestellten Form lesen. Die Beigaben des Herausgebers sind etwas dürftig, eigentlich nur kurze Hinweise über Entstehung der Werke und handschriftliche und Drucküberlieferung. Von Einleitungen in die Stücke selbst, Bemerkungen über Quellen und Wirkung, Versuchen einer Würdigung ist durchaus nicht die Rede. Dieses Wichtigste wird auch in dem 4. Bande nicht völlig gegeben. Sehr dankbar ist zwar der wesentliche Inhalt des Bandes zu begrüßen, die Rezensionen sind bereichert, die Briefe sind außerordentlich vermehrt, namentlich die wichtigen und höchst inhaltreichen an Immermann zum erstenmal gedruckt. Diese Briefsammlung ist ein Schatz, dessen man sich aufs dankbarste erfreuen muß. Die von Grisebach beigesteuerte Biographie ist gewissenhaft, genau, klar und einfach; aber es fehlt ihr an jedem Schwung, an jeder Charakteristik des Autors und an den in den übrigen Bänden fehlenden literarhistorischen Zusätzen. Das ist umsomehr zu beklagen, als grade Grisebach der feinsinnige Ästhetiker, der hervorragende Dichter, am ehesten zur vollen Würdigung des Poeten imstande gewesen wäre. Die Ausstattung ist tadellos, nur der nackte Riese, der auf dem Titelblatt figuriert — etwa eine Anspielung auf den Dichter? — ist wenig geschmackvoll. Man muß im ganzen die neue Ausgabe sehr willkommen heißen.

Bei Hebbel und Grabbe war es keine buchhändlerische Notwendigkeit, eher ein Wagnis, die Werke neuzudrucken; bei Grillparzer, der eine große Gemeinde hat, war es im Moment, da die Schutzfrist für seine Schriften ablief, für die Buchhandlung, die bisher den alleinigen Verlag hatte, geboten, den Konkurrenten zuvorzukommen. Die von ihr veranstaltete Ausgabe[1]) ist keine neue, auch keine kritische oder durch Ungedrucktes vermehrte, sondern nur ein Abdruck der alten, gleich nach dem Tode des Dichters erschienenen. Nur ist die neue Ausgabe gedrängter gedruckt, weniger vornehm ausgestattet, dafür aber so billig, daß sie dem gewöhnlichen Benutzer, der keine literarischen Ansprüche macht, willkommen sein muß.

---

[1]) Grillparzers Werke. In acht Bänden. Mit Einleitung und Nachworten von Heinrich Laube. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf.



Der Anlaß, sich mit Lenau zu beschäftigen, war durch die hundertste Wiederkehr seines Geburtstages gegeben. Ehren genug wurden dem Dichter zu teil: ein Denkmal ward ihm — freilich in Ungarn — errichtet, und wer die Zusammenstellung der ihm gewidmeten Artikel las, z. B. in den dem Literarhistoriker unentbehrlichen „Literarischen Echo“, der mußte von der Begeisterungsfähigkeit deutscher Schriftsteller Angst und Respekt bekommen; nur schade, daß diese Begeisterung sich nur zu Jubiläen einstellt. Eine große neue Ausgabe der Werke erschien zum Festtag nicht[1]. Der Herausgeber der letzten[2] ließ seiner Edition als Ergänzung ein Leben des Dichters folgen[3]. Eine zwar für das Ganze zu ausführliche, aber an und für sich wohl unterrichtende Einleitung orientiert über „Wiener Kultur im Zeitalter Franz des Ersten“ — sie ist nicht recht am Platz, weil Lenau durch seine Dichtung Österreich speziell wenig angehört —; die Biographie selbst erzählt ziemlich schmucklos den verschlungenen Lebensweg und spricht ausführlich, gut orientierend, über einzelne Hauptdichtungen. Besonders warm wird der Autor nur bei der Schilderung der hauptsächlichen Leidenschaft des Dichters, seinen Beziehungen zu Sophie Löwenthal, während die Verhältnisse zu den Freunden ziemlich karg dargestellt werden; eine irgendwie zusammenhängende Darstellung der Lyrik fehlt durchaus. Im ganzen ein geschmackvolles Büchlein, das daneben gute Schule und solide Kenntnisse bezeugt.

Fast viermal so groß als diese Gesamtbiographie ist eine Behandlung des Verhältnisses Lenaus zu den Frauen[4]. Der Titel des Werkes ist irreführend: es handelt nämlich nicht auch von den durch Lenau gestalteten weiblichen Charakteren, sondern nur von denen, die in sein Leben eingriffen. Und so wird uns von diesen kein biographisches Detail erspart: vielmehr Gedichte und Briefe, die sich aus der stark angewachsenen Literatur bequem darbieten, in reicher Fülle mitgeteilt. Nicht immer ist die Quellenbenutzung umsichtig: Reinbeck z. B. hätte mit Benutzung anderer Quellen viel ungünstiger dargestellt werden müssen. Oft hat der Verfasser nichts anderes getan als bogenlange Auszüge aus leicht zugänglichen Büchern mit wenigen verbindenden Sätzen aneinandergereiht. Daraus ergibt sich ein anderer Fehler. Hätte der Verfasser sich mit einer Charakteristik der einzelnen Frauen begnügt, was auf wenigen Seiten hätte geschehen müssen, so hätte er vielleicht die verschiedenen auseinanderhalten können; so da er alle Verhältnisse erzählt oder richtiger alle darüber vorhandenen Gedichte und Briefe mitteilt, kommt er von der einen immer auf die andere zurück. Und endlich werden dabei die Zeiten seltsam verrückt. Lenaus unheilbares Leiden wird bei Emilie Reinbeck erzählt; in dem darauffolgenden Abschnitt über Sophie Löwenthal wird wieder von den gesunden Tagen des Dichters begonnen. Die Kompositionsweise des Buches ist höchst unbefriedigend; das Ganze ist wenig mehr als der Abdruck von bekanntem, freilich zerstreutem Material; der Fleiß des Sammlers ist anzuerkennen, und da die von ihm zusammengedruckten Briefe interessant und der bequemen Lesermenge unbekannt sind, werden sie gewiß ein dankbares Publikum finden.

---

[1]) Nur eine hübsche Miniaturausgabe der Gedichte erschien in Stuttgart bei C. Krabbe, 1902.

[2]) Die letzte ist die 1901 veröffentlichte, von Ed. Castle. Leipzig, Hesse, 2 Bände.

[3]) Nikolaus Lenau. Zur Jahrhundertfeier seiner Geburt. Von Eduard Castle. Mit neuen Bildnissen und einer Schriftprobe. Leipzig, Hesse, 1902.

[4]) Lenaus Frauengestalten, von Adolph Wilhelm Ernst. Stuttgart, Carl Krabbe, 1902.

Auch anderen Schriftstellern wurde vielfache Behandlung zu teil, vor allem Goethe. Wer die Hunderte kleinerer und größerer Aufsätze, Bücher, Essays, Bemerkungen kennt, die alljährlich über den Altmeister zur Aufhellung einzelner Punkte seines Lebens oder zur Erklärung einzelner Werke geschrieben werden, kann nicht erwarten, auch nur eine annähernd vollständige Liste hier zu erhalten. Ich begnüge mich vielmehr mit einem Buche, das große Bedeutung erfordert. Max Morris[1]) ist ein durch Scharfsinn, Belesenheit und Kombinationsgabe ausgezeichneter Kritiker. Seine Studien, die vor einigen Jahren als dünne Bändchen erschienen, präsentieren sich jetzt im stattlichen Gewande, vielfach erweitert und durch neue Aufsätze vermehrt. Als er zuerst auftrat, begegnete er Kopfschütteln und starker Abweisung; in wenigen Jahren erwarb er sich vielfache Zustimmung. Sein Hauptstreben ist darauf gerichtet, Quellen und Anlässen Goethescher Dichtungen nachzuspüren, die Darstellung von Personen und Zeitereignissen in Goethes Dichtungen zu verfolgen. Er sucht ferner die Komposition namentlich der Dichtungen, die den Poeten jahre- und jahrzehntelang beschäftigten, klarzulegen und besonders Deutung und Einreihung der Fragmente, die zu größeren Werken gehörten oder alleinstehend den Scharfsinn der Forscher reizten. In jeder dieser Beziehungen ist ihm manch glücklicher Wurf gelungen. Für den Faust, dem fast ein ganzer Band gewidmet ist, sind die Aufsätze, welche die Benutzung Swedenborgs aufzeigen und die Gemälde und Bildwerke zusammenstellen, die in einzelnen Szenen verwendet sind, von ganz hervorragendem Wert; die nachgewiesenen Beziehungen zwischen Dichtungsstellen, den Worten des Philosophen und den Kunstwerken sind so frappant, daß selbst der Ungläubigste zustimmen muß. Auch die Art, wie einzelne satirische Gedichte gedeutet werden: „Flieh, Täubchen, flieh“ als Verspöttung des Gleim-Jacobischen Briefwechsels, „Deutscher Parnaß“, gleichfalls auf den Gleimschen Kreis, wird schwerlich in Abrede gestellt werden können. Ungemein anregend und überzeugend ist die Art, wie aus den erst 1900 aus dem Goethe- und Schiller-Archiv mitgeteilten Fragmenten und Plänen der Gang der Handlung der „Achilleis“ nachgewiesen wird. Sehr viel Geistreiches und Richtiges enthält die ausführliche Studie „Herzogin Luise in Goethes Dichtung“, obwohl mir der Autor hier in seinen Vermutungen zu weit zu gehen scheint; nicht weniger in der Studie „Die Weissagungen des Bakis“, wo ich den Grundsatz für sehr bestreitbar halte, daß die einzelnen Weissagungen nicht wirkliche Rätsel, sondern satirische Bemerkungen gegen Zeitereignisse oder damals erschienene Schriften sein sollen. Trotz solchen Widerspruchs, der hier nicht im einzelnen begründet werden kann, müssen Morris' Goethestudien als eine sehr bedeutende Erscheinung gerühmt und auch dem Laienpublikum empfohlen werden, denn sie sind anregend und gut geschrieben, vermeiden jeglichen gelehrten Jargon und sind bemüht, die geistvollen Darlegungen auch anmutig zu gestalten. Die Nichtgelehrten sind aber in großem Irrtum, wenn sie meinen, durch die Lektüre solcher Bücher in ihrem ästhetischen Wohlbehagen gestört zu werden. Vielmehr wird gerade durch Kenntnisnahme solcher Studien das Verständnis bedeutender Dichtwerke vertieft und dadurch die Liebe zu unsern Meistern gefördert.

Berlin. *Prof. Dr. Ludwig Geiger.*

[1]) Goethestudien. Von Max Morris. 2 Bände. Berlin, C. Skopnick, 1902.

Sozialer Brief.

Die letzten Wochen stellten wieder eine Reihe wichtiger sozial politischer Reformen, als Weiterausbau der Schutzgesetzgebung für die wirtschaftlich Schwachen in Aussicht. Bedeutsam für weite Kreise ist der dem Bundesrat vorliegende Gesetzentwurf über die Einführung der Kaufmannsgerichte, die dazu berufen sein werden, das Interesse der Handelsgehülfen zu wahren und sicherlich zum allseitigen Wohle an die Stelle langwieriger Streitigkeiten die rasche Verständigung durch das Urteil Sachkundiger setzen. Besonders bedauerlich ist an dem ganzen Entwurf, zu dem die Handlungsgehülfen noch eine Reihe von Zusätzen verlangen, daß auch hier wieder die Frauen in gewissem Sinne leer ausgehen sollen, da sie von der Wählbarkeit aktiv und passiv ausgeschlossen sind, weder das Recht haben, selbst Gerichtsbeisitzer zu sein, noch auch sogar die Beisitzer aus männlichen Standesgenossen zu wählen.

An sich scheinbar geringfügig, ist doch die vom 1. April an obligatorisch vorgeschriebene Führung von Lohnbüchern im Konfektionsbetriebe insofern bemerkenswert, als hier ein Ansatz zu einer besseren Überwachung der Werkstättenarbeit jenes Teiles der Industrie, der besonderer Reformen bedarf, zu finden ist.

Die beschleunigte Vorlage der Novelle zum Krankenversicherungsgesetz bedeutet die Entwurzelung und Überwindung verhängnisvoller Vorurteile. Neben der Erhöhung der Unterstützungsdauer auf 26 Wochen sind zwei Punkte vorgesehen, die das Eindringen neuer Ideen bekunden: die Erhöhung der Unterstützungsdauer nach einer Entbindung auf sechs Wochen und die Beseitigung jener sozial wie hygienisch unsinnigen Bestimmung, welche die Krankenunterstützung bei Geschlechtskrankheiten aufhob. Der weitere Ausbau gesetzlich gewährleisteten Schutzes für die Mutter enthält gleichzeitig eine Anerkennung der Mutterschaft als gesellschaftliche Funktion. Es ist wahrscheinlich, daß eines der gegenwärtig in den Kreisen der Frauenbewegung viel erörterten Probleme, die Versicherung der Mutterschaft, in absehbarer Zeit eine immer weitergehende Ausgestaltung im Anschluß an die bestehende Versicherungsgesetzgebung finden wird.

Die Gleichstellung der Geschlechtskrankheiten mit andern Erkrankungen ist ein Sieg des gesunden Menschenverstandes über jene Überbleibsel bornierter Frömmelei und falscher Ethik, die durch Verächtlichmachung des Kranken die Moral heben zu können glaubten. Im Gegensatz zu dieser beabsichtigten Wirkung haben sie nur zu einer rapiden Verschlimmerung und Verbreitung der verheimlichten Übel geführt, deren energische Bekämpfung man nun als notwendig einsieht.

Heftige Interessengegensätze machen sich anläßlich der Vorlage über die gewerbliche Kinderarbeit geltend. So wie einst die Unternehmer sich mit aller Macht gegen die Verbannung der Kinderarbeit aus den Fabriken stemmten, entspinnt sich jetzt gleichfalls bei jeder projektierten Einschränkung der Kinderarbeit ein leidenschaftliches Gefecht, bei dem die Arbeitgeber die wohlfeilen Kräfte festzuhalten bemüht sind. Es wird dabei mit rührender Humanität stets auf die Notwendigkeit des Erwerbes für die arbeitenden Klassen hingewiesen, — nur einen kleinen Haken hat die Sache, den, daß die berufene Vertretung der Arbeiterpartei, die Sozialdemokratie, genau entgegengesetzter Ansicht ist. Sie ist fest davon überzeugt, daß die gewerbsmäßige Kinderarbeit die Arbeit der Erwachsenen unterbietet, die allgemeinen Lohnverhältnisse ver-



schlechtert und das Proletariat benachteiligt. So haben denn gerade die Sozialdemokraten zu den schon im Gesetzentwurf vorgesehenen Bestimmungen verschärfte Anträge auf Einschränkung der Arbeit und Erhöhung des Alters eingebracht. Sie verlangen: Erhöhung des Schutzalters auf 14 Jahre und Ausdehnung der Schutzbestimmungen nicht nur auf die gewerblichen Betriebe, sondern auch auf die Landwirtschaft und den Gesindedienst. Zu den verbotenen Beschäftigungsarten sollen das gewerbsmäßige Rüben- und Pflanzenziehen, das Kartoffelgraben und die Verwendung bei Treibjagden treten.

Die Untersuchungen des Rixdorfer Lehrers Agahd, der Material aus allen Teilen des Reiches zusammengetragen hat und auch im Reichstag mehrfach zitiert wurde, haben den unheilvollen Einfluß der jugendlichen Erwerbsarbeit auf die körperliche und geistige Entwicklung in unwiderleglicher Weise dargetan. Die schweren sittlichen Schädigungen lassen sich in dem Zusammenhang von Kinderarbeit und jugendlichem Verbrechertum deutlich verfolgen. Die Kinderarbeit setzt einer Hebung der Volksbildung unüberwindliche Hindernisse entgegen, und man kann wohl sagen, daß die durch frühzeitige Erwerbsarbeit verdienten Summen dem Nationalwohlstande späterhin überaus teuer zu stehen kommen in Gestalt Siecher und vorzeitig Verbrauchter und durch die notwendige Errichtung von Zuchthäusern und Hospitälern.

Die Durchführung des neuen Gesetzes wird immerhin, da es zum erstenmal einen Eingriff in das Familienleben darstellt, erhebliche Schwierigkeiten bereiten, und, soll es nicht bloß bei einer papierenen Maßregel bleiben, wird man vor allem die Mitwirkung der organisierten Arbeiterschaft selbst benötigen. Ein weiterer großer Teil der Arbeit wird den Lehrpersonen zufallen, auch eine Vermehrung der Schulärzte wird sich als dringend nötig erweisen. In einer Denkschrift hat der Verein der Berliner Armenärzte zur Schularztfrage Stellung genommen und hierin betont, daß die Qualifikation wohl unzweifelhaft bei den Armenärzten vorhanden sei, die den großen Vorteil böten, daß sie die Kinder nicht nur in der Schule sehen, sondern Zutritt haben zu den Wohnungen, in denen die Hauptherde der Krankheiten zu suchen sind.

Zu einem der jüngsten Spezialgebiete auf dem Felde der Sozialpolitik, der Bekämpfung der Tuberkulose, sind neue Ansichten laut geworden. Während man in den letzten Jahren große Opfer für die Errichtung der Lungenheilstätten gebracht hat und Deutschland sich etwas darauf zu gute tat, allen andern Ländern hierin voraus zu sein, ist kürzlich in einem Vortrage der Berliner Medizinischen Gesellschaft das Fiasko der Lungenheilstätten dargetan worden. Der Vortragende bewies an der Hand von Zahlen, daß von den in die Anstalten aufgenommenen Kranken die meisten dennoch nach wenigen Jahren gestorben sind. Die in den Heilstätten erzielten Erfolge können nicht standhalten, sobald der Patient zurückkehrt zu den Schädlichkeiten der Berufsarbeit, den schlechten Wohnungsverhältnissen, der elenden Ernährung. Eine wirklich bleibende Tat wäre die Ansiedlung der Lungenleidenden in ländlichen Kolonieen und in geeignetem Klima. Der Vortragende brachte den Vorschlag, solche Kolonieen in Deutsch-Südwest-Afrika zu gründen, das nach Aussage von Geographen und Ärzten ein höchst günstiges Klima für Lungenleidende besitzt. Es ist zweifellos, daß die Anregungen des Vortragenden viel Wahres enthalten. Der wohltuende Aufenthalt in der Heilstätte wird nur zu einer Gnadenfrist, wenn die sichere Rückkehr in die traurigen Verhältnisse, die das Leiden erzeugten, bevorsteht. Mehr als alle Heilfaktoren würde jede vorbeugende Maßregel zur Bekämpfung der Seuche beitragen. Jeder Fortschritt vernünftiger Wohnungspolitik, jede Verkürzung der Arbeitszeit, jede Verbilligung der Lebensmittel würde sich in einer



Hebung der Volksgesundheit bemerkbar machen. Gegenwärtig aber führen Mietwucher und Zölle, private Ausbeutung und öffentliche Lässigkeit einen wahren Vernichtungskrieg, — vergebens bemüht man sich dann, die schwer Verwundeten wieder zu heilen.

In der herrschenden Jahreszeit ist das „wohltätige Berlin" wieder eifrig an der „Arbeit", um für Notleidende zu tanzen, zu mimen, zu verkaufen, zu flirten. Kein Abend vergeht ohne größere wohltätige Veranstaltung, deren Beschreibung dann mit liebenswürdigster Aufzählung der Mitwirkenden in den Blättern zu lesen. „Charity begins at home" sagt der Engländer, das wird wohl häufig dahin aufgefaßt „mit dem Wohltätigsein beginne jeder bei sich selbst". Wie groß ist wohl der Anteil jener, die bei derartigen Anlässen wirklich die Hülfsbedürftigen und nicht vor allem das eigene Amüsement oder Befriedigung der eigenen Eitelkeit im Auge haben.

In völlig anderer Art übt ein kleiner Kreis wirklich praktischer Arbeiterinnen auf dem Gebiete der Wohlfahrtspflege sein Amt. Besonders erwähnenswert sind die Mädchen- und Frauengruppen für soziale Hülfsarbeit, die, in modifizierter Weise an die englischen Settlements angelehnt, bestrebt sind, eine Brücke zu schlagen zwischen den Notleidenden und den Besitzenden. Hier handelt es sich darum, Mädchen und Frauen zu ernster Pflichterfüllung im Dienste der Gesamtheit heranzuziehen. Durch die praktische Arbeit in Krippen, Kindergärten und Horten, in Blindenanstalten und Krankenhäusern, durch Auskunftsstellen und Arbeitsnachweise, die Einrichtung von Hauspflegen, Recherchen für den Kinderschutzverein, Fürsorge für entlassene Strafgefangene u. s. w. wird wirklich wertvolle Hülfeleistung geboten und gleichzeitig ein Stab von praktisch erfahrenen sozialen Arbeiterinnen herangebildet, der hoffentlich dazu berufen ist, immer mehr zu kommunalen und öffentlichen Ämtern herangezogen zu werden. Die Mädchen und Frauengruppen lassen es sich angelegen sein, die praktische Ausbildung durch theoretischen Unterricht zu unterstützen. Sie veranstalten alljährlich Kurse über Wohlfahrtspflege, Kinderschutz, Arbeiterinnenfrage, Volkshygiene u. s. w., die sich aufs beste bewähren. Die Gruppen zählen gegenwärtig 365 Mitglieder, von denen 102 als praktische Helferinnen tätig sind.

Die neueste Statistik über die Wohltätigkeitsanstalten Berlins weist 81 Anstalten und Stiftungen auf, die der Aufsicht der Gemeindebehörden unterstehen; aus ihnen fließen alljährlich über 6½ Millionen Mark gemeinnützigen Zwecken zu. Die Lage des Arbeitsmarktes ist in diesem Jahre entsprechend den schwankenden Witterungsverhältnissen eine schwankende. Die mehrfach aufgetretenen und nach kurzem wieder verschwundenen Fröste bedingten ein zeitweises Feiern bestimmter Branchen, wie z. B. des Bauhandwerks; im ganzen können die Verhältnisse als gebessert gegen das Vorjahr bezeichnet werden. Rege Benutzung findet der in seinem neuen Gebäude erweiterte Zentralarbeitsnachweis, zu dessen vielen Vorzügen auch die Verringerung des Alkoholkonsums durch das dort bestehende Verbot, alkoholische Getränke einzuführen, zählt. Kürzlich ist auch die Leitung der Wärmehallen in Charlottenburg dem Verein gegen Mißbrauch geistiger Getränke übertragen worden. Auch der Verein für Gasthausreform beginnt, neben seine aufklärende Agitation die praktische Arbeit zu stellen und beabsichtigt sowohl den Erwerb von Gasthäusern nach dem im Auslande bewährten Gotenburger-System, als auch die Errichtung und Unterstützung alkoholfreier Gasthäuser.

Berlin, Anfang Februar 1903. *Adele Schreiber.*





Ulrike Dhuym, eine schöne Seele.

Roman von *Hans von Kahlenberg*.

(Fortsetzung.)

In Lord Stauntons Testament, von London datiert, war Thomas Dale als Universalerbe genannt; für seine Neffen und Nichten, mit Einschluß von Ruth von Winnstedt, hatte er Legate ausgesetzt. Obgleich dem nur bescheidenen Stand seines Vermögens eines jüngeren Sohnes entsprechend, bedeutete dies für Ruth die Sicherstellung ihrer Zukunft, ein kleines Kapital, dessen Zinsen ihr schon jetzt ein angenehmes Nadelgeld gewährten. Es braucht nicht gesagt zu werden, daß sie in der Stille dem Haushalt zuflossen, manche Sorgen der geängsteten Mutter linderten, in dieser Zeit gerade, wo die Verlobung einen gewissen Aufwand erforderte. Auch Ulrich nahm' leider diese gütige und diskrete Quelle zuweilen in Anspruch; er besaß nicht Gerts Talent, mit Geld hauszuhalten, gab und nahm unbedacht.

Schon die zweite Woche nach der Verlobung brachte die Anzeige des betreffenden Leutnants mit der einzigen Tochter eines der reichsten Fabrikanten jener Garnisonstadt. Antoinette veränderte nicht einmal die Farbe, niemals wurde der Name von ihr ihrer Familie gegenüber noch erwähnt; diese frühere Freundin, Frau von Wegner, blieb die einzige, zu der sie sich je ausgesprochen hatte. Brose hielt, an den Fall anknüpfend, einen schönen Vortrag über Uneigennützigkeit des wahren Edelmanns im Eingehen von Heiraten. Er würde unter allen Umständen nur seine Frau selbst ernähren, wenn nötig, mit seiner Hände Arbeit. Bei einem vielfachen Millionär ehrte man solchen Idealismus.

Winnstedt hatte richtig kalkuliert. Die sinnlich naive Verliebtheit des Bräutigams steigerte sich rasch. Es wurde beschlossen, die Hochzeit bald abzuhalten, er wollte dann seinen Doktor machen, als Ehemann, womöglich als Vater. Seine zukünftige Vaterschaft beschäftigte ihn gewaltig, er konnte sich bespiegeln in der Vorstellung eines Sohnes, durch den die Dynastie Brose fortgesetzt wurde; daß es ein Sohn sein müßte, stand fest bei ihm.

Es war eine Idee von Ulrike, daß in der Polterabendaufführung die Idealgestalt der Dichtung auftrat, während Ulrich als gewappneter, junger Krieger den militärischen Ruhm vorführen sollte, in deren Vereinigung diese Familie Brose groß und erlaucht geworden war. Es gab ein vollendet schönes Bild. Vicky und Gert brachten als bäuerliches Paar in der Tracht der Gegend Brosescher Güter ihre Huldigungen dar, machten die Sache allerliebst. Viele hohe Persönlichkeiten gedachten huldvoll der Feiernden; die Herzogin, Antoinettes Patin, hatte schönes Silber geschenkt. Zu spät jetzt reklamierte sie



ihren Schützling als Hofdame; Ulrike dachte, daß hier der Ausweg sich gefunden hätte, nach dem sie gesucht, — oft gestaltete es sich so im Leben. Der Vorschlag wurde für Ruth erneuert; Frau von Winnstedt konnte sich nicht entschließen, sie herzugeben, des Mädchens Gesundheit blieb schwankend.

Mit Antoinette ging ein großes Stück ihrer Mutterhoffnungen; sie schritt einem anscheinend glänzenden Los entgegen. Etwas Fremdes, Kältendes war zwischen beide Frauen getreten. — „Sie wird Kinder haben," sagte sich die Mutter.

In dieser einsamen Zeit trösteten sie Briefstellen, Tagebücher, in den Schriften, die ihr die Töchter ihrer Schwester überlassen hatten aus dem Nachlaß ihres Oheims, Honourable Reginald Dale von Staunton, Staunton Court, Hartfordshire, gefallen in der Verteidigung von Chartum mit General Charles George Gordon, Januar 1885.

Eine tiefe mystische Religiösität, eiserne Selbstzucht lagen in beständigem Ringen mit einem ursprünglich stolzen und feurigen Temperament.

An einer Stelle entsetzte er sich selbst, in Zorn geraten zu sein über Feigheit, anscheinende Verräterei, seiner Leute: „Das war wieder Ich, das Ich in mir, das ich hasse und vernichten möchte. Gott wird mir Kraft geben, es zu vernichten. Er hat gelobt, ganz in uns zu sein, wenn wir von unserer Seite alles tun, uns von uns selbst zu befreien." —

Eine Tagebuchnotiz der letzten schweren Dezembertage, auf verlorenem Posten, rührte sie besonders. Sie hatte ihm im Sommer einen Brief geschrieben mit kleinen Details aus ihrer Häuslichkeit, über die Eigenschaften ihrer Kinder, jedes einzelne liebevoll und eingehend charakterisiert. Der Brief war unter dem Datum eingetragen: Zwei gute und hübsche Dinge heut, ein Brief von U. W. und die kleinen Hutchinsons zeigten mir ihre Lämmer.

...... „Es scheint hier etwas ruhiger zu werden, aber bisweilen drückt mich die Last schwer, und ich erliege fast unter der angeborenen Schwachheit der menschlichen Natur."

Den 14. Dezember! „Wir haben wenig Nahrungsmittel mehr; etwas Korn und Biskuit. — Es gibt keine Butter und keine Datteln mehr in Chartum und wenig Fleisch, alle Nahrungsmittel sind sehr teuer."

...... „Diese Welt ist ein großes Gefängnis mit strengen Hütern. Wir sitzen in unseren Zellen einsam und verlassen und schauen nach Befreiung aus. An den Wassern der Freude und des Überflusses für die Kinder dieser Welt und für unser Fleisch, aber an den Wassern harter Trübsal für unsere Seelen sitzen wir und weinen, wenn wir unserer Heimat gedenken, von welcher der Tod wie ein schmaler Strom uns trennt. — Ach! daß wir in der Heimat wären, wo »würden aufhören die Gottlosen mit Toben«, und ruhen, die viel Mühe gehabt haben, wo der gute Kampf ausgekämpft, die staubige Erdenarbeit getan sein wird, wo die Lebenskrone unser harret. Wo unsere Augen



den Einzigen schauen werden, der jemals unsere Schmerzen und Prüfungen kannte, der sich in ihnen allen unserer annahm und unsere müden Seelen stillte und tröstete. Es ist kein neuer Freund, den wir dort finden, sondern ein alter Freund. Bist du müde? Er war es auch. Wirst du verachtet und verkannt? Er war es auch. Wird deine Liebe zurückgestoßen, und macht sich die Welt nichts aus dir? So erging es ihm auch. Er hat sich herabgelassen, eine noch tiefere Stellung einzunehmen als irgend jemand der Seinen. Unsäglich müde, traurig und einsam war er auf dieser Erde; ein Mann der Schmerzen, der das Leid in jeder Gestalt kannte, und starkes Geschrei und Tränen. Und sollen wir klagen um unsere Trübsal, die doch nur einen Augenblick währet? Mit jedem Tag sind wir der Heimat näher. Es ist kein dunkler Strom, der unser wartet, — die Wasser teilen sich vor uns. Lassen wir denn der Welt das Ihrige, sie ist und bleibt Staub. Ich hörte eine Stimme vom Himmel zu mir sagen: Schreibe »Selig sind die Toten, die in dem Herrn sterben von nun an.« Ja, der Geist spricht, daß sie ruhen von ihrer Arbeit, — ruhen von ihrer Trübsal, — ruhen von ermüdender Tätigkeit, — von Schmerzen, von Tränen, von Hunger und Durst, von dem Anblick armer, verzweifelnder Menschen und seufzender Herzen, die keinen Frieden finden in ihrem Kerker, — von Krieg und Streit, von harten Worten und Urteilen. Es ist eine lange, mühselige Reise, wir sind aber dem Ziel schon ein gutes Stück näher gerückt. Rasch schreiten wir an den Meilensteinen vorüber, welche die Jahre uns setzen, und wie unser Tag, — so wird unsere Kraft sein. Vielleicht bevor ein neuer Meilenstein erreicht ist, wird der Wanderer in jener herrlichen Heimat sein, am Strom des lebendigen Wassers, wo es keine Sorge mehr gibt, noch Leid, noch Geschrei, sondern ewige Ruhe bei dem treuen, wohlbekannten Freund. Das Sandglas läuft haltlos ab, — Tag und Nacht, Nacht und Tag; stoßen wir nicht daran! Wir haben hier unsere Arbeit zu tun, das heißt zu leiden, wie er gelitten hat."

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Winnstedt fand Freude an der Beschäftigung im Garten; er hatte für die Umgegend eine Neuausgestaltung der Kriegervereine übernommen, die ihm zu tun gab, das Gefühl der Wichtigkeit nicht auslöschen ließ. Auch für gesellige Arrangements bedurfte man seiner Talente. Die Bitterkeit von seiner Verabschiedung her schwand allmählich in der Erinnerung gemeinsamer Taten, einem altpreußischen Nützlichkeitsdrang, der sein Interesse am öffentlichen Leben rege hielt, Ulrike erfreute, obgleich sie in vielem seine Meinung nicht teilte.

Es wäre seltsam gewesen, wenn ein großes Herz wie Ulrikes nicht mitgeschlagen hätte zum sozialen Aufschwung der Zeit, dessen Echo Zeitungen und Bücher ihr ins Haus trugen. Bitter empfand sie selbst seine Not, — im Schmerz nicht helfen zu können, der zäher als ein anderer am edlen Mark der Liebeskräfte zehrt. Sie verbarg ihr Herz auch Ulrichs wegen. Mehr, als sie für seine Zukunft wünschen konnte,



schien er geneigt, dem Neuen zu folgen, Fragen und Meinungen aufzuwerfen, die ihn mit dem Bestehenden in Konflikt bringen mußten. Jeder Zwang war dem feurigen Knaben verhaßt, dafür schweifte seine Phantasie zu den unerhörtesten Abenteuern in kühne Weltweiten ab. Mit Sorge weilte Ulrikes Auge auf ihm, dessen junge, männliche Schönheit sich immer prächtiger entwickelte. Noch hatte er das Scheue, Keusche, was seine Mutter heimlich an ihm verehrte, wenn auch jagende Unruhe ihn oft zu verfolgen schien. Dann schaffte er sich in verwegenen Kraftleistungen Luft: tollkühner Reiter, vollendeter Schütze, sicherer Schwimmer, war er spielend wie von selbst geworden. Seine Streiche hielten das Haus in Atem, er lachte nur übermütig, wenn er seiner Mutter die Blässe der Angst vom Gesicht küßte, — sie war schreckhaft geworden, ängstigte sich leicht jetzt. Er stand nun in seinem neunzehnten Jahre. Sophie Holzmann hätte sich gern einen Pagen an ihm gezüchtet, seine hagere Brigantenschönheit sagte ihrer trägen, fetten Blondheit zu; er blieb immer verlegen in ihrer Gegenwart, — sie fand Ulrich wenig anstellig.

Gert entwickelte sich ganz zum Gegenteil. Der Junge zeigte sich als anschlägiger Kopf voll Aufmerksamkeit für das, was er hörte und sah. Der Kommerzienrat riet oft zu einem praktischen Beruf. Winnstedt verhielt sich nicht ganz ablehnend; auch ihn interessierten diese neuen, gewaltig aufwühlenden Lebenserreger, das militärisch Geordnete großer Getriebe sprach den Soldaten an. Man sah das Geld einkommen; immer mehr mit dem Alter lernte Winnstedt dieses schätzen, die Zukunft seiner Söhne bereitete ihm ernstliche Sorgen. Es war beschlossen, daß Ulrich Offizier werden sollte; zur Kavallerie zog ihn seine Neigung, ein kleiner Hochmutstick der Mutter. Winnstedt war vernünftiger, höchstens konnte eins der Garde-Infanterie-Regimenter in Betracht kommen. Der Junge selbst hätte einen freieren Beruf vorgezogen, etwa Landwirt, Forstmann, um der Studentenzeit willen hätte er gern studiert. Der Vater hielt, wohl mit Recht, die militärische Disziplin für besonders geeignet, ihn im Zaum zu halten, den Überschwang zu dämpfen; ein ernstlicher Widerstand konnte kaum versucht werden wegen des Mangels an Mitteln. Ruth hatte wieder und wieder ausgeholfen, bis der Vater ihr diese Möglichkeit aus der Hand nahm und das Geld festlegte. — Sie mußten sich sehr einschränken. Ulrike hatte oft zerstochene Finger, sie hatte gelernt, daß Haushaltungsbücher stimmen müssen, der letzte im Monat war immer ein banger Tag.

Unbeteiligte Fremde hätten wirklich eine recht unansehnliche alte Frau gefunden. Sie besaß auch keine hübschen Toiletten mehr. Die letzten guten, alten Spitzen waren in Antoinettes Aussteuer mit fortgegangen. Winnstedt war nach dem Glanz der Hochzeit kleinlich geizig geworden; er sparte für die Equipierung seiner Söhne. — Sie war eine Lastträgerin, manchmal erschien es ihr fast wie ein Traum, daß sie jemals hochgemut, schön und geliebt gewesen.



Antoinettes erstes Bübchen wurde geboren. Brose bestrahlte sich als Vater, es war die neue Rolle, die er jetzt spielte. Ulrike sah die Mutter ihr Kleines an die Brust schließen mit einem Ausdruck heißer, weltverlorener Zärtlichkeit. Sie war fast noch stiller geworden als Frau, — die Mutter wußte Bescheid.

Gern übernahm sie bescheiden Großmutterpflichten. Der Kleine gedieh; Brose dozierte über Erziehung und Rassenzüchtung.

Wieder zogen andere Zeiten herauf. Wenn ihr Mann und seine Bekannten von früher erzählten, waren es alte Geschichten vom alten Kaiser, vom alten Bismarck und Moltke. Noch einmal kamen lärmende Feiern des Jubiläumsjahrs. Winnstedt, Exzellenz Steele, alle seine Kriegervereine zogen im Festzug mit. Medaillen wurden verteilt, Flaggen wehten, es sollte Illumination sein am Abend, und Festreden wurden gehalten. Ulrike sah ihren Mann auf der einen Seite unter den Gefeierten, ihre beiden Söhne in ihren Klassen als Feiernde. Winnstedt hatte noch einmal die Uniform angelegt, sie war eng geworden über dem stattlicheren Leibesumfang, der hohe Kragen drückte ihn jetzt. Sie hörte die alten Namen Wörth, Weißenburg, St. Privat, Sedan. — —

Sehr deutlich empfand sie den Wechsel der Zeiten, von der großen Brüderlichkeit jener Tage, einem Wandeln in Glanz, Alldeutschlands mystischem Auferstehungstraum: es war Alltag geworden. —

Vicky Steele wuchs zu einem allerliebsten Mädchen auf. Sie besaß die blühende Frische von Sophie, mit mehr Grazie, Schelmerei, einer gewissen, wenn auch nur spielenden Feinheit des Geistes, die sich in raschen, schlagenden Gegenantworten wetzte. Die Schwester wurde schwer, ließ sich gehen, sie aß und trank zuviel. Der Reichtum erwies sich ihrer Schönheit nachteilig; sie wußte zu sehr, daß dieser Vorzug alle anderen aufwiegt, schätzte nur noch ihn, ihr Vorrecht, das Teuerste von allem zu besitzen. Nach dieser Richtung legte ihr niemand Hindernisse in den Weg, der Kommerzienrat war zu beschäftigt, sie überhaupt zu beachten; sie hatte die Enkel geboren, mehr verlangte man nicht von ihr. Vicky war sein Liebling und Gert Winnstedt. „Er ist kein Überflieger," sagte er von ihm, „er merkt auf, er hat Augen."

Man sah sie oft durch die Werke spazieren gehen, am Kanal, zwischen den Schleusen entlang. Gert wurde seinem Patron tatsächlich ähnlich; etwas von der kalten Klarheit des Kaufmanns teilte sich dem Knaben mit.

Heimlich weinte Ulrike manchmal über ihn: Gert hat gar kein Gemüt. Er war das einzige ihrer Kinder, das ihr solche Tränen verursachte. Die Tante empfand sie als ein ihrem vergötterten Liebling angetanes Unrecht. Auf ihre Weise steckte sie ihm zu, was sie konnte, besonders um seine stets ausgesuchte Toilette in Stand zu halten. Er hielt ihr dafür lange Vorträge, seine Pläne auseinander-



setzend mit Ziffern und Seitenstücken, die sie über seine Klugheit in Entzücken versetzten. Hier nahm sie eine Art Revanche an ihrer Schwägerin, in die sich ein ganz klein wenig schadenfrohe Tücke mischte; das weltlich Nüchterne in den Winnstedts mußte doch das Dhuymsche phantastisch Hochfliegende schlagen. — Niemals zeigte Ulrike, daß sie diese Rankünе einer gutmütigen, aber kleinen Seele spürte, sie hatte gelernt, zu vielem zu schweigen.

Gert machte die Schule gleichmäßiger als Ulrich durch; eine häßliche Abschreibesache im letzten Quartal kränkte Ulrike, brachte ihn um ein halbes Jahr zurück; er selbst bezeichnete dergleichen lediglich als „Pech".

Der Gegensatz zwischen den Brüdern trat immer unversöhnlicher hervor. Ulrich, der von seinem Regiment aus nur noch die Sonntage nach Hause kam, hatte dem Jüngsten freiwillig die hübsche, gemeinsame, mit ihren Knabenerinnerungen, frühen Jagdtrophäen ausstaffierte Stube abgetreten, um in einen Bodenverschlag hinaufzuziehen. Ulrike erhob keinen Einspruch, weil sie eine Absicht fühlte. Gert nahm die Großmut sehr gleichgültig auf, es schien ihn wenig zu kümmern, daß der Ältere kaum mit ihm sprach, obgleich er sichtlich bemüht war, die unerquickliche Sachlage der Familie zn verbergen, höflich, sehr ruhig blieb er der oft beleidigenden Art des Bruders gegenüber. Es bekümmerte die Mutter tief, ohne daß es ihr gelang, irgend welchen Einfluß zu erlangen, auch nur die Ursachen der Mißstimmung zu ergründen. Dieses liebevollste Herz mußte sich gestehen, daß ihre beiden aus einem Schoß Geborenen sich haßten. Ganz allmählich mit ihnen war dieser Haß groß geworden; schon auf der Schule galt als Regel, daß, wer es mit Ulrich hielt, Gerts Feind war. Die glänzende Persönlichkeit des Älteren erdrückte den zweiten, vielleicht erbitterte ihn halb unbewußt auch die Vorliebe der Mutter, gerade weil diese sie zu verbergen suchte. Gegen keins ihrer Kinder war sie so wenig streng, gerecht, immer gütig gewesen, wie gegen den Jüngsten, schüchtern beinah, umsomehr, als Gert häuslicher als Ulrich war; er besaß Sinn für Behagen, niemals vergaß er, zu Geburtstagen oder Festen kleine, wohldurchdachte Aufmerksamkeiten anzubringen.

Das einzige Haus, in dem beide Brüder noch zusammentrafen, war das von Steeles. Ulrich war gern da, es verwunderte Ulrike fast, rief ihr seine alte Kinderliebe für Grete zurück. Ein ganz vergilbtes Bildchen der kleinen Freundin hing immer noch sorgsam aufbewahrt in der Bodenkammer. Mit Steele, dem einzigen, der noch von ihr sprach, konnte er sich stundenlang über kleine Vorzüge, Begebenheiten in Bezug auf Grete unterhalten, es trug ihm die Vorliebe des jetzt ganz hypochondrischen, eingeschrumpften Alten ein. Gert machte unterdessen Ihrer Exzellenz den Hof, er war förmlich ein Adjutant im Hause geworden. Sie hatte nie Söhne gehabt, übertrug ihre Vorliebe für das andere Geschlecht in diesem zweiten,



weniger unmittelbaren Sinn jetzt auf ihn. Gert war ihr Vertrauter; meistens sprachen sie über Vicky. Er wußte, daß sie schon viele Verehrer hatte, das ganze Gymnasium war für sie entflammt, selbst von den Offizieren und Regierungsherren wurde ihr gehuldigt. Man zerriß sich um sie auf dem Eise, sie war kokett genug, dem Bekannten und Kindheitsfreund den Vorzug zu geben. Während Ulrich einsam an abgelegener Stelle halsbrecherische Bögen beschrieb, blieb Gert ihr steter, geduldiger Kavalier, verstand es, eine sichere, zuverlässige Kunstfertigkeit zur Geltung zu bringen. Ebenso bildeten sie in der Tanzstunde fast ein kleines Ehepaar; es amüsierte die beiderseitigen Familien.

Nur eine sah dem Getändel mit Sorge zu: Ulrike. Irgendwie ahnte sie, daß ihr Ältester beteiligt war, obgleich er nie sprach, noch scheuer wurde in Gegenwart der lustigen kleinen Dame. Eine dieser geringfügigen romantischen Zufälligkeiten, wie sie ihre eigene junge Liebe einst gefördert hatten, brachte eine Art Blitzlicht in dies unterirdische Spiel der Anziehungen und Gegensätze. An der Rückseite des Winnstedtschen Gartens floß ein breiter Bach, fast schon ein Flüßchen, die Biese genannt, dessen Nähe Mücken und Sumpfgeruch im Sommer wenig angenehm fühlbar machen. Stege führten von fast allen Gärten zu kleinen Inseln, den jenseitigen Anlagen, hinüber. Durch die lange Feuchtigkeit des Frühsommers waren die Planken morsch geworden und brachen ein, als Vicky sie betrat; das Mädchen fiel laut aufschreiend ins Wasser. Sicher hätte auch Gert nicht gezögert, ihr nachzuspringen, es konnte bei der ganzen Sache von eigentlicher Gefahr kaum die Rede sein; Ulrich war wie ein Blitz da, in voller Uniform wie ein junger Kriegsgott trug er die triefende, weiße Last; sie war in seinem starken Arm leicht wie eine Elfe. Der kleine Vorfall blieb scheinbar ohne Folgen, trotzdem behielt Ulrike die Empfindung, daß zwischen dem Sohn und Vicky mehr vorgegangen, irgend ein Gelöbnis ausgetauscht worden war. Es erschien fast kindisch, da das Mädchen kaum sechzehn Jahre zählte ihre Phantasie, die einmal diese Richtung genommen, spann weiter. Vicky war keine ganz schlechte Partie, die Spekulationen der Exzellenz in Holzmanns Partnerschaft waren immer fruchtbringender geworden, sie hatte die Villa gekauft, die sie bewohnten, machte kostspielige Badereisen; es war Steele, der wie früher schon rastlos rechnend und krittelnd im Hause herumlief, er sah stets den vollständigen Ruin vor Augen; man schonte das als seine Manie. Was hieß das alles? Ulrich liebte Vicky. — Er kam den Abend, wie er oft zu tun pflegte, lehnte sein Gesicht an ihre Wange. Der Schnurrbart sproßte schon kräftig zu ihrem heimlichen Entzücken, machte ihn noch hübscher. Ihr Herz wallte über in Zärtlichkeit; war es überhaupt möglich, daß ein Mädchen so viel Ritterlichkeit und männlicher Schönheit widerstehen konnte? Er küßte ihre Hand: „Ich habe dich lieb, Mutter! Ich habe dich lieb!“ — Für ihn war sie immer noch



schön, jung, angebetet. Er hatte Gert einmal fast verhauen, weil er Frau von Steele hübscher genannt. Niemals versäumte er kleine Aufmerksamkeiten, ihr ein Rückenkissen, den Fußschemel zu bringen. Er wetteiferte in solchen Diensten mit Ruth; die Tochter leistete sie noch geräuschloser, selbstverständlicher. Diese süße Seele, die Mutter, dankte beiden; von dem Sohne machte es sie unaussprechlich glücklich.

Er war auch solide; man hatte ihn gern im Regiment. Es gab ihr eine wundervolle Empfindung seiner Reinheit, wenn sie in seine dunkeln, schönen Augen sah, die ihren Blick warm aushielten, ohne daß er errötete. Sie hörte sein glückliches, sorgloses Lachen, als besäße er ein seliges Geheimnis, das ihn feite. Er war übermütig, reizend wie ein spielender Riese: „Muttchen, ich bin glücklich! Prachtvoll ist das Leben," schrieb er ihr von einer Urlaubstour ins Hochgebirge, zu der Broses ihn aufgefordert hatten, „wenn man jung ist, eine Mutter hat wie dich. Siehst du, du hast mich doch reich gemacht, indem du mir früh die Quellen alles Schönen erschlossest. Ich sehe die Gletscher und denke an Schillersche Verse, — schade, daß Brose sie wirklich zitiert! — Ach, wunderschön ist die Welt! Ein Edelweiß schick' ich mit für mein Muttchen. Noch viele hab' ich gefunden, einen ganzen Strauß, — Muttchen wird schon wissen für wen." Am nächsten Morgen sah sie Vicky im weißen Piqueekleid mit einem Edelweißstrauß im Gürtel, sie ging mit Gert zum Tennisspiel.

Der Junge folgte nur noch widerwillig der Schule, er stak in allen seinen Freistunden in der Fabrik, interessierte sich für jeden Versuch, Neuanschaffungen. Der Kommerzienrat hatte seinen Spaß daran: „Geben Sie ihn mir, Exzellenz, der wird ein famoser Techniker." Es ging Winnstedt immer noch etwas gegen den Strich, der alte Edelmann empörte sich. Deutschland war modern geworden, er sah den Kommerzienrat als Reichstagsabgeordneten, ein streng konservativer Mann bei allem, konnte die Ehrerbietung abwiegen, die man dem Wohltäter der Gegend allgemein erwies. Vom Lernen hatte er selbst nie besonders viel gehalten, auch sprach die pekuniäre Entlastung mit; nur auf Absolvieren der Abiturientenprüfung bestand er. Gert legte frühzeitig Wert auf Geld, machte Ersparnisse, mit denen er dann vorteilhaft weiter operierte, daß er, obgleich noch Schüler, alles mitmachen konnte. Täglich brachte er Bouquets oder Pralinees für Vicky. Sie lachte über ihn, wie sie über alle lachte, in ihrer nixchenhaften, lustigen Weise.

(Fortsetzung folgt.)



CHRONIK.

Amerika und Rußland.

Die Bücher, in denen der Amerikaner in kühnen Träumen unermeßlicher künftiger Größe schwelgt, mehren sich und finden dabei, was sehr bezeichnend ist, nicht allein erhöhte Anerkennung, sondern auch steigende Verbreitung. Wenn ein Buch wie das des Generalsekretärs der Evangelical Alliance in Amerika, Dr. Josiah Strong, ein einfach ausgestattetes Buch mit dem bescheidenen Titel „Our Country“ (Unser Land), einen nachgewiesenen Absatz von 174 000 Exemplaren findet, so zeigt dies besser als alle Worte, welch tiefgehendes Interesse der Amerikaner von heute an dem „Manifest Destiny“, an der Mission der angelsächsischen Rasse — denn von dieser ist namentlich in dem Buche die Rede — nimmt. Desselben Verfassers kürzlich erschienenes „Expansion under new World-Conditions“ (Expansion unter neuen Weltbedingungen), von dem sofort 35 000 Exemplare verkauft wurden, ist meines Erachtens aber ein gediegeneres und gedankenreicheres Werk.

In gedrängter Kürze gibt dies Buch nicht allein vollständige und genaue Auskunft über die heutigen materiellen Hülfsquellen, Erfolge, Ziele, Methoden des Volkes der Vereinigten Staaten, sondern tut dies auch in interessanter und allgemein verständlicher Form. An fünf Punkten weist der Verfasser in schlagender Weise nach, warum die seit kurzem errungene materielle Oberherrschaft der Vereinigten Staaten nun auch dauernd bei denselben verbleiben wird und muß. Er zitiert das prophetische Wort Gladstones: „Die Vereinigten Staaten werden wahrscheinlich werden, was wir jetzt sind, die Hauptdiener im Haushalt der Welt, der Arbeitgeber der Arbeitsuchenden, weil ihr Dienst der beste und fähigste ist.“

Von ganz besonderem Interesse ist das Kapitel über die Zukunft des Stillen Ozeans. Es gipfelt in der Hypothese, daß es notwendigerweise einst zu einem grimmen Entscheidungskampf um die Oberherrschaft in der Welt zwischen den beiden rücksichtslos vorwärtsdrängenden Mächten, dem Slaventum, wie es in Rußland verkörpert ist, und dem Angelsachsentum, wie es sich vor allem im heutigen Amerikaner und daneben im Britentum und seinen Ablegern in Australien und anderwärts darstellt, kommen muß.

Es ist symptomatisch und in höchstem Grade bemerkenswert, daß dieser selbe Gedanke ebenfalls, und zwar in eindringlicher Weise, in drei anderen kürzlich erschienenen Werken bedeutender Amerikaner und in verschiedenen neuen Büchern englischer Schriftsteller, vor allem W. T. Steads, behandelt wird. Er bildet die Zentralidee in des bekannten amerikanischen Marinekapitän A. T. Mahans Buch „The Problem of Asia“, das den Nebentitel „und seine Wirkungen auf die

internationale Politik" trägt. Mahan läßt die ethnologische und psychologische Seite der Frage kalt. Er beschränkt sich, wie es seines Zeichens auch ist, namentlich auf das Strategische, nimmt im übrigen einen solchen riesigen Zusammenstoß quasi als selbstverständlich an.

Anders ist es in dem Buch „The Rights of Man" des bedeutenden amerikanischen Nationalökonomen Dr. Lyman Abbott, in dem vor allem das Kapitel über „amerikanische auswärtige Probleme" dieselbe Frage behandelt. Auch er spricht ganz unumwunden die Überzeugung aus, daß es zu einem Endringen zwischen der angelsächsischen und der slavischen Rasse kommen müsse. Aber er stützt dieselbe zum Teil auf andere Gründe. Nach ihm ist die politisch liberalisierende und demokratisierende Mission des Angelsachsentums in der Welt nicht durchführbar, so lange demselben ein mächtiges, autokratisch regiertes und gegen die übrige Welt aggressives Russentum gegenübersteht. Nach ihm drückt das mächtige Slavenreich zum letzten Mal in der Weltgeschichte das Prinzip und die Kernidee des römischen Weltimperiums aus, während das Angelsachsentum der vollendetste und schließliche Typus des alten hebräischen Staats- und Sittlichkeitsideals ist, das auf theokratisch-demokratischer Basis ruht und dessen Motto sei: Das größte Gute für die größte Zahl, während das des Czarenreichs noch immer wie zur Zeit der Cäsaren laute: Die Regierung ist für die Regierenden da!

Auch das bedeutende Werk von Franklin Henry Giddings „Democracy and Empire" beschäftigt sich zum großen Teil mit derselben Frage, und auch seine Schlüsse und Ratschläge sind analog.

Keiner dieser Autoren ist gesonnen, dem russischen Bären weiterhin freies Feld in Asien zu lassen. Jeder von ihnen sieht es als ein zu verhütendes (und zwar im Notfalle mit Gewalt zu verhütendes) Unglück für die Welt an, wenn das „russische System" sich noch weiter ausbreiten sollte. Aber jeder von ihnen glaubt auch fest daran, daß das vereinigte Angelsachsentum (zu dem bei Mahan noch das Germanentum des Deutschen Reichs sich gesellt) schon jetzt mächtig genug sei, um eine solche weitere Ausbreitung zu verhindern. Strong verweist auch auf die stetige und in keinem anderen Rassengebiet erreichte Bevölkerungszunahme des Angelsachsentums als Gesamtheit, die schon binnen wenigen Jahrzehnten den numerischen Ausschlag mit überwiegender Mehrheit zu Gunsten des letzteren geben werde. Vielleicht hatte Mahans letztes Buch etwas mit dem glänzenden und sympathischen Empfang zu tun, den man ihm neulich in England bereitet hat.

New York. *Wolf v. Schierbrand.*

Ibsen-Statistik.

Es ist interessant, den Erfolg Ibsens im Buchhandel zu konstatieren. Die folgenden Zahlen beziehen sich ausschließlich auf die Originalausgaben seiner Dichtungen, gelten also nur für die Heimat



des Dichters, d. h. für die drei skandinavischen Länder. „Peer Gynt" erschien in Buchform am 14. November 1867. Die Auflage umfaßte 1250 Exemplare, die in zwei Wochen verkauft wurden. Man ließ schleunigst eine zweite Auflage von 2000 Exemplaren erscheinen. „Der Bund der Jugend" (1869) erschien in 2000 Exemplaren, die „Gedichte" in 4000, ebenso die erste Auflage von „Kaiser und Galiläer". Die erste Auflage der „Stützen der Gesellschaft" wurde mit 6000 Exemplaren abgezogen, die nach Monatsfrist vergriffen waren, und man gab eine zweite Auflage von 4000 heraus. Von „Nora" betrug die erste Auflage 8000 Exemplare und die zweite, die bald folgte, 3000. „Die Gespenster" fanden sofort 10 000 Käufer und gleich darauf abermals 10 000. Die ersten 12 000 Exemplare von „Wenn wir Toten erwachen" waren bald abgesetzt, 2000 weitere folgten dann. „Klein Eyolf" hatte in einem Monat 13 250 Käufer, „John Gabriel Borkman" 15 000. Ibsens Verleger Gyldendal gibt an, daß von den Originalausgaben der Dramen bereits eine halbe Million Bände verkauft ist. Wenn man nun berücksichtigt, daß die Bevölkerung der drei skandinavischen Länder nicht mehr als 10 Millionen Einwohner beträgt, so ergibt sich, daß kein anderer europäischer Schriftsteller relativ einen gleichen Erfolg gehabt hat. In der Tat, die halbe Million Ibsenexemplare beläuft sich auf 5 Prozent der Gesamtbevölkerung der Länder, wo man den skandinavischen Text liest. Zolas Romane repräsentieren allerdings eine Ziffer von 2 211 000 Exemplaren, aber wenn man bedenkt, wie groß die Zahl der Menschen ist, die französisch verstehen, so ist Ibsen verhältnismäßig in Bezug auf das Publikum dem französischen Romanzier überlegen, der ja, absolut genommen, der gelesenste Schriftsteller unserer Zeit ist.

Die Aufgabe der Kritik.

Die Frage nach der Berechtigung und der Aufgabe der Kritik wird jetzt nicht allein in Deutschland erörtert. Wir haben erst kürzlich eine englische Stimme über diesen Gegenstand wiedergegeben, nun mag hier auch eine französische folgen. In der „Renaissance latine" stellt Emile Faguet, einer der hervorragendsten Kritiker Frankreichs, eine Reihe von Betrachtungen über sein eigenes Metier an. Er konstatiert zunächst, daß die Kritik keinen direkten Einfluß auf die Autoren noch auf das Publikum auszuüben vermag. Der Einfluß der Kritik, so meint er, ist nur ein indirekter und allgemeiner. Der Kritiker bewirkt nicht, daß ein Exemplar mehr oder weniger verkauft wird. Er macht weder den Erfolg noch den Mißerfolg eines Buches. Man hat es mehr als einmal erlebt, daß die Kritik versucht hat, dem Publikum ein Werk oder einen Mann, der ihr genehm war, aufzudrängen, stets vergebens. Und andererseits gibt es Autoren, die von der Kritik völlig ignoriert werden, und die doch einen enormen Erfolg



erringen. Das einzige, was die Kritik fertig bringt, ist, daß sie das Publikum gewöhnt, über Bücher, Theaterstücke usw. nachzudenken, seine Gedanken logisch und gehörig zu ordnen, kurz, selbst Kritiker zu werden und als Kritiker zu urteilen. Sie schärft fortwährend den ästhetischen Sinn des Publikums. Der Kritiker, der nichts anderes tut, als seine Empfindungen zu analysieren, deren Gründe zu enthüllen, und diese Begründung klar darzulegen, lehrt auch das Publikum, das gleiche zu tun; er lehrt es, über das Vergnügen oder Mißvergnügen, das es empfunden hat, sich klare Rechenschaft abzulegen. Mit einem Wort: er macht das Publikum anspruchsvoll, und es ist ein gutes Mittel, um gegen das Sinken des Geschmacks anzukämpfen, das Publikum anspruchsvoll zu machen.

Das erklärt auch den grimmigen Haß der Schriftsteller gegen die Kritik. Er ist durchaus gerechtfertigt. Der Kritiker erweist ihnen keinen Dienst, denn er ist weder fähig, ihnen eine Eigenschaft hinzuzufügen, noch sie von einem Fehler zu heilen, noch zu veranlassen, daß ein Exemplar mehr von ihren Werken verkauft wird. Aber er fügt den Autoren Unrecht zu, natürlich von den ganz großen abgesehen, weil er das Publikum anspruchsvoll macht. Endresultat: der Kritiker schadet den Schriftstellern. Dadurch, daß er das Publikum anspruchsvoll macht, schädigt er sie, ohne die Schädigung im mindesten zu kompensieren. Der permanente Zorn der Schriftsteller, der Theaterdirektoren und der Verleger gegen die Kritik ist also gerechtfertigt und niemand darf sich darüber wundern oder beklagen.

Faguet schließt dann seine ironischen Bemerkungen über die Aufgabe der Kritik mit einer Betrachtung über das Tun und Treiben des Kritikers. Er führt das Wort Sainte-Beuves an, wonach die Arbeit des Kritikers darin bestehe: „schöne Sachen zu lesen und darüber angenehme zu schreiben.“ Ja, das klingt recht schön, und das Wasser läuft einem im Munde dabei zusammen. Aber es gibt auch noch das Widerspiel, das ebenfalls eine Definition der Rolle des Kritikers bietet: „schlechte Sachen lesen und unangenehme darüber schreiben!“ Wehe! —

BÜCHER-LISTE.

Bei der Redaktion der „KULTUR“ sind vom 20. Januar bis 4. Februar eingelaufen:

Aber — Herr Sudermann!! Offener Brief an den Verfasser der „Verrohung in der Theaterkritik“, von einem Theaterbesucher. Berlin 1903. A. Dressel.

Beyhl, Jakob, Die Befreiung der Volksschullehrer aus der geistlichen Herrschaft. 2. Aufl. Berlin-Schöneberg 1903. Buchverlag der „Hilfe“.

Birt, Theodor, Laienurteil über bildende Kunst bei den Alten. Ein Kapitel zur antiken Ästhetik. Rektoratsrede, gehalten am 19. Oktober 1902 (Marburger akademische Reden. 1902. No. 7.) Marburg 1902. N. G. Elwert.

Fuhrmann, Johannes, Der Weg zur Geistesfreiheit. Leipzig 1902. Theosophische Central-Buchhandlung.

Fitger, A., San Marcos Tochter. Ein romantisches Trauerspiel. Oldenburg und Leipzig. Schulzesche Hofbuchhandlung.

Fuchs, Hanns, Richard Wagner und die Homosexualität. Berlin 1903. H. Barsdorf.

Haucks, Bruno, Aus meiner Seele! Gedichte. Haimhausen 1902. Reform-Verlag C. v. Schmidtz.

Hauptmann, Carl, Aus Hütten am Hange. Kleine Erzählungen. München 1902. Georg D. W. Callwey.

Hofmann, Rafael, Naturgemäße Religions- und Sittenlehre. Für den privaten Unterricht zusammengestellt. Haimhausen 1902. Reform-Verlag C. v. Schmidtz.

Koschützki, Rudolf v., Auf der Schicksalsfährte. Mehr oder minder humoristische Lebensreise. Dresden und Leipzig 1903. Carl Reißner.

Lange, Julius, Briefe. Herausg. von Peter Köbke. Übers. v. Ida Anders. Straßburg 1903. J. H. Ed. Heitz (Heitz & Mündel).

Litterscheid, Franz, Wenn der Tag verglüht. Dichtungen. Marburg. N. G. Elwert.

Randglossen zur deutschen Literaturgeschichte. Der Literaturbilder achtes Bändchen. Marie Eugenie delle Grazie. Herausg. v. Anton Breitner. Wien. Ad. della Torre.

Rau, Hans, Die Grausamkeit mit besonderer Bezugnahme auf sexuelle Faktoren. Berlin 1903. H. Barsdorf.

Schrickel, Leonhard, Von Gestern und Morgen. Eine alte Geschichte. Dresden und Leipzig 1903. Carl Reißner.

Stenglin, Felix Frhr. v., Das Höchste. Roman. Dresden und Leipzig. Heinr. Minden.

Wir erlauben uns, unsere Leser auf die diesem Hefte beigefügten Prospekte des Modern-Pädagog. und Psychol. Verlags in Charlottenburg 2 ganz ergebenst aufmerksam zu machen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. S. Simchowitz, Köln.

Für die Inserate: W. H. Sinzig, Köln.

Druck von M. DuMont Schauberg, Köln.



I. Jahrgang ★ 1903 ★ Heft 17

DIE KULTUR

Halbmonatsschrift

HERAUSGEBER Dr S. SIMCHOWITZ

INHALT

ERSTES MÄRZHEFT

Preis des Heftes 75 Pfg. ∗ Vierteljährlich 4 Mark

SCHAFSTEIN & Co. VERLAG
KÖLN A. RH.

Die „Kultur“

erscheint *zweimal monatlich* in Heften von ca. 4 Bogen (64 Seiten).

Der Abonnementspreis beträgt (für 24 Hefte mit ca. 1500 Seiten Text) Mk. 16.— pro Jahr, also Mk. 4.— pro Quartal. Bei direktem Bezug vom Verlag Mk. 4.50; für das Ausland Mk. 5.—. Einzelne Hefte kosten 75 Pfg.

Bestellungen werden von allen Buchhandlungen des In- und Auslandes, von allen Postanstalten (Post-Zeitungs-Nummer 4449a) sowie von der Verlagsbuchhandlung entgegengenommen.

Alle für die „Kultur“ bestimmten Sendungen sind zu richten an

„die Redaktion der Kultur“, Köln, Badstraße 1.

Sprechstunde der Redaktion wochentäglich im Bureau, Köln, Badstr. 1, von 11—12.
Privatwohnung des Herausgebers, Dr. S. Simchowitz, Köln, Boisseréestr. 3.

Manuskripte werden stets einseitig beschrieben mit breitem Rande erbeten.

Für unverlangte Manuskripte wird keine Verantwortlichkeit übernommen; ihre Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt.

Alle einlaufenden Rezensions-Exemplare werden in einer „Bücher-Liste“ registriert. Eine eingehende Besprechung erfolgt nach Gutdünken der Redaktion. Eine Verpflichtung zur Rücksendung wird nicht übernommen.

Den verehrl. Redaktionen ist nach eingeholter Einwilligung der Autoren Nachdruck aus dem Inhalt der „Kultur“ gestattet, jedoch nur mit genauer Quellenangabe „Halbmonatsschrift „Die Kultur“ (Herausgeber Dr. Simchowitz, Verlag von Schafstein & Co., Köln)“.

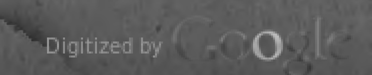
Das XVIII. Heft der „Kultur“

erscheint Mitte März 1903 und wird u. a. enthalten:

Karl Jentsch (Neiße): *Marokko.*

Prof. Dr. Arthur Drews (Karlsruhe): *Henry Thodes Michelangelo.*

H. Kötzschke (Düsseldorf): *Eine Reise nach dem russischen Orient.*





Halbmonatsschrift

Alles Große bildet, sobald wir es gewahr werden.
(Goethe.)

Kultur heißt Übung aller Kräfte auf den Zweck der völligen Freiheit, der völligen Unabhängigkeit von allem, was nicht wir selbst, unser reines Selbst ist.
(Fichte.)

I. Jahrgang. ★ 1903. ★ Erstes Märzheft.

INHALT

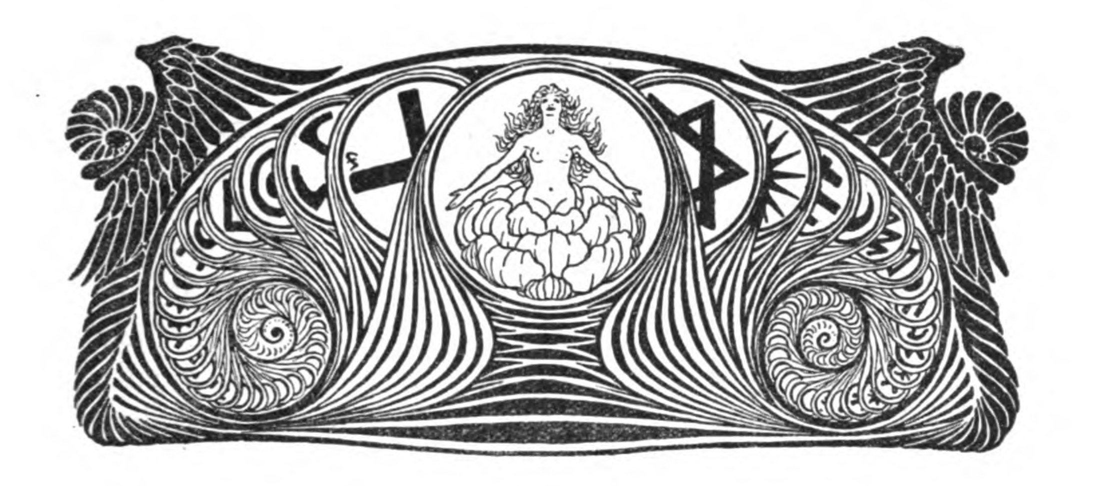
HERAUSGEBER Dr S. SIMCHOWITZ
VERLAG SCHAFSTEIN & Co

KÖLN a. Rh.





Druck von M. DuMont Schauberg, Köln.



Der Isthmische Kanal.

I.

Durch die Unterzeichnung des Vertrags zwischen den Vereinigten Staaten und Columbia ist das Projekt der Erbauung eines isthmischen Kanals mit den ausschließlichen Mitteln und unter der alleinigen Oberhoheit der Vereinigten Staaten endlich aus dem Vorstadium der Ungewißheit heraus und in das der ernsten Politik hineingeraten. Die große Tatsache, daß ein die beiden Ozeane, den Atlantischen und den Stillen, verbindender Schiffahrtskanal in absehbarer Zeit zustande kommen wird, steht nunmehr fest, und auf dieser Seite des „großen Teiches" hat man sich schon mit charakteristischer Schnelligkeit in den Gedanken hineingelebt und diskontiert die Zukunft demgemäß. Es wird für Europa von Interesse sein, zu erfahren, wie man sich diese Zukunft und die durch die Vollendung des Kanals erwarteten großartigen Veränderungen und Umwälzungen hier denkt.

Es sind nicht etwa leere, phantastische Hirngespinste, die den Kopf des Amerikaners füllen. Im Gegenteil, es sind die ernstesten, reifsten Männer, die es unternommen haben, das amerikanische Volk auf die erwartete Neugestaltung der Dinge vorzubereiten, Leute wie der als größte lebende Autorität über seepolitische Gegenstände anerkannte

amerikanische Flottenkapitän A. T. Mahan (dessen Marineschriften, wie bekannt, den deutschen Kaiser ungemein beeinflußt haben), Franklin Henry Giddings, Dr. Josiah Strong und Dr. Lyman Abbott, sowie noch andere tüchtige Männer, zum Teil Fachleute, zum Teil nüchterne, klardenkende Nationalökonomen, deren bezügliche Schriften sich nicht allein einer ungeheuren Verbreitung erfreuen, sondern auch auf leitende Kreise in Washington und anderwärts bedeutenden Einfluß ausüben. Über einige dieser Bücher und Schriften hat der Schreiber dieser Zeilen den Lesern der „Kultur“ schon Genaueres berichtet (vgl. Heft 16 S. 1038). Hier soll nur darauf hingewiesen werden, daß die auf den ersten Blick zu hochgespannt erscheinenden Erwartungen, die das Volk der Vereinigten Staaten an die Erbauung des zentralamerikanischen Kanals knüpft, von den fähigsten, am klarsten und nüchternsten denkenden Köpfen der Nation ausgehen. In diesem Sinne sind sie von eminenter Bedeutung für alle die Kreise in Deutschland, die sich für Volkswirtschaft interessieren, gleichviel ob oder bis zu welchem Grade man die amerikanischen Erwartungen teilt.

Der Vollständigkeit halber erst ein kurzes Wort über frühere Pläne und über die schon Jahrhunderte alte Erkenntnis von der ungeheuren Wichtigkeit eines isthmischen Kanals.

Ein kontinentaler Wall von ungefähr 14000 Kilometer Länge, der sich zwischen ihm und dem ersehnten asiatischen Weltteil erstreckte, machte es Columbus unmöglich, seine Fahrt westwärts bis nach Indien fortzusetzen. Mehr als vierhundert Jahre lang hat man seitdem davon geträumt, diesen Wall zu durchbohren, naturgemäß an einer seiner schwächsten Stellen, und dadurch bei Umschiffung der Welt ein Drittel der ganzen Distanz zu ersparen. Der spanische Geschichtschreiber Gomara riet im Jahre 1551 dem König Philipp II. dringend, den Isthmus zu durchschneiden. Vor 200 Jahren schrieb einer der berühmtesten britischen Freibeuter: „Die von mir gekaperten Reichtümer Granadas

zähle ich als nichts neben der von mir erlangten Kenntnis von dem großen See Nicaragua und von der Route zwischen den nördlichen und südlichen Meeren, welche hiervon abhängt.“ Nelson, der berühmteste Seeheld aller Zeiten, machte im Jahre 1780 in Verbindung mit einer gleichzeitig operierenden Landmacht den Versuch, die Herrschaft über diese enge Landzunge zu erringen, aber Spanien hatte sich gut vorgesehen und die Strecke durch zwölf starke Forts befestigt, so daß der britische Admiral unverrichteter Dinge abziehen mußte. Decrès riet Napoleon I. vor allem aus dem Grunde vom Verkauf Louisianas an die Vereinigten Staaten ab, weil dessen Besitz einst nach Durchbohrung des Isthmus von ungeheurem Wert sein würde.

Man sieht, klarblickende Geister erkannten den Wert eines solchen Kanals schon zu einer Zeit, als Amerika noch in den Kinderschuhen war und von einem blühenden Handel nach den Inseln und Küstenländern des pacifischen Ozeans überhaupt noch gar keine Rede sein konnte, weil man noch keine Kenntnis von letzteren besaß. Seitdem das Lesseps'sche Panamakanal-Projekt aufs Tapet kam, sind ganze Bibliotheken darüber und über seine mutmaßlichen Folgen geschrieben worden. Aber damals und bis vor wenigen Jahren lagen die Dinge noch ganz anders. Die Vereinigten Staaten waren noch nicht auf den Plan getreten als der führende Industrie- und Ackerbaustaat, als das reichste Land und als der größte Exporteur. Wie liegen also heute die Dinge?

Man kann die Folgen des vollendeten Isthmischen Kanals in drei Hauptkategorieen scheiden, nämlich in geographische, kommerzielle und politische.

1. Die geographischen Folgen.

Die neue historische und philosophische Schule mißt den physischen und materiellen Bedingungen einen viel größeren Einfluß auf die Gestaltung einer Zivilisation und eines nationalen oder Rassecharakters bei, als dies



früher der Fall war. Geographische Bedingungen und Zustände haben die Nahrung, Kleidung, Beschäftigung, Gewohnheiten, Gesetze, sozialen Einrichtungen, sogar die Religionen in hohem Grade beeinflußt, oft sogar nachweisbar in gewisse Bahnen gelenkt und bestimmt, erweitert oder eingeengt. Die Entdeckung neuer Länder, die Eröffnung neuer Handelswege, die Errichtung neuer kommerzieller Verbindungen und Beziehungen haben die Bräuche und Gewohnheiten der Völker umgewandelt, haben Handelsvormacht geschaffen oder zerstört, haben Kriege entzündet und das Gleichgewicht der politischen Macht verschoben. Neue geographische Bedingungen (oder, was in diesem Falle praktisch dasselbe bedeutet, neue Kenntnis solcher) gehören zu den anregendsten, aber auch zu den störendsten Faktoren in der Geschichte der Welt. Dies ist eine heute allgemein zugegebene Tatsache, zu deren Erhärtung man nur auf die Entdeckung Amerikas und auf den daraus klar resultierenden Aufschwung der am atlantischen Meere gelegenen Länder und auf den Niedergang der an den mittelländischen Gestaden wohnenden Völker hinzuweisen braucht. Geographische Isolierung ist immer die Mutter der Barbarei gewesen, so daß die großen Errungenschaften der Wissenschaft, durch die die Erde immer kleiner wurde und die Völker sich mehr näherten, auch immer den Hauptanstoß zur Zivilisation gegeben haben.

Die Durchschneidung des Isthmus von Zentralamerika wird nun das wichtigste geographische Ereignis seit der Entdeckung von Australien sein, und wird praktisch die Länge des Äquators um ein Dritteil reduzieren. Kein anderer Schiffahrtskanal, der je gebaut wurde, nicht einmal der Suezkanal, kommt ihm in Bezug auf Reiseverkürzung gleich. Von London nach Canton via Suez beträgt die Ersparnis (im Vergleich mit dem längeren Weg um das Kap) zirka 5000 Kilometer, nach Bombay zirka 6800 Kilometer, während der Isthmische Kanal den meisten Schiffen Entfernungen von 7000 bis 12000 Kilometer

ersparen wird. Die Ersparnis zwischen London und San Francisco wird nahezu 11000 Kilometer betragen, oder ungefähr die Hälfte der ganzen jetzigen Distanz. Zwischen New York und San Francisco wird die Ersparnis noch viel bedeutender sein (nämlich zirka 15000 Kilometer): ein bedeutsames Faktum. Schon der amerikanische Präsident Hayes sagte 1877: „Ein interozeanischer Kanal quer über den amerikanischen Isthmus wird die geographischen Beziehungen zwischen der atlantischen und pacifischen Küste der Vereinigten Staaten von Grund aus ändern und ebenfalls die der Vereinigten Staaten zur übrigen Welt."

Dieser Kanal wird dieselbe Wirkung haben, als ob die pacifische Küste der Vereinigten Staaten in die Mitte des Kontinents vorgeschoben würde, und wird es ermöglichen, daß man von Pittsburg direkt nach Hongkong und von Omaha nach Sydney mit dem Dampfer fahren kann. Das Mississippi-Becken, welches mit seinem Areal von 1244000 englischen Quadratmeilen erheblich größer als ganz Zentraleuropa ist, wird durch den geplanten Kanal zu erhöhter Bedeutung gelangen. Mit seiner Größe, seiner unermeßlichen Fruchtbarkeit, der großen Verschiedenheit seiner Produkte, seinen 5000 englischen Meilen an Wasserwegen, die durch Dampfer befahrbar sind, dem südwärts gerichteten Abfluß seiner Hauptwasserarterie und vor allem auch der unübertrefflichen Energie seiner Bewohner, ist es jetzt schon im Handels- und politischen Sinne das wichtigste Talgebiet der Welt. Nach Vollendung des Kanals indes, wenn seine Produkte auf einem um die Hälfte bis Zweidrittel kürzeren Seewege an ihre auswärtigen Bestimmungshäfen gelangen werden, wird sich die materielle Bedeutung dieser Region, die jetzt schon von zirka 35 Millionen fleißiger, strebsamer und wohlhabender Menschen bewohnt ist, zu wahrer Riesenhöhe erheben. Seeschiffe werden dann von Chicago und Duluth, den Mississippi hinab in den Stillen Ozean gelangen. Und diese Betrachtung führt zu dem zweiten Punkte, zu

2. den kommerziellen Folgen.

Im Jahre 1825 sagte Staatssekretär Henry Clay, einer der weitsichtigsten amerikanischen Staatsmänner, in einem Bericht an den Kongreß, in welchem er schon damals den Bau des Kanals empfahl: „Die Ausführung dieses Projektes wird in den Handelsbeziehungen der Welt eine große Epoche bilden.“ Am meisten wird jedoch, wie leicht nachweisbar, der Handel der Vereinigten Staaten davon profitieren. Führen wir ein Beispiel an:

Von New York nach San Francisco beträgt die jetzige Entfernung via Kap Horn 14840 Seemeilen; via Isthmischer Kanal wird diese Entfernung auf 4760 Meilen herabgemindert, wodurch also mehr als zwei Drittel der Zeit und Unkosten gespart werden. Die zu erzielende Ersparnis zwischen andern Punkten an der atlantischen und pacifischen Küste der Vereinigten Staaten ist eine ähnlich große, ja sie ist relativ noch größer zwischen New Orleans, Galveston, Savannah, Mobile und andern Punkten der südatlantischen und Golfstaaten einerseits und der amerikanischen pacifischen Häfen anderseits.

Solche Riesenersparnisse an Zeit, Fracht, Risiko, Kohlen, Abnutzung des Materials, Löhnung, Provisionen usw., auch an Versicherungsprämien und Gefahren, an Zinsen, auf das angelegte Kapital, ist ein ökonomischer Vorteil, den die Vereinigten Staaten binnen zehn Jahren genießen werden im Wettbewerb mit den übrigen schiffahrenden Nationen der Welt, wie ihn die Handelsgeschichte noch niemals einem andern Volke in den Schoß geworfen hat und wie er durch keine genügenden andern Äquivalente von seiten irgend eines andern Volkes aufgewogen werden kann. Die für andere Nationen nach der Vollendung des Kanals zu erzielenden Ersparnisse sind ja ebenfalls bedeutend und belaufen sich in manchen Fällen auf 25 und selbst 30 Prozent, aber was bedeutet dies gegen 50, 66, ja selbst 70 und 75 Prozent!

Recht deutlich wird dies, wenn man sich die Sache noch etwas näher ansieht.

Die (unter Berechnung jetziger Preise und Verhältnisse) für ein Barkschiff von 1650 Tonnen auf einer einzigen Fahrt von Port Townsend (im Staate Washington) und Boston (im Staate Massachusetts) durch den Kanal zu erzielende Ersparnis würde sich zusammen auf ungefähr 9500 Dollars (oder nahezu 40000 Mark) belaufen. Man multipliziere diese Summe mit 5000, 8000 oder selbst mit 20000 (denn die neuen Verhältnisse würden naturgemäß auch eine ungeheuer stimulierende Wirkung auf die amerikanische Schiffahrt, vor allem auf die zwischen Häfen an der Ost- und Westküste des Landes haben), und man bekommt eine annähernde Idee von den Riesensummen, die allein durch diese Ersparnis dem Lande erhalten bleiben werden.

Dies ist indes nur der kleinere Vorteil. Der Hauptsegen für das Land würde der durch den Kanal hervorgerufene neue Handel sein.

Unter jetzigen Verhältnissen ist es z. B. trotz des raschen Emporblühens der an der langgestreckten pacifischen Küste der Vereinigten Staaten gelegenen neuen Staaten und Territorien unmöglich gewesen, diese mit wahrhaft unermeßlichen Hülfsquellen und einem milden, gesegneten Klima von der Natur ausgerüsteten Gemeinwesen so lohnend auszubeuten und so rasch zu entwickeln, wie es hätte geschehen können, wenn die Entfernung vom dichter bevölkerten Osten der Gesamtrepublik per Bahn oder See eine geringere wäre. In manchen Fällen wirken die durch die ungeheure Entfernung bedingten hohen Frachtkosten einfach prohibitiv. Um nur einen solchen, aber sehr wichtigen Posten anzuführen, sei des Bauholzes gedacht. Im Osten der Vereinigten Staaten sind die Wälder fast ausgerodet und im Mittelwesten gibt's überhaupt keine, sondern nur Prairieland. Billiger Seetransport zwischen den Staaten Oregon und Washington (zwei der von der Natur am verschwen-

derischsten bedachten Staaten an der pacifischen Küste) und dem Osten wird es ersteren ermöglichen, ihre schier unerschöpflichen Reichtümer am schönsten und dauerhaftesten Bauholz der Welt zu beiderseitigem großen Nutzen auszubeuten.

Bis jetzt ist es nicht möglich gewesen, dies zu tun. Alle Versuche sind fehlgeschlagen, selbst die nach Kuba und Westindien hin. In New York und im ganzen Osten konnte dieses fernwestliche Holz trotz bester Qualität die Konkurrenz mit Kanada nicht aushalten. In dem Staate Washington allein hat man nach amtlichen Berechnungen 170 Milliarden Kubikfuß des schönsten gelben und roten Fichten- und Tannenbauholzes, und es ist ausgerechnet worden, daß die Eröffnung des Kanals dem Werte dieses Holzes allein die Summe von 350 000 000 Dollars hinzufügen würde (zwei Dollars für jede tausend Kubikfuß, die am Puget-Sund stehen). Der Holzreichtum im Staate Oregon und in Alaska ist aber noch viel, viel größer. Von dieser ganzen, wunderbar reichen Region sagte schon Lincolns Staatssekretär, William H. Seward, vor dem Ankauf von Alaska: „Die Natur scheint sie zu einer Schiffsbauwerft für die ganze Welt bestimmt zu haben."

Mit dem Weizen der Pacificstaaten verhält es sich ähnlich. Die ungeheure Distanz, die eine Schiffsladung voll Weizen jetzt von San Francisco oder Port Townsend oder Seattle um Kap Horn herum nach dem Osten oder nach Europa zurückzulegen hat, namentlich aber die vier Monate andauernde Reise mit dem Schleppdampfer, allen Wechseln des Weltmarkts ausgesetzt, macht das Weizengeschäft der Pacificstaaten, soweit der Export in Betracht kommt, zum Hasardspiel. Durch den Kanal würde die Reise auf 25 Tage bis höchstens einen Monat herabgemindert und der Weizenexport für California, Oregon, Washington zu einer Quelle stetigen Reichtums.

Entfernungen zwischen der pacifischen Küste der Vereinigten Staaten und der atlantischen sind jetzt, wo für die



Schiffahrt nur der Weg um Kap Horn herum offen steht, größer als nach der westbritischen Küste. Nach Liverpool ist es bei weitem nicht so weit von San Francisco aus gerechnet als nach New York, Baltimore, Philadelphia oder Boston. Die natürliche Folge hiervon ist daher die gewesen, daß der reiche Handel von der Westküste Zentral- und Südamerikas größtenteils in Händen Englands und Deutschlands ist. Wenn der Isthmische Kanal erst gebaut sein wird, so wird sich das Bild radikal verändern. Die neuen Entfernungen werden dann 8 500 bis 5 000 Kilometer zu Gunsten New Yorks sein, und dies nebst den nunmehr allgemein anerkannten Vorteilen der Vereinigten Staaten im Punkte der Industrie wird unbedingt die Märkte an der pacifischen Küste in die Hände der Amerikaner geben. Um nur einige wenige Belege hierfür anzuführen, werden dann die Entfernungen via Isthmischen Kanal betragen:

von	nach New York	nach Liverpool
San Francisco	4 760 Seemeilen	7 508 Seemeilen
Acapulco	3 122 „	5 870 „
Mazatlan	3 682 „	6 430 „
Guayaquil	2 340 „	5 890 „
Callao	3 713 „	6 461 „
Valparaiso	4 700 „	7 448 „

(Ein Schlußartikel folgt.)

New York. *Wolf v. Schierbrand.*

Die Frauenstudienfrage in Deutschland.

Die Frauenstudienfrage, auf die die Reichs- und Landtagsverhandlungen der letzten Session wieder interessante Schlaglichter geworfen haben, gehört in Deutschland zu den merkwürdigsten und charakteristischsten. Das Volk der Denker ist notorisch das letzte den Kulturstaaten angehörende, das den Frauen volle Lern- und Lehrfreiheit gewährte. Vor einem Lustrum wies ich bereits in meiner Broschüre „Die Ausnahmestellung Deutschlands in Sachen des Frauenstudiums" auf diese abnorme Tatsache hin, zeigte ich an der Hand statistischer Belege, wie die Schweiz, England, Belgien, Italien, Schweden, Norwegen, Dänemark, Holland, Finnland, Russland, Indien, Australien den Frauen seit einem Vierteljahrhundert und länger, Frankreich seit vier Dezennien und Amerika seit einem halben Jahrhundert die Universitätspforten geöffnet haben, 1895 auch Ungarn den Frauen die philosophische und medizinische Fakultät geöffnet habe und sogar Österreich diesem Beispiele zwei Jahre später gefolgt ist, und daß Deutschland allein in dieser Frage eine Ausnahmestellung einnimmt.

Trotzdem fünf weitere Jahre seither ins Land gezogen sind, Jahre des Fleißes und der Arbeit seitens der deutschen Frauen, trotzdem die chinesische Mauer des Vorurteils ihrem gewaltigen Ansturm nicht standhalten konnte, ganz gefallen ist sie noch nicht. Die Ausnahmestellung hat Deutschland immer noch inne, trotz einiger mühsam errungener, sozusagen erzwungener Fortschritte. Die Hauptfortschritte sind im Süden des Reiches zu verzeichnen, und man könnte auch hierin den krassen Gegensatz zwischen Nord und Süd zu suchen geneigt sein, wenn nicht Bayern in die Harmonie des Südens durch sein reaktionäres Verhalten eine Dissonanz hineinbringen würde.

In erster Reihe ist natürlich der leitende Bundesstaat, Preußen, für alle Sünden auf diesem Gebiete verantwortlich



zu machen, und daß man in Preußen an radikale Reformen in Bezug auf Frauenerziehung und Frauenbildung noch immer nicht denkt, das hat die programmatische Rede, die der Kultusminister Studt im Preußischen Abgeordnetenhause am 17. März v. Js. hielt, zur Genüge bewiesen.

Als vor nunmehr zwölf Jahren die Frage der Zulassung von Frauen zum Universitätsstudium und zu den Universitätsprüfungen zum ersten Male Gegenstand der Verhandlungen im Reichstage war, da erklärte der stellvertretende Regierungskommissar, daß die Gestaltung des Unterrichtswesens nicht zu den Aufgaben des Reiches gehöre und der unmittelbaren Einwirkung desselben entrückt sei.

Durch diese Erklärung der Inkompetenz des Reichstages in dieser Angelegenheit, mit der die Mehrheit einverstanden war, wurde die Initiative auf die Einzelstaaten überwälzt.

Den petitionierenden Frauenvereinen blieb infolgedessen nichts anders übrig, als sich an die Einzelparlamente zu wenden. Von diesem Augenblicke an übernahm Preußen die Führung in dieser Angelegenheit für den Norden und Baden für den Süden. Daß sie eine vollständig entgegengesetzte war, erlaubte ich mir bereits zu bemerken, und sie ist es bis zur Stunde geblieben, trotz aller auch in Preußen erzwungenen Fortschritte. Als die Petition des Vereins „Frauenreform“ am 18. Juni 1891 dem Preußischen Abgeordnetenhause zum ersten Male vorlag, wurde sie charakteristischerweise von der Tagesordnung abgesetzt, weil ein Abgeordneter, der diese Frage nicht ernst nehmen zu können behauptete, die Kommission durch seine Entfernung absichtlich beschlußunfähig gemacht hatte.

Als die erste Verhandlung über die gleiche Petition Anfang 1892 im Badischen Landtage stattfand, da wurde der Antrag der Kommission, Frauen zur Ablegung des Maturitätsexamens einem der bestehenden Gymnasien zuzuweisen, ihnen den Besuch von Vorlesungen auf der Universität zu gestatten und die Entwicklung der Frauenfrage wohlwollend im Auge zu behalten, mit Majorität der Regierung zur Kenntnisnahme überwiesen.



Der Verein „Frauenreform" benutzte diesen ersten parlamentarischen Erfolg sofort, zog die Konsequenzen aus ihm und eröffnete 1893 das erste deutsche Mädchengymnasium in Karlsruhe; trotz schwerer innerer und äußerer Kämpfe waren die Erfolge des Karlsruher Instituts so gute, daß es von der Stadt übernommen und als erstes voll ausgestaltetes städtisches Mädchengymnasium in sein zweites Stadium trat. Der Lehrplan ist auf sechs Jahre berechnet, die Eintrittsbedingungen sind das zurückgelegte zwölfte Lebensjahr und die Kenntnisse der ersten sechs Schuljahre einer höheren Mädchenschule nach badischem Lehrplan.

Während aber die maßgebenden Kreise in Baden, wie oben gesagt, den sechsklassigen Mädchenvollgymnasien absolut keine Schwierigkeiten in den Weg legten, war dies in Preußen von vornherein der Fall. Als Helene Lange im selben Jahre, in dem das Karlsruher Gymnasium das Licht der Welt erblickte, ihre seit 1889 bestehenden Realkurse in Gymnasialkurse umwandelte, da mußte sie ihren Lehrplan auf 4½ Jahre einrichten und die Eintrittsbedingungen in der Weise festsetzen, daß das vollendete fünfzehnte Lebensjahr und das Bestehen einer Aufnahmeprüfung verlangt wird, in welcher diejenigen Kenntnisse nachzuweisen sind, die programmmäßig in einer voll ausgestalteten höheren Mädchenschule zu erwerben sind. Und dieser Typus blieb für den ganzen Norden maßgebend: die 1894 in Leipzig vom „Allgemeinen Deutschen Frauenverein" ins Leben gerufenen Gymnasialkurse, die 1898 in Königsberg vom Verein „Frauenwohl" begründeten Gymnasialkurse, das 1899 ins Leben getretene Mädchengymnasium des Vereins „Frauenbildungsreform" in Hannover, die Mädchengymnasialkurse in Hamburg, Frankfurt, ja selbst das 1898 geplante städtische Mädchengymnasium in Breslau mußte in Kurse mit fünfjährigem Lehrgang umgewandelt werden, weil man an maßgebender Stelle gymnasiale Vorbildungsanstalten nur nach dem Muster der Berliner konzessionieren wollte. Wie das Gutachten vom 23. Februar 1899 deutlich

sagt, fürchtet die preußische Unterrichtsverwaltung, dem Mädchenunterricht eine Einrichtung zu geben, welche ihn zu einer Vorschule für das akademische Studium macht, da sie sich aber durch die Entwicklung, welche die Frage der Zulassung von Damen zum Besuch von Vorlesungen an den Universitäten und zur Ablegung des Doktorexamens genommen hat, der Pflicht nicht entziehen kann, die Bildungswege zu ordnen, auf welchen sich Mädchen die Befähigung zum Besuch einer Universität erwerben können, so erachtet es die Unterrichtsverwaltung für den hierzu richtigen Weg, daß für solche junge Mädchen besondere Einrichtungen getroffen werden. Diese Einrichtungen dürfen einerseits die bisherigen Mädchenschulen nicht berühren, anderseits nur von dem Kindesalter entwachsenen Mädchen benutzt werden. Aus diesem Grunde gibt der Minister nur solchen Gymnasialkursen seine Zustimmung, welche nur Schülerinnen aufnehmen, die das Ziel einer höheren Mädchenschule und ein Alter von sechzehn, mindestens fünfzehn Jahren erreicht haben, und ferner eine Gesamtdauer von vier Jahren haben.

Wie aus der bereits zitierten Rede des preußischen Kultusministers hervorgeht, hat die Unterrichtsverwaltung ihren Standpunkt seither kaum verändert, höchstens, daß eine etwas längere Dauer der Kurse zugestanden wurde, im übrigen erklärte Minister Studt sehr energisch, daß trotz beabsichtigter einzelner Reformen (die ebenfalls nur der Frauen- und Lehrerinnenbewegung zu verdanken sind), die höhere Töchterschule ihren Grundcharakter als allgemeine höhere Bildungsanstalt für das weibliche Geschlecht bewahren müsse, daß von einer höheren Ausbildung zu befürchten sei, daß sie die „durch die Natur gegebenen und durch die Kultur entwickelten Unterschiede“ zwischen Mann und Weib aufheben könnte, und lehnte daher vollständige Mädchengymnasien ebenso entschieden ab wie die Zulassung der Mädchen zu den bestehenden höheren Lehranstalten für Knaben.

Und all dies angesichts ausgezeichneter Examina, die die Abiturientinnen der bestehenden Gymnasialkurse aufzuweisen haben (von den ersten sechs Abiturientinnen der Berliner Kurse erklärte der Minister Bosse bereits am 3. Mai 1897 im Abgeordnetenhause, sie hätten Examina gemacht, vor denen man allen Respekt haben müsse, „sie haben reichlich so viel, zum teil mehr geleistet als unsere jungen Männer"), und angesichts der Tatsache, daß vom Staat absolut keine Subvention verlangt wird. Entweder werden die Mittel von Vereinen oder von den Städten bestritten.

Wie anders in Süddeutschland! (mit Ausnahme Bayerns, das sich ebenso rückständig wie Preußen zeigt.) Nicht allein ist Württemberg mit seinem Stuttgarter Mädchengymnasium dem Karlsruher Beispiele gefolgt, sondern beide Staaten machten einen noch viel größeren Schritt vorwärts, indem Baden seit 1900 und Württemberg seit 1901 den Unterricht in den bestehenden höheren Knabenschulen den Mädchen zugänglich machten und, *last not least,* indem Baden seit 1901 Frauen unter denselben Bedingungen wie die Männer an seinen Universitäten rite immatrikuliert. Ungefähr vierhundert Mädchen machen von diesen Neu-Errungenschaften Gebrauch.

Muß man es, nachdem im Süden des Reiches so weitgehende Versuche gemacht worden sind und die Erfolge derselben zu immer weiteren Konzessionen geführt haben, nicht erstaunlich finden, daß beispielsweise der Verein „Mädchengymnasium" in Köln seit Jahren vergeblich um die Genehmigung zu einem Vollgymnasium für Mädchen nachsuchte und nur mit großer Mühe jetzt schließlich die Konzession zu einem gymnasialen Kursus mit sechsjährigem Lehrgang erhalten hat, der Ostern 1903 eröffnet wird, gleichzeitig mit den vom Charlottenburger Magistrat beabsichtigten Gymnasialklassen, die sich an seine II. Mädchenschule angliedern werden.

So dankbar die Gymnasialkurse für erwachsene Mädchen



zu begrüßen sind, die die Lücken ihrer Schulbildung erkennen und sie ausfüllen wollen, die das Streben nach vertiefterem Wissen haben und vielleicht auch den Drang, einen auf akademischem Studium beruhenden Beruf zu wählen, weil sie ihnen die Möglichkeit gewähren, dieses Ziel in absehbarer Zeit zu erlangen, so unterliegt es doch keinem Zweifel, daß für Mädchen, deren Begabung ihre Eltern rechtzeitig erkannt haben, das Vollgymnasium viel wünschenswerter ist. Der exakte Unterricht an einem Gymnasium schon von den ersten Jahren an, seine logische Schulung ist gerade für Mädchen, deren Erziehung bis jetzt eine entgegengesetzte war, überaus wertvoll und leitet ihr Studium in ruhige Bahnen, während ein vier- bis fünfjähriger Kursus immerhin eine gewaltige Anstrengung bedeutet, da er in der Hälfte der Zeit das Pensum zu bewältigen hat, wozu die angeblich geistig überlegenen Knaben neun Jahre benötigen.

Immerhin haben auch die Gymnasialkurse trotz der großen Anforderungen, die sie an ihre Schülerinnen stellen müssen, einer großen Anzahl von wissensdurstigen Mädchen die Möglichkeit gegeben, die Bedingungen zu erfüllen, die zur Zulassung zu den Universitäten nötig sind. Durch Ausdauer und Energie haben die Frauen es durchgesetzt, daß sie wenigstens als Hörerinnen nach und nach an allen deutschen Universitäten zugelassen werden. Die Reichsverwaltung sah sich bon gré mal gré gezwungen, der Frage ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden. Sie holte 1896 bei den Schweizer Behörden Erkundigungen ein, ob die Zulassung von Frauen zum medizinischen Studium sich bewährt habe, und 1899 wurde ein Bundesratsbeschluß veröffentlicht, demzufolge die Zeit, in der die Frauen nur als Hospitantinnen studiert haben, dem vorgeschriebenen Universitätsstudium gleich gerechnet wird; auf Grund dieses Studiums werden die Frauen zu den medizinischen, zahnärztlichen und pharmazeutischen Prüfungen zugelassen. Im Frühjahr 1901 haben die ersten rite vorgebildeten deutschen Medi-

zinerinnen, Schülerinnen der Berliner Gymnasialkurse, ihr Staatsexamen gemacht.

So dankbar diese Erleichterungen für die Frauen zu begrüßen sind, so ist doch nicht zu verkennen, daß die Regierungen mit ihnen den tatsächlichen Bedürfnissen nur langsam und widerwillig folgen. Das gastfreie Hören an den Universitäten an Stelle der Immatrikulation ist nur ein Übergangsstadium. Es kann unmöglich dabei bleiben, daß jeder Professor und Dozent das Recht hat, aus vielleicht ganz persönlichen Gründen die ernsteste Studentin von seinen Vorlesungen auszuschließen (ein Recht, von dem leider eine ganze Anzahl von Professoren Gebrauch machen), während der verbummeltste Student ein verbrieftes Recht auf Zulassung zu sämtlichen Vorlesungen hat.

Es ist ganz unbegreiflich, wie beispielsweise Minister Studt in seiner Rede über dieses Thema von einer Immatrikulation der Frau nichts wissen zu wollen erklärte, weil es einen Zwang für die Professoren bedeuten würde, wenn sie weibliche Personen in ihre Vorlesungen aufnehmen müßten. Dieser Grund könnte doch nur dann gelten, wenn die Professoren auch in Bezug auf die männlichen Studenten das Recht hätten, sie zurückzuweisen. Da dies aber nicht der Fall ist, sofern sie die Vorschriften erfüllen, ist es ganz unbegreiflich, warum bei den weiblichen Studenten ein anderer Modus eingeführt werden soll.

Auch hierin hat Baden wieder einmal den einzig richtigen Weg gewiesen, indem es seit zwei Jahren an seinen beiden Universitäten Heidelberg und Freiburg Studentinnen rite immatrikuliert. Es ist lebhaft zu wünschen, daß das Reich diesem Beispiele folge.

Berlin. *Eliza Ichenhaeuser.*



Englische Romane der Gegenwart.

Es wird allgemein zugegeben, daß der Roman für die Kultur der Zeit seiner Entstehung ein ausgezeichnetes Dokument sei. Selbst die unbedeutendste Erzählung enthält einige Beobachtungen des Schriftstellers über seine Umgebung, die für das Studium sozialer Strömungen und Fortschritte einen gewissen Wert haben. Wenn nun diese Beobachtungsfähigkeit über den Durchschnitt hinausgeht, wenn sie mit Geist verbunden ist, wenn der Dichter eine lebhafte Einbildungskraft, einen Sinn für Humor und eine liberale Toleranz besitzt, so bekommen wir die wirklich großen Romane, die, obwohl sie ihr eigenes Zeitalter widerspiegeln, dennoch die menschliche Natur schildern, die doch schließlich dieselbe zu allen Zeiten bleibt.

Obwohl es heutzutage in England eine ungewöhnlich große Zahl tüchtiger Romanschriftsteller gibt, kann man nicht behaupten, daß, abgesehen von George Meredith und Thomas Hardy, irgend einer unter ihnen ein hervorragender Dichter ist. Überblickt man die Romane, die im verflossenen Jahre erschienen sind, dann vermißt man leider diese beiden Namen.

Die Vielseitigkeit der Themen in den jetzigen englischen Romanen dürfen wir als ein Zeichen der Vielseitigkeit der Interessen ansehen, mit denen die englische Intelligenz sich heutzutage beschäftigt. Die behandelten Gegenstände umfassen: Politik, Religion, vor allen Dingen jenes Problem, dessen Leitmotiv die Schwierigkeit des Verkehrs zwischen Menschen verschiedenen Glaubens bildet, und dem der große Einfluß der römischen Kirche zu Grunde liegt, dann weiter Schilderungen besonderer Lokalitäten nebst ihren Bewohnern — Romane, deren Helden Kinder des betreffenden Milieus sind und in ihrem Wesen durch ihre Umgebung beeinflußt werden. Es gibt auch phantastische Romane, die uns aus der wirklichen Welt in eine erdichtete



hinüber zaubern wollen; auch Gesellschaftsromane sind nicht zu vergessen. Aber weit höher als alle diese stehen jene Bücher, die keine Klassifikation brauchen, die, von der Wirklichkeit ausgehend, Charaktere und Temperamente darstellen, in denen die Entwickelung von den handelnden Personen abhängig ist und gleichzeitig die Handlungen der Beteiligten von der Entwickelung beeinflußt wird.

Der erste Name, den ich erwähnen möchte, ist derjenige von A. E. W. Mason, eines Autors der jüngeren Generation. Sein neuestes Buch „*The Four Feathers*" (Die vier Federn) ist eine ausgezeichnete Arbeit. Die Zurückhaltung im Stil, die hier gezeigt wird, kommt heutzutage bei andern Schriftstellern selten vor, aber der künstlerische Sinn Masons ermöglicht es ihm, durch diese Zurückhaltung lebendiger zu wirken, als die andern mit ihrer Fülle es zu tun vermögen.

Der Held der Erzählung ist von einer Angst vor seiner eigenen Feigheit erfüllt, die sein Leben zu untergraben droht. Aus einer Ritterfamilie stammend, aber von seiner verstorbenen Mutter ein weicheres Temperament erbend, sieht er Gefahr im voraus und fürchtet, daß er im kritischen Moment sich selbst im Stich lassen wird. So kommt es, daß er seine Entlassung in dem Augenblick nachsucht, wo sein Regiment nach dem Kriegsschauplatz kommandiert wird. Drei seiner Kameraden, die den eigentlichen Grund dieser Entlassung erkennen, obwohl der angebliche Grund die Nähe seiner Hochzeit ist, senden ihm hierauf drei weiße Federn.*) Diese Federn kommen gerade, als er zum Besuch bei seiner Braut weilt. Sie versteht alles und reißt eine Feder von ihrem Fächer ab, die sie zu den drei von seinen Freunden gesandten als vierte hinzufügt. Ohne die Grausamkeit ihrer Handlungsweise zu begreifen, ist sie von dem einzigen Wunsch beseelt, sich loszureißen. Noch am Tage zuvor hatte sie ihm gesagt: „Denke dir, wenn du nach Ägypten in den

*) Eine weiße Feder gilt in England als Symbol der Feigheit.

Krieg gegangen wärest und das Schlimmste vorbei wäre, hätte ich mich sehr einsam gefühlt, aber ich würde bestimmt gewußt haben, daß, wenn jene Tage vorbei wären, du und ich viel voneinander gesehen hätten.“ Diese Worte bleiben ihm im Gedächtnis und er entschließt sich, seine Schande dadurch zu sühnen, daß er in Ägypten Gelegenheiten sucht, seinen drei früheren Freunden in der Gefahr beizustehen. Er hofft doch, daß sie dadurch gezwungen werden könnten, ihre Federn zurückzunehmen, wonach seine frühere Braut auch das gleiche mit der ihrigen tun würde. Er trifft Vorkehrungen, daß sie keine Ahnung von seinen Plänen hat; sie soll nicht auf ihn warten, noch seiner vorläufig gedenken. Schließlich, infolge seiner Heldentaten, nehmen seine Freunde die Federn zurück, und er findet in der Heirat mit seiner früheren Braut seinen Lohn. Die Charakteristik wird sehr fein und logisch durchgeführt. Vorzüglich wirkt der alte General, der Vater des Helden, der seinen Sohn nie verstehen kann, noch überhaupt jemand begreifen, der das Leben von einem andern als seinem eigenen Standpunkt aus anschaut.

Mason zeigt ein großartiges Verständnis für das Wesen des Weibes, in dessen Schilderung nur Meredith und Hardy ihm gleichzustellen sind. Er versteht, warum und wie es leidet, versteht es in einer Weise, wie man sie bei Männern selten findet. Er sagt u. a.: „Das Weib blickt auf die Vergangenheit zurück, der Mann aber immer der Zukunft entgegen.“ Die Episoden aus Ägypten, besonders diejenigen, die das Gefängnis zu Omdurman behandeln, sind vortreffliche Beispiele der Beschreibung.

Ausländer, denen man vorwirft, daß sie die moderne deutsche Dichtung vernachlässigen, suchen sich manchmal unter dem Vorwand zu entschuldigen, daß sie zu örtlich, zu provinzial sei. Sie behaupten sogar, die menschliche Natur in Schleswig oder Pommern oder Schlesien oder Thüringen sei ihnen zu kleinlich, zu eng, um ihr Interesse zu erwecken; nur die deutsche Natur möchten sie be-

schrieben haben. Solche Kritik aber verdient keine Beachtung und ist vom künstlerischen Standpunkt gewiß unhaltbar. Man könnte entgegnen, daß gerade in England eine wachsende Tendenz sich zeigt, den Roman in bestimmte örtliche Grenzen einzuschränken. Zum Beispiel Thomas Hardy und Eden Phillpotts beschreiben das westliche England. Fräulein Violet Jacob fängt an, das Gebiet der walisischen Grenze sich zu eigen zu machen. Schriftsteller wie Arthur Morrison und H. S. Maugham erzählen vom Leben in den „Scheunenvierteln" der großen Städte, und W. W. Jacobs beleuchtet durch seinen Humor die Sitten und Lebensweise der Bewohner der Themse-Ufer, der Steuermänner, der kleineren Handelsschiffer.

Als einen der besten Romane dieser Art muß man „*The Sheepstealers*" (Die Schafdiebe) von Violet Jacob bezeichnen, geradezu ein Meisterstück seines Genres. Fesselnd weiß die Dichterin von der Liebe und dem Haß, von den Torheiten und Gelüsten der Leute auf dem Schwarzen Berge zu erzählen; wie sympathisch beschreibt sie die Herde der Schäfer; und die Fabel mit ihren feingesponnenen Fäden wird mit dem Hintergrunde in künstlerischer Weise verbunden. Der Held, ein Pächter, glaubt, daß er den Vater des einst geliebten, später verlassenen Mädchens in einem Volksaufruhr getötet hat. Er verbirgt sich also und sucht sich während der Zeit dadurch zu ernähren, daß er den Schafdieben Hülfe leistet, welche auf dem Berge ihr unheilvolles Geschäft betreiben. Sein Leben entwickelt sich zu einer grimmigen Tragödie, und er stirbt gerade in dem Augenblick, da er erfährt, daß der wirkliche Mörder seine Tat eingestanden hat. Dank einem starken Sinn für das Maßvolle und einem realistischen Beschreibungstalent wird die künstlerische Wirkung des Buches gesichert. Die düsteren Farben werden durch einen Anflug von Humor und durch den Gedanken vertieft, daß unsere geringste Handlung, sei sie gut oder böse, einen Einfluß auf unsern Charakter und unser Schicksal ausübt.



Es werden auch viele Gesellschaftsromane geschrieben, d. h. Romane, welche die adeligen und höheren Bürgerkreise schildern. Schriftsteller dieser Art sind Anthony Hope, E. F. Benson, Mrs. Craigie, Robert Hichens und Henry James, um nur wenige der hervorragenden Namen zu nennen. In der letzten Zeit ist Hichens vielleicht der einzige, der durch seine Arbeit „Felix" Ruf gewonnen hat. Anthony Hope in „*The Intrusions of Peggy*" (Peggys Zudringlichkeiten) bringt einige ausgezeichnete Dialoge und führt uns zwei originelle Charaktere vor: einen reichen Mann, der aus lauter Gewohnheit sich für arm ausgibt, und ein entzückendes Mädchen, das den guten Engel aller ihrer Freunde spielt. Aber von allzugroßem Interesse ist die Erzählung weiter nicht. In „*The Wings of the Dove*" (Flügel der Taube) bringt Henry James es beinahe fertig, durch seinen dunkeln und verwickelten Stil, der jetzt zu einer Affektation schlimmster Art bei ihm geworden ist, die geschickte Studie eines Weibes zu verderben. Diese Frau, die ohne Gewissen ist, rät ihrem Liebhaber, einem armen Mann, Liebe für ein reiches Mädchen zu heucheln, damit dieses, das dem Tode durch unheilbare Krankheit schon nahe ist, ihn zum Erben einsetzen solle. Nach dem Tode der Kranken würden dann die beiden imstande sein, einander zu heiraten.

In Büchern wie Mrs. Craigies „*Love and the Soul Hunters*" (Liebe und die Seelenjäger), E. F. Bensons „*Scarlet and Hyssop*" (Scharlach und Ysop) handelt es sich um Leute, die in Treibhäusern erzogen zu werden und zu wohnen scheinen. Sollte es wirklich solche Leute geben — indessen erscheint es noch zweifelhaft, ob dies der Fall sei —, so vertreten sie jedenfalls das Leben und die Natur nicht, und es lohnt sich kaum, ihrer zu erwähnen. Hichens „*Felix*" jedoch ist eine ganz andere Arbeit. Ein zwanzigjähriger Jüngling, der sich im Besitze eines Einkommens befindet, das ihm das Arbeiten unnötig macht, zieht nach London. Er hat bisher hauptsächlich an Balzac sich geistig

genährt, und mit seiner Kenntnis dieses Dichters ausgestattet, bildet er sich ein, daß er die Welt und das Leben versteht. Wir sehen nun seine daraus folgenden Fehler, den Verlust seiner jugendlichen Einbildung, daß er Weltkenntnis besitze, und seine Entdeckung, daß er die Beweggründe der Männer und Frauen, mit denen er in Berührung kommt, nicht ergründen kann. Die unter den Frauen herrschende Morphiumsucht hilft auch mit, ihn über die Wahrheit zu belehren. Diese entsetzliche Mode, die hoffentlich nicht sehr ausgedehnt ist, wird recht gewandt beschrieben. Durch das Anhäufen der kleinsten Einzelheiten und durch das Betonen ihrer Wichtigkeit verleiht Hichens seiner Erzählung den Schein der Wirklichkeit und Notwendigkeit. Die beste Charakterschilderung dieses Buches ist diejenige von Felix' Mutter, die ihren Sohn erzogen hat, da sein Vater schon lange gestorben ist. Wir können uns kaum erinnern, die Muttergefühle je so wahrheitsgetreu und so überzeugend dargestellt gefunden zu haben. Felix kommt von Frankreich zurück, diese Mutter zu verachten geneigt, deren Gefühle bei der Änderung, die in ihm vorgegangen ist, uns wundervoll analysiert werden. Aber am Ende siegt sie über das Herz, das sie anfangs zurückweisen wollte. Felix entdeckt, daß andere, denen er sich anvertraut hat, ihn irre führen. Er findet, wie machtlos er war, und daß die Menschen es nicht unterlassen, ihm seine eigne Machtlosigkeit zu zeigen. Als nach seinen vielen Erfahrungen jemand, der von seinen Leiden nichts weiß, ihn fragt, ob er glücklich sei, antwortet Felix: „Nur derjenige ist glücklich, der eine gute Mutter sein eigen nennen darf."

Von Romanen, deren Hintergrund die römische Kirche bildet, haben wir ziemlich viele zu verzeichnen. Doch als der einzige Schriftsteller dieser Art, der den Namen Künstler verdient, dessen Arbeit literarisch beachtenswert ist, ist Richard Bagot zu nennen. Obwohl selbst der römischen Konfession angehörend, glaubt er, daß ein ernster Katholik

nicht unbedingt mit dem Vatikan und seiner politischen und finanziellen Tätigkeit einverstanden zu sein braucht. Der Stoff seines neuesten Romans ist das Schicksal eines jungen Mädchens, das für die Kirche bestimmt ist, wobei Intrigen der Priester, die ihre Mitgift zu erlangen wünschen, eine große Rolle spielen.

Arthur Morrison ist weitaus der erste unter den Schriftstellern der Londoner „Scheunenviertel". Obwohl er die Einwohner dieser Stadtteile mit erbarmungsloser Realistik beschreibt, wie etwa ein Max Kretzer, verleugnet er nicht eine gewisse Sympathie für ihre Fehler und Dummheiten sowohl wie für ihre Leiden. In seiner *„Hole in the wall"* (Das Loch in der Mauer) — dies der Name einer Destillation zu Wapping, dem Viertel der untersten Klasse der Seeleute an der Themse — führt uns der Schriftsteller die Geschichte der sittlichen Wiedergeburt des verkommenen Wirts vor, die durch Vermittelung seines unschuldigen achtjährigen Enkelsohnes erfolgt. Das Thema ist sehr geschickt und künstlerisch verarbeitet und dabei sehr wahrscheinlich und lebenstreu.

Der phantastische Roman hat auch seine Anhänger. Die besten Werke dieser Art sind: *„The Sea Lady"* (Das Meerweib) von H. G. Wells, *„My Lady Paramount"* (Meine Dame die Allerherrlichste) von Henry Harland und *„The Little White Bird"* (Der kleine weiße Vogel) von J. H. Barrie. *„The Sea Lady"* erzählt mit unendlichem Humor, wie ein Meerweib der Gast einer sehr gewöhnlichen Bürgerfamilie wird, die die Sommerferien in einem Seebadeort zubringt, wie ein Mann, der eine erfolgreiche politische Laufbahn in Aussicht hat und mit der Tochter seines Wirtes verlobt ist, trotzdem sich in das Meerweib verliebt und von ihr durch die Zusicherung angelockt wird, daß es bessere Träume gibt, als die er bisher geträumt hat. Hinter dem Humor — der Schwanz des Meerweibes z. B. wird der Welt verheimlicht, und es wird angegeben, daß infolge von Krankheit ihre Bewegungsfreiheit gelitten hat! —

finden wir gemütvolle Satire und richtigen poetischen Sinn für das, was wir durch blinden Gehorsam gegenüber den beschränkten Gesetzen der Gesellschaft und durch die Zurückweisung höherer Gedanken im Leben versäumen. *„My Lady Paramount"* wieder ist eine Phantasie mit einer köstlichen Heldin, die in einer von der unsrigen weit entfernten Welt lebt. Barries neuestes Buch darf man als ein Märchen mit einer ewig wahren Grundlage betrachten. Es ist eine Geschichte von Bäumen und Vögeln, von alten Junggesellen und ihren alten Liebesromanen, von schönen jungen Frauen und Kindern. Der Schauplatz ist Kensington Gardens, und die Fabel dreht sich um die Liebe eines richtigen Junggesellen zu einem Knäblein, das nicht sein Sohn ist.

Ich will mich hiermit in der Hoffnung begnügen, daß dieser kurze Überblick jedem wenigstens die Überzeugung beibringen wird, daß, was die Vielseitigkeit der behandelten Gegenstände, die Ziele, den Ernst und die gediegenen Kunstmittel anbetrifft, der heutige englische Roman einen hohen Rang in der Weltliteratur für sich in Anspruch nehmen darf.

London. *Elizabeth Lee.*

Leonid Andrejew.

I.

Irre ich nicht, so hat Karl Lamprecht den Impressionismus als das charakteristische Merkmal aller modernen Kunst, gleichviel in welchem Material sie arbeitet, hingestellt. Ist diese Anschauung begründet — und sie hat vieles für sich —, so müßte man auf dem Gebiete der



Erzählungskunst die russische Skizze als den eigentlich modernen Typus betrachten. Diese Skizze ist nicht, wie man aus ihrem Namen schließen möchte, etwas Unfertiges, das nur den Wert einer Vorstudie hätte; sie ist etwas durchaus Fertiges und Abgerundetes. Anderseits unterscheidet sie sich von der Form der „Novelle“: es fehlt ihr die eigentliche epische Komposition, auch meist die Pointe. Sie ist eben ein Stück Wirklichkeit, angeschaut durch ein Temperament und nach impressionistischer Methode wiedergegeben. Am ehesten ließe sie sich mit der japanischen Zeichnung vergleichen, die durch Unterdrückung alles Nebensächlichen und durch Hervorhebung der „lebendigen Punkte“ auf den Genießer eine außerordentlich suggestive Kraft ausübt.

In der Skizze hat die russische Literatur eine durchaus originale Kunstform gefunden. Von allen Erzeugnissen westlicher Dichtung kann nur Maupassants *„Conte“* mit ihr zusammengestellt werden, auch die *„short story“* der Amerikaner könnte allenfalls hier angezogen werden. Gogol, der Begründer der modernen russischen Literatur, ist auch der Schöpfer der impressionistischen Skizze. Mit Turgenjews „Tagebuch eines Jägers“ erlangte sie Weltruf. Dostojewskis „Memoiren aus einem Totenhaus“ sind eben nur eine Serie von Skizzen, und Tolstois Jugendwerke, vor allem die „Kriegsgeschichten,“ die „Sewastopoler Erzählungen“, die „Kosaken“, wollen nichts anderes sein.

War es bis jetzt der große russische Roman, der auf die literarische Entwicklung des Auslandes einen so gewaltigen Einfluß ausgeübt hat, so scheint es, als sollte diese Rolle nun an die Skizze übergehen. Die Vorgänge der jüngsten Vergangenheit deuten wenigstens darauf hin. Nicht durch seine großen Romane, durch seine kleinen Skizzen ist Maxim Gorki in wenigen Jahren eine europäische Berühmtheit geworden, und auch Tschechow ist vor allem Skizzist.

II.

Und nun betritt ein neuer Mann den Schauplatz: Leonid Andrejew. Ein unbekannter junger Moskauer Journalist, ließ er vor Jahresfrist einen Band mit zehn Skizzen erscheinen. Der mit vollem Recht maßgebende Kritiker Michailowski — in Rußland existiert nämlich noch eine ernsthafte literarische Kritik! — schrieb einen enthusiastischen Artikel darüber und — Andrejew wachte eines Morgens als berühmter Mann auf. Sein Werk wurde in tausenden und abertausenden von Exemplaren abgesetzt. Sehr rasch hat er den Weg ins Ausland gefunden: schon jetzt liegen vier deutsche Übersetzungen vor*).

Andrejew hat sein Buch Gorki zugeeignet, — wohl nur als Verehrer, nicht als Jünger. Denn man kann sich keinen schrofferen Gegensatz denken als den zwischen den beiden. Bei Gorki steckt in jedem Satz der ganze Mensch. Man glaubt förmlich seine Stimme zu hören, seine blitzenden Augen zu sehen, die ganze Erregung des Erzählers miterleben. Ganz anders Andrejew. Er berichtet die entsetzlichsten und traurigsten Begebenheiten mit der größten Ruhe und Gelassenheit, man möchte fast sagen, mit einer gewissen „Pomadigkeit".

Andrejew erzählt (in „Das Lachen") von einem Studenten, der auf einen Maskenball als Chinese ging, und er beschreibt die Gesichtsmaske: „Das war, wenn man sich so ausdrücken darf, eine abstrakte Physiognomie, sie hatte Nase, Mund und Augen. Alles in regelmäßiger Form und am rechten Platz, und dennoch hatte sie nichts Menschliches. Selbst im Grabe kann ein Mensch nicht so ruhig aussehen.

*) Erzählungen. Deutsch von Elissawetinskaja und Jorik Georg. Stuttgart und Leipzig 1902. Deutsche Verlagsanstalt.

Die Lüge. Ausgewählte Erzählungen. Deutsch von Nadja Hornstein. Dresden und Leipzig. Heinrich Minden.

Es waren einmal. Novellen. Deutsch von Stefahia Goldenring. Berlin. Neufeld & Henius.

Der Gedanke und andere Novellen. Deutsch von Elissawetinskaja und Jorik Georg. München 1903. Albert Langen.

Sie drückte weder Heiterkeit noch Schmerz noch Staunen aus, sie war völlig ausdruckslos."

Andrejews Kunst gleicht ein wenig dieser Maske, freilich nur ein wenig. Denn, wenn er weiter von ihr berichtet: „Sie sah euch gerade und ruhig an, und ein unbezwingbares Lachen muß euch dabei erfassen," so trifft das auf seine Art nicht zu. Bei der Lektüre seiner Skizzen erfaßt uns kein unbezwingbares Lachen, allerdings auch kein unbezwingbares Weinen, wohl aber eine unbezwingbare Traurigkeit. Am Schlusse einer jeden Skizze stehen wir am Rande eines gähnenden Abgrunds, und die ganze übrige Welt ist von düsteren Nebeln verhüllt. Kein Vorwärts gibt es und kein Zurück.

Denn Andrejew ist absoluter Pessimist, nicht relativer wie Tolstoi, der an die Möglichkeit einer besseren Zukunft glaubt, wie Gorki, dem das Gute in der Menschennatur unverwüstlich erscheint. Ihm ist, wie Schopenhauer, das Leben an sich eine mißliche Angelegenheit. Der Tod das einzig Sichere — die meisten der Skizzen schließen mit einer Leiche —, das Glück aber eine Illusion, die allzuschnell zerrinnt. Und es ist für Andrejew sehr bezeichnend, daß er die große Enttäuschung schon in der Jugend eintreten läßt. Seine Kindergeschichten „Peterchen in der Sommerfrische" und „Das Engelchen" gehören wohl mit zu seinen bittersten.

Peterchen ist der einzige Sohn einer alleinstehenden Frau, die als Köchin dient. Seine Mutter hat ihn zu einem Friseur niedersten Ranges in die Lehre gegeben, wo er als Jüngster nicht gerade das leichteste Leben hat. Eines Tages kommt die Mutter, um ihn auf einige Zeit mit sich zu nehmen: ihre Herrschaft hat erlaubt, daß Peterchen mit in die Sommerfrische darf. Der kleine „moderne Wilde", der bis dahin nur die Großstadt gekannt hat, sieht sich nun zum erstenmal vor dem Antlitz der Natur, und nachdem er die erste Scheu überwunden hat, beginnt er ein herrliches Leben in Wald und Feld zu führen. Aber nach einigen Wochen ver-

langt sein Prinzipal nach ihm, da der eine Gehilfe erkrankt ist. Da hilft nun kein Weinen und Sträuben. Er muß zurück in die Stadt, und wiederum ertönte im schmutzigen und dumpfen Frisiersalon das abgerissene „Junge, Wasser her!" und der Kunde konnte die kleine, schmutzige Hand im Glasspiegel erblicken, und das undeutliche, drohende Flüstern vernehmen: „Na, warte nur!" In der Nacht jedoch, von dem Platze aus, wo Nikolka (der ältere Lehrling) und Peterchen ihr Nachtlager hatten, klang aufgeregt ein dünnes Stimmchen und erzählte vom Landhause und von allem Schönen, was ihm selbst nunmehr wie im Traum erschien. Die Vertreibung aus dem Paradies!

Der Held der andern Geschichte, Saschka, ein dreizehnjähriger Gymnasiast, ist ein „böser Junge", der ungeratene Sohn verkommener Eltern. Zum Weihnachtsabend wird er in eine befreundete Familie geladen. Die ganze Weihnachtsfreude läßt ihn kalt. Aber da erblickt er in dem Dickicht der dunkeln Äste des Weihnachtsbaumes ein Wachsengelchen. „Das Gesicht des Engelchens war nicht strahlend vor Freude, nicht düster vor Trauer; aber es lag in ihm der Wiederschein eines andern Gefühls, das mit dem Gedanken nicht zu begreifen war, sondern nur dem Verständnis eines ebensolchen Gefühls zugänglich. Saschka wußte nicht, was für eine geheime Kraft ihn zu diesem Engelchen hinzog, aber er fühlte, daß er es immer gekannt, immer geliebt habe, mehr geliebt als das Federmesser, mehr als den Vater, mehr als alles andere." Auf seine dringenden Bitten hin schenkt ihm die Hausfrau das Engelchen. Er bringt es heim und hängt es mit einem Zwirn am Luftloch des Ofens auf. Und während Saschka schläft, beginnt das Engelchen am heißen Ofen zu schmelzen. An seinen rosigen Füßchen glitten dicke Tropfen herab und fielen auf die Ofenbank, und plötzlich erbebte es, als ob es sich zum Fluge vorbereitete, und fiel mit einem weichen Laut auf die heißen Kacheln des Ofens — eine unförmige Masse. Saschkas Erwachen — bleibt unserer Phantasie überlassen. —

III.

„Das Leben ist, wenn man's bei kalten Verstande besieht,
Eine elende Posse voll Jammer und Dummheit."

Diese Ansicht Lermontows teilt auch Andrejew. Welt und Menschen sind eben nur gut genug, um — eine Skizze daraus zu machen. Und damit berühren wir das zweites charakteristische Merkmal dieses Dichters: sein Artistentum. Pessimist und Artist — so steht er vor uns da: eine Vereinigung, die nicht selten ist. Wir erinnern nur an Flaubert und Maupassant. Und getreulich befolgt er den Rat, den Flaubert seinem Jünger gegeben hat: sich vor die Dinge hinzustellen, als ob sie noch niemand beschrieben hätte, und Neues, Ungeahntes an ihnen zu entdecken. Es ist ein leidenschaftliches Begehren in ihm nach Originalität in der Anschauung und im Ausdruck. Und das ist das eminent Artistische, daß diese Originalität als etwas ganz Selbstverständliches erscheint.

Diese Sätze scheinen nur eben so hingeworfen zu sein, und doch steckt eine ungeheure Arbeit in ihnen, eine Arbeit, die sich allerdings oft darin äußert, daß er vom Künstlerischen ins Künstliche gerät. Jedenfalls ist er ein würdiger Schüler Tschechows, der jetzt in Rußland wohl der größte literarische Künstler ist.

Andrejews Erscheinung und sein großer Erfolg sind Zeitprodukte. Sie sind bezeichnend für die Stimmung der russischen Intelligenz. Dieser Bevölkerungsklasse hat sich nach und nach dumpfe Verzweiflung bemächtigt. Die heiße Arbeit und die ungeheuren Opfer zweier Menschenalter sind bis jetzt vergeblich gewesen. Je gewaltiger das Zarenreich sich nach außen hin entwickelt, um so unerträglicher wird der unwürdige Druck im Innern. Und es bleibt nichts anders übrig als die Flucht in das Reich der Kunst. Daher Andrejews Pessimismus, daher sein Artistentum. Seine Haupteigenschaften sind vielleicht mehr Folgen seines Milieus als seines Temperaments.

Und so kann es denn geschehen, daß es ihm im weiteren Verlauf seiner Entwickelung ähnlich ergehen wird wie dem Studenten in seiner schon angeführten Skizze „Das Lachen“. Die ausdruckslose Maske ist die originellste des ganzen Balles. Wer sie erblickt, wird von unbezwingbarer Lachlust erfaßt. Leider befindet sich unter den Lachern auch die Geliebte des Studenten, der er heiße, verzweifelte Liebesworte zuflüstert. Und als er mit seinen Gefährten nach Hause geht, da sagt der eine seiner Begleiter zu ihm: „Du hattest einen kolossalen Erfolg, ich habe noch nie so lachen gesehen .... halt, was machst du da? Weshalb reißt du die Maske ab? Brüder, er ist verrückt geworden! Seht, er zerreißt auch sein Kostüm! Er weint!“

Vielleicht wird auch für Andrejew der Tag kommen, da er seiner „Originalität“ und seines „kolossalen Erfolgs“ müde werden, da er die impassible Maske von sich werfen und zu weinen beginnen wird. Freilich, das Auge, das von Tränen getrübt ist, sieht vielleicht nicht mehr so scharf; die Hand, die vor Erregung bebt, kann vielleicht nicht mehr so sicher formen. Aber von allen, die ihn dann hören, wird der dumpfe Druck weichen, der sich jetzt aus seinen Dichtungen unwiderstehlich herabsenkt, und sie werden mit ihm weinen, jene befreienden Tränen, von denen Lermontow singt:

„Ich wein' aufs neu, ich glaub' aufs neu,
„Mir wird so leicht, so leicht ....

S. S.



Sombarts „moderner Kapitalismus“.*)

I.

Werner Sombart ist eine der markantesten Persönlichkeiten der heutigen Universitätswissenschaft; als Schüler Karl Marx', der sozialistischen Anschauungen näher steht als irgend einer seiner Kollegen, ist er den „Scharfmachern“ besonders verhaßt; und er ist den orthodoxen Marxisten nicht minder verdächtig, weil er sich sein Recht freier kritischer Stellungnahme dem Meister gegenüber nicht verkümmern läßt. So war sein Buch schon der Person des Verfassers halber der öffentlichen Beachtung sicher; und es ist zweifellos geeignet, diese Beachtung auch zu fesseln. Es erreicht dieses Ziel durch zwei seltene Vorzüge: erstens durch eine in unserem wissenschaftlichen Betriebe nicht gerade häufige kristallene Klarheit und zweitens durch einen sorgfältigen Stil, der eine nach künstlerischen Zielen ringende Persönlichkeit verrät.

Werner Sombart steht an dem Punkte, wo Marxismus und deutsche „historische Schule“ sich kreuzen: er ist ein Schüler Gustav Schmollers, wie er ein Schüler Marx' ist. Es lassen sich größere Gegensätze als jene beiden wissenschaftlichen Richtungen nicht denken. Dort Induktion, Emporsteigen von sorgfältig gesammelten, beobachteten und geordneten Tatsachen zu Gesetzmäßigkeiten, hier Deduktion, Herabsteigen von einem großen, höchsten, intuitiv angeschauten Gesetze zu den Tatsachen, die herrisch unterworfen werden. Dort der Versuch, die Wirtschaft zu begreifen in ihrer geschichtlichen Bedingtheit: historische Nationalökonomie; — und hier der Versuch, die Geschichte zu begreifen in ihrer wirtschaftlichen Bedingtheit: materialistische Geschichtsauffassung! Das sind Gegensätze, die polar zu divergieren scheinen: wie ist es möglich, daß sie konvergieren, sich in *einer* Persönlichkeit und seinem Werke zusammenfassen?

Nun, das war nicht nur möglich, sondern sogar notwendig. Denn beide Lehren waren *einseitig*.

Und so ist es tatsächlich für die Universitätsökonomie als ein folgenschweres Ereignis anzusehen, daß beide Richtungen sich trafen und durchdrangen, zu einer neuen und höheren Einheit verschmolzen.

Ich sage ausdrücklich: für die Universitätsökonomie! denn in der freien Wirtschaftswissenschaft ist diese Synthese bereits versucht worden, und zwar in meinen Werken: „Die Siedlungsgenossenschaft“ (1896) und namentlich: „Großgrundeigentum und soziale Frage“ (1898). Beide bauen ebenso auf dem Material auf, das der Riesenfleiß der historischen Schule gesammelt und gesichtet hat, und beide unternehmen ganz ebenso den Versuch, es mit dem Zauberstabe der Deduktion unter wenige höchste Gesetze zu ordnen. Vielleicht sind diese Versuche nicht geglückt: jedenfalls sind sie mindestens in Deutschland lange Zeit wenig beachtet worden; und so kann ich es im Interesse des Fortschrittes unserer Wissenschaft nur mit Freude begrüßen, daß eine ähnliche Synthese nunmehr von einer Seite gewagt worden ist, der gegenüber die Totschweigetaktik nicht gut möglich ist. Ich darf sagen: ähnliche Synthese, denn dieser Bericht wird zeigen, daß Sombarts Untersuchungen in überraschend

*) Werner Sombart. Der moderne Kapitalismus. Erster Band: Die Genesis des Kapitalismus. XXXIV und 669 S. — Zweiter Band: Die Theorie der kapitalistischen Entwicklung. VIII und 646 S. — Leipzig. Duncker und Humblot. 1902.



vielen Punkten mit den meinigen völlig parallel laufen und identische Ergebnisse zeitigen.

Es soll aber hier nicht verschwiegen werden, daß das von Sombart verarbeitete induktive Material ganz ungeheuer viel größer ist als das von mir benutzte. Man schwankt in der Tat, was man mehr bewundern soll: den unendlichen Fleiß, der all dies unübersehbare Material herangeschafft und gesichtet hat — oder die geistige Kraft, die es zu ordnen und in solcher Klarheit darzustellen verstand?!

Ich werde eine Inhaltsübersicht des Werkes geben, um dann meine in vielem abweichende Anschauung kritisch zu begründen. —

Der einzige Zweck des Buches ist, eine Darstellung und Prognose des Kampfes zu geben, den die mittelalterliche Wirtschaftsorganisation, das „Handwerk", in einem weiteren Sinne als üblich, mit der neuzeitlichen Wirtschaftsorganisation auszufechten hatte und hat, die Sombart mutig als „kapitalistisch" bezeichnet, ein Marxscher Ausdruck, vor dem die Hochschulwissenschaft bisher einen gewissen, grundsätzlich nicht überwundenen Horror hatte.

Sombart beginnt mit einer scharfen Begriffsscheidung zwischen den häufig durcheinander geworfenen Worten: „Betrieb" und „Wirtschaft", die sehr dankenswert ist. Ihm ist „Betrieb": Arbeitsgemeinschaft — und „Wirtschaft": Verwertungsgemeinschaft. Er entgeht damit der für seine Zwecke geradezu vernichtenden Verwirrung z. B. zwischen dem „Handwerk", das eine Wirtschaftsform, und dem „Kleinbetrieb", der eine Betriebsform darstellt, oder zwischen dem „Kapitalismus" und dem „Großbetrieb". Denn das Handwerk als Wirtschaftsform der „Stadtwirtschaft" konnte sich vereinzelt ebensowohl des „Großbetriebes" bedienen wie der Kapitalismus als Wirtschaftssystem der „Verkehrswirtschaft" des Kleinbetriebes. Es folgt dann eine Systematik, sowohl der Betriebs- wie auch der Wirtschaftsformen, die, wie jede gute Systematik, den Ehrgeiz hat, zugleich Genealogie, Stammbaum zu sein. Je nachdem das Produkt als Erzeugnis eines einzelnen oder eines Gesamtarbeiters erscheint, unterscheidet Sombart die Betriebe als Individual-, Übergangs- und gesellschaftliche Betriebe. Zu den ersten gehören drei Betriebsformen: der Allein-, der Familien- und der Gehülfenbetrieb, die nach einem andern Kriterium, dem der Größe, als Kleinbetrieb zusammengefaßt werden; der „gesellschaftliche Betrieb" umfaßt Manufaktur und Fabrik; beide bilden mit dem „Individualbetrieb im großen", einem „Übergangsbetrieb", den Großbetrieb. So bleiben für den Mittelbetrieb noch die zwei Formen des Übergangsbetriebes: „erweiterter Gehülfenbetrieb" und „gesellschaftlicher Betrieb im kleinen". Diese einzelnen Formen werden mit guten Kennzeichen von einander abgegrenzt und dürften allen Ansprüchen an eine gute Systematik entsprechen.

Die zehn verschiedenen Wirtschaftssysteme, die Sombart anderseits unterscheidet, nach seiner Definition verschiedene (objektiv gegebene) Wirtschaftsordnungen, die, das entscheidende, von bestimmten Wirtschaftsprinzipien beherrscht sind, gehören den gleichen drei „Stufen" an, die gleichzeitig den Grad der Integrierung und Differenzierung und eine Art von genealogischer Kette bezeichnen. Zur Individualwirtschaft gehören 1) die „urwüchsige Geschlechterwirtschaft", 2) die Hauskommunion, 3) die „erweiterte Eigenwirtschaft mit Wirtschaftseinheit". Zur Übergangswirtschaft rechnet er 4) die „erweiterte Eigenwirtschaft mit getrennten Wirtschaftseinheiten" (Grundherrschaft), 5) Dorfwirtschaft, 6) Tausch-, insbesondere Stadtwirtschaft, und schließlich zur Gesellschaftswirtschaft werden gezählt: 7) sozialistische Wirtschaft (als vorerst nur gedankliche Gestaltung), 8) Sklavenwirtschaft des Altertums und 9) der modernen Kolonieen, sowie hauptsächlich 10) die „kapitalistische Verkehrswirtschaft mit freier Lohnarbeit".



Nach den Wirtschaftsprinzipien, von denen diese Wirtschaftssysteme beherrscht werden, scheidet er sie in zwei Hauptgruppen: seine Ziffern 1—7 werden zusammengefaßt als „Bedarfsdeckungswirtschaften", denen 8—10 gegenüberstehen als „Erwerbswirtschaften".

Diese letzte Einteilung ist für das Verständnis von Sombarts Gedankengang die weitaus wichtigste. Er hält (S. XVIII) es für durchaus unzulässig, bei dem Forschen nach sozialer Gesetzmäßigkeit „als letzte Ursache, auf die wir soziales Geschehen zurückführen wollen, etwas anderes anzusehen, als die Motivation lebender Menschen", weil sie sonst in einen „unbegrenzten Regressus" hineingeriete. Darüber im kritischen Teil. Hier sei nur referierend mitgeteilt, daß Sombart alle Wirtschaftssysteme beherrscht findet von je einem der beiden einzig möglichen (S. 61) Wirtschaftsprinzipien, als dem leitenden Motiv der bestimmenden Wirtschaftssubjekte: deren erstes „die wirtschaftliche Tätigkeit als Mittel zur Bedarfsbefriedigung betreiben heißt, während das andere seine Verwirklichung findet, wenn die Erzeugung des Reichtums Selbstzweck wird" und zwar des Reichtums „in seiner allgemeinen Form, seiner qualitätslosen Gestalt des allgemeinen Wertäquivalents" (S. 61).

Dieser Gegensatz der Psychologie, der Motive, wird hier zum erstenmal Grundlage einer wissenschaftlichen Systematik.

Nachdem sich Sombart so die Werkzeuge hergestellt, geht er an die eigentliche Arbeit. Er will den Kampf darstellen, den die moderne Erwerbswirtschaft als kapitalistisches Verkehrssystem geführt hat und fortführt mit der mittelalterlichen Bedarfsdeckungswirtschaft in der Wirtschaftsform des Handwerks, das im System der Stadtwirtschaft seine „Hochepoche" erlebt hat.

In dieser Hochepoche war alle Wirtschaft „Handwerk", nicht nur die Gewerbsarbeit, sondern auch der Handel. Der Handwerker ist ein „gewerblicher Arbeiter, dem keine für die Gütererzeugung und den Güterabsatz erforderliche Bedingung fehlt, sei sie sachlicher oder persönlicher Natur," der also „außer den persönlichen Qualitäten die Verfügungsgewalt über alle zur Produktion erforderlichen Sachgüter, d. h. über die Produktionsmittel, besitzt" (S. 79). Er ist Techniker, soweit erforderlich auch Künstler, Technolog, Organisator und Leiter der Produktion, und Kaufmann in noch undifferenzierter Vereinigung. Sein Streben geht auf „standesgemäßes Auskommen, nicht weniger, aber auch vor allem nicht mehr". Dies aber will er als „selbständiger Produzent" erwerben. Dazu ist die erste Bedingung persönliche Freiheit und „Marktfreiheit", d. h. das Recht, für den freien Verkauf zu arbeiten (S. 88). Darüber hinaus erstrebt er die Selbständigkeit im Betriebe und in der Verwertung seiner Erzeugnisse. Das letztere unterscheidet den Handwerker vom Heimarbeiter, der nur technisch, nicht ökonomisch, als Handwerker bezeichnet werden kann.

Wenn diese sämtlichen Eigenschaften gegeben sind, so ist auch der Handwerker gegeben.

Wie ist solches Handwerk möglich? Wie muß die „Wirtschaftsordnung" beschaffen sein, um diese, überall bei den „verschiedensten Völkern und Rassen ganz übereinstimmenden Gebilde genossenschaftlich-handwerksmäßiger Organisation" hervorzubringen, die Zünfte, Gilden, Innungen etc.

Den formalen Existenzbedingungen des Handwerks, der Gewerbepolitik der Städte und Territorien, wie vor allem aber der Zünfte selbst, jenen Bestrebungen auf Hebung des Gewerbes durch gemeinsame Werkeinrichtungen, ferner auf Ausschließung der Konkurrenz, auf Sicherung des Rohstoffbezuges und des Absatzes etc., mißt Sombart mit Recht nur sekundäre Bedeutung zu.

Von primärer Wichtigkeit sind dagegen die „realen Existenzbedingungen".



Da bieten sich als „Grundtatsachen“ „die Gestaltung der Bevölkerungsverhältnisse und der Stand der ökonomischen Technik dar“ (S. 135).

Beides ist aus dem Arsenal der „historischen Schule“, also aus der Schmollerkomponente der Sombartschen Richtung. Sie nimmt an, daß der Umschwung zur kapitalistischen Wirtschaftsform durch eine plötzlich einsetzende starke Bevölkerungsvermehrung einerseits und durch eine „Revolutionierung der Technik“ anderseits eingetreten ist. Ebenso Sombart! Auch er führt aus, daß die Bevölkerung Europas im Mittelalter erst langsam wuchs, dann, etwa von dem schwarzen Tode an, sogar stagnierte oder zurückging. Eine für die Universitätsökonomie neue Betrachtung ist die Berücksichtigung der in die Städte einströmenden „landwirtschaftlichen Überschußbevölkerung“ (S. 138), auf deren ausschlaggebende Bedeutung ich zuerst hingewiesen habe.[1]) So lange der Zustrom gering war, war Handwerk möglich.

Eine fernere reale Existenzbedingung findet Sombart im Stande der Technik: ein gewisser „entsprechend niedriger Stand der gewerblichen sowie der Transporttechnik (S. 140). Daraus soll sich als dem „Handwerk“ günstig ergeben ein gesicherter Bezug der Produktionsmittel zu billigem Preise und ein gesicherter Absatz, weil unter diesen Umständen „zwischen Nachfrage und Angebot ein stetes Gleichgewicht oder ein Mißverhältnis derart besteht, daß die Nachfrage dem Angebot vorauseilt; wo aber für den einzelnen Produzenten Produktions- und Absatzbedingungen natürlich gleiche sind“ (S. 149).

Diese Bedingungen sollen im Mittelalter erfüllt gewesen sein. Von seiten der Nachfrage, weil sie qualitativ nur langsam wechselte, namentlich kein Modewechsel bestand, und weil „die Menge der erzeugten Waren nicht in einem stärkeren Verhältnisse wuchs als die Kaufkraft der Käufer“. „Wir haben bis gegen Ende des Mittelalters einen an Wohlhabenheit zunehmenden Bauernstand . . ., weil sich in dieser Zeit die Ertragsfähigkeit des Bodens bedeutend vermehrt, ohne daß die Zinsen dementsprechend erhöht werden“ (S. 151). Auch diese Betonung der bäuerlichen Kaufkraft ist für die Universitätsökonomie neu und von mir zuerst ausgesprochen.[2])

Von seiten des Angebots waren diese Bedingungen erfüllt, weil „keine Konkurrenz“ vorhanden war. Und zwar, weil die Produktivität noch tief stand, und zweitens, weil dank der geringen Bevölkerungszunahme (starke Sterblichkeit) wenig Produzenten vorhanden waren. Derart waren die Verhältnisse des Gesamtangebots aller Gewerbtreibenden zusammen genommen: aber auch unter den Angehörigen des gleichen Gewerbes war die „Konkurrenz ausgeschlossen“ (S. 154). Hier ist die einzige Stelle, wo Sombart mir die Ehre erweist, mich zu zitieren; er erkennt an, daß ich als erster diesen wichtigen Zusammenhang erkannt habe, ist aber „von meinen positiven Erklärungsversuchen unbefriedigt“. Warum, wird nicht begründet. Er selbst erklärt die wunderbare Erscheinung derart, daß erstens und hauptsächlich das „empirische Verfahren“ im Großbetrieb vorherrschte, unter dessen Herrschaft technische Fortschritte „nur gleichsam Glücksfälle sind“, während unter der Herrschaft des Kapitalismus das „wissenschaftliche Verfahren“ die Technik fortwährend umwälzt. Aber er erkennt an, daß die namentlich in der Bändigung der Naturkräfte wurzelnde Entwicklung der Technik und Produktivität nur denkbar sind, wenn zwei soziale Bedingungen erfüllt sind: „Erstens das Vorhandensein arbeitswilliger Menschen-

[1]) Großgrundeigentum. S. 126 ff., S. 444 ff.

[2]) Großgrundeigentum. S. 279 ff.

massen, und zweitens eine entsprechende Kapitalakkumulation" (S. 155). Beides gehört ursprünglich der Marx-Komponente an, das zweite ist aber von der Schmoller-Komponente bereits übernommen worden.

Es folgt dann in einem an hochinteressanten Tatsachen, Betrachtungen und Berechnungen überreichen Kapitel der Nachweis, daß in Wirklichkeit auch der Handel der vorkapitalistischen Periode ein im ökonomischen Sinne handwerksmäßiger war. Sein Umfang und seine Kräfte waren winzig, und das Streben des Händlers ging ebenso wie das des Handwerkers nicht auf „Erwerb", sondern auf „standesgemäße Nahrung". Bewiesen wird das für Sombart hauptsächlich durch das Vorwiegen der genossenschaftlichen Handelsunternehmung vieler winziger Warenbesitzer, (S. 183), die froh sein mußten, wenn ihr Handelsgewinn groß genug war, um sie zu ernähren, eine auch von mir in ähnlichem Zusammenhange bereits betonte Tatsache[1]). Und wieder in Übereinstimmung mit mir wird das kanonische Zinsverbot als der adäquate Ausdruck einer Wirtschaftsepoche angeschaut, in der Kapital noch keinen „Mehrwert hecken" konnte[2]).

Wie hat sich nun in dieser Hochepoche der handwerksmäßigen „Bedarfsdeckungswirtschaft" die moderne kapitalistische Verkehrswirtschaft enwickeln können? Diese Frage versucht das zweite Buch des ersten Bandes zu beantworten: „Die Genesis des modernen Kapitalismus."

„Kapitalismus heißen wir eine Wirtschaftsweise, in der die spezifische Wirtschaftsform die kapitalistische Unternehmung ist." Diese definiert Sombart als „diejenige Wirtschaftsform, deren Zweck es ist, durch eine Summe von Vertragsschlüssen über geldwerte Leistungen und Gegenleistungen ein Sachvermögen zu verwerten, d. h. mit einem Aufschlag (Profit) dem Eigentümer zu reproduzieren. Ein Sachvermögen, das solcher Art genutzt wird, heißt Kapital" (S. 195).

Wie ist Kapitalismus möglich? (S. 205).

Als „subjektive Voraussetzungen" bezeichnet Sombart: 1. ein Sachvermögen in entsprechender Höhe (Geld-Akkumulation), und „den spezifisch kapitalistischen Geist ihres Besitzers", d. h. sein Verwertungsstreben, sein Erwerbsmotiv! Als objektive Bedingung führt er auf, daß „dem kapitalistischen Unternehmer eine seinen Bedürfnissen entsprechende Vertragsschließung mit dritten Personen ermöglicht" ist. Dazu „muß die Rechtsordnung derart beschaffen sein, daß sie (derartige) Rechtsverhältnisse und Verträge mindestens zulasse"; und ferner müssen gewisse „objektive Bedingungen materieller Natur" gegeben sein, die den „Profit" ermöglichen. Als die Hauptsache ist anzusehen eine ausreichende Schar „freier", d. h. existenzloser Arbeiter.

Nach diesen theoretischen Feststellungen ist der weitere Verlauf der historischen Untersuchung klar vorgeschrieben. Es müssen zuerst die „subjektiven Voraussetzungen" in ihrer geschichtlichen Entwicklung dargestellt werden, also „Kapitalsakkumulation" und „kapitalistischer Geist"; dann hätten augenscheinlich die „objektiven Bedingungen" zu folgen.

Die Akkumulation des Kapitals wird meistens dem „Handels- und Wucherkapital" zugeschrieben. So viel ich sehen kann, habe ich zuerst diese Anschauung als unrichtig dargestellt[3]). Sombart ist derselben Meinung. In einer glänzenden

[1]) Großgrundeigentum S. 388.
[2]) Großgrundeigentum S. 388.
[3]) Großgrundeigentum S. 463.



historischen Darstellung wird der Beweis geliefert, daß bei dem kleinen Warenbestande der mittelalterlichen Kaufleute, bei den enormen Handelsunkosten und der Länge der Umschlagszeit von großen Profiten trotz hoher Profitrate nicht die Rede sein konnte, ebensowenig wie im eigentlichen Handwerk.

„Es müssen also die entscheidenden Momente der Kapitalbildung außerhalb der Sphäre der normalen wirtschaftlichen Vorgänge handwerksmäßigen Charakters aufgesucht werden" (S. 228). Ich darf dazu bemerken, daß ich zuerst die Behauptung ganz generell aufgestellt habe, daß alle Vermögensakkumulation überhaupt „außerhalb der Sphäre der normalen wirtschaftlichen Vorgänge" sich vollzieht.[1]) Der Ton ist hier auf „wirtschaftlich" zu legen. Ich merke das hier nur vorläufig an.

Große Geldmengen haben sich zuerst in der päpstlichen Camera und bei einzelnen Grundherren angesammelt; manche Könige und Fürsten häuften aus ihren großen Einkommen bedeutende Schätze auf. Als große Bankiers sind ferner die Ritterorden (Templer und Hospitaliter) bekannt geworden. Sammelbecken mobilen Kapitals waren auch die Kassen der Städte, namentlich derjenigen, möchte ich hinzufügen, die ihrerseits Grundherren ihrer Territorien waren, also vor allem Italiens. Aus dieser Quelle haben gewiß einzelne Beamte, Minister, Kanzler usw. bedeutende Rinnsale in ihre eigenen Taschen geleitet, namentlich Bergbeamte. (Die angeführten Fälle gehören übrigens bereits der kapitalistischen Zeit an. S. 247.) — Doch ist hier der Ursprung wohl einzelner Kapitalisten, nicht aber der Kapitalistenklasse zu suchen. Diese entstand nicht durch unrechtmäßige Aneignung, sondern durch legitime Übertragung. Der feudalen Wirtschaft ureigentümlich ist die Verlehnung des Steuersubstrates (Land und Leute) gegen bestimmte Abgaben- oder Dienstverpflichtungen; daraus entwickelten sich in bekannter Art neue, kleinere, untergeordnete Grundherrschaften (niederer Lehnsadel); und gerade, um den Domänenbesitz zusammenzuhalten, finden wir mit der Entfaltung der Geldwirtschaft die Territorialfürsten etc. immer mehr bestrebt, ihre fiskalischen Hoheitsrechte nicht an Lehnsleute, sondern an „Bourgeois" zu verpachten, die außerdem durch ihre Geschäftskunde empfohlen wurden.

Außerdem ging das Vermögen der feudalen Machthaber, kirchlicher wie weltlicher, auf dem Wege des Darlehenverkehrs in großem Maße in den Besitz städtischer Bürger über, durch Renten- und Landkauf, namentlich in den Kreuzzügen, aber auch im gewöhnlichen Verlauf der kostspieligen Fehden, Römerzüge usw. Italiener (Lombarden), Südfranzosen (Kawerziner) und Juden sind die häufigsten unter diesen großen Kaufleuten und Bankiers, die mit dem Papst und den Königen Anleihen abschließen, während die Städter der andern Länder dem Lehnsadel und den Bauern leihen. Doch gehört, wie ich gezeigt habe, der Bauernwucher im großen erst der frühkapitalistischen Epoche an.[2])

Um aber solche Finanzpachten und Leihgeschäfte überhaupt beginnen zu können — müssen die städtischen Bürger schon Kapital besessen haben. Aus Handwerk und Handel kann es nicht stammen — woher stammt es also?

In einzelnen Fällen aus „Bergwerkssegen". Indessen war in der Hochepoche des Handwerks das Bergeigentum derart zersplittert,[3]) daß auch aus dieser Quelle nur einzelne Kapitalisten, nicht aber eine ganze Klasse von Bourgeois

[1]) Großgrundeigentum. S. 16, 23, 26, 39.
[2]) Großgrundeigentum. S. 440.
[3]) Großgrundeigentum. S. 335, 466.



ihr Vermögen erhalten haben können. Woher haben die Kaufleute ihr ursprüngliches Kapitalvermögen erhalten?

Aus „Rente"! Es sind die „ursprünglich mit Grundbesitz in der Stadt angesessenen Familien" (S. 285), nämlich angesiedelter Landadel und Patriziat, die Nutznießer der Allmende. Auf ihrem Grund und Boden ließ sich später der „ganze Troß der Handwerker und Händler" nieder und hatte Miete zu zahlen. Das Urkapital ist „akkumulierte Grundrente". Auch diese Erkenntnis ist für die Universitätsökonomie neu, von mir aber ist bereits vor vier Jahren festgestellt, 1) daß das gemeinsame Kennzeichen des Patriziats in alten und neuen, kaiserlichen und bischöflichen wie ursprünglich grundherrlichen Städten der Grundbesitz ist[1]); und 2) daß der Reichtum des Patriziats im wesentlichen auf der Rente beruhte, die es von seinem städtischen (und ländlichen) Grundeigen bezog.[2])

Ich frage[3]): „Woher stammt der Unternehmer? oder besser: das Unternehmerkapital?" und gebe mir die Antwort: So wird die Unternehmung nahezu zum Monopol einer bestimmten Schicht der Bevölkerung. Es sind das zunächst die sämtlichen Nutznießer der „Zuwachsrente" in Stadt und Land, und zwar sowohl die Inhaber des juristischen Eigentumstitels selbst, als auch die mit festen Anteilen an der Zuwachsrente versehenen Inhaber der realen Schuldverschreibungen. Diese Kapitalien verdanken also ihr Dasein dem, was Karl Marx die „ursprüngliche Akkumulation" nennt. Sombart schreibt aber (S. 298): „Bisher ist aber, wie jedermann weiß, von den wenigen (meist irrtümlichen oder einseitigen) Bemerkungen bei Marx abgesehen, noch nicht einmal die Frage nach den Wurzeln moderner Wirtschaft gestellt, geschweige, daß eine befriedigende Antwort erteilt worden wäre." Da er mein Buch gelesen haben will, so gelesen haben will, daß er meine positiven Erklärungsversuche als unbefriedigend abweist (S. 154, Anm. 2), so ist jenes dogmengeschichtliche Urteil einigermaßen verwunderlich, „wasmaßen" er im wesentlichen dieselben Fragen stellt und dieselben Antworten gibt wie meine Wenigkeit.

Das folgende (13.) Kapitel, wieder eine glänzende geschichtliche Darstellung, die unser Wissen auf das glücklichste bereichert, stellt dar, wie dieser städtische Ur-Reichtum sich in der Kolonialwirtschaft in „Schrankenlosigkeit" vermehrte, und zwar durch „unverblümte Ausbeutung und Ausplünderung fremder Völker und Länder". Das Mittel dazu ist der koloniale „Handel" nach Wikinger-Art, offener Raub, angenehm gemischt mit einem Tauschverkehr nach dem Muster von Chamissos „Böser Markt": „Und die Pistole setzt er jenem vor die Brust. . . . Wollt Ihr Uhren nebst Gehenken wohl verkaufen? nicht verschenken; nehmt drei Batzen Ihr dafür?" Und das zweite Mittel ist die Produktionserzwingung. Die Kreuzfahrer übertrugen ihr heimisches Feudalsystem auf die neuen Lehen in Kleinasien etc. und entwickelten ihre Grundherrschaften aus feudalen Bedarfsdeckungswirtschaften ganz ebenso in (ich würde sagen „kapitalistische") Erwerbswirtschaften, wie auch 1493 die Spanier in Westindien und Mexiko und schon von ca. 1250 an die „Ritter" im ostelbischen Kolonisationsgebiet, auf die übrigens Sombart nicht exemplifiziert, obgleich die Analogie eine schlagende ist.

Hier wurde also im größten Maßstabe „Profit akkumuliert", „ehe alle Bedingungen für kapitalistische Produktion erfüllt sind"; das leistet die Kolonial-

[1]) Großgrundeigentum. S. 305, 308, 313.

[2]) Großgrundeigentum. S. 315, 357.

[3]) Großgrundeigentum. S. 135/6.



wirtschaft, weil sie auf Zwangsarbeit aufgebaut ist. Sie wirft Profit ab — ich würde es Beute nennen —, „ehe die erforderliche Geldakkumulation stattgefunden hat, ehe sich ein besitzloses Proletariat entwickelt hat, auch ehe die *terra libera* verschwunden ist. Deshalb ist die Kolonialwirtschaft nicht Kapitalismus, sondern hilft ihn begründen" (S. 358). Das ist völlig korrekt, gilt aber ebenso für das ostelbische Kolonialgebiet.

Die Kolonialwirtschaft hat außerdem nach Sombarts Anschauung auf die Entwicklung des Kapitalismus dadurch einen sehr großen Einfluß geübt, daß sie dem westeuropäischen Wirtschaftskreise ungeheure Mengen Edelmetalls für die Zirkulation zur Verfügung stellte. Durch Bergbau in der Levante, in den alten Goldstätten Afrikas usw. wurden schon vor der Entdeckung Amerikas und der Potosi-Minen große Mengen Edelmetalls gewonnen; die Beute der märchenhaft reichen Schätze des Orients (namentlich Indiens) wanderte nach Europa, ebenso die Steuern der Kolonial-Untertanen.

Damit ist die geschichtliche Entstehung der ersten „subjektiven Bedingung" kapitalistischer Wirtschaft, des mobilen Sachvermögens festgestellt. „Kapital" wird ein solches, wie wir schon wissen, aber nur, wenn sein Besitzer von dem spezifischen „kapitalistischen Geist" beseelt ist. Dessen „Genesis" zu verfolgen ist also die nächste Aufgabe. Es ist ein reizvolles geschichtliches Feuilleton, das uns hier gegeben wird, aber kaum mehr.

„Eine Reihe von Umständen trägt dazu bei, daß während des europäischen Mittelalters die Wertung des Geldbesitzes an Intensität zunimmt und die Grenzen überschreitet, in denen sie sich sonst zu bewegen pflegt." Der Geldbedarf wächst aus vielen Ursachen: die Kreuzzüge kosten bares Geld; die durch sie vermittelte „Berührung mit den reichen Kulturen der Byzantiner und Araber" erweckt neue Bedürfnisse, die nur durch Geld befriedigt werden können, ebenso das Wachstum der Städte und die Entfaltung städtischer Kultur.

Diese *„auri sacra fames"* sieht Sombart überall in die Erscheinung treten: in der Zunahme des Raubrittertums, (!) der Erhöhung der Steuern durch die Fürsten, der höheren Schatzung der Judenschaften, in der Ausbildung der Alchimie und des Goldgräbertums. Hierin aber „fehlt jede, auch die leiseste Spur kapitalistischen Geistes. Wir müssen es vielmehr als Ergebnis einer ganz und gar neuen Gedankenreihe ansehen, wenn man begreifen lernte: zur Vermehrung des Geldes könne neben den genannten . . . Beschäftigungsarten auch die bisher unbewußt geübte normale, wirtschaftliche Tätigkeit dienen. Wir können uns heute kaum noch vorstellen, welches ungeheure Raffinement dazu gehörte, den Gedanken zu fassen, durch Wirtschaften sei Geld zu verdienen" (S. 388).

Den Ursprung dieses revolutionierenden Gedankens sucht er im Kreise niederer Leute, der Roture, unter „besseren Krämern, in den Kreisen der Winkelwucherer". Am ersten mag sich der Erwerbstrieb im Verkehr mit Stammesfremden entwickelt haben, mit Stadtfremden. Als Stammesfremde im eigentlichen Sinne sollen daher die Juden einen bedeutenden Anteil an der Entfaltung des kapitalistischen Geistes haben.

Aber der Erwerbstrieb allein macht noch nicht den kapitalistischen Geist aus; als zweite Komponente muß der ökonomische Rationalismus dazu treten, der das Wirtschaftsleben „in eine Reihe von Rechenexempeln auflöst und diese zu einem kunstvollen Ganzen neu zusammenfügt" (S. 391). Die exakte Kalkulation und vor allem die doppelte Buchführung mußte erfunden werden, die das „Kapital personifiziert", es dem Eigentümer als selbständig gegenüberstellt. Wie sich diese Entwicklung im Zusammenhang mit der Aus-



bildung der Mathematik, der Feldmeßkunst, der Maße und Gewichte vollzieht, wird feinsinnig beobachtet. „Soll und Haben“ wird die Devise der Wirtschaft.

Jetzt hätten wir die genetische Darstellung der objektiven Bedingungen des Kapitalismus zu erwarten. Aber Sombart bricht hier ab, wenn ich ihn recht verstehe (S. 398), weil er der Meinung ist, daß der mit dem Kapital bewaffnete „kapitalistische Geist“ sich die objektiven Bedingungen seines schließlichen Sieges selbst erschafft. Ich halte das für falsch, wie ich unten versuchen werde zu beweisen. Hier bleibt mir nichts anders übrig, als dem Autor referierend weiter zu folgen, der jetzt zunächst „Andeutungen über Gang und Richtung der urwüchsigen kapitalistischen Produktion“ gibt. Er stellt die Fortschritte des Geld- und Warenhandels, die kapitalistische Exploitation der Bergwerke, die Entwicklung des kapitalistischen Verlagssystems, namentlich in Weberei, Buchdruckerei, die Anfänge der Manufaktur im Textilgewerbe dar, wie ebenso in steigendem Maße im Montan- und Eisengewerbe, die sämtlich bereits mit Ausnutzung der Wasserkräfte arbeiteten, alles nach ungefähr denselben Quellen und in derselben Grundauffassung wie ich in meinem mehrfach zitierten Werke. [1])

Aber diese kapitalistische Entwicklung, die so gewaltig einsetzt, hat doch bis etwa Ende des 18. Jahrhunderts in England, und gar bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts in dem übrigen Westeuropa, insonderheit Deutschland, nur „ungeheuer geringe“ Fortschritte gemacht „trotz einer keineswegs unerheblichen Vermögensakkumulation“. Welche „Hemmungen“ sind dafür verantwortlich zu machen?

Vor allem die unproduktive Kapitalvergeudung durch die seit den Kreuzzügen unaufhörlich währenden Kriege! Die Staatsfonds werden dank ihnen zur Lieblingsanlage der Kapitalbesitzer, sodaß die industrielle Produktion unbefruchtet bleibt. Später verschlingen stehende Heere, Flotten, Kolonialkriege das Kapital, das zudem massenhaft vernichtet wird. — Zweitens aber wächst angeblich die Bevölkerung auch in dieser frühkapitalistischen Epoche noch zu langsam: Hungersnöte, Kriege und Seuchen (Pest, Cholera) dezimieren sie periodisch. Die geringe für Lohnarbeit vorhandene Bevölkerung wird außerdem in einem sehr starken Maße durch das Söldnertum beansprucht; und schließlich war, wenn nicht in den Heimatländern, so doch in den Kolonieen noch *„terra libera“* zur Verfügung, so daß freie Arbeitskräfte spärlich waren.

Nach diesen „Andeutungen“ schreitet Sombart mit einem sehr großen Schritt zur Schilderung der Bewaffnung, Stärke und Aufstellung der beiden Feldlager, deren Kampf er untersuchen will, des Handwerks und des Kapitalismus am Ende der frühkapitalistischen Epoche, d. h. für England Ende des 18., für den Kontinent Mitte des 19. Jahrhunderts. In raschen Meisterzügen wird das „Herrschaftsgebiet des gewerblichen Kapitalismus, der noch die Eierschalen des Handwerks trägt“, umrissen; dann erhalten wir den Status des „vorkapitalistischen Gewerbewesens“ auf dem Lande, die Bauernwirtschaft (S. 432) mit dem *„artizan staff“* der Dorfhandwerker, dann der Gutswirtschaft (S. 442), die noch tief in der Naturalperiode steckt und schließlich der Stadt (S. 445), deren noch vorwiegend handwerksmäßige Gliederung kurz geschildert wird. Darauf folgt ein sehr anschauliches Kapitel über die „gesellschaftliche Struktur“, hier schon auf die moderne Statistik gestützt, das die Winzigkeit der kapitalistischen Organisation um die Mitte des 19. Jahrhunderts in Deutschland zeigt.

Von so kleinen Anfängen aus setzt der „Siegeszug des gewerblichen Kapi-

[1]) Großgrundeigentum S. 460—470.

talismus in der Gegenwart" ein (S. 486 ff.). In einer an lebendigen Einzelheiten fast überreichen Darstellung wird der Niedergang des Handwerks in denjenigen Zweigen des Gewerbes verfolgt, die nicht schon in der frühkapitalistischen Epoche erobert waren, und zwar geordnet „nach den Formen, deren sich der Kapitalismus bedient, um sich die betreffende Sphäre . . . dienstbar zu machen": Fälle indirekter Abhängigkeit vom Kapital (z. B. Bäcker von Mehlhändlern, Mühlenbesitzern und Bauspekulanten, Gastwirte von Brauereien, Bauhandwerker von Hypothekenbanken und Bauspekulanten); — Hausindustrie; — Außerhausindustrie (namentlich baugewerbliche Unternehmung); — der spezialisierte Großbetrieb (Dampfmühlen gegen Wind- und Wassermühlen, Schwarzbrotfabriken — hauptsächlich in Konsumvereinen — gegen Bäcker, Wurstfabriken gegen Fleischer, Schuhfabriken gegen Schuhmacher etc.); die kombinierte Unternehmung, die früher selbständige Handwerker „angliedert" (z. B. Buchbinder in Verlagsanstalten), „eingliedert" (z. B. Buchdrucker bei Krupp, Böttcher in Brauereien), oder „zusammengliedert" (z. B. Stellmacher, Tapezierer, Lackierer, Glaser, Schlosser etc. in der Kutschenmanufaktur): das Ergebnis ist, daß der Kapitalismus in noch vielen andern Formen, als denen des Großbetriebs das Handwerk verdrängt, daß er in vielen Fällen den Arbeitsprozeß ganz unberührt läßt oder nur wenig umwandelt, daß er in vielen andern nur als „kleinkapitalistische Unternehmung" vordringt.

Was hat nun dieser rapide Prozeß vom Handwerk noch übrig gelassen? Die Antwort lautet sehr trübe.

Seit den Untersuchungen des „Vereins für Sozialpolitik" über das Handwerk glaubt man, es habe eine relativ sichere Zuflucht auf dem Lande. Sombart ist nicht der Ansicht. Er sieht denselben Expropriationsvorgang hier wie in der Stadt (S. 585).

Noch schlimmer steht es um Bestand und Zukunft fast aller städtischen Handwerker. Nach einer überall ins „volle Leben greifenden" Betrachtung kommt Sombart zu dem Ergebnis, daß nirgend eine prinzipiell andere Entwicklung sich finden läßt, nirgend ein sicheres Rückzugsgebiet vorhanden ist (S. 615).

Wo aber ein Handwerk „übersetzt" ist, da treibt, — wo nicht Besitz (Hausbesitz) namentlich bei Bäckern und Fleischern — einen Rückhalt gewährt, die Not zu mannigfachem Mehrerwerb: Eröffnung eines Ladens, den allerdings der Kapitalismus als Großdetailhandel bedroht, namentlich aber der Übergriff in andere Handwerksbetriebe, und zwar der persönliche Übergriff durch Erweiterung des Geschäfts zu einer der kapitalistischen Formen, oder der sachliche Übergriff (Berufsvereinigung: der Bäcker macht Konditorwaren, der Tapezierer Sattlerarbeit), oder der räumliche Übergriff (Landhandwerker liefern in die Stadt); schließlich aber eine der Profession ganz fremde Nebenbeschäftigung (als Kirchendiener, Kolporteure, Nachtwächter, namentlich Portiers in den Großstädten). Die häufigste „Nebenbeschäftigung" ist natürlich für viele Land- und Landstadt-Handwerker die Landwirtschaft.

Alles in allem hat aber Sombart doch den Eindruck, als wenn der Handwerker trotz alledem in den meisten Zweigen schon jetzt einer fortschreitenden Verarmung und Deklassierung verfallen ist (S. 631). Ich will sofort hier bemerken, daß sein Urteil gar nicht anders ausfallen konnte, da er so gut wie alle florierenden Betriebe nicht mehr dem Handwerk, sondern den Übergangsformen oder dem vollen Kapitalismus zurechnet, z. B. die Schneidermaßgeschäfte Bei dieser eigentümlichen Terminologie ist der Satz, daß das Handwerk und der Handwerker sinken, augenscheinlich kein „synthetischer Satz", der neues vom Subjekt aussagt, sondern lediglich ein „analytischer Satz", der ein konstituierendes Merkmal des Subjektes noch einmal heraushebt.



Den Schluß des ersten Bandes macht ein Kapitel: „Die moderne kapitalistische Entwicklung in ihrer Bedeutung für die Neugestaltung der Gesellschaft." Es enthält die in den vielen Abhandlungen zur Zollfrage jetzt bis zur Übersättigung breitgetretene Umlagerung der Gesellschaft, den „Zug in die Stadt" etc. Sie vervollständigen das Bild des Niedergangs des Handwerks. Es ist in den Städten in 50 Jahren zusammengeschrumpft auf etwa die Hälfte seines relativen Bestandes, und hat an sozialer Bedeutung fast alles eingebüßt, was es besaß. Ehemals der Mittelstand κατ' ἐξοχήν, ist es heute durch den „neuen Mittelstand" der öffentlichen und privaten Beamten und der Lehrer verdrängt, der auch an Zahl wie an Einkommen und daher an sozialer „Klasse" heute schon überwiegt.

Das Handwerk als Klasse ist in voller Auflösung begriffen. Dafür ist das beste Zeichen: die Erfüllung der Gesellenschaft mit dem proletarischen Klassenbewußtsein, das in immer steigendem Maße auch die proletarisierten Kleinmeister selbst zu ergreifen beginnt.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Berlin. *Dr. Franz Oppenheimer.*

Thomas de Quincey.

Ein Versuch über Opiumwirkung in der Kunst.

Wenige Jahrzehnte, ehe in Frankreich der Terrorismus wütete und die Guillotine nicht mehr zur Ruhe kam, ersann ein englischer Arzt ein medizinisches System, das, wenn es von der gesamten Menschheit aufgenommen und wörtlich befolgt worden wäre, tausendmal größeren Schaden getan hätte als alle Blutbefehle Robespierres und Marats. Die „Elementa Medicinae" des Dr. John Brown, welche ich im Sinne habe, enthielten gewiß viele wertvolle und für die Entwickelung der ärztlichen Kunst belangreiche Gedanken, aber in therapeutischer Beziehung durch die Empfehlung einer fast schrankenlosen Alkohol- und Opiumanwendung höchst verderbliche Keime. Daß Dr. Brown selbst später in London durch seine Heilmittel elend unterging, durch Alkohol und Opium, zeigt mit überzeugender Härte die Gefährlichkeit seiner Therapie, zugleich aber auch seinen unerschütterlichen Glauben an das eigene System. Trotzdem die Brownschen Anschauungen von den medizinischen Fakultäten äußerst lebhaft bekämpft wurden, sickerte doch nicht wenig davon ins Volk und besonders bis zu den Gebildeten durch. Damals empfahl ein Tagesschriftsteller der Regierung in einem, durchaus nicht ganz ironisch gemeinten Aufsatze, dem hungernden Volk statt Brot Opium zu geben. Und de Quincey erzählt,



daß zu seiner Zeit am Sonnabend die Arbeiter in Massen zu den Apotheken eilten, um ihren Lohn in Opium umzusetzen. So läßt es sich verstehen, wenn auch unter den Künstlern die Gewohnheit des Opiumessens um sich griff; denn gerade die Künstler mußten von den Sagen über wundersame Traumvisionen, welche das Wort Laudanum umwucherten, besonders lebhaft angereizt werden. Wir finden auch wirklich, daß dieses narkotische Mittel in den Künstlerbiographieen der englischen Romantiker eine wichtige, bei einzelnen sogar entscheidende Rolle spielt; und das Wort Opium ist unlöslich verknüpft mit den klangschönen Versen Samuel Taylor Coleridges und noch enger vielleicht mit dem Namen seines Schülers, des Thomas de Quincey, welcher die „Bekenntnisse eines Opiumessers" schrieb.

Thomas de Quincey entstammte einer begüterten und angesehenen Kaufmannsfamilie. Sein Geburtstag ist der 15. August 1785. Er verlor als siebenjähriger Knabe den Vater an der Lungenschwindsucht. Seinen Unterricht leitete dann die Mutter; sie bestrebte sich vielleicht zu sehr, das Stubensitzen und Bücherlesen bei ihrem Sohne zu fördern. So war das frühreife Kind zwar später, als es die Schule besuchte, seinen Genossen in wissenschaftlicher Beziehung weit voraus, doch mag diese übereilte Ausbildung zugleich den Grund gelegt haben zu seiner späteren Nervenschwäche, die ihn der Opiophagie verfallen ließ. Wichtiger jedoch scheint ein anderer Umstand zu sein. Als Knabe von dreizehn Jahren erlitt er nämlich eine Kopfverletzung; ein Stockstreich seines Lehrers, der allerdings, wie ein Biograph begütigend hinzufügt, einem andern Schüler zugedacht war, traf seinen Scheitel, so daß er einige Wochen zu Hause behandelt werden mußte. Wenn man die Bedeutung derartiger Kopfverletzungen für die Entstehung des chronischen Alkoholismus in Erwägung zieht, wird diese Tatsache nicht übersehen werden dürfen. De Quincey fand danach in einer Lateinschule zu Manchester Aufnahme, die er aber bald gegen den Willen seiner Mutter verließ, um in London auf eigene Faust sein Glück zu suchen. Wenn man seine „Bekenntnisse" als volle Wahrheit hinnehmen will, lernte er in der Weltstadt alle Schrecken des Hungers und der Hülflosigkeit kennen. Ebenso plötzlich wie er sich mit seiner Familie überworfen hatte, söhnte er sich wieder aus und bezog, von ihr unterstützt, im Herbst 1803 die Universität Oxford. Damals begann er sich allmählich mit dem Gifte zu befreunden, welches seinem Leben und Schaffen den Stempel aufdrücken sollte. Er selbst versichert, daß er zuerst auf das Opium verfallen sei, um eine schmerzhafte Zahnentzündung, verbunden mit Gesichtsneuralgie, überwinden zu können. Wenn man ihn aber erzählen hört, wie sorgfältig er die Tage auswählte, an denen er sich den Opiumrausch verschaffte, scheint das körperliche Leiden an der Ausbildung seiner Opiums u c h t nicht so sehr gearbeitet zu haben als die Widerstandsunfähigkeit seiner Psyche, die ihn unter anderen Umständen vielleicht zum Alkoholisten gemacht hätte. Langsam



kettete er sich in den folgenden Jahren immer fester an das Laudanum. Auch seine Verheiratung änderte nichts an diesem Zustande. Wenn man seinen eigenen Bekenntnissen glauben darf, nahm er in jener Zeit achttausend Tropfen täglich, und allmählich stellten sich die geistigen Störungen ein, die er selbst als „Leiden des Opiums" beschreibt. Eine besondere Steigerung erfuhr seine Krankheit, als er im Jahre 1819 einen größeren Teil seines Vermögens verlor und gezwungen war, für den Erwerb seiner Familie zu sorgen. Aus jenen Tagen stammen die „Bekenntnisse eines Opiumessers". Eine eigenartige Willenlosigkeit, eine Folge seines Opiummißbrauchs, ließ ihn immer mehr und mehr zu einem menschenscheuen und seltsamen Sonderling werden. Es gelang ihm zwar später, die Menge des täglich genossenen Giftes herabzusetzen, ganz frei davon wurde er aber, abgesehen von einigen kurzen Versuchen, sein ganzes Leben lang nicht mehr. Wie sein Freund und Leidensgenosse S. Coleridge erreichte er ein hohes Alter und starb im Jahre 1859 als vierundsiebzigjähriger Greis.

Wir besitzen von den „Bekenntnissen" zwei deutsche Übersetzungen; die ältere von L. Ottmann (Stuttgart 1888) ist von einer nicht sehr kritischen, biographisch-literarischen Einleitung begleitet, die zweite von Hedda und Arthur Möller-Bruck (Berlin, J. Bard 1902) wurde durch einige sehr bezeichnende Stücke aus de Quinceys späterem Opiumtraumbuche „Suspiria de profundis" vermehrt und erhielt eine eigenartige und ausgesuchte Ausstattung.

Thomas de Quincey war ein echter Nützlichkeitsengländer; zu Eingang seiner Schrift hebt er ausdrücklich hervor, daß die Bekenntnisse „nicht nur interessant, sondern auch in hohem Maße nützlich und belehrend sein werden". Er war keine entscheidende Dichterpersönlichkeit, die schimmernde Angst seiner Visionen wuchs nicht zu großen Kunstwerken heran wie bei Coleridge; er schuf sich, um seinen aus dem Opium geborenen Lust- und Unlustempfindungen Form zu geben, ein seltsames Zwischenwesen, nicht ganz Kunst, nicht ganz Wissenschaft, doch im Grunde mehr wissenschaftlich, zergliedernd, die Erkenntnis seiner Zustände suchend, weniger künstlerisch, sie in voller Hingabe an die sinnfällige Erscheinung darstellend. Eine entfernte Ähnlichkeit besteht etwa mit der Art des Deutschpolen St. Przybyszewski, der plötzlich in seine dichterischen Ekstasen die nüchternen Worte und Satzfolgen der klinischen Hörsäle und physiologischen Laboratorien mischt. Doch erscheint bei Przybyszewski vieles als Blague, das bei de Quincey innerste Wesensart ist. Und während Przybyszewski die Gesten eines Naturwissenschaftlers annimmt, spricht de Quincey mehr im Tone eines Advokaten; ja, „die Freuden des Opiums" und „die Leiden des Opiums" erinnern an die Reden des Verteidigers und des Staatsanwaltes über einen Angeklagten, so scharf stehen die beiden Kapitel einander gegenüber. In de Quincey steckt aber auch etwas von einem Prediger, wenn er dem lieben Leser „erstens,



zweitens und drittens“ klar macht, sich in moralistische Ergüsse verliert und am Ende der „Freuden“ Priestergewänder schüttelt und das Opium in einem feurigen Gebete feiert.

Ich muß mir an dieser Stelle ein näheres Eingehen auf die Schilderung seiner Opiumleiden und Opiumfreuden versagen. Bei den Freuden malt er so rosig und lockend, daß man bei ihm die Sucht aller Opiophagen und Morphinisten, neue Opfer, Mitleidende für das Gift zu werben, besonders gut beobachten kann; wie er einem malayischen Seemanne, der zu ihm betteln kam, statt eines Brotes ein Stück Opium gibt. Ich will nicht erzählen von seiner Willenlosigkeit, seiner Unfähigkeit zu arbeiten, seiner Gleichgültigkeit, von den unerträglichen Sinnestäuschungen und den vielen körperlichen Qualen, die ihm aus seiner Krankheit erwuchsen. Auch die seltsamen Zwanghandlungen nur erwähnen, welche im Gefolge seiner Opiophagie auftraten; daß er z. B. alle kleinen Geldstücke, die in seinen Besitz gerieten, blank reiben mußte, um sie dann in den Winkeln seiner Gemächer zu verstecken; oder daß er außer seinem Hause ohne jeden Zweck noch Zimmer in anderen Städten mietete, dann hastig in wenigen Tagen Bücher, Zeitungen, Manuskripte so lange hineintrug, bis Tische, Stühle und der Fußboden bedeckt war, um plötzlich auf Nimmerwiedersehen abzureisen.

Ich möchte hier nur entscheiden, ob das Opium der Kunst derjenigen, die in seiner Gewalt sind, ein besonderes Zeichen aufdrückt. Wir werden zu diesem Zwecke andere Opiumkünstler, mindestens aber noch einen zweiten, zum Vergleich heranziehen müssen. Genug Namen bieten sich an: Charles Baudelaire, Théophile Gautier, P. B. Shelley, Alfred de Musset, S. Coleridge, um nur die bekanntesten zu nennen. Aber wer könnte bei diesen Franzosen mit Sicherheit auseinanderhalten, welche Eigenschaft ihrer Kunst aus dem Opium herzuleiten ist, welche aus dem Haschisch und welche aus dem Mißbrauch des Alkohols, der Absinthleidenschaft. Bei Coleridge liegt die Sache anders, wir wissen, daß er kein Trinker war; wir wissen anderseits, wann er zuerst in den Bann des Opiums geriet, um nicht mehr loszukommen. Wir finden endlich aus seiner ersten Opiumzeit eine Reihe Dichtungen, welche gegen früher eine höchst bezeichnende Veränderung zeigen. Von 1795 bis 1798 führte Coleridge ein „Notizbuch“, das uns erhalten ist; wie der Tag sie brachte, wurden darin aphoristische Einfälle, Bemerkungen und dichterische Fragmente aufgezeichnet. Im Jahre 1797 erhalten diese Notizen plötzlich andere Form, anderen Inhalt; damals verfiel die Psyche des Dichters der Opiumwirkung. Krampfhafte Stammelverse treten auf, Explosionen von Bildern und Ausrufen, unvereinbare Gegensätze, die nur verständlich sind, wenn sie als direktes Stenogramm seiner Opiumhalluzinose angesehen werden. Brandl, der in seinem Werke über Coleridge*) Ähnliches vermutet, übersetzt eine dieser kaleidoskopischen Wortfolgen:

*) A. Brandl, S. T. Coleridge und die englische Romantik. Berlin 1886.



„Thronende Engel — aufkochende Angst
Führer eines Königreichs von Engeln
Liebesflammen — eine sanfte Bitternis —
Brunnenquelle — vollständiger Gott
Krank, lahm und verwundet, — blind, taub und stumm —
Warum schlaft ihr, o ihr Wächter —
Erwacht vom Schlafe der Buhlschaft! Putzt eure Lampen —
Blast, blast die Trompeten, denn der Bräutigam kommt —
O Mensch, du halbtoter Engel —
Ein dämmeriges Licht — ein purpurner Blitz —
Kristallischer Glanz — licht — blau — grün
In jener ewigen und wahnwitzigen Pein —
Zornesflammen — innere Trostlosigkeit —
Große Dinge — auf dem Ozean, äffen Unendlichkeit.“

Diese Verse enthalten zwei Begriffsreihen, die fast in jeder Zeile nebeneinander stehen, sogar zusammengekoppelt sind, und die sich doch fern sind wie Nord und Süd. Die eine Reihe bezeichnet Visionen, deren Eigenart das Glänzende und Schimmernde ist: Liebesflammen, Engel, Brunnenquelle, purpurner Blitz, kristallischer Glanz und so weiter. Fast jede Zeile beherbergt solch ein Wort. Daneben eine fast ebenso große Reihe von Worten, die Angst, Elend und Verzweiflung ausdrücken, eine Angst, die keine Reaktion auf die leuchtenden Visionen darstellen kann, sondern die grundlos und selbständig ist. Diese Fülle von Glanz, Schimmer und Helligkeit, unlöslich verknüpft mit einer unfaßbaren, grundlosen, ich möchte sagen, unterirdischen Angst, findet sich auch in den Teilen der „Bekenntnisse eines Opiumessers“ von de Quincey, die unter der Wirkung des narkotischen Giftes künstlerischen Hochflug nehmen. Dazu kommt noch ein drittes Moment, welches die oben angeführten Stammelverse nicht so deutlich enthalten wie ein anderes Opiumwerk Coleridges, ein Moment, auf welches auch de Quincey hinweist, und unbewußt in seiner eigenen Kunst vorführt. Im Sommer 1797 dichtete Coleridge einen Cyklus von Romanzen, welche Freiligrath später meisterhaft ins Deutsche übersetzte: „Der alte Matrose.“ Dies Gedicht entstammt derselben Zeit wie das oben angeführte Bruchstück. Coleridge verbirgt sich, seine Opiumvisionen erklärt er durch die Hungerdelirien des Schiffers; die Angst, welche das ganze Gedicht durchschüttert, sucht er auf mannigfache Weise aus der Handlung zu motivieren, ohne daß es ihm ganz gelingt; man empfindet vielmehr, daß etwas Tieferes, etwas Unausgesprochenes diese Angst überreich in seine Verse strömen läßt; man empfindet auch, daß etwas anderes den Versen des Dichters einen Schimmer gegeben hat, hinter dem eine Schilderung ähnlicher Zustände in einem früheren Gedichte Coleridges weit zurückbleibt. De Quincey beschreibt ausdrücklich den merkwürdigen Zustand im ersten Opiumrausche, welcher gleichsam von der Erde abrückt, aus dem Körperlichen heraustreten läßt, Raum und Zeit



wegwischt, den Opiumesser zu einem mythischen Schöpfer werden läßt, der die Erde von ferne betrachtet. Im Opiumtraume einer Nacht durchlebt de Quincey Jahrhunderte: eine Hütte wächst zum Palast, zur weiten Flucht von Palästen, zu endloser Kette von Städten und Gebäuden; aus Wassertümpeln werden Teiche, Seen, Meere, ein unendlicher Ozean. Auch der Schluß der Stammelverse Coleridges „auf dem Ozean, äffen Unendlichkeit" scheint etwas derartiges bezeichnen zu wollen. Coleridges „alter Matrose" zeigt aber diese Eigenart besonders deutlich; ein großer Teil der Wirkung beruht sogar darauf. Wie die Brigg aus dem Heimathafen übers Meer nach dem Südpol zuschwebt, bis an die schimmernden Eiswände und zurück in das Land der großen Windstille, all die Gesichte, Stimmen und Erscheinungen, und endlich wieder der Flug in die heimische Bai, das alles ist gesehen und erlebt wie im Traum, wo Jahre eine Stunde sind und Meilen ein Schritt, gesehen mit Augen, welche die Erde umspannen wie ein Kind den Ball, mit dem es spielt. Zwei Strophen aus dem „alten Matrosen" möchte ich noch vorbringen, um den auffallenden Lichtzwang in der Kunst der Opiophagen zu zeigen, zugleich aber, um auf ihre Ähnlichkeit mit einzelnen Wendungen jener Stammelverse aufmerksam zu machen und auf den erstaunlichen Parallelismus mit den Visionen de Quinceys:

„Und in des Schiffes Schatten sah
Ich große Wasserschlangen;
Sie schlängeln sich in weißer Spur;
Wenn sie sich bäumen, sind sie nur
Mit flockigem Feu'r umhangen.

Und in des Schiffes Schatten gern
Sah ich ihr blitzend Fell
Wie Sammet schwarz und blau und grün;
Sie schwimmen her, sie schwimmen hin,
Die Spur wie Gold so hell.

Wir dürfen aber nicht vergessen, daß de Quincey und Coleridge ihre Kunst nicht durch Opium empfingen und besaßen, sondern trotz des Opiums. Ohne das Opiumessen, oder besser gesagt, ohne jene krankhafte Schwäche, die sie zu Opiumessern werden ließ, hätte ihre Bildnerkraft sie wohl höher hinauf geführt. In seinem Essay „Der Dichter" sagt der tiefsinnige und reiche Ralph Waldo Emerson: „Nie kann man der Natur durch einen Kniff etwas ablisten. Der Weltgeist, die große stille Allgegenwart des Schöpfers, entschleiert sich nicht und läßt sich nicht beschwören durch Zaubermittel wie Opium und Wein .... Es geht damit ähnlich wie mit dem Spielzeug der Kinder. Wir füllen die Hände und Kinderstuben unserer Kleinen mit allen möglichen Puppen, Trommeln und Pferden, wodurch ihre Aufmerksamkeit nur abgelenkt wird von dem klaren Antlitz der Schöpfung



und den vollkommen ausreichenden natürlichen Dingen, wie Sonne, Mond, Tiere, Bäume, Wasser, Steine, welche ihr Spielzeug sein sollten."*)

Lichtzwang und schimmernde Bilder, unlöslich zusammengeschweißt mit einer unmotivierten Angst, Verwaschenheit der Grenzen für Raum und Zeit würden also als besondere Eigenheiten der Opiumkunst hervorzuheben sein. Diese Feststellungen sind scheinbar sehr entlegen und spezialistisch; es war jedoch eine ganz bestimmte Erwägung, welche mich dazu leitete, und diese hängt auf das engste mit der deutschen Literatur zusammen. In seiner Schrift: „Heinrich Heines Krankheit und Leidensgeschichte" bemerkt Dr. S. Rahmer, daß der Dichter schon eine Reihe von Jahren vor seinem Tode dem chronischen Opium- und Morphiumgenuß ergeben war; jedoch geht Rahmer nicht näher auf die psychologischen Folgen dieses Umstandes ein. Schon im Jahre 1848 schreibt Heine selbst in einem Briefe: „Dabei weiß ich mir nur durch Morphium Erleichterung zu schaffen; ich nehme zuweilen 7 Gran in 24 Stunden und lebe in einer wüsten Betäubnis." Und Hillebrand, welcher damals in der nächsten Umgebung des Dichters war, äußert sich in einem Satze, der gerade für uns hier von Bedeutung ist: „Seine Leiden waren so heftig, daß er, um etwas Ruhe, meist nur vier Stunden Schlafes zu erlangen, Morphium in drei verschiedenen Gestalten einnehmen mußte. In seinen schlaflosen Nächten dichtete er dann wohl seine wunderbarsten Lieder."

Welch ein Unterschied allerdings zwischen Thomas de Quincey, der wegen eines Anfalles von Zahnschmerzen zum Opium griff, und Heinrich Heine, welcher mit tötlichen Schmerzen und totbringender Krankheit rang und das Opium nahm, um ein paar karge Stunden des Ausruhens zu gewinnen. Aber das Opium fragt nicht nach den Absichten des einzelnen, und so taucht die Frage auf, ob die letzte Kunst Heines Zeichen der Opiumwirkung in sich birgt, ob Heines Dichtung sich irgendwie unter dem Einflusse des Opiums verändert hat.

Die Empfänglichkeit für das Opium und seinen wichtigsten und wirksamsten Bestandteil, das Morphium, ist äußerst verschieden; bei manchen treten bald Störungen auf, die denen de Quinceys und Coleridges entsprechen, andere bleiben gänzlich davon verschont. So kann auch bei Heine der Morphinismus überhaupt keine Veränderung der Kunst gezeitigt haben; es können geringe Spuren zu beobachten sein, es ist auch möglich, daß Heines Dichtung aus der letzten Zeit deutliche Verwandtschaft mit der Coleridges offenbart.

Für die Entscheidung dieser Frage möchte der vorliegende Versuch den Bauplatz umgrenzen.

Dalldorf bei Berlin. *Dr. C. F. van Vleuten.*

---

*) R. W. Emerson, Essays I. Folge. Übersetzt von W. Schölermann (E. Diederichs, Leipzig).



Münchener Brief.

Den stärksten Eindruck der letzten Monate hinterließ mir Gorkis „Kleinbürger" (Münchener Schauspielhaus). Endlich einmal wieder ein voller, reiner Ton, ein Ganzes, an dem es nichts zu zerpflücken gibt. Eine stille, große Freude konnte man gewinnen, und wenn es auch in unserer Zeit verfrüht scheinen mag, hier ist das Wort klassisch am Platze. Denn hier ist ein Höhepunkt, wenn auch nur auf beschränktem Gebiet. Der Höhepunkt des Anfangs. Nirgends spürt man klarer, daß hier ein Anfang ist, der beste Grund, auf dem wir weiter bauen müssen.

Unser Leben in der Familie und in den Beziehungen nach außen, das innere Leben des einzelnen, das alles ist in den ausgeprägtesten, reinsten Typen Erscheinung geworden. Alles ist klar gegeneinander gestellt und verknüpft, alle Maße gerecht verteilt und abgewogen. Und das Ganze ist in der alltäglichen Atmosphäre belassen, nicht herausgehoben. Vielleicht fehlt hier die Architektur, der Stil, die höhere Sphäre. Dahin geht der Weg. Schon in diesem Stück ahnt man ihn. Und das ist vorerst genug.

Und auch hier wieder das Beste, was uns aus Rußland kommt, was wir dankbar aufnehmen sollten: blühende Wärme, Herzblut. Und eine rührende, reine Tiefe der Empfindung, um so mehr rührend und ans Herz greifend, je mehr ihr die Worte fehlen. Oft nur ein einfältiges Stammeln, tragisch gebunden, aber wir fühlen: Hier ist unser Bestes, hier will es laut werden. Wie lieb und vertraut sind einem diese Menschen: ihre Schmerzen, ihre Freuden sind auch die unsern. Wie schwer wiegt das heute! Aufgedeckt sind hier die Kämpfe und die Wunden, die wir alle am eignen Leibe gespürt haben. Die hohe Tragik, daß die Menschen, die einander am nächsten stehen durch Natur und Blut, von einem dunkeln Gesetze auseinander gerissen werden und im vergeblichen Ankämpfen gegen dies Dunkel einander und sich selbst wehetun, ohne zu wollen — das alte Lied.

Wenn jemals eine Tendenz ein Recht hatte auf der Bühne, dann hier. Denn hier ist sie zum Gesetz des Lebens geworden, befreit von aller Einseitigkeit. Wem gehört der Sieg? Den Frohen und Unbekümmerten, die instinktiv die Grenzen ihrer Natur innehalten und so am sichersten stehen. Und denen, die jenseit davon stehen, die sich willig der ganzen Weite des Lebens hingegeben haben, die sich selig in ihr auflösen: die — Verkommenen.

Und die, die jetzt noch unterliegen, weil sie keinen Weg finden zu ihrer Sehnsucht? Die über ihre Grenzen hinauswollen? Noch ist keine Reinheit und Einheit in ihnen, noch gehen sie hülflos zu Grunde, in einer kläglichen Tragik. Aber aus ihnen heraus und über sie hinweg geht der Weg zum höchsten Siege. Zur Einheit, die sich



nicht zu beschränken braucht, um zu bestehen, in der alle die ringenden Keime Blüte werden und Frucht.

Und endlich einmal wieder konnte man auch an den Schauspielern Freude haben. Hier war warmes, blühendes Leben für sie, quellende und frische Sprache, ein Stück Leben, voll Einheit und Notwendigkeit. Ich habe nie besser spielen sehen.

Die Kritik in den Tageszeitungen — wehe, schweigen wir! Ein kläglicheres Versagen den einfachsten Dingen gegenüber ist nicht denkbar. Das Publikum schien von besserem Instinkte zu sein, bis auf eine Anzahl, die wohl glaubten, in einem Schwank zu sein, und durch ihr mehr als naives Lachen sich in erschreckender Armut zeigten.

Dann gab es im Schauspielhaus noch zwei Halbepremièren: „Walpurgistag" und sehr bald darauf, wohl um Halbe für die zweifelhafte Aufnahme zu entschädigen, „Mutter Erde", das vor Jahren schon im Hoftheater gespielt wurde.

Es lohnt nicht, näher auf die Stücke einzugehen. Halbe hat uns kaum noch etwas zu sagen, und das krampfhafte Bemühen um den Erfolg scheint ihn immer tiefer hinabzureißen. So geht's nun schon seit langen Jahren, und der wohlfeile Erfolg der „Jugend", von dem Halbes Ruf immer noch zehrt, ist alles, was übrig bleibt. Die paar sympathischen Noten, die er zur Verfügung hat, reichen niemals aus, um ihm ein persönliches Gepräge zu geben, das sich abhebt. Ganz zu schweigen von der äußerlichen Modernität, die vor jedem höheren Maßstabe nichtig wird.

Auch von Hauptmann, dessen „Armer Heinrich" kürzlich am Hoftheater gegeben wurde, läßt sich wenig Gutes sagen. Und wie willig wäre man gerade Hauptmann gegenüber, dessen diskrete Art, sich in seinen Grenzen zu halten, immer wohltuend wirkt. Aber es scheint, daß er immer mehr die Beziehung zu den Gebieten, die vor uns liegen und die einzig fruchtbar sind, verliert.

Man könnte den „Armen Heinrich" ansehen als ein Neben - dem - Wege. Nur so könnte man es gelten lassen. Aber ich meine, selbst dann müßte es seinen besonderen Stempel tragen, müßte es was Eigenes sein. Aber es erscheint farblos, weich und verwaschen. Kein neuer Ton. Ließ Hauptmann sich durch diesen Stoff in so enge Grenzen binden, daß sie zur Fessel wurden? Aber auch dieser Stoff und die Zeit, der er entnommen, geben Raum für ein reicheres und originelleres Leben. Und warum sollte sich ein Dichter klein machen?—

Hat Hauptmann überhaupt einen Weg? — Dann scheint es derselbe Weg zum Kreuze zu sein, den so viele gingen, jeder auf seine Art: Wagner, Tolstoi, Strindberg. Der Weg in die Enge. Erlösung, — ja, Flucht und Rettung vor der übermächtigen Fülle des großen Lebens.

Auch hier. Man wird unangenehm an Parsifal erinnert. Und so mild und menschlich man das alles ansehen mag, — was tun wir damit? Wir junge Zeit brauchen einen weiten Horizont. Und nie schien er mir so eng als hier.

* * *

Auf dem Gebiete der Musik sind große Ereignisse nicht zu verzeichnen. Wo sollten sie auch herkommen? Die Produktion, mit kleinen Ausnahmen, spielt lediglich quantitativ eine Rolle, die auf die Dauer immer unerträglicher wird.

Es ist nicht schwer, in München als Musiker ein kleiner König zu werden. Wir haben eine ganze Menge davon. Die Kritik ist sehr — gutmütig, wenn es gilt, Positionen zu festigen. Nur selten und sehr verzuckert gibt man den Lieblingen auch mal eine bittere Pille, was dem Kundigen, der dies spassige Treiben verfolgt, allerdings mehr sagt als alles sonstige geschrobene, schwülstige Lob.

Und das liebe Publikum ist immer zu haben, immer begeistert, jubelt jeder hübsch aufgeputzten Impotenz willig und wahllos zu. Es wird kommen, daß man sich nur mit gelindem Grauen in die Gemeinschaft dieser Gläubigen begibt, bis man schließlich ganz die Stätte meidet. —

Und doch sind Anzeichen da, daß es besser wird, aus diesem unerfreulichen, aber notwendigen Übergang heraus. Es wird Zeit! Noch sind die winzigen Keime vergraben. Wie viel Ballast noch, ungeprüft aufgenommen und weiter geschleppt! Die Tradition wird zur Hemmung. Wie selten spürt man einen neuen Geist, der aus eigener Wurzel schießt, der die traditionellen Grenzen erweitert, aus einer Freiheit heraus, die notwendig ist für einen neuen großen Inhalt. Eine Freiheit nicht von der äußerlichen, lediglich blendenden und verwirrenden Art wie bei Liszt und seinen Nachtretern. Wir warten darauf, auch in der Musik endlich einmal alle die neuen Bedürfnisse befriedigen zu können, die wir in der Malerei und Plastik unserer Zeit, auch in der modernen Lyrik — wenn man dies Wort im Sinne der Besten gebraucht — zum großen Teil schon ausgefüllt sehen.

Immer noch bleibt es ein Sichbegnügenmüssen mit der alten Kost. Denn nach und nach beginnt man auch bei den „Alten" — zu vermissen. Wenn man die große und mächtige Suggestion, die oft nicht dem Kunstwerk innewohnt, sondern der Tradition und Gewohnheit, abtun könnte, — wie manches fällt da in sich zusammen!

Ein charakteristisches Kuriosum noch: Ernst von Wolzogen veranstaltete Abende mit buntem Programm, um, wie er sagt, der oft an Stumpfsinn grenzenden Feierlichkeit der Konzerte abzuhelfen. — So etwas liegt wohl in der Luft. Aber dem formlosen Allerweltsbrei aus Tingeltangel und Konzert, der da verabreicht wurde, wird man wohl immer das eine oder andere solo vorziehen. Aber er findet sein Publikum.

* * *

Auf dem Gebiete der Malerei ist eine Segantini-Ausstellung zu verzeichnen. Kunstsalons, wie sie in Berlin sich längst eingebürgert haben, gibt es hier nicht. Ein Anfang dazu, den eine Vereinigung junger Künstler machte, die „Phalanx", ist nach einigen ganz guten

Versuchen wieder verschwunden. Der alte, zahme Kunstverein bringt zwar ständige Ausstellungen, aber zu holen ist nichts von dort. Und daß die Galerie Heinemann sich bis zu Segantini verstiegen hat, ist nach dem, was man sonst dort sieht, ein Wunder zu nennen.

Ich habe gesucht, zu diesen Bildern von Segantini ein persönliches Verhältnis zu bekommen. Einen klaren Eindruck konnte ich nicht gewinnen, ich blieb dieser Kunst gegenüber kalt. Und auch dieser Eindruck der Kälte war nicht rein. Ich spürte wohl, hier ist ein großer Ernst, eine erreichte Höhe, ein in seiner Art monumentales Können, das dicht und plastisch vor einem steht. Aber — ich blieb kalt. Das soll kein abschließendes Urteil sein. Und ich muß zum Schluß auch in Bezug auf dies Ganze sagen: wenn ich hier dem Drang nicht widerstanden habe, dem scheinbar allzu träge schleichenden Gange der Dinge ein wenig auf die Beine zu helfen, — so weiß ich wohl, daß es ebenso gut oder besser ist, die Dinge unangetastet zu lassen, das Sondern und Verwerfen der Entwickelung zu überlassen und bis dahin alles, was ist, als notwendig hinzunehmen.

München, Mitte Februar 1903. *Georg Trepplin.*

Ulrike Dhuym, eine schöne Seele.

Roman von *Hans von Kahlenberg.*

(Fortsetzung.)

Gert wich überhaupt nicht mehr von ihrer Seite; sie spielten täglich im Steeleschen Garten Croquet; Ulrike berührte es unangenehm, wenn sie ihn sorgfältig gekämmt und geschniegelt hinübergehen sah. Sie beschäftigte sich viel mit dem Mädchen jetzt in ihren Gedanken, suchte die Seele in ihr. Vicky sang sehr niedlich, war reizend hübsch, frisch und liebenswürdig, — eine Seele aber fand die sorgende Mutter nicht.

Sie versuchte einmal schonend mit Ulrich zu sprechen. „O Mutter, du kennst sie nicht. Sie ist so entzückend, so zutraulich, Kind-Frau. Das, was man sich träumt und beschützen muß. . . . . »in Ehrfurcht und mit Sehnsucht« . . .“ fügte dieser junge Schwärmer hinzu, der seinen Kleist auswendig konnte.



„Und sie hat dich lieb?“

Er nahm sachte ihre Hand, küßte sie. „Davon spricht man nicht, auch seiner Mutter nicht, Liebste! Treue! — Mutter! Jetzt fängt doch erst das Leben an! Niemals kann jemand glücklicher gewesen sein als ich.“

„Aber Uli —“

„Ich warte,“ sagte er ganz sacht wieder, ohne Unmut. „Es ist nicht schwer zu warten. Ich arbeite, präpariere mich für die Akademie. Ihr waret ja auch nicht reich, meine Vicky ist eine Hausfrau. Hast du gesehen, wie entzückend sie den Theetisch verwaltet? Und so einfach in aller Lieblichkeit!“

„Sie ist sehr jung.“

„Wenn man sich lieb hat, ist das nicht wichtig. Es gibt solch eine innere Kraft, man widersteht dann allem. Gar nicht, daß man zu besitzen braucht! — man weiß nur, eins steht hinter einem, ist immer da, eins, das zu einem gehört im Guten und im Schlechten. Ich stelle mir das immer so vor, wie wir als Jungen von den Cimbernfrauen lasen, sie standen in den Verschanzungen hinter den Männern während der Schlacht, reichten ihren Männern die Waffen.“

Alle Demütigung fiel ihr ein, die ihr von dieser Familie Steele zugefügt worden war; sie seufzte. Oft fragte sich Ulrike, warum sie das alles getragen hatte und nicht mehr Zorn fühlte? Es war kein Zorn da; sie hielt es für Schwäche. — Er sah voll Vertrauen zu ihr auf, entrückt, — selig.

„Du, zum Beispiel, Mutter, du hättest gewartet, und wenn du Papa nicht geheiratet hättest, er im Kriege gefallen wäre, hättest du doch immer gewartet, schwarze Witwenschleier getragen. Du wartetest heute noch. — Ich kann mir das so vorstellen von einer Frau.“

Sie dachte an ihre eigne Abirrung, ob sie dies schöne und ernsthafte Vertrauen wohl immer verdient haben mochte. „Das ist doch wohl nicht ganz so einfach, wie du es dir vorstellst, mein Sohn.“

Er wurde nur noch ruhiger: „Wenn man sich nur lieb hat, beide, — das ist höchste Lebenskraft, dann kommt alles zurecht.“

„So lieb hat er sie!“ dachte sie mit einem wehen Stich in der Brust. Sie litt jetzt oft unter diesen Schmerzen, ihre Gesundheit verschlechterte sich. Die Brust fiel ein, eine Art Verwachsenheit machte sich bemerkbar, störte das Ebenmaß der Schultern; sie konnte die Treppen nur mit Beschwerden steigen, ermüdete leicht, selbst im Garten.

„Man muß sich selber treu sein,“ fuhr er nachdenklich fort. „Das habe ich erkannt. Ich kann nicht anders wie Zutrauen haben. Darum habe ich solche Verehrung für dich und Ruth, auch für Antoinette. — Ihr könnt nicht lügen. Wenn mir jemand löge, wenn sie löge“ . . . . . sein Gesicht verzerrte sich, er ballte die Hände.

„Mutter, gibt es so etwas? Man kann sich nicht täuschen. Dies Beste Tiefste in einem kann nicht lügen: Das ist die für dich bestimmte,



du wirst selig oder unselig je nach ihrem Wollen. Lieber unselig um sie — als selig mit einer andern! Wenn ich lügen könnte, Mutter, damit spielen, es leicht nehmen! — Viele können es, sie wissen gar nicht mehr, was ihnen ernst ist, wo die Unechtheit anfängt. Das ist so schrecklich und niedrig. Glaubst du nicht, daß das Beste verloren geht, Mutter, — auch in uns? im Mann?"

„Das glaube ich, mein Sohn," sagte sie fest. — „Und Gott erhalte dich so!" fügte sie in ihrem Herzen inbrünstig hinzu.

„Manchmal ist der Trieb ja wohl sehr stark," sagte er ganz demütig. „Alle tun es. Sie lachen darüber. Da ist auch nicht groß viel zu achten oder zu verderben. — Ich dachte dann an euch, an dich und Ruth, — und an — — — Mutter! selig muß es sein, ein reines, gutes Weib zu halten, wenn beide jung sind; man weiß nun, man ist nie mehr allein im Leben, — nie mehr allein! Alles hat doch dann auch seinen Zweck, selbst ein Beruf, den man aus Passion gewählt hat. Man schafft den Seinen das Brot, ihr sicheres Fleckchen in der Welt, — das ist eine Insel. Ich werde sehr glücklich, sehr tapfer und sehr gut sein auf meiner Insel."

Ihre Nichten verheirateten sich plötzlich, rasch hintereinander. Es waren Partieen, in denen Ulrike nicht mitsprechen konnte; der Wunsch, ein eigenes Heim zu haben, drängte sie, nach dem Tode des Vaters verwaltete jede ihr Vermögen selbständig. Dann zeigte auch Fred Dale seine Vermählung mit einer Amerikanerin an. Ulrike lernte sie kennen; auf der großen Tour sprach das junge Paar bei den Bekannten vor.

Die geborene Miß Green gefiel sich außerordentlich als Lady Staunton, sprach von der Errichtung eines Erbbegräbnisses in Dhuym; ihr Mann sollte den deutschen Grafentitel wieder aufnehmen, sie fand das stilvoll, warf mit ihren Cousins und Cousinen, den Königlichen Hoheiten, um sich. Er war gewiß mehr Gentleman; das kräftige, naive Protzentum der jüngeren Rasse erdrückte ihn ganz. Beide waren auch außerordentlich beschäftigt mit ihrer Nachkommenschaft; es fiel Ulrike auf als ein Zug der Zeit. Sie und Winnstedt hatten daran nicht gedacht, ihrer selbst fröhlich, in unbewußter Stärke Eigenes weitergebend. Jetzt war alles bewußt, spielerisch, dilettierende Naturwissenschaft; man sprach zuviel von diesen Dingen.

Diesen Hochsommer starb Bismarck. Mit den Totenglocken, Fahnen auf Halbmast, Tausenden von Trauerartikeln empfand man den Abschluß einer handelnden und historischen Epoche, während das Neue weit, unsicher, in der Zukunft lag. Im Familienkreis sprach Gert von Unternehmungen der Industrie, Torpedos und „Kaiserklasse", Ulrichs Phantasie lief wild auf verschlingenden Welteroberérzügen, erwartete vom neuen bastardierten Griechentum althellenische Lorbeeren. Brose theoretisierte über Bodenreform, brachte Tolstois Schriften, er war Lewin, der Fürst Nechljudow.

Ulrike sprach wenig mit. Es war so vieles, das interessant war,



und wenig, das gut schien; ihr Geist war doch auch matter geworden, während ihr Herz noch suchen und fassen konnte. So empfand sie auch den Aufschwung ihres Geschlechtes, während Ruth ein altes Mädchen an ihrer Seite wurde. Brose zeigte sich auch hier als der Fortgeschrittenste, er war begeistert für die Emanzipation, plante für seine Frau Teilnahme an den Universitätskursen. Mehr als die Kühnheit einzelner Forderungen machte es Ulrike betroffen, daß Männer sich fanden, die sie unterstützten; man räumte sang- und klanglos die Position. Ihr Herz blutete über Ruth, diese schöne und kostbare Liebeskraft, die sich in Tändeleien verzettelte, kleinen Malereien, Kleidchen für Antoinettes Kinder, Wohltätigkeit in frommen Vereinen. Eine junge Generation von Mädchen war neben ihr aufgekommen, die sie noch als halbe Kinder gekannt hatte; manches achtlose Wort, unbewußte Grausamkeiten von Vicky, Sophie Holzmann, taten der Mutter weh. Weil sie geheiratet worden war, Kinder geboren hatte, glaubte jene Frau, ein beleidigendes Mitleid hegen zu dürfen, mit immer neuen, wenig ernstgemeinten Heiratsplänen Gehör zu finden. — Diese feine und hohe Seele ging stolz ihren Weg, die Rolle des alternden Mädchens ehrfurchtgebietend und liebenswert zu machen; unter ihren Armen, den Kindern und Kleinen im Geist war sie Vorsehung, klug, auch praktisch; nur solche vielleicht vermochten ihr ganz richtiges Bild zu erfassen.

Eine fast schroffe Zurückhaltung blieb Antoinette eigen. Einmal nur hatte sie ihre Seele voll erschlossen, man hatte diese gläubige und stolze Seele verletzt, sie zog sich in sich selbst zurück, in gewissenhafteste Pflichterfüllung. Trotzdem sie eine sehr reiche Frau war, beanspruchte sie nie etwas für persönliche Bedürfnisse. Brose war nicht großmütig, wahrscheinlich ahnte er gar nichts von hundert kleinen Bedürfnissen, Freuden, weiblichen Kindersinns. Ulrike empfand diesen Mangel, sie erinnerte sich des Vergnügens, mit dem ihr junger Gatte einst jedes neue Kleid, jeden Kopfschutz, begrüßt, daß auch sie stolz gewesen war auf dergleichen unschuldige Nichtigkeiten, seine schönen, „gefährlichen" Augen, sein Walzertanzen. Nichts würde sie bewogen haben, ein Band, das er nicht liebte, wieder anzulegen; sie hatten auf die Weise harmlose, natürliche Freuden in Menge genossen. Das Herz der alten Frau kehrte zu diesen Zeiten frischer, glücklicher Weltlichkeit mit einer seltsamen Zärtlichkeit zurück. „Weißt du noch," sagte sie jetzt öfter, „weißt du noch, Felix, wie das war?" . . . und das Seltsamere war, daß er genau wußte, er kannte jede Spitze noch, jede Brosche, konnte sie beschreiben. Sie wurden ganz heiter, sahen sich an mit sinnenden Augen, — lächelnd.

Die Kinder boten vielleicht den vollsten Ersatz in der Broseschen Ehe. Dem ersten Jungen waren zwei andere gefolgt. Fast hätte die Großmutter der Tochter jetzt ein kleines Mädchen gewünscht, die Gräfin wies die Andeutung mit nervöser Heftigkeit zurück; Ulrike mußte an den Moment denken, wo sie ihr Söhne erfleht.



Frau von Steele hatte viel Not im Haus mit der üblen Laune, der steigenden Kränklichkeit ihres alten Mannes. Sie ertrug es mit der ihr eignen heiteren Geduld. Vickys Koketterieen wies sie derb zurecht, anonyme Briefe liefen ein, sie machte ihr eine Szene, ohne sich im Grunde viel den Kopf zu zerbrechen: das ist nun mal nicht anders mit einem hübschen Mädel.

Auch Gert ließ dergleichen merkwürdig kühl. Die Sonntage, die sein Bruder da war, verschwand er meistens unter irgend einem Vorwand, sehr häufig, um Broses zu besuchen. Der Schwager fand viel Wohlgefallen an dem praktischen, klarblickenden, jungen Mann, der zu klug war, ihn nicht dozieren zu lassen. Er hatte Gert aus freien Stücken eine Summe zur Begründung seiner Existenz angeboten; ihn trieb dazu ein Bestreben, alles Moderne zu unterstützen, liberalisierende Verachtung der Vorurteile, die er gern zur Schau trug. Winnstedt stimmte immer noch für den Offiziersberuf, obgleich das Komplott schon beinah reif war. Im September bestand Gert das Abiturientenexamen. Ulrich fehlte zur Familienfeier, es tat Ulrike weh. Gert meinte sehr verständig: er konnte gewiß nicht abkommen; er schien immer der Verständigere, übersah des Bruders offene Feindschaft. Es kam vor, daß, wenn der Junge ins Zimmer trat, der Ältere Buch oder Serviette hinwarf, aufsprang und hinauslief. Mutter und Schwester suchten vergebens auszugleichen: „Ich kann ihn nicht leiden. Er lügt. Er ist ein niederträchtiger, hinterhaltiger Duckmäuser, kein Mann,“ beharrte Ulrich.

Niemals vergaß sich Gert zu ähnlichen Beleidigungen. Ulrike hatte das Gefühl, daß er sich beinah fürchtete vor seinem Bruder. Sie war überrascht, bei zufälligem Betreten seines Zimmers, den jungen Mann eingeschlossen zu finden. Dabei wurde er jetzt geckenhafter denn je, während Ulrich ungepflegt, verwildert erschien.

Eines Sonntags hörte Ulrike im Garten einen eigentümlichen Laut, der aus der hintern Ecklaube kam. Sie sah, was einer Mutter das Schlimmste zu sehen ist — Gert lag am Boden, nach einem furchtbaren Ringkampf, von dem zerbrochene Tische und Stühle zeugten, Ulrich, über ihm knieend, ohne Jacke, hielt mit beiden Händen seine Kehle umschlossen.

„Ulrich,“ schrie sie auf, „mein Uli!“

* * *

In dem engen Verschlag, den er sich ausgesucht hatte, um dem andern das Zimmer zu räumen, fand sie ihn, über das Bett geworfen, das Gesicht gegen die Wand gedrückt, wie ein waidwundes Wild. Einige kleine Andenken, das Bild von Grete Steele, waren auf die Erde gezerrt, zerschlagen. Ulrike fand nur bestätigt, was sie längst geahnt. Ulrich hatte den beiden aufgelauert, sie hatten im Steeleschen



Garten zusammengesessen. Gert drückte und küßte sie, sie sprachen von Liebe, Heimlichkeit, Heiraten.

Er sah in allem nur die Schuld des Bruders, sich blind wie ein Stier auf das rote Tuch stürzend. „Er, er ist es. Er hat sie mir gestohlen. Er hat sie verführt. Er darf nicht leben, Mutter!"

Ulrike sprach vernünftig mit ihm. Sie sagte ihm, was sie von Vicky wußte, sie hatte nie viel von ihrem Charakter gehalten.

„Er wußte, daß sie mein war. Ich habe ihm schon einmal gesagt, er sollte die Finger davon lassen. Er wußte ganz gut, was ich meinte. Er wagte mich ja überhaupt nicht anzusehen, der feige, erbärmliche Schuft! Wie er unter mir lag, um sein Leben wimmerte! Die Hände macht man sich schmutzig."

Gegen die wilde Wut war nichts auszurichten. Ulrike entsann sich ähnlicher Ausbrüche bei ihrem Bruder und Henriette, dieser zügellosen Leidenschaften, deren gelindere abgedämpfte Nachwehen sie selbst in sich verspürt, eines Empörerischen ihrer Natur. Sie erinnerte ihn, daß er von seinem Bruder sprach.

„Was kann ich dafür, daß er mein Bruder ist? Auf so etwas gebe ich gar nichts. Ich habe ihn mir nicht ausgesucht. Wir kommen auf die Welt nicht mit unserem Willen. Ich sage dir, daß ich ihn hasse, hasse."

„Immer war er mir zuwider," fuhr er fort. „Das Feige, Kriecherische in ihm. Er hat auch immer Angst gehabt. Offen würde er es nie gewagt haben. Sich hintenrum schleichen, mir nehmen, stehlen, was mir gehört, das ist seine Art. Wer weiß, welche Verleumdungen er gegen mich vorgebracht hat? Seine Liebe ist weiter nichts wie Sinnlichkeit. Sah ich nicht, wie seine Augen sie verfolgten mit lüsterner, frecher Gier? Er zitterte vor Geilheit, wenn seine ekelhaften Finger sie umfaßten." Er knirschte in den Zähnen vor Zorn. Sein Haß wandte sich jetzt nach einer andern Richtung. „Ach, die Weiber! so sind sie. Es ist alles gelogen, was man uns sagt von Treue und Schamhaftigkeit. Der Frechste, Gemeinste hat das beste Recht. Nun, ich werde mir das gesagt sein lassen. Wenn er dran konnte, wird sie sich von mir ja auch küssen lassen, da sie ihm hinterher noch gefällt; was macht's, ob er sich eine Dirne ins Bett nimmt!"

„Ulrich," sagte seine Mutter bebend, aber sehr bestimmt. „Ulrich, du beleidigst die Ohren deiner Mutter. Vergiß nicht, daß auch ich eine Frau bin."

Aber dies junge, heiße Herz war zu tief getroffen; der Pfeil, der es traf, war vergiftet gewesen: „Du, du bist eben eine Ausnahme. Wir sind da, um betrogen, ausgelacht zu werden von solchen, wie der, elenden, schlauen Schuften. Ich sage dir, Mutter, ich bin ein Mann, ich will nicht zu den Betrogenen oder Genarrten gehören. Hammer oder Amboß! Ich will jetzt auch Hammer sein, roh, frech und gemein wie die andern. Das ist alles Unsinn, was ihr uns beibringt von Dulden, Vergebung, Liebe. Hier heißt's: du oder ich, und ich sage dir, ich will ich sein."



„Du wirst dich unglücklich machen."

„Gut, dann bin ich unglücklich. Lieber als schlapp, schwach, erbärmlich. Oh, er soll an mich glauben und sie auch! Ich verführe ihm seine Frau, in seinem Bett, unter seinen Augen," er lachte grell auf; dieser arme Junge verstand sich noch nicht auf Cynismus, er übertrieb beim ersten Anhieb.

Immer mußte Ulrike an ein Wort denken: Sieben Schwerter der Qual . . . er tat ihr unsagbar leid.

Jetzt erhob er sich plötzlich: „Der denkt sonst, ich heule hier und jammere. Heut abend gehe ich mit zu Steeles; — jetzt gerade!"

Er schob die Mutter beinah gewaltsam fort, seine Hand war hart, tat ihr weh.

Wirklich waren beide Brüder den Abend bei Steeles, die Familien hatten die Gewohnheit angenommen, sich abwechselnd da oder im Winnstedtschen Hause zu versammeln. Ulrich war hinreißend, unheimlich liebenswürdig. Frau Sophie betrachtete ihn mit immer größerem Wohlgefallen. Gert blieb still, aber ganz ruhig; Vicky erschien verweint, äußerst geknickt.

Man sprach von Gerts Zukunftsaussichten, daß er als Ingenieur eher pekuniär unabhängig sein würde wie als Offizier.

„Dann kann er Sie auch heiraten," sagte Ulrich.

Eine momentane Pause war entstanden, während der Leutnant sich plötzlich an Sophie wandte: „Sind Sie nun zum Beispiel der Meinung, daß in Liebessachen ein Kuß schon bindend ist, gnädige Frau?"

Vicky erstarb vor Scham. Frau Holzmann hätte die Frage lieber weniger öffentlich durchgesprochen. „Sie lernen in Berlin hübsche Dinge, Herr von Winnstedt."

„Oh, in der Provinz ist man uns noch über," sagte er noch lauter, absichtlich betonend. „Da trifft man sich hinter Gartenhecken . . ."

„Ich verbitte mir deine Anspielungen," sagte Gert. „Du beleidigst Vicky. Übrigens ist sie meine Braut."

„Netter Herr Bräutigam, der den Diebsaufgang wählt!"

„Aber Ulrich! — Gert!" sagte die Exzellenz Steele sehr erstaunt. „Was ist da vorgefallen, Viktoria?"

Das Mädchen schluchzte in ihr Taschentuch. Ulrich hatte sie an der Hand ergriffen, sein Griff war hart wie im Schraubstock; sie hätte unter ihm aufgeschrieen, wenn sie gewagt hätte zu schreien.

„Hier das Fräulein hat zwei Liebhaber. Unglücklicherweise hat sie sich zwei Brüder ausgesucht. Sie begreifen, daß ich mit meinem eignen Bruder nicht teilen mag. Sie soll also entscheiden."

„Ich habe gar keinen Liebhaber," schluchzte Vicky. „O Gert — Ulrich — —"

„Fürchte dich gar nicht, Vicky," sagte Gert sehr kühl. „Ulrich hat dich bestürmt. Wir kennen ja alle seine Launen und maßlose Heftigkeit. Vicky war längst mit mir verlobt. Wir sind beide noch sehr jung, wenn der Herr Kommerzienrat mir hilft, hoffe ich seinerzeit mein Wort voll einzulösen."



Die Erklärung war nicht ohne Würde abgegeben worden; das Mädchen lehnte sich jetzt an ihn: „Gert, — mein Gert!"

Ulrich hielt sie noch immer fest: „Hier also, mein Herr Bruder, haben Sie Ihre Braut. Mein Fräulein, seien Sie Ihrem jetzigen Erkorenen treuer als dem von Ihnen zuerst Gewählten."

Er verließ die Gesellschaft. Frau von Steele war schwer geärgert, Gert entschuldigte sich höflich.

„Das werden wir doch erst sehen —", sagte die Exzellenz schnippisch. „Solche Verlöbnisse gelten nicht. Übrigens habe ich mit dir auch noch ein Wort zu reden, Viktoria."

Es folgten sehr ungemütliche Tage. Ulrich war noch in der Nacht nach Berlin zurückgekehrt; der Verkehr mit Steeles schien abgebrochen. Winnstedt selbst mit dem Kommerzienrat brachte schließlich eine Art Aussöhnung zustande. Was nützte es, sich zu verfeinden zwischen zwei Familien, die jetzt doch so viel Gutes und Böses miteinander getragen hatten? Es wurde beschlossen, die Verlobung jedenfalls vorläufig offiziell als nicht existierend zu betrachten. Beide jungen Leute sollten sich vollkommen frei fühlen, selbstverständlich mochten sie sich dabei denken, was sie wollten.

Wider ihren Willen mußte Ulrike Gert fast bewundern. Er setzte seine Absichten mit Ruhe und Sachkenntnis auseinander, wollte zunächst die technische Hochschule beziehen: „Herr Kommerzienrat wird die Güte haben, weitere Pläne für mich vorzulegen." Der Junge und der Alte wechselten einen Blick des Vertrauens; diese beiden verstanden sich.

Vicky hatte Stubenarrest, kam sich aber doch äußerst interessant vor. Nach und nach fing ihr Umschmeicheln wieder an, Winnstedt nahm es gutmütig auf, ihm erschienen Vergehen eines so jungen, niedlichen Mädchens nicht unverzeihlich. Er tadelte Ulrich, der sich seiner Meinung nach unrichtig und theatralisch benommen hatte, auch in dieser Manier fortfuhr, keinmal nach Hause schrieb, tat, als existierten die Eltern gar nicht.

Ulrike litt um ihren Ältesten. Auch ihr schrieb er nichts: „Es geht mir gut, ich bin gesund und amüsiere mich."

Winnstedt brachte allerlei Gerüchte mit über Ausschweifungen Ulrichs, von einem Besuch in Berlin bei seinem früheren Regiment. An sich hätte er das nicht allzu tragisch genommen, des Sprichworts gedenkend: *Bon chien chasse de race*, der Junge machte auch Schulden. Er fing an sich zu ärgern. „Ich rühre keinen Finger für ihn. Wenn er sich auf dem geradesten Wege zum Teufel scheren will, kann ers ja tun."

Der Name Ulrichs konnte kaum noch genannt werden, ohne den Vater aufzubringen. Er wurde dann auch ausfallend gegen Ulrike selbst, warf ihr Verwöhnung, übergroße Weichlichkeit vor, das Dhuymsche Erbe. Gert erfreute ihn, machte Fortschritte, er schien ganz in seinem Element in der neuen Umgebung. Einen gewissen

frühreifen Skeptizismus in Bezug auf die Ansichten, Lebenserfolge des Vaters, war er klug genug, diesem nicht zu zeigen. Natürlich würde er Reserveoffizier werden, schon der gesellschaftlichen Stellung wegen, Vicky gab auf dergleichen.

Sie hatte heimlich einen Brief an Ulrich geschrieben, auf den keine Antwort erfolgt war; jetzt wandte sie sich ganz Gert zu, er war viel netter und bequemer. — Der Leutnant verzeichnete wilde Erfolge bei Damen, die Tochter ihrer alten rheinischen Freundin Gremsheim verliebte sich so ernstlich in ihn, daß die Mutter an Ulrike schrieb; es handelte sich hier um ein vielgefeiertes, reiches Mädchen. Irgendwie schien er gefeit gegen solch zartère Anziehung, während er im übrigen seinem Temperament die Zügel schießen ließ. Ulrike ahnte alles dies, ohne Bestimmtes zu wissen. Er gewann zweimal hintereinander erste Rennpreise, der Schwager überließ ihm oft junge Pferde zum Zureiten. Seine Tolldreistigkeit wurde berühmt, machte ihn populär im Regiment. Auf einer Rückfahrt vom Kreistag, der der junge Offizier sich zufällig angeschlossen, hatte er einigen Rittergutsbesitzern eine bedeutende Summe im Hazard abgewonnen. Brose war außer sich; der Schwager wurde für ihn der reine Satan, in dem er alle junkerlichen Vorurteile verkörpert fand, die er bekämpfte. Winnstedt äußerte sich so scharf nicht, der Sohn war ein Mann geworden, man mußte den Most abgären lassen.

(Schluß folgt.)

CHRONIK.

Die Ernährung des russischen Bauern.

Die „Russk. Myssl“ bespricht in einem längeren Aufsatz die hygieinischen Verhältnisse der Bauern im Gouvernement Jaroslav, das nicht zu dem gewöhnlich notleidenden Gebiet gerechnet wird. Über die Ernährungsweise läßt sich der Autor, A. Balow, folgendermaßen aus:

Vor etwa 30 Jahren war die Kost des Bauern viel nahrhafter und mannigfaltiger als jetzt. In früherer Zeit machte sich jeder Bauer, auch der allerärmste, zum Winter große Vorräte an Salzfleisch,



Gemüse, Beeren und Grütze; der Bauer von heute kann das in den meisten Fällen nicht mehr tun. Während der Bauer früher fast an jedem Sonntage Fleisch aß, sieht er jetzt nur noch einige wenige Male im Jahr Fleisch auf seinem Tisch. Selbst bei den wohlhabendsten Bauern besteht das Menu heute nur noch aus Kartoffel- oder Kohlsuppe. In früherer Zeit befriedigte der Bauer alle seine Bedürfnisse mit Produkten der eignen Wirtschaft; gekauft wurde nur äußerst wenig. Heute steht es ganz anders. Der Bauer braucht zur Kleidung Stoffe aus der Fabrik, Lederstiefel u. a. m. Ohne Petroleum, Zündhölzchen, Thee und Zucker kann er nicht mehr leben. Der Bauer brauchte Geld und begann darum das Getreide, die Milch, das Vieh, das er früher zur Nahrung verwandte, zu verkaufen. Er führte jetzt seine Wirtschaft so, daß er möglichst viel Barmittel aus ihr herausschlagen konnte. In den letzten Jahren ist die Nachfrage nach Hafer und Lein stark gestiegen; der Bauer begann einen Teil seiner Sommerkornfelder mit Hafer und Flachs zu besäen. Buchweizen und Weizen hat er ganz aufgegeben, und auch Erbsen und Gerste baut er immer weniger. Buchweizen, Weizen, Erbsen und Gerste bildeten aber in früherer Zeit die Hauptnahrung in der Fastenzeit und sind auch viel nahrhafter als die Kartoffel. Die Nachfrage nach Milch für die Käsefabrikation ist gestiegen. Der Bauer reagierte darauf, indem er mehr Kühe zu halten begann und die Zahl der Schafe reduzierte. Die Folge davon war, daß Schaffleisch und Milchprodukte nur noch selten auf den Tisch des Bauern kommen. Als die Milchpreise in die Höhe gingen, beschränkte sich der Bauer nicht mehr auf den Verkauf des Überschusses, sondern entzog seinem Tisch das Notwendigste.

Fleisch und Fisch sind vom Tisch des Bauern verschwunden. Nur noch an großen Feiertagen nimmt der Bauer Fleischnahrung zu sich. Dasselbe gilt von Eiern und Milchprodukten. Der Bauer bringt alle seine Milch in die Meierei. Das einzige Milchprodukt, das auf dem Tisch des Bauern figuriert, ist die berüchtigte „Obrata", Milchwasser vom Separator, das nur 1—1½ % Fett enthält; in einer guten Wirtschaft wird dieses Milchwasser nicht einmal Kälbern vorgelegt, bei den Bauern aber werden die Kinder damit aufgezogen. Daher die große Sterblichkeit unter den Bauernkindern.

In früheren Jahren sah man viel Pilze und Beeren auf dem Tisch des Bauern. Mit dem Schwinden der Wälder verschwinden auch diese Produkte aus der bäuerlichen Hauswirtschaft, um so mehr, als sie in letzter Zeit Exportobjekt geworden sind.

Die bäuerliche Nahrung ist eine durchweg vegetabilische und dabei sehr einförmige geworden, sie ist äußerst arm an Fettgehalt und dabei wenig schmackhaft. Vielfach ist sie schon auf das denkbar geringste Minimum herabgesunken. Bei Mißernten und anderen elementaren Ereignissen droht dem menschlichen Organismus völlige Zerrüttung. Daher neigt wohl auch die bäuerliche Bevölkerung so sehr



zum Skorbut. Thee ist bei den Bauern heute nicht mehr ein Luxusgegenstand, sondern ein wesentliches Nahrungsmittel. Da der Zucker so teuer ist, trinkt der Bauer seinen Thee, indem er den Zucker zubeißt, vielfach aber nur (wie das russische Witzwort sagt), indem er ihn ansieht. Da der Bauer nur den allerbilligsten Thee trinkt, und da er mit diesem äußerst haushälterisch umgeht, so ist das Getränk, das er zu sich nimmt, tatsächlich weiter nichts als gekochtes Wasser mit leichter Färbung.

Hausbier, das noch vor kurzem zu allen größeren Festen gebraut wurde, ist heute fast ganz unbekannt. Kwas (ein trüber, saurer, noch gärender Aufguß auf geschrotenes Getreide, der nicht angenehm, aber kühlend schmeckt) trinkt der Bauer wohl noch; die Qualität dieses Getränkes ist aber eine so schlechte, daß es eher schädlich auf den Organismus einwirkt, als ihm Nährstoffe zuführt. —

Die skandinavische Idee.

Sophus Bugge, der gelehrte Philolog, einer der Sterne der Universität Christiania, hat vor kurzem im Norwegischen Studentenverein einen Vortrag gehalten, der lauten Widerhall nicht bloß in Norwegen, sondern in allen nordischen Ländern gefunden hat. Bugge beschäftigte sich mit der Idee des Skandinavismus, an der die nordischen Völker hängen, trotz der Kämpfe zwischen Schweden und Norwegen, Kämpfe, die erst aufhören werden, wenn die vollständige Gleichheit der beiden Schwesternationen auch in der Praxis durchgeführt sein wird, wie sie es jetzt schon in der Theorie ist.

Der Redner begann mit einer historischen Darlegung der skandinavischen Frage. Die ältesten Runeninschriften, die man gefunden hat, datieren aus dem vierten Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Sie beweisen, daß um diese Zeit die gleiche Sprache in allen nordischen Ländern herrschte, von Schleswig im Süden bis nach Troendelagen im Norden, und von der Ostküste Schwedens bis zur Westküste Norwegens. Später, zur Zeit der Wikingerfahrten, wurden die Norweger die Herren Irlands und eines Teiles von Schottland und England. Nachdem sie den Weg nach Island und Grönland gefunden hatten, entdeckten sie Amerika und versuchten sich dort festzusetzen. Handel und Schiffahrt blühten, und die Sagas wurden geschrieben. Die Dänen eroberten England und später, von den Norwegern unterstützt, die Normandie. Die Schweden ihrerseits breiteten sich nach Osten aus. Sie sind die Begründer des russischen Reiches, und sie drangen sogar bis Konstantinopel und Athen vor.

Und heutzutage? Wo ist die Macht Dänemarks und Norwegens neben der Englands und Deutschlands? Wie schwach ist Schweden im Vergleich zu Rußland! Das Gebiet der nordischen Völker hat sich fortwährend verringert, und wenn man daran denkt, was im

vorigen Jahrhundert passiert ist und noch kürzlich in Schleswig und Finnland, dann fragt man mit Bangen: Wer wird der nächste an der Reihe sein?

Diese Schwächung schreibt Bugge dem Mangel an Einigkeit zwischen den skandinavischen Völkern zu. Allerdings, vor etwa einem halben Jahrhundert existierte eine panskandinavische Bewegung, die aber zu nichts führte. Diese Bewegung nahm keine Rücksicht auf die historischen Besonderheiten der drei Völker, und sie beschränkte sich auf die akademischen Kreise, ohne sich auf die Klasse der Gewerbetreibenden und Arbeiter auszudehnen. Und als 1864 Dänemark unterlag und man sah, wie eitel alle Träume gewesen waren, da folgte eine große Entmutigung. Indessen, die skandinavische Idee ist nicht tot; sie lebt noch und wird täglich stärker. Es wäre an der Zeit, alle Kräfte, die für sie kämpfen, zu vereinigen und tatkräftig zu arbeiten an der Verteidigung skandinavischer Kultur und skandinavischer Sprachen. Eine solche Vereinigung muß alle nationalen Besonderheiten schonen, und ihre einzige Politik muß die sein, den Krieg unmöglich zu machen. Alle Gesellschaftsklassen müssen an dieser Arbeit teilnehmen. Die nordischen Völker müssen sich besser kennen lernen und ihre gemeinsamen Interessen begreifen.

Der Ursprung des „Sport".

Man nimmt gewöhnlich an, daß es sich bei dem Worte „Sport" um eine englische Bezeichnung handelt. In der Tat aber ist „Sport" ein ursprünglich französisches Wort, das über den Kanal gewandert ist, um dann mit etwas veränderter Physiognomie wieder auf den Kontinent zurückzukehren. Jusserand, der gegenwärtige französische Gesandte bei den Vereinigten Staaten, hat ein sehr unterhaltendes und lehrreiches Buch über Sport und Übungsspiele im alten Frankreich geschrieben (*Les sports et les jeux d'exercice dans l'ancienne France),* in dem er den Nachweis führt, daß sowohl das Wort wie die Sache den Engländern aus Frankreich gekommen ist. Man hat im älteren Französisch das Wort *desport, desporter,* im Sinne von Erholung. Man sagte schon im dreizehnten Jahrhundert:

„Pour déduire, pour desporter,
„Et pour son corps réconforter.

(Sich zu erheitern, sich zu erholen und den Körper wieder zu stärken.)

Die Engländer übernahmen das Wort zunächst unverändert. Ihr großer Dichter Chaucer spricht schon im 14. Jahrhundert von einem jungen Mann, der auf die Wiesen spielen ging zu seinem *„desport"*, zu seiner Erholung. Im 16. Jahrhundert wandte dann Rabelais das alte Wort in gleichem Sinne an: *„Se desportaient . . . . ès près et*



jouaient à la balle", „sie vergnügten sich auf den Wiesen und spielten Ball".

Jusserand entwirft mit tiefer Gelehrsamkeit und großer Lebendigkeit ein Bild von dem Sport im alten Frankreich. Wir sehen den Dichter Ronsard, das Haupt der „französischen Plejade", schon im 16. Jahrhundert foot-ball spielen, seine Zeitgenossen sich den heilsamen Übungen des „Golf" und des „Cricket" hingeben, lange bevor diese Spiele mit britischer Etikette wieder erschienen. Und es handelt sich da nicht etwa um bloße Konjekturen, die aus geschickt zusammengestellten Texten gezogen werden. Die alten Bilder, die Miniaturen der Handschriften, die Kupferstiche zeigen uns leibhaftig, mit welcher Meisterschaft man in Alt-Frankreich jede Art des Sports übte. Und wie sehr man den erzieherischen Wert dieser Übungen zu schätzen wußte, das geht aus dem prägnanten Resumé des damaligen Erziehungswesens hervor, das man in einem Vers des trefflichen Schriftstellers und Staatsmannes Agrippa d'Aubigné († 1630) findet:

„L'esprit savait tout art, le corps tout exercice."
„Der Geist kannte jede Kunst, der Körper jede Übung."

Es ist von Wert, auch auf diesem Gebiet zu konstatieren, daß zwischen den Kulturvölkern im großen wie im kleinen ein beständiges, wechselseitiges Geben und Nehmen stattfindet.

BÜCHER-LISTE.

Bei der Redaktion der „KULTUR" sind vom 5. bis 17. Februar eingelaufen:

Andrejew, Leonid, Der Gedanke und andere Novellen. Aus dem Russischen übersetzt von Elisawetinskaja und Jorik Georg. München 1903. Albert Langen.

Barrili, Anton Giulio, Epheu und Ulme (L'olme e l'edera). Roman. Deutsch von Thea Svetek. Dresden und Leipzig 1902. E. Pierson.

Birk, Susi Sophie, Liederstrauß. 2. Aufl. Dresden und Leipzig 1903. E. Pierson.

Bittenfeld, Agnes Herwarth v., Sie muß heiraten. Roman. Dresden und Leipzig 1902. E. Pierson.



Dohse, Dr. Richard, Aus stillen Stunden. Gedichte. Dresden und Leipzig 1902. E. Pierson.

Frendt, Therese, Tränen. Lieder und Gedichte der Einsamkeit. Dresden und Leipzig 1903. E. Pierson.

Hellpach, Dr. Willy (Ernst Gystrow), Nervosität und Kultur. (Kulturprobleme der Gegenwart. Herausg. v. Leo Berg. Bd. V.) Berlin 1902. Joh. Räde.

Jensen, Wilhelm, Gradiva. Ein pompejanisches Phantasiestück. Dresden und Leipzig 1903. Carl Reißner.

Kalidasa, Sakuntala. Eine indische Dichtung in neuer deutscher Bühnenfassung von Marx Möller. Berlin 1903. Otto Elsner.

Kuthe, Friedr. Wilh., Auf Reitschule. Schauspiel in fünf Akten. Dresden und Leipzig 1902. E. Pierson.

Löwenberg, Dr. J., Gustav Frenssen (von der Sandgräfin bis zum Jörn Uhl). Hamburg 1903. M. Glogau jr.

Münster, Johann Georg Graf zu, Brüche für den Weidmann. Gedichte. Dresden und Leipzig 1898. E. Pierson.

Reich, Dr. Emil, Ibsens Dramen. Zwanzig Vorlesungen, gehalten an der Universität Wien. 4. verm. Aufl. Dresden und Leipzig. E. Pierson.

Robert, Friedr., Aus dem Nichts zum Glauben. Ein Saatkorn für das Glaubensbekenntnis unserer Kinder. 3. Aufl. Berlin 1903. Hugo Bermühler.

Salburg, Edith Gräfin, Das Priesterstrafhaus. Roman. Dresden und Leipzig 1903. Carl Reißner.

Schneider, Franz, Aus der Hölle in den Himmel. Ein Scherzgedicht. Illustriert von J. G. Mohr. Dresden und Leipzig. E. Pierson.

Scholtz und Hermersdorff, C. v., Standesvorurteile. Originalroman. Dresden und Leipzig 1903. E. Pierson.

Witulski, Ernst, Um eine Welt. Drama in fünf Akten. Dresden und Leipzig 1902. E. Pierson.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. S. Simchowitz, Köln.

Für die Inserate: W. H. Sinzig, Köln.

Druck von M. DuMont Schauberg, Köln.



I. Jahrgang ⋆ 1903 ⋆ Heft 18

DIE KULTUR

Halbmonatsschrift

HERAUSGEBER DR S. SIMCHOWITZ

INHALT

ZWEITES MÄRZHEFT

Preis des Heftes 75 Pfg. ⋆ Vierteljährlich 4 Mark

SCHAFSTEIN & Co. VERLAG
KÖLN A. RH.

Die „Kultur“

erscheint *zweimal monatlich* in Heften von ca. 4 Bogen (64 Seiten).

Der Abonnementspreis beträgt (für 24 Hefte mit ca. 1500 Seiten Text) Mk. 16.— pro Jahr, also Mk. 4.— pro Quartal. Bei direktem Bezug vom Verlag Mk. 4.50; für das Ausland Mk. 5.—. Einzelne Hefte kosten 75 Pfg.

Bestellungen werden von allen Buchhandlungen des In- und Auslandes, von allen Postanstalten (Post-Zeitungs-Nummer 4449a) sowie von der Verlagsbuchhandlung entgegengenommen.

Alle für die „Kultur“ bestimmten Sendungen sind zu richten an

„die Redaktion der Kultur“, Köln, Badstraße 1.

Sprechstunde der Redaktion wochentäglich im Bureau, Köln, Badstr. 1, von 11—12.
Privatwohnung des Herausgebers, Dr. S. Simchowitz, Köln, Boisseréestr. 3.

Manuskripte werden stets einseitig beschrieben mit breitem Rande erbeten.

Für unverlangte Manuskripte wird keine Verantwortlichkeit übernommen; ihre Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt.

Alle einlaufenden Rezensions-Exemplare werden in einer „Bücher-Liste“ registriert. Eine eingehende Besprechung erfolgt nach Gutdünken der Redaktion. Eine Verpflichtung zur Rücksendung wird nicht übernommen.

Den verehrl. Redaktionen ist nach eingeholter Einwilligung der Autoren Nachdruck aus dem Inhalt der „Kultur“ gestattet, jedoch nur mit genauer Quellenangabe „Halbmonatsschrift „Die Kultur“ (Herausgeber Dr. Simchowitz, Verlag von Schafstein & Co., Köln)“.

Das XIX. Heft der „Kultur“

erscheint Anfang April 1903 und wird u. a. enthalten:

Henriette Fürth (Frankfurt a. M.): *Die Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten.*

Dr. Otto Neitzel (Köln): *Hugo Wolf.*

Julio Dantas (Lissabon): *Das Nachtmahl der Kardinäle.* Dramatische Dichtung in einem Akt, aus dem Portugiesischen von *Louise Ey.*



DIE KULTUR

Halbmonatsschrift

Alles Große **bildet**, sobald wir es gewahr werden.
(Goethe.)

Kultur heißt Übung aller Kräfte auf den Zweck der völligen Freiheit, der völligen Unabhängigkeit von allem, was nicht wir selbst, unser reines Selbst ist.
(Fichte.)

I. Jahrgang. ★ 1903. ★ Zweites Märzheft.

INHALT

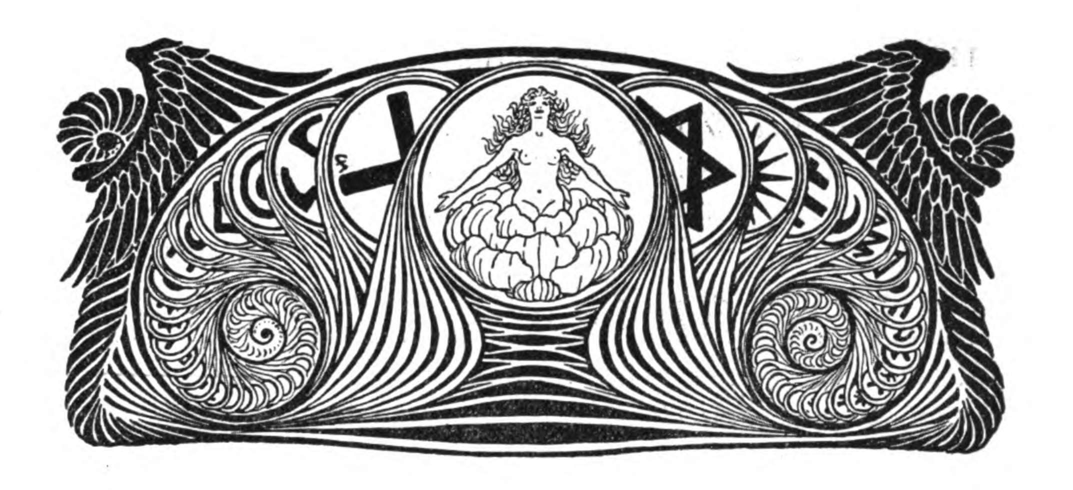
HERAUSGEBER DR S. SIMCHOWITZ
VERLAG SCHAFSTEIN & CO

KÖLN a. Rh.





Druck von M. DuMont Schauberg, Köln.



Der Isthmische Kanal.

II.

Die amerikanischen Südstaaten werden selbstverständlich einen noch bedeutendern Vorteil vom Kanal haben, denn New Orleans z. B. liegt demselben noch zirka 500 Seemeilen näher als New York. Der Kanal wird also ungeheuer viel zum Aufschwung der ehemaligen Sklavenstaaten im Osten und mittleren Westen der Vereinigten Staaten beitragen, ein Umstand, der große Beachtung verdient, denn die Ungunst der Verhältnisse hat bis jetzt bewirkt, daß dieser ganze Gürtel von Staaten, trotz großer natürlicher Hülfsquellen, der amerikanischen Industrie fernsteht und im Handel auch erst an dritter Stelle kommt. Um nur den einen Staat Alabama zu erwähnen, so besitzt er unerschöpfliche Kohlenlager, die so günstig gelegen und so leicht zu bearbeiten sind, daß die Tonne Kohlen, frei an Bord des Schiffes in Mobile abgeliefert, nur 1.25 Dollars (oder ungefähr 5.40 Mark) kostet. An der pacifischen Küste gibt es nur wenig Kohle, noch dazu von minderer Qualität und sehr teuer. Die den zukünftigen Kanal passierenden Dampfer werden (wie man berechnet hat) jährlich mindestens 2000000 Tonnen Kohlen brauchen, und diese Kohle wird von Alabama geliefert werden. In Alabama und in Tennessee wird Roheisen zu wohlfeilerem Preise als

sonstwo in der Welt produziert, und auf allen Märkten der pacifischen Küste wird Eisen in naher Zukunft in steigenden Massen verlangt werden. Die stimulierende Wirkung des Kanals und die durch denselben den Golfstaaten der Vereinigten Staaten gewährten Vergünstigungen im künftigen Handel nach pacifischen Häfen hin wird diese ganze große Region zu erneuter Blüte bringen.

Japan entwickelt sich zu einem Handels- und Industriestaat, und es hatte während des Jahres 1899 über eine Million Spindeln im Gange. Seine Einfuhr an Rohbaumwolle ist in schnellem Steigen. Die Vereinigten Staaten verkauften Japan im Jahre 1897 für 43122000 Dollars Rohbaumwolle, was eine Zunahme von 33 Prozent gegen das Vorjahr war. Seitdem ist dieser Import noch um etwa 58 Prozent gestiegen. China importierte 1897 für 58600000 Dollars amerikanische Baumwollwaren, und seit Beendigung der Boxerunruhen ist diese Einfuhr auf ungefähr 74000000 in die Höhe geschnellt. Wenn der Kanal gebaut sein wird, können Ozeandampfer direkt im Mississippi oder an den Docks der Golfhäfen ihre Baumwolle laden und damit ohne Umladung oder sonstigen Verlust direkt nach dem Orient fahren, wodurch auch in Britisch-Indien den Engländern eine erfolgreiche Konkurrenz gemacht werden kann und wird.

Die Vereinigten Staaten produzieren jetzt mit nur fünf Prozent der Bewohnerschaft der Erde nicht weniger als 32 Prozent aller Nahrungsmittel. Das Mississippital ist aber die große Kornkammer der Vereinigten Staaten, und die neue Wasserstraße wird es mit der Hälfte der Erdbevölkerung in direkten Verkehr bringen.

Auf diese Weise wird der Isthmische Kanal der pacifischen Küste der Vereinigten Staaten den lohnenden Zutritt zu den Märkten Europas eröffnen und auf der andern Seite der atlantischen und Golfküste desselben Landes die asiatischen Märkte öffnen.

Aber dies erschöpft noch nicht die Vorteile, die dem

amerikanischen Volke durch die Erbauung des Kanals winken. Einige Ziffern, die einen Vergleich zwischen den künftigen Entfernungen zwischen Liverpool und Ostasien etc. einerseits und New York und denselben Gegenden andererseits (sobald der Kanal eröffnet sein wird) ermöglichen, reden eine sehr deutliche Sprache. Über Suez ist es jetzt von Liverpool und über den neuen Kanal wird es sein von New York wie folgt:

Von	Nach New York	Nach Liverpool
Shanghai	10 212 Seemeilen	10 330 Seemeilen
Yokohama	9 227 „	11 030 „
Manila	10 662 „	11 534 „
Honolulu	6 417 „	9 167 „
Auckland	8 462 „	11 210 „
Melbourne	10 000 „	11 000 „

Die Ersparnis für die atlantischen und Golfhäfen der Vereinigten Staaten wird also eine enorme sein, soweit Ostasien, Australien und Polynesien in Betracht kommen, und diese Länder sind wiederum genau die, deren kommerzielle Ausbeutung eines der friedlichen Hauptprobleme der nächsten Zukunft für die leitenden Industrieländer, also namentlich für England, Deutschland und die Vereinigten Staaten, bildet. Für einige Teile dieser Gebiete wird der durch den Kanal den Vereinigten Staaten gewährleistete Vorsprung zugleich die Handelssuprematie der letztern bedeuten, während in den geringeren Fällen der bisherige Vorsprung Englands und zum Teil auch Deutschlands den Vereinigten Staaten gegenüber ausgelöscht wird.

3. *Die politischen Folgen.*

Am schnellsten und auffallendsten wird unter den voraussichtlichen Wirkungen die sein, daß die Vereinigten Staaten ein viel kompakteres, sozusagen konzentrierteres Land sein werden. Die beiden von den zwei Hauptweltmeeren bespülten Küsten desselben werden sich nähern und politisch



assimilieren. Die jetzigen scharfen politischen Unterschiede zwischen dem Osten und dem fernen Westen der Vereinigten Staaten, die auf den verschiedenen geographischen Bedingungen, aber in viel höherem Grade auf den ungeheuren Entfernungen und den beiderseitigen Schwierigkeiten der geistigen und politischen Annäherung beruhen, werden teils gemildert werden, teils ganz verschwinden, sobald der Seeverkehr ein viel innigerer und häufigerer, namentlich aber ein gegenseitig lohnenderer sein wird. Unter den beim Kanalbau vorgesehenen politischen und strategischen Garantieen wird der Kanal tatsächlich einen Teil der Küstenlinie der Vereinigten Staaten bilden. Hierbei sehe ich ganz ab von der weiteren Möglichkeit, ja man kann sagen Wahrscheinlichkeit, der Verschmelzung, gütlichen oder gewaltsamen Einverleibung Mexikos und jenes kleinen Streifens von Zentralamerika, die vorläufig noch unter der Oberhoheit spanisch-sprechender Amerikaner sind. Der Zug dahin ist bei einem Teile des Volkes der Vereinigten Staaten ganz unverkennbar, aber ich sehe, wie gesagt, von der Erörterung dieser Frage hier ab. Fraglos ist nur, daß der Prozeß der inneren Verschmelzung bei dem Volke der Vereinigten Staaten nach Vollendung des Kanals eine intensivere Form annehmen wird, weil der Austausch der Gedanken und Güter zwischen den extremen Teilen des Landes ein viel rascherer werden wird, und weil sich dadurch eine viel tiefere Überzeugung von der Gleichheit der Interessen entwickeln wird. Mit andern Worten, der Kanal wird mächtig dazu beitragen, das Volk der Vereinigten Staaten homogener zu machen und wird dadurch zu größerer politischer Stärke desselben führen.

Diese Tatsache ist, seitdem überhaupt das Kanalprojekt ernstlich aufgetaucht, in Washington klar erkannt worden, und auf diese Erkenntnis ist zum Teil die unbeugsame Forderung der Vereinigten Staaten zurückzuführen, den Kanal im voraus ganz und gar für sich zu sichern, soweit wie Zufälligkeiten des Krieges und andere Eventualitäten

in Frage kommen, und diese Forderung mit rücksichtsloser Strenge selbst dem befreundeten England gegenüber durchzusetzen.

Von großem Nutzen wird der Kanal auch in strategischer Hinsicht auf die Vereinigten Staaten sein, von noch größerem als der Kaiser Wilhelm-Kanal für Deutschland ist. Denn wie dieser Ost- und Nordsee verbindet und es dadurch Deutschland in einem künftigen Seekriege ermöglicht, seine gesamte Marine innerhalb ganz kurzer Zeit auf einem bestimmten Punkt in einem dieser zwei Meere zu konzentrieren, so wird der Isthmische Kanal den Vereinigten Staaten gestatten, ihre Flotte, wenn erforderlich, schnell auf einem gegebenen Punkt entweder am Stillen oder am Atlantischen Ozean zu vereinigen. Der Kanal ist ihnen, wie der Nord-Ostseekanal Deutschland, eine zweite Flotte wert.

In seinem Bericht an den Kongreß sagte Kommodore Geo. W. Melville, der Chefingenieur der amerikanischen Marine, folgendes: „Der isthmische Wasserweg ist für die Verwertung der Marine von allerhöchster Wichtigkeit. Ohne ihn ist die Flotte der einen unserer Küsten für die andere unverwendbar; mit ihm kann jedes Schiffgeschütz auf den Feind gekehrt werden, möge er nun von Osten oder von Westen kommen."

Man muß nicht vergessen, daß der Kaiser Wilhelm-Kanal allerdings die Ost- und Nordsee direkt verbindet, daß aber auch ohne ihn die Schiffe, wenn auch mit einem erheblichen Umweg ums Skagerrak, schon aus einem Meere ins andere gelangen können, während eben ohne den Isthmischen Kanal die Kriegsschiffe der Vereinigten Staaten nur um das Kap Horn herum, mit einer monatelangen Verzögerung und auf einer notorisch gefährlichen Fahrt und mittlerweile allen Zufällen und wechselnden Geschicken des Krieges ausgesetzt, vom Stillen Ozean nach dem Atlantischen gelangen können. Wie diese Tatsache zählt, das wurde praktisch während des kritischsten Teiles des spanisch-amerikanischen Krieges erprobt, als das beste und mächtigste Schiff der kleinen amerikanischen

Flotte, die Oregon, sehnsüchtig von Admiral Sampson vor Santiago erwartet wurde. Das Glück war allerdings den Vereinigten Staaten, getreu dem amerikanischen Sprichwort, daß „die Vorsehung über Kindern, Narren und den Vereinigten Staaten wacht“, auch damals hold. Die Oregon gelangte von ihrer langen Reise vom Stillen Ozean her noch gerade rechtzeitig zu Sampsons Flotte, um dem spanischen Admiral Camara jene vernichtende Niederlage an der Küste Kubas mit beibringen zu helfen. Die Oregon war eben ein vortreffliches, ganz neues Schiff, von einem vorzüglichen Offizier befehligt, der alles daran setzte, um rechtzeitig bei den Seinen einzutreffen. Aber wie bang schlugen damals die Herzen in Amerika, ehe der elektrische Funke die Nachricht brachte, daß die Oregon sicher und kampffähig sei.

Melville sagt also nicht zuviel, wenn er behauptet, daß der Kanal die Defensiv- und Offensivkraft der amerikanischen Marine verdoppele.

Auf die Wichtigkeit des westindischen Archipels als strategischer Mittelpunkt und als Hauptstützpunkt für die amerikanische Marine bei der Verteidigung des Kanals hat auch der schon vorerwähnte Kapitän Mahan nachdrücklichst hingewiesen. Es muß also das Bestreben der Vereinigten Staaten sein, im Karaibischen Meer zu dominieren, und die Washingtoner Politik ist auch stetig auf diesen Punkt gerichtet, wie allerhand Anzeichen, neuerdings der eingeleitete Verkauf der dänischen Antillen, zeigen. Immerhin haben die Vereinigten Staaten dort schon jetzt durch den Besitz Portorikos und das Einvernehmen mit Kuba eine formidable strategische Stellung. Die weitere Ausführung ihrer Aufgabe, sich zu alleinigen Herren im westindischen Inselmeer emporzuschwingen, bleibt der Zukunft vorbehalten.

Es ist indes noch ein weiterer Punkt von Wichtigkeit, der die Vollendung des Kanals politisch wertvoll für die Vereinigten Staaten macht.

Wenn man die Karte anschaut, so sieht man, daß die Ostküste von Nordamerika in gerader Linie nördlich von



der Westküste Südamerikas liegt — beide zwischen dem 70. und 80. Grade westlich von Greenwich. Valparaiso ist beispielsweise genau südlich von Boston. Der Kanal wird diese beiden Teile Amerikas in nahe kommerzielle und politische Beziehungen bringen; die letzteren werden den ersteren folgen, und die Tatsache, daß die Anden so ziemlich jedes Klima im gemäßigten Gürtel des dichtbevölkerten Küstengebiets der Vereinigten Staaten reproduzieren, legt die Möglichkeit nahe, daß bei der erwarteten kommerziellen Annäherung dieser beiden Gebiete auch eine steigende Einwanderung aus den reichen und unternehmungslustigen Oststaaten der Vereinigten Staaten nicht auf sich warten lassen wird. Große Kapitalanlagen aus denselben Staaten in Chile, Peru und Bolivia werden damit Hand in Hand gehen. Jene südamerikanischen Gebiete mit ihren unerschöpflichen natürlichen Hilfsquellen und ihrer dünnen Bevölkerung stechen schon heute dem Amerikaner sehr in die Augen.

Drei große Ströme fließen gegen das westindische Inselmeer, der Mississippi, der Amazonenstrom und der Hudson, und nach Vollendung des Kanals werden diese mächtigen Wasserwege in immer steigendem Maße die Produkte beider Zonen tragen und für deren Austausch sorgen. Dies zusammen mit den zu erwartenden lebhafteren Handelsbeziehungen zwischen Nord- und Südamerika wird dem Isthmischen Kanal bald einen ungeheuren Durchgangsverkehr verschaffen. Im Jahre 1898 betrug der Tonnengehalt der Fahrzeuge, die den Suezkanal passierten, 8 500 000. Im Bericht des Vereinigten Staaten-Bundessenats für den 51. Kongreß wird der Anfangsverkehr des Isthmischen Kanals auf jährlich 6 500 000 Tonnen veranschlagt und die Erwartung ausgeprochen, daß er innerhalb fünf Jahren auf 12 000 000 Tonnen gestiegen sein werde, vorausgesetzt, daß die Gebühren nicht übermäßig hohe seien. Man erwartet auch von dem neuen Kanal, daß er Westindien wieder zur Blüte verhelfen werde, weil dies Inselmeer dann abermals eine

erhöhte Bedeutung für Schiffahrt und Handel, für die Marinen und die Politik der Welt erhalten werde.

Im obigen habe ich kurz die Hauptargumente wiederholt, die von amerikanischer Seite in Bezug auf den zu bauenden Kanal angeführt werden. Man braucht sich ja nicht in jedem Punkte mit dieser Beweiskette einverstanden zu erklären, und gewiß ist dabei ein gut Teil von „Zukunftsmusik“, und manches ist auch durch nichts erwiesen oder läßt eine andere Deutung zu. Aber alles dieses zugestanden sowie ferner, daß der Amerikaner in nationaler Beziehung ein kühner Träumer und unverbesserlicher Optimist ist, so bleibt doch genug an realen, greifbaren Tatsachen übrig, um zum Denken, zum ernsten Denken anzuregen.

Vor allem ist es ja wohl sicher, daß der Stille Ozean während des begonnenen Jahrhunderts für Handel und Wohlfahrt der Menschheit eine ungeheuer größere Bedeutung erlangen wird als er im verflossenen Säkulum besaß. Und die reichste, unternehmendste Nation der Erde wird zweifellos durch den Isthmischen Kanal den Schlüssel dazu besitzen.

New York. *Wolf von Schierbrand.*

Marokko.

Friedrich Ratzel hat noch vor fünf Jahren Maghreb el Aksa, den äußersten Westen, wie die Marokkaner ihre Heimat nennen, unter den Ländern aufgezählt, denen ihre Lage abseits des Schauplatzes der Geschichte ungestörtes Sonderleben verbürgt. „Für Orientalen, denen Ruhe über alles geht, ist eine solche Lage sehr glücklich, wie für jedes Volk, das sich nur erhalten will und auf Anregung zur

Weiterentwicklung verzichtet." Allein heute gibt es, die Polarkappen ausgenommen, keine entlegenen Länder mehr, und es konnte nicht fehlen, daß die nichts weniger als Ruhe liebenden Europäer auf einen andern Vorzug aufmerksam wurden, den der genannte Geograph hervorhebt. „Daß Marokko dieselbe mittelmeerisch-atlantische Lage wie Spanien hat, und daß Ceuta und Tanger für die Beherrschung der Meerenge ähnlich wichtig sein können wie Gibraltar, ist hinter der geschichtlich begründeten Überschätzung der iberischen Halbinsel und wegen der Abschließung Marokkos lange Zeit weniger beachtet worden. Selbst Frankreich hat gerade diese Tatsache in der Zeit nicht voll gewürdigt, in der es England einen großen Einfluß in Marokko gewinnen ließ." Dieses Versäumnis haben die Franzosen in den letzten Jahren reichlich gut gemacht, und haben damit neben dem großen Wetterwinkel am entgegengesetzten Ende des Mittelmeeres, in dem die zukünftige Entwicklung Europas und die Geschicke des deutschen Volkes werden entschieden werden, einen kleineren geschaffen, dessen Barometerstände unser heimisches Wetter in geringerem Grade und nur mittelbar beeinflussen.

Die Nordküste Afrikas — das ist eine noch wichtigere Tatsache als die Meerengenbeherrschung — gehört in klimatischer Beziehung nicht zu Afrika, sondern zur nördlichen Umsäumung des großen und schönen Binnenmeeres, mit der sie ja auch in der Römerzeit zu einem Reiche verbunden war. Sie liegt in der Zone der Südfrüchte, eignet sich aber auch für den Getreidebau, ist so fruchtbar, daß die Provinzen Afrika (Tunis), Numidia (Algerien) und Mauretania (Marokko) zu den Kornkammern Roms gerechnet wurden, und erweist sich heute noch so dankbar für den Anbau wie damals, wo immer sich Europäerhände ihres Bodens annehmen. Die Urbewohner, die heute Berbern (entstanden aus barbari) genannt werden (die Mischlinge von Berbern und Arabern heißen Mauren), scheinen in alter Zeit fleißiger als heute gewesen zu sein, obwohl auch damals schon ein

Teil von ihnen nomadisierte. Der von den arabischen Eroberern ihnen aufgezwungene Islam hat, wie überall, lähmend auf sie gewirkt. (Die wirtschaftliche Blüte der spanischen Maurenreiche bleibt eine noch nicht hinreichend erklärte Ausnahme; in der ersten Zeit seiner Verbreitung scheint die lähmende Wirkung des Fatalismus von der durch die großartigen Erfolge der Eroberungs- und Plünderungszüge geweckten Lebensfreude und Tatenlust aufgewogen worden zu sein.) Die weite Entfernung vom Zentrum des Islams hat es den Beherrschern Marokkos ermöglicht, vom Kalifat unabhängig zu bleiben und ihre Unabhängigkeit auch den Türken gegenüber zu behaupten. Der Sultan nennt sich selbst Kalifa und wird von seinen Untertanen, denen der in Konstantinopel residierende nur als Türkenhäuptling gilt, für den rechtmäßigen Nachfolger Mohammeds gehalten und als Amir el Mumenim, Beherrscher der Gläubigen, verehrt. Diese religiöse Verehrung ist das einzige politische Band, das die meist ackerbauenden, zum Teil auch nomadisierenden Berberstämme und die vorzugsweise in den Städten wohnenden Araber zu einem Gemeinwesen verbindet. Die Stämme und die Ortsgemeinden verwalten sich selbst, und die Regierungstätigkeit beschränkt sich darauf, daß der Sultan jedem Stamm einen Häuptling (Kaid) setzt, der die Steuern einzutreiben hat. „Der Verkehr des Volkes mit der Regierung", schreibt ein in Marrakesch (Stadt Marokko) ansässiger Deutscher, Waldemar Hemeling, im vierten diesjährigen Heft der Grenzboten, „besteht hauptsächlich im Zahlen und in dem noch häufigeren Verweigern der Steuern; die Verweigerungen führen dann zu den Prügeleien zwischen Regierung und Stamm, die als ernste Aufstände die Runde durch die europäischen Zeitungen machen." Im Kriege bietet der Sultan alle Waffenfähigen auf; den Kern des Heeres bilden dann seine 20000 Polizeisoldaten, die im Frieden zu Steuerexekutionen und als Sicherheitswache für ihn selbst, namentlich auf Reisen, und für andere angesehene Reisende verwendet werden. Schiffahrt haben die

Marokkaner nur betrieben, solange bei ihnen die Piraterie florierte, die ja auch ein Haupterwerbszweig der eigentlichen Barbareskenstaaten gewesen war.

Seeräuberei und die Nachbarschaft Algiers, namentlich die Flucht Abd-el-Kaders auf marokkanisches Gebiet, verwickelten das Land in Konflikte, die seiner Abgeschlossenheit ein Ende machten. Es wurde 1847 und 1851 von den Franzosen, 1859 von den Spaniern bekriegt; 1856 hatte die preußische Dampferkorvette Danzig unter dem Prinzen Adalbert ein Gefecht mit Rifpiraten zu bestehen (Rif heißt die gebirgige Nordküste Marokkos), 1880 wurde auf einer Konferenz in Madrid das europäische Konsulatswesen für Marokko geordnet, und 1890 hat das Deutsche Reich mit seiner Scherifischen Majestät einen Handelsvertrag abgeschlossen. Seitdem der Prozeß der Aufteilung Afrikas in Fluß geraten und Frankreich dadurch veranlaßt worden ist, von seinem algerischen Besitz aus den ganzen Westen des schwarzen Erdteils mit Beschlag zu belegen, ist das Schicksal Marokkos besiegelt. An sich schon verlockt und zwingt der barbarische Grenznachbar den zivilisierten, sein Gebiet auszudehnen, bis er auf unübersteigliche natürliche oder politische Hindernisse stößt, und die unruhigen, zum Teil räuberischen Stämme im Süden, die den Sultan von Marokko als ihren Oberherrn anerkennen, belästigen nicht selten französische Untertanen. Das gibt Anlaß zu Expeditionen, die zugleich dem Zwecke dienen, die Verbindung Algiers mit den Besitzungen Frankreichs am Senegal, am Niger und am Kongo herzustellen. Durch die Besetzung der Oasen Igli und Tuat und die Besiegung Fadl Allahs im Tschadgebiet hat es diese Aufgabe der Hauptsache nach gelöst. Der Weiterbau der Saharabahn, deren erste 454 Kilometer lange Strecke von Ain Sefra bis Zubia im Oktober 1901 eröffnet worden ist, hat freilich außer Naturhindernissen noch andere zu überwinden: die Störungen, die von den Oasenstämmen ausgehen; zur Bändigung dieser Nomaden und Räuber ist neuerdings eine Expedition angeordnet

worden, deren Kommando der aus der Faschoda-Affäre bekannte Oberst Marchand erhalten soll. Zugleich bedeutet die Besetzung der genannten Oasen schon eine Okkupation marokkanischen Gebiets, und die darauf folgenden Streitigkeiten wegen der Ermordung Pouzets, die den Sultan zwangen, eine Gesandtschaft nach Paris zu schicken, sowie die noch nicht beendigten Unruhen, die der Prätendent erregt hat, waren weitere Aufforderungen an Frankreich, sich des zerrütteten Landes anzunehmen. Da es dieses bereits vollständig umklammert hat, ist es der nächste dazu, näher als Spanien, das Schwäche und Romantik zu einem nur unbequemen, nicht gefährlichen Konkurrenten machen, und bedeutend näher als England, das, durch den Burenkrieg und die wirtschaftliche Depression sowie durch seine zahlreichen Engagements auf vielen andern Punkten des Globus gelähmt und gefesselt, die Dinge in Marokko gehen läßt, wie sie wollen. Die Bahn ihres weiteren Verlaufs ist ihnen für die nächste Zukunft dadurch vorgezeichnet, daß der Sultan in Paris eine Anleihe von siebeneinhalb Millionen Francs aufgenommen und zur Bürgschaft die Zolleinnahmen von Tanger verpfändet hat; damit faßt Frankreich festen Fuß im Sultanat. Die fernere, nicht allzu ferne Zukunft enthüllen zwei Äußerungen französischer Staatsmänner. In einem schriftlichen Bericht, den die Budgetkommission Ende Januar der Kammer vorgelegt hat, heißt es: „Marokko ist ein fruchtbares Land und zugleich ein wichtiger strategischer Punkt. Man muß also die marokkanische Frage von zwei Gesichtspunkten aus ins Auge fassen: auf der einen Seite Tanger, das die Durchfahrt ins Mittelmeer gegenüber Gibraltar beherrscht, anderseits das fruchtbare und bevölkerte Maghreb (mit welchem Ausdruck hier ohne Zweifel die Ebene zwischen dem Rifgebiet und dem Atlas gemeint ist), das einen guten Absatzplatz für die europäische Industrie abgeben kann. Seit der Durchbohrung der Landenge von Suez müssen alle Seemächte das Mittelländische Meer durchfahren können, und Frank-

reich hat, mehr als jede andere Macht, ein neutrales Tanger nötig, da seine atlantische und seine Mittelmeerflotte nur durch die Meerenge von Gibraltar miteinander kommunizieren können. Daher muß eine internationale Verständigung Tanger zum neutralen Freihafen erklären. In diesem Punkte gehen unsere Interessen Hand in Hand mit denen Europas. Nicht ganz dasselbe ist in der Frage des Landbesitzes der Fall. Wir sind die nächsten Nachbarn Marokkos; das Maghreb liegt in der Zone unseres Einflusses. Die Notwendigkeit, unsere algerischen Grenzen zu sichern, gestattet uns nicht, die Intervention irgend einer andern Nation zu dulden; und da wir eine bedeutende mohammedanische Macht sind, so kommt es uns zu, das in Algerien und Tunis begonnene Werk der Beruhigung und Zivilisation Nordafrikas nach Westen hin fortzusetzen. Frankreich kann auch auf die Tür, die ihm Marokko auf den Atlantischen Ozean öffnet, nicht verzichten, und deshalb könnten wir nicht zulassen, daß das Gebiet, welches Oran vom Ozean trennt, seinem rechtmäßigen Einfluß entzogen würde.“ Kurz und bündig ist der Programmentwurf, den nach einer Nachricht des Standard vom 20. Februar der französische Minister des Äußern, Delcassé, der englischen Regierung vorgelegt haben soll. Auch für den Fall, daß die Standardmeldung formell falsch wäre, würden wir sie für materiell richtig halten, weil sie angibt, was die französische Regierung der Natur der Sache nach planen muß. Delcassé, heißt es, sei bereit, aus der französischen Wirkungssphäre einen Strich längs der Küste zwischen Tanger und Ceuta auszuschließen, dessen Verwaltung, sobald es die Umstände fordern, Spanien anvertraut werden könnte und in welchem die Anlage von Befestigungen verboten werden müßte. Die schließliche Okkupation des übrigen Marokko erkläre Delcassé für unbedingt notwendig zur Sicherung und Abrundung des französischen Reiches in Nordafrika.

Man würde den Charakter dieses Reiches gründlich ver-



kennen, wenn man es für eine überseeische, exotische Kolonie ansehen wollte, von der Art, wie sie die Spanier gehabt haben, die Engländer, Holländer, Portugiesen und Deutschen noch haben und wie auch Frankreich anderwärts einige besitzt. Nordafrika ist einer Gebietserweiterung zu Lande gleich zu achten, weil es von Marseille und Toulon aus auf einer kurzen und bequemen Dampferfahrt zu erreichen ist, und Klima und Anbauverhältnisse der nordafrikanischen Küste sich, wie gesagt, von denen Südfrankreichs kaum merklich unterscheiden; den afrikanischen Charakter nimmt der Erdteil erst südlich vom Atlas an. Tunis und Algier sind denn auch schon ganz europäisiert, werden bald als beliebte Winteraufenthalte mit der Riviera konkurrieren (man sehe die Schilderung von Gußmann im fünften diesjährigen Heft der Grenzboten) und Algier ist auch schon staatsrechtlich eine französische Provinz. Man hat den Franzosen die Fähigkeit, zu kolonisieren, abgesprochen, aber in Nordafrika haben sie dieses Vorurteil zu schanden gemacht. Den Charakter von exotischen Kolonien tragen diese neuen Provinzen immerhin einigermaßen, insofern, als sie von Barbaren bewohnt werden, die vorläufig als Untertanen behandelt werden müssen und nicht ohne weiteres die Staatsbürgerrechte bekommen können. Und ihnen gegenüber benehmen sich freilich die Franzosen nicht als Engel und vielleicht auch nicht einmal als musterhafte Erzieher und Zivilisatoren. Aber welche kolonisierende Nation darf sich rühmen, ihre barbarischen oder farbigen Untertanen beglückt und auf die europäische Kulturstufe gehoben zu haben? Gelegentlich des in Montpellier beendeten Prozesses gegen die Aufrührer von Marguerite, in dem die Beraubung der Eingeborenen durch Franzosen als die Ursache des Aufruhrs nachgewiesen worden ist, bemerkte der Vorwärts: so schlimm wie die Engländer in Indien trieben es die Franzosen in Algier immer noch nicht; denn in Indien sauge der englische Staat selbst das Volk aus, in Algier dulde die Regierung nur den von Privatpersonen



verübten Raub. Was die eigne Kulturtätigkeit der Franzosen betrifft, so läßt diese nichts zu wünschen übrig, wie der vortreffliche Anbau auf ihren Landgütern, die Ordnung und Sauberkeit in den Städten, die Verkehrsanstalten beweisen. Tripolis werden sie wahrscheinlich den Italienern lassen, teils damit der arme Vetter, der's so nötig braucht, auch etwas bekomme, teils um sich für den Fall eines Konflikts mit England des Beistands der nicht zu verachtenden italienischen Flotte zu versichern. (Darüber schreibt ein Sachkundiger im zweiten Heft der Grenzboten dieses Jahres.) Mit dieser zusammen und mit der Stellung in Marokko können sie die englische Flotte um so leichter in Schach halten, sie vielleicht ganz aus dem Mittelmeer ausschließen, da sie sich schon einen Stützpunkt ersten Ranges auf dessen Südseite geschaffen haben in dem nur 450 Kilometer von Korsika entfernten tunesischen Bizerta, dessen Binnensee, wie Sachverständige behaupten, nach Vollendung der Anlagen der größte und schönste Kriegshafen der Welt sein wird. Südlich vom Atlas reicht ja nun das französische Reich in die Tropen, aber diese Tropenkolonie nimmt teil an dem Vorteil der engen und bequemen Verbindung mit dem Mutterlande, und wenn auch der größte Teil dieses acht Millionen Quadratkilometer umfassenden Kolonialreiches Sandwüste ist, so wird diese Wertverminderung durch die günstige Lage ausgeglichen, dank welcher der afrikanische Erwerb für Frankreich eine Machtvermehrung bedeutet, während jede der englischen Kolonien die Kriegsmacht und Aktionsfähigkeit des Mutterlandes schwächt, weil alle diese Kolonien im Kriege durch Flottenentsendungen geschützt werden müssen, die das Mutterland entblößen. Welchen Wert die Franzosen diesem ihrem Besitz beilegen, wollen sie augenscheinlich gerade jetzt der Welt zeigen durch den fürs Frühjahr angekündigten Besuch ihres Staatsoberhaupts. Des vollen Vorteils seines afrikanischen Besitzes wird Frankreich allerdings nur unter der Bedingung teilhaftig werden, daß es seine Kräfte auf das Mittelmeer



konzentriert, auf kontinentale Kriegsabenteuer aber verzichtet. Und darin, daß es in diese Bahn durch seine afrikanischen Erwerbungen gedrängt wird, liegt deren erfreuliche Bedeutung für die Gestaltung der internationalen Verhältnisse. Das afrikanische Reich wird der Unruhe und der Ruhmsucht der Franzosen noch hundert Jahre lang Gelegenheit zur Befriedigung darbieten, ihren etwaigen Bevölkerungsüberschuß aufnehmen, und in dem Maße, als sein Ausbau fortschreitet und sein Boden Ertrag abwirft, ihren Reichtum und ihre Macht vermehren. Sie werden darüber das Loch in den Vogesen aus den Augen verlieren und es nicht mehr nötig finden, mit ihrem Gelde den russischen Despotismus zu stützen.

Die marokkanischen Unruhen haben für Europa im allgemeinen, ausgenommen von einzelnen Interessenten im Stande der kaufmännischen und industriellen Unternehmer, nur dadurch Interesse, daß sie die Anlässe zur Einmischung vervielfältigen und so die unausbleibliche Entwicklung beschleunigen, die für uns Deutsche ganz besonders erfreulich ist, weil sie uns die Hände für die Ernte frei machen, die im Osten winkt. Der oben erwähnte deutsche Berichterstatter der Grenzboten in Marrakesch ist freilich anderer Meinung. Er hält es für nationale Pflicht der deutschen Kaufleute in Marokko, die Handelsherrschaft in diesem Lande an sich zu reißen. Das könne er aber nur, wenn ihm der Rücken gedeckt sei, wenn er wisse, daß ihm nicht das traurige Geschick der tunesischen Italiener bevorstehe „Kann Deutschland Marokko nicht besetzen, so mag das unterbleiben, dafür muß aber die Unantastbarkeit Marokkos und auch Siams ebenso durchgesetzt werden, wie die der Türkei und Chinas durchgesetzt worden ist. Nichts ist auf dieser Erde so gering, daß wir es vernachlässigen dürften, jeden Erfolg, der irgend zu haben ist, müssen wir erhaschen, und wir müssen immer bedenken, daß jeder Schritt vorwärts auf dem Wege der Erfolge deren zwei bedeutet auf dem Wege der Ansprüche." Wir sind dem wackern Manne

dankbar für die mühsame und schwierige Pionierarbeit, die er auf fremdem Boden für das Ansehn und den Wohlstand unseres Vaterlandes leistet. (Dazu gehört, daß er die deutsche Post in Marrakesch im Nebenamt verwaltet. Die deutsche Post ist, wie er schreibt, jünger als die englische, die französische und die spanische, aber keine von diesen erfreut sich einer solchen Beliebtheit und solchen Vertrauens, wie die deutsche, welche die Hälfte aller Inlandsbriefe befördert und so in jedes Haus dringt.) Wir sind ihm auch dankbar für die vortreffliche Beschreibung von Land und Leuten, die er gibt, und wir halten seine Ansicht von dem, was Marokko uns Deutschen bedeuten könne, für richtig: nicht ein Ansiedlungsgebiet für Bauern, weil es, obwohl nach Klima und Boden dafür geeignet, schon ziemlich dicht bevölkert ist (6 bis 8 Millionen auf einer Fläche von 190000 Quadratkilometer; die übrigen 5—600000 Quadratkilometer sind Wüste und nicht anbaufähiges Gebirge), aber ein Gebiet für den Absatz deutscher Waren und für deutsche Unternehmungen kaufmännischer und industrieller Art, auch für Plantagenbau; ein Gebiet, das durch die Herstellung einer gesicherten bürgerlichen Ordnung, durch Bewässerung und besseren Anbau noch bedeutend ertragreicher gemacht werden könnte, als es zur Zeit ist. Aber daß es patriotische Pflicht sei, den zur französischen Annexion führenden natürlichen Prozeß aufzuhalten, können wir dem Verfasser nicht zugestehen. Es gibt vielleicht noch zwanzig überseeische Plätze, die dem deutschen Unternehmungsgeiste nicht weniger gute Aussichten eröffnen als Marokko, und an jedem dieser Plätze arbeiten deutsche Pioniere, die natürlich wünschen, das Vaterland möchte seine starke Hand gerade auf ihren Platz legen. Wollte das Reich alle diese Wünsche erfüllen, so würde es sich in gefährliche Streitigkeiten mit allen Großmächten verwickeln, seine Kräfte zersplittern und nutzlos vergeuden. Es muß sie aber zusammenhalten, um der großen Entscheidung gewachsen zu sein, die im Osten und Südosten reift, und die allein, wenn sie



glücklich ausfällt, allen unsern Nöten ein Ende zu machen vermag. Daß die Erfolge der Franzosen in Afrika ihre Revanchelust schwächen und ihr Interesse an der Levante vermindern, und daß es uns die Hände für unsere Hauptaufgabe frei macht, wenn ihre Streitkräfte durch die Eifersucht Englands und Spaniens dort festgelegt werden, daß wir darum die marokkanische Verwicklung als ein Glück für uns anzusehen haben, ist oben schon angedeutet worden. Übrigens würde die französische Okkupation die Deutschen so wenig von Marokko ausschließen, wie sie die Italiener aus Tunis ausschließt (es leben dort neben 64000 Italienern und 13000 Maltesern nur 26000 Franzosen), und da die italienischen Auswanderer meistens Arbeiter und Kleinbauern, die deutschen, die sich in exotischen Ländern niederlassen, meistens Kaufleute und Studierte sind, so würde die Qualität das fehlende quantitative Übergewicht ersetzen und den Deutschen in Marokko eine bessere Stellung sichern als sie die Italiener in Tunis einnehmen.

Neisse. *Karl Jentsch.*

Henry Thodes „Michelangelo"*).

Zu denjenigen Künstlerpersönlichkeiten, welche die biographische und psychologische Forschung immer von neuem zur Ergründung ihres innersten Wesens reizen, gehört vor allem auch Michelangelo. Es gibt bei uns in Deutschland bereits eine umfängliche biographische Literatur über diesen Künstler, zu welcher so ausgezeichnete Werke wie die von Hermann Grimm und Justi gehören. Nun tritt auch Henry

*) Henry Thode: „Michelangelo und das Ende der Renaissance." 1. Bd. Berlin. G. Grotesche Verlagsbuchhandlung. 1902. 488 S.



Thode mit einem im denkbar größten Maße angelegten Werke über Michelangelo hervor und sucht dem Wesen des Künstlers von einer neuen Seite aus gerecht zu werden. Thode hat sein Werk auf drei Bände berechnet. Der erste vorliegende Band versucht in Form einer psychologischen Studie die Charakteristik des Genius zu geben und zeigt den in seinem Wesen begründeten, durch das Schicksal verschärften Konflikt mit der Welt. Der zweite soll die Ideen des Meisters und den Zusammenhang seines geistigen Lebens mit der Kultur der Renaissance überhaupt darstellen. Von dem hiermit gewonnenen Standpunkte aus soll alsdann der dritte Band die künstlerischen Schöpfungen Michelangelos nach ihrer persönlichen wie allgemeinen Seite würdigen und dabei vor allem ihre Eigenart und ihre Bedeutung für die Erkenntnis des Problems der christlichen Kunst überhaupt betrachten.

Man sieht, es handelt sich hier nicht um eine rein historische Darstellung. „Das Historische", sagt Thode selbst von seiner Arbeit, „erscheint in ihr, wenn es auch gewissenhaft beachtet, ja, in den Annalen (die dem Werke als Anhang beigegeben sind) sogar ausführlich bearbeitet worden ist, höheren Betrachtungen untergeordnet. Es wurde der Versuch gewagt, das große Problem, welches den Menschen Michelangelo, sein Künstlertum und das Wesen der christlichen bildenden Kunst zugleich in sich begreift, dadurch einer Lösung entgegenzuführen, daß die in diesem Genius und durch ihn wirkenden Kräfte einerseits als persönliche und anderseits als solche der die Kultur der Renaissance gestaltenden Ideen erkannt werden. Indem das Besondere der einzelnen Erscheinung zum Allgemeinen sich erweitert, und das Allgemeine in diesem Besonderen sich offenbart, gewinnt eines aus dem andern sein Begründung und ergibt sich die Einheitlichkeit der Auffassung."

Von allen großen Geistern der Renaissance ist Michelangelo, wie Thode bemerkt, bisher als Mensch am wenigsten gewürdigt und verstanden worden. Wohl hatte dieser Meister



das Glück, daß zwei ihm innigst vertraute Männer, Vasari und Condivi, eine genaue Schilderung seines Lebens und Charakters verfaßten und einstimmig waren in dem hohen Lobe seines künstlerischen Genius sowohl wie seiner rein menschlichen Persönlichkeit. Trotzdem ist des Meisters Bild nicht so auf uns gekommen, wie jene beiden Männer auf Grund ihrer Bekanntschaft mit Michelangelo es hingestellt, sondern mit manchen jener Entstellungen behaftet, die Unverstand, Neid und Haß feindseliger Zeitgenossen ihm zugefügt haben.

Schon Vasari und Condivi hatten den Meister gegen den Vorwurf der Gehässigkeit und des Neides gegen andere Künstler, der Lieblosigkeit und Ungerechtigkeit Untergebenen und Schülern gegenüber, des Hochmuts und der Eitelkeit, der Phantasterei, des Geizes usw. in Schutz zu nehmen. Wie kommt es, daß trotz aller ihrer Bemühungen Michelangelo nun doch noch immer als ein willkürlich gewaltsamer, launisch unbilliger, liebloser und daher die Liebe abweisender Sonderling aufgefaßt werden kann? Thode erblickt den Grund hiervon vor allem in jener, wie es scheint, unausrottbaren, verhängnisvollen Verkennung des ethischen Grundes, aus dem jedes große künstlerische Schaffen hervorgeht. Um Michelangelo zu verstehen, muß das Leiden als das Wesentliche und Eigentümliche seines Daseins im Vergleich mit demjenigen der andern großen Genies der Renaissance begriffen werden; in ihm allein liegt die Erkenntnis des Wesens und der Kunst Buonarottis eingeschlossen. „Nur indem wir sein Leiden, das weder von seinen ersten noch seinen späteren Biographen erkannt und begriffen worden ist, zum Ausgangspunkt der Betrachtung nehmen, nur indem wir es selbst nachfühlen, werden wir den Großen verstehen, oder was mehr sagt, lieben lernen durch die Kraft eines tiefsten Mitleidens, welches die schauernde Verwunderung über sein dämonisches Schaffen in eine ehrfurchtsvolle, innige Hingebung verwandelt."

Die Ursache seines Leidens ist bei Michelangelo zunächst



der Gegensatz zwischen Ideal und Wirklichkeit, die Unmöglichkeit, im Leben verwirklicht zu sehen, was das entzückte Gefühl durch künstlerisches Schauen als Einheit erfaßt hat, das Bedürfnis einer Authebung der Schranken des Egoismus, einer inneren Vereinigung mit den Menschen. Diesem Zwiespalt zwischen dem Liebesbedürfnis und der Lieblosigkeit, zwischen genialer Erkenntnis und Realität entspringt die Schwermut, die sich unter Umständen sogar bis zur Verzweiflung steigert, wovon der Künstler sich nur im Schaffen befreien kann. Dazu kommt nun aber noch das Weitere, daß diesem Meister das Sichgenügetun seiner künstlerischen Schöpferlust überhaupt versagt war. Nicht genug, daß ein grausames Schicksal dem Bildner verwehrte, seine größten Pläne, das Juliusdenkmal, die Fassade von S. Lorenzo und die Mediceerkapelle, in dem geplanten Umfange auszuführen: sein Schaffen selbst, seine eigene Schöpfung befriedigte ihn nicht. Das beweist nicht bloß die in Anbetracht seines langen Lebens verhältnismäßig sehr geringe Anzahl von Statuen, die er vollendet hat, sowie der Umstand, daß die meisten von ihm entweder bald nach Beginn der Tätigkeit wieder vernichtet oder unausgeführt gelassen wurden, das zeigen vor allem auch seine uns überlieferten Äußerungen über die Qual bei der Arbeit und über die Vergeblichkeit seiner Bemühungen, das innerlich Erschaute zur künstlerischen Wirklichkeit zu machen. Was uns sonst nur bei Halbbegabten begegnet: das Verzweifeln an dem eigenen Werke und das mutlose Imstichlassen des feurig Angefangenen, tritt uns hier in dem Leben eines Genius, welcher mit höchstem Reichtum der Phantasie und gewaltiger Gestaltungskraft ein unfehlbares technisches Können verband, als charakteristisch entgegen. Das ist eine Erscheinung von so außerordentlicher Bedeutung, daß man sie nicht anders als durch die Annahme eines unversöhnlichen Widerspruchs erklären kann, in welchen sein künstlerisches Formen zu dem von ihm gehegten Ideal geriet.

Diesen Widerspruch nun findet Thode in einer Unverein-



barkeit des Ideals mit den Ausdrucksmöglichkeiten der von Michelangelo gewählten Kunstart. „Durch eine unvergleichliche Begabung zum Bildhauer bestimmt, alle Bedingungen höchster Gestaltung nur in der plastischen Form gewahrend, der Erbe und Vollender jahrhundertelanger Bestrebungen in dieser Kunst, hat Michelangelo in vollem Bewußtsein der von der Skulptur an ihn gestellten stilistischen Anforderungen ein gesetzmäßig Vollkommenes schaffen wollen. Die Gefühle aber, die seine glühende Seele erregten, und die durch sie geweckten Vorstellungen seiner Phantasie ließen sich innerhalb der beschränkten Grenzen der Plastik und ihres Stiles nicht aussprechen, seine Kunst konnte nicht der unmittelbare und entsprechende Ausdruck seiner Gemütsbewegungen sein: der Mensch konnte nicht in dem Künstler aufgehen. Statt dem inneren übermächtigen Leben in jener wundervollen Objektivierung des eigenen Ichs, welche die Seligkeit künstlerischen Hervorbringens mit sich bringt, Befreiung zu gewähren, verlangte die plastisch bildende Tätigkeit ein Zurückdämmen, eine künstlerische Bewältigung der inneren Fluten, und gegen diese ihr angetane Gewalt empörte sich, die Schranken durchbrechend und das Bilden störend und verwirrend, die Seele." So wurde die schöpferische Tätigkeit bei Michelangelo zu einem verzweifelten Ringen, anstatt zu einer Selbstbeschwichtigung. Des Künstlers zu vollem Ausdruck drängendes Gefühl vertrug sich nicht mit dem von seiner Einbildungskraft erstrebten höchsten Ideale. Daraus entsprang jene höchste Tragik, die durch das ganze Leben des Künstlers hindurchgeht.

Das künstlerische Ideal des Meisters war die Idee der antiken Schönheit, der ewig gültigen Vollkommenheit, zu welcher die griechischen Bildhauer die plastische Kunst erhoben hatten. Sein Gefühl dagegen war durchglüht von der Inbrunst christlichen Glaubens. Hellenentum und Christentum, das antike Ideal rein menschlicher plastischer Schönheit, welches seine Phantasie beherrschte, und der Drang nach Ausdruck der seine Seele bewegenden christlichen Gefühls-

macht stritten sich in seinem Innern und bildeten damit die Ursache seiner tiefsten Unbefriedigtheit. Michelangelo war das Opfer zweier entgegengesetzter Weltanschauungen, die in ihm ihren unversöhnlichen Charakter gerade zu einer Zeit offenbarten, welche in blinder Selbstvergötterung ihre endgültige Versöhnung erreicht zu haben meinte. Nach einem halben Leben schmerzlichen Bemühens, die beiden Mächte in sich durch eine fast übermenschliche Anstrengung zu einem reinen Bunde zu bringen, entschied er sich endlich für die höhere, indem er ihr seine geliebte Kunst zum Opfer brachte. In der vollen Hingebung an die inneren Offenbarungen Gottes fand er für sich den Frieden und die Gewißheit der Weltüberwindung, aber freilich nicht ohne zugleich den Beweis geliefert zu haben, daß die plastische Kunst unmöglich diejenige Kunst sein kann, die der christlichen Idee den adäquaten ästhetischen Ausdruck liefert.

Es würde selbstverständlich verfrüht sein, diese Auffassung des Michelangeloproblems, wie Thode sie in der Einleitung seines Werkes andeutet, schon hier auf ihre Berechtigung hin zu prüfen. Dazu muß das Erscheinen der folgenden Bände des Werkes abgewartet werden, die den näheren Beweis für die Richtigkeit derselben enthalten sollen. Wer mit Thodes Gedankenwelt bekannt ist, wird auch in seiner Auffassung Michelangelos eine Lieblingsidee des berühmten Kunsthistorikers wiederfinden, die häufig in seinen Arbeiten wiederkehrt und schließlich darauf hinausläuft, daß der wahre und allein adäquate künstlerische Ausdruck des christlichen Wesens nur in der Malerei bezw. der Musik gefunden werden könne. In dem vorliegenden Bande handelt es sich wesentlich um die Feststellung der Persönlichkeit Michelangelos vom biographischen und psychologischen Standpunkte aus, und da ist es angesichts des überreichen historischen Materials, das Thode beibringt, um seine Auffassung zu unterstützen, schwer, sich der Anerkennung dieser letztern zu entziehen.

Wie den ersten Biographen Michelangelos, gestaltet sich

auch ihm die Darstellung der Persönlichkeit des Künstlers in der Hauptsache zu einer Verteidigung des letzteren gegenüber den ungerechtfertigten Anklagen und Vorwürfen der Mit- und Nachwelt. „Das Genie und die Welt“ nennt Thode dieses erste Buch und schildert zunächst „die Kräfte des Gemütes“, die in dem Künstler als entscheidende Faktoren wirksam waren. Als solche aber gelten ihm die Liebe und der Stolz. Michelangelos Liebe offenbart sich in der sorgenden Teilnahme und zarten Rücksicht für andere, in Barmherzigkeit und Großherzigkeit, in Zuvorkommenheit und Verbindlichkeit, in Selbstverleugnung und Demut, in Geduld und Versöhnlichkeit. Hier kommt das Verhältnis des Künstlers zu seinem Vater, seinen Brüdern, seinem Neffen, seinen Untergebenen, zu Künstlern und Freunden zur Sprache, wobei gezeigt wird, wie es nicht Michelangelos Schuld war, wenn er mit manchen von ihnen schlimme Erfahrungen machte. Die falschen Gerüchte, die ihn als lieblos, verschlossen und hochmütig hinstellten, sind von seinen Feinden unter den Künstlern und namentlich von solchen verbreitet worden, welche eine Zeitlang als Mitarbeiter ihm zugesellt waren, dann aber von ihm entlassen wurden. Eigentliche Geselligkeit freilich hat Michelangelo nicht gepflegt. Ein natürlicher Hang zur Einsamkeit und die Liebe zu seiner Arbeit schlossen ihn von den Menschen ab und hießen ihn, seine eigenen Wege gehen. Wie wenig aber der häufig gegen ihn erhobene Vorwurf des Geizes berechtigt ist, das zeigen vor allem die großartigen Werke der Wohltätigkeit, die der Künstler im stillen verrichtete.

Gewiß, Michelangelo war stolz. Aber er war es, wie Thode zeigt, aus dem starken Gefühl für die ewige Bedeutung des Sittlichen und für die Verpflichtung des Einzelnen heraus, sich ein Gesetz zu schaffen, welches die Willkür des Egoismus hemmt und der freien Betätigung der Liebe die Bahnen öffnet. Ein Mann von unbeirrbarer Wahrhaftigkeit und unantastbarer Lauterkeit des Charakters, behandelte er das Größte wie das Kleinste in der gleichen gewissenhaften



Art und Weise. Hier ist auch nach Thode der Grund dafür zu suchen, warum der Künstler so manche Jahre seines Lebens in den Steinbrüchen verbrachte, die seiner künstlerischen Arbeit verloren gingen. Nicht Eigensinn oder krankhafte Laune, wie selbst Justi geneigt ist, ihm vorzuwerfen, sondern vielmehr das Gefühl der Verantwortlichkeit trieb ihn dazu, alles selbst machen zu wollen, auch wenn darüber seine künstlerischen Pläne unausgeführt bleiben oder auf die Verwirklichung warten mußten.

Und wie groß erst erscheint Michelangelo in der Hochhaltung seines Künstlertums, in der stolzen Unabhängigkeit und dem Selbstbewußtsein, womit er in entscheidenden Fällen seine Persönlichkeit gegenüber der Welt zu behaupten wußte: er, der vor den Geringsten sich demütigte als ein schwacher, irrender Mensch, verkehrt mit den Päpsten wie mit seinesgleichen und tritt mit rückhaltlosem Freimut und Kühnheit allen Forderungen entgegen, in denen er, von zartester Empfindlichkeit des Ehrgefühls, eine Beleidigung der freien Mannes- und Künstlerehre gewahrt. Das zeigt vor allem sein Verhalten gegenüber dem Papste Julius II. Vielleicht als der erste in der modernen Welt hat Michelangelo die Menschheit gelehrt, den Begriff des Künstlertums in seiner erhabensten Bedeutung zu fassen. In den Augen der Welt aber brachte ihn jener ihn ganz beherrschende Drang nach Unabhängigkeit und die hohe Reizbarkeit seines Ehrgefühls in den Ruf der „terribilità“ und der „pazzia“, der Unumgänglichkeit und Absonderlichkeit. Übrigens verband sich bei Michelangelo der Stolz auf sein Künstlertum mit dem Stolz auf seine edle Geburt. Wennschon es zweifelhaft ist, ob der Künstler, wie Condivi will, ein Nachkomme der Grafen von Canossa war, so stammte er doch jedenfalls aus einem angesehenen Geschlechte, und als Vertreter eines solchen fühlte er sich selbst dem Vornehmsten gleichberechtigt. Trotzdem waren es nicht so sehr politische als vielmehr künstlerische Gründe, die sein Verhalten in den politischen Kämpfen seiner Zeit bestimmten. Wohl war er in dem

Streite seiner Vaterstadt Florenz mit den Medici in seinem Herzen für die Republik, doch aber befand er sich in der eigentümlichen Lage, den Medici seit seiner Kindheit verpflichtet zu sein, und dies veranlaßte ihn dazu, sich dem politischen Treiben überhaupt nach Möglichkeit fern zu halten. In jenen stürmischen Zeiten, welche alle Verhältnisse Italiens von Grund aus sich verändern sahen, wurde er, der stürmisch Erregbare, kein Politiker, sondern lenkte er, die Hoffnungslosigkeit des patriotischen Wahnes erkennend, seinen Freiheitsdrang auf andere innere Ziele.

Im zweiten Teile seines Werkes, welcher überschrieben ist: „Die Phantasie und die Wirklichkeit", schildert Thode das Überwiegen der Phantasietätigkeit Michelangelos über diejenige des bewußten Verstandes. Michelangelo war ein Schwärmer. Er war es auch auf dem Gebiete der Erotik. Zwar ist es, wie Thode nachzuweisen sucht, nicht richtig, daß der Künstler, wie man wohl behauptet hat, überhaupt keine Hinneigung zum weiblichen Geschlecht besessen habe. Dagegen sprechen vor allem seine mannigfachen uns erhaltenen Liebesgedichte. Doch aber kann auch Thode nicht leugnen, daß Michelangelos Liebe zu den Frauen einen wesentlich platonischen Charakter hatte. „So stark und leidenschaftlich sein Gefühl ist, so zart, ja scheu ist es auch. Nicht zu besitzen, nicht zu genießen — geliebt zu werden, ist sein Sehnen, sich der Geliebten hinzugeben, ihr allen Reichtum seiner Seele darzubringen, sie über alle Erdenfrauen zu erheben, sein Verlangen. Es ist jene wundervolle, die Sinnlichkeit mit Geist und den Geist mit Sinnlichkeit durchdringende Gefühlskraft, die, nur den künstlerischen Menschen zu eigen, ihre ewig typische Gestalt in Richard Wagners Wolfram von Eschenbach gewonnen hat. Eine Kraft, deren unversiegbare Quelle in der lauteren Phantasie des Edlen strömt." Daß einer solchen Liebe auf Erden keine Erfüllung zuteil geworden, ist leicht begreiflich. Frühzeitig hat daher auch Michelangelo nach dieser Richtung hin entsagt, vielleicht unter dem Eindruck der Verunstaltung seines Antlitzes, die er durch einen



neidischen Nebenbuhler auf dem Gebiete seiner Kunst (Torrigiani) erfahren hatte. Um so heftiger dagegen wandte sich das Liebesverlangen des Künstlers schönen Jünglingen zu, wobei es nach Thodes Darstellung nicht sinnliche Erregung, sondern einzig „Phantasieentzückung“ gewesen sein soll, „welche in der Verbindung eines edlen Geistes mit Schönheit der Gestalt das Vollkommene erkennt und in der Blüte der Manneserscheinung zu finden glaubt“.

Aus der Phantasie entspringt bei Michelangelo auch sein Humor. Thode führt zahlreiche Beispiele für den Witz, die Schlagfertigkeit und die harmlose Heiterkeit des Künstlers an, die er sowohl in der Beurteilung anderer Künstler, wie vor allem auch im Verkehr mit den Freunden betätigte. Aber auch sein häufig gerügter Argwohn hat seine Quelle in der übermächtigen Phantasie des Künstlers. Diese veranlaßte ihn, im Falle äußerer Hemmungen alle Verhältnisse zu vergrößern und zu verstärken, sie drängte ihn, dem angeborenen Zuge des Herzens zuwider, dazu, in vielen Menschen feindselige Verfolger zu gewahren und den gefahrdrohenden Angriffen mit Vorbedachtsamkeit zu begegnen. Michelangelo war argwöhnisch. Schon die verbitternden Lieblosigkeiten, denen er wegen seines Berufes in seiner Familie ausgesetzt war, hatten frühzeitig sein Mißtrauen wachgerufen. Dazu kamen seine ihm zugefügte „Häßlichkeit“, die Mißgunst anderer Künstler, der Neid und der Haß seiner Nebenbuhler; sie alle erschütterten sein Vertrauen und trieben ihn mehr und mehr in sich selbst zurück. Wohl suchte er sich seinen Gegnern gegenüber durch Ironie zu wehren; allein damit erbitterte er jene noch mehr und schadete im Grunde nur sich selbst, indem er infolge ihrer fortgesetzten Angriffe und Intrigen oft ganz das innere Gleichgewicht seiner Seele einbüßte. Die Schilderung der Anfeindungen und Verleumdungen, unter denen Michelangelo gelitten hat, gehört zu den interessantesten, wenn auch unerfreulichsten Partien des Thodeschen Werkes. Zumal seine Arbeit am Bau der Peters-

kirche wurde in dieser Beziehung für ihn zu einer unaufhörlichen Qual. Hier trat ihm die Wirklichkeit in einer solchen Weise entgegen, daß sogar seine Phantasie an ihr zu nichte wurde. „Sie brauchte", wie Thode sagt, „nichts mehr mißtrauend vorauszusetzen, denn mit nackter Tatsächlichkeit und Grausamkeit kam das Wirkliche ihren Vorstellungen zuvor."

Der dritte Teil des Thodeschen Werkes hat zum Gegenstande „das Temperament und das Schicksal Michelangelos". Gewaltiger als bei irgend einem andern Künstler war bei diesem das Temperament entwickelt. Michelangelo besaß eine ungewöhnliche Energie des Willens. Sie war der letzte persönliche Grund seiner Leiden, sie vermittelte ihm aber auch zugleich jenes Hochgefühl des Daseins, welches die verschiedensten Grade freudiger Empfindungen von heiterer Befriedigung bis zu glückseliger Begeisterung in sich schließt. Wie sehr er sich auch durch die Wirklichkeit gehemmt sieht, immer wieder erhebt sich infolge jenes leidenschaftlichen Temperaments sein Mut, reißt die Begeisterung den Sinn zu hohen Plänen fort, verklärt Heiterkeit die hoffende Seele, um dann immer wieder durch aufreibende Kämpfe mit der Welt und sich selbst zur Entsagung getrieben zu werden. Mit welcher Begeisterung formte dieser Künstler seine Ideen zu Gestalten, mit welch übermenschlicher Kraft, die aller Anforderungen des Körpers an Erholung durch Schlaf und Nahrung spottete, wußte er über alle Schwierigkeiten seiner Arbeit Herr zu werden! Man hat ihn „exzentrisch" genannt, weil er, von mächtigem Schöpferwillen besessen, den sinnlichen Genuß und die gesellschaftliche Zerstreuung verschmähte. Aber wie hätte ein Künstler hierfür Zeit und Sinn haben können, der alle seine Skulpturen, mit nur einer Ausnahme, allein ohne Hülfe von Schülern ausgeführt hat! Hatte er doch durch die Unfähigkeit, Gewissenlosigkeit und Unredlichkeit der Schüler und Gehülfen zu viel Ärgernis und Störung in seiner Arbeit zu erleiden, um diese nicht lieber selbst auszuführen.

Und doch wollte es ein grausames Geschick, daß Michelangelo gerade diejenigen Arbeiten nicht vollenden konnte, die ihm von allen am meisten am Herzen lagen. In eingehender Darstellung, deren Zuverlässigkeit durch zahlreiche historische Dokumente beglaubigt wird, läßt Thode die Tragödie des Juliusdenkmals, die Arbeit Michelangelos an der Fassade von S. Lorenzo sowie an den Mediceergräbern an uns vorüberziehen und zeigt, wie es überall nicht Michelangelos Schuld, sondern diejenige seiner Auftraggeber bezw. der Zeitverhältnisse gewesen ist, welche die Vollendung der erwähnten Pläne verhindert haben. Es war sein Verhängnis, daß die von ihm eingegangenen Verträge, die seine Arbeit sicherstellen sollten, in fast allen diesen Fällen ihm zu Fesseln seiner künstlerischen Freiheit wurden. Und nun beginnt sich unter dem Eindrucke dieser Hemmungen der hohe Mut des Künstlers allmählich in Schwermut zu verwandeln. Die dreimalige Vereitelung seiner mit höchster Begeisterung aufgenommenen Riesenpläne, die Vergeblichkeit all seines Aufwandes an Willenskraft bricht seinen Mut und führt ihn zur Entsagung. Die letzten dreißig Jahre seines Lebens, die er in Rom verbringt, zeigen ihn als einen innerlich Verwandelten. Wohl bleibt er ein Schaffender bis zum letzten Atemzuge. „Aber diese nach außen gerichtete Tätigkeit macht nicht mehr den Eindruck eines das ganze Sein erfüllenden Inhaltes, sondern ist nur noch die Begleiterscheinung eines inneren, auf andere Ziele gerichteten geistigen Wirkens. Mehr und mehr verliert die Kunst für diese dem Trug der Sinne abgewendete Seele ihre absolute Bedeutung, in immer größeren Tiefen unausdrückbaren Gefühls sucht der Geist die Erlösung in der Erkenntnis des Weltengeheimnisses, und an die Stelle des Schauens von Gestalten tritt in der von Sehnsucht beschwingten Phantasie das Ahnen beseligender Glaubensvisionen. Religiöse Versenkung und philosophische Betrachtung werden Kern und Ziel des Lebens, und in der Dichtkunst finden sie

das Mittel ihres freieren Ausdrucks.“ Michelangelo wird Pessimist. In stillem Verkehr mit der edlen Vittoria Colonna, mit ihr in die dem inneren Auge neu erschlossenen Welten eines erlösenden Glaubens sich versenkend, die Geheimnisse des Evangeliums, die dichterische Weisheit Dantes und die Liebespredigten Savonarolas in sich zu starkem Leben erweckend und seine Kunst nur noch als ein Gott dargebrachtes Opfer ausübend — so hat ihn uns Gobineau in der wundervollen Schlußszene seiner herrlichen „Renaissance“ geschildert, so schildert uns Thode Michelangelo, den Tod erwartend. Sein letzter Gedanke galt dem Leiden Christi: war doch auch sein eigenes Leben ein Martyrium gewesen, und hatte doch auch ihm selber das Leiden zugleich die Erkenntnis und die Gewißheit des Heils gebracht.

Es ist ein erschütterndes Lebensschicksal, das Thode uns in seinem Werke schildert. Wir werden dabei an Richard Wagners Wotan erinnert, der eine Welt aus der Überkraft seines Willens schafft, sich dabei gleichfalls in die Netze der einzugehenden Verträge verfängt und schließlich resignierend sich auf sich selbst zurückzieht, um nur noch dem Gedanken an das Ende nachzuhängen. So Großes der Künstler auch geleistet hat, was hätte er erst leisten können, wenn sein Leben nicht unter einem so ungünstigen Sterne verlaufen wäre! „Es gibt“, sagt Thode mit Recht, „keine zweite Tragödie gleich dieser in der Geschichte der Kunst, in der Geschichte der Genies!“ Ob der Künstler nicht doch in manchen Fällen an seinem Mißgeschicke mehr selbst die Schuld trägt, als Thode es darstellt? Man hat doch nicht selten den Eindruck, daß dieser in seiner Begeisterung für Michelangelo dahin neigt, manche Dinge, die sich auch anders deuten ließen, in einem für den Künstler allzu günstigen Lichte zu sehen. Indessen ein wirklich abschließendes Urteil wird sich hierüber wohl niemals fällen lassen; dazu spielt in dieser ganzen Frage das persönliche Gefühl eine zu große Rolle, mit welchem

man an die Dinge herantritt. Schließlich ist das ja auch Nebensache, und die Hauptsache bleibt, inwieweit der Kunstschriftsteller uns das Wesen des Künstlers aufschließt und uns dadurch zu einem tieferen Verständnis der Werke seines Helden anleitet. Daß aber dieses Thode in höchstem Maße gelungen ist, daß man von seinem Werke mit der Empfindung der innigsten Anteilnahme und des tiefsten Mitleids für den Künstler Abschied nimmt und dadurch in den Stand gesetzt ist, dessen Werke nicht mehr bloß mit den Augen des Kritikers, sondern mit denjenigen der Liebe anzuschauen, das bedarf wohl nach der vorangegangenen Inhaltsangabe des Thodeschen Werkes keiner besondern Versicherung. Möge Thode uns nicht mehr lange auf das Erscheinen auch der übrigen beiden Bände seines Werkes warten lassen und schon hier unsern Dank für die wertvolle Gabe entgegennehmen, die er uns mit seinem Michelangelo beschert hat.

Karlsruhe. *Prof. Dr. Arthur Drews.*

Zolas drittes Evangelium*.)

I.

„Veritatem dilexi" hat Renan auf seinem Sterbebette gesagt, „ich habe die Wahrheit geliebt", und er wünschte, daß man ihm dieses Wort auf seinen Leichenstein schreiben sollte. Auch Zolas Gedenkstein, den er sich selber gesetzt hat, trägt die Inschrift „Vérité"; schöner konnte er, der die Wahrheit in Kunst und Leben so feurig geliebt hat, sich nicht verabschieden als mit diesem mahnenden, die Gewissen aufrüttelnden Worte.

*) Émile Zola, Vérité (Les quatre Évangiles III.). Paris 1903.



Es paßt durchaus zu dem Charakter des unermüdlichen Arbeiters, daß er noch aus dem Grabe heraus seinen Lesern einen umfänglichen Band von 749 Seiten vorlegt, und daß auch dieser noch kein Ende der Arbeit bezeichnet, vielmehr auf einen weiteren hinweist. Zolas langatmige Phantasie, der als Stoff nicht der einzelne, sondern nur die Gruppe genügte, bedurfte als adäquater Form des Zyklus. In dem zwanzigbändigen Zyklus „Les Rougon-Macquart" gab er die Geschichte einer Familie unter dem zweiten Kaiserreich und damit die Kulturgeschichte dieses Kaiserreichs selbst. Es war nur konsequent, daß er nach Vollendung dieses Zyklus sich daran machte, in derselben Weise, d. h. unter der Form einer Familiengeschichte, die dritte Republik zu charakterisieren. „Les trois Villes" („Lourdes", „Rome", „Paris") und der unvollendete Zyklus „Les quatre Évangiles" gehören zusammen; man könnte diese Romanfolge auch betiteln als: „Les Froment." Man hat geglaubt, annehmen zu müssen, daß sich in Zolas Weltanschauung ein Wandel vollzogen habe: während er früher Pessimist gewesen ist, sei er im letzten Jahrzehnt seines Lebens Optimist geworden. Ich meine, daß es sich bei den beiden Zyklen nicht um eine Verschiedenheit der Weltanschauung, sondern lediglich um eine Verschiedenheit des Stoffes handelt. Das Kaiserreich hat Zola als Republikaner von Herzen gehaßt, und der Ausgang gab seinem Haß recht. So konnte er denn als Repräsentantin dieser Epoche nur eine Familie wählen, die, äußerlich zu Glanz und Ansehen emporstrebend, innerlich sich in völligem Zerfall befindet und mit dem Kaiserreich zugrunde geht, nur einige wenige gesunde Mitglieder zurücklassend. An die dritte Republik aber knüpft Zola die kühnsten Zukunftshoffnungen: Frankreich soll Vorbild und Führer der ganzen Menschheit werden auf dem Weg zur Verwirklichung aller Ideale des Schönen, Wahren und Guten. Begreiflich also, daß er für diese Epoche eine Familie wählt, die in körperlicher Vollkraft und geistiger Überlegenheit von den reinsten Trieben geleitet wird, die sich nicht fortpflanzt, sondern

hinauf, und der ihr Vaterland vor allem ihrer Kinder Land ist. Man sieht wohl, aus einer solchen Auffassung ergibt sich der optimistische Grundton ganz von selbst.

Aus der Verschiedenheit der Stoffe erklärt sich auch, warum der erste Zyklus dem zweiten künstlerisch überlegen ist. Das Kaiserreich war etwas Abgeschlossenes und wie alles Fertige für den Dichter dankbarer als das Werdende, die Republik, deren Ergebnisse erst die Zukunft sehen wird. So sah sich Zola genötigt, den Abschluß seiner Familiengeschichte in die Folgezeit zu projizieren, und betrat damit den Boden der Utopie. In Utopien aber fühlt sich nur der Phantast heimisch, nicht der Künstler. So sehr auch die Zustände um 1950 uns interessieren mögen, ihre poetische Schilderung läßt uns kalt.

II.

Um den Gedankengang zu verstehen, der Zolas Froment-Zyklus zugrunde liegt, muß man die Auffassung kennen, die der Franzose von der neueren Geschichte seines Vaterlandes hat. Man ist in Deutschland geneigt, das rein politisch-ökonomische Moment zu betonen. Der Franzose dagegen, und zwar sowohl der konservative wie der progressistische, betrachtet die moderne Entwickelung Frankreichs als bedingt durch den Kampf zwischen der Revolution und der Kirche. Das hat seine guten Gründe. Schon die Vorläufer der Revolution, die Freidenker des 18. Jahrhunderts, richteten ihre Angriffe vornehmlich gegen die Kirche, weil hier ökonomische und intellektuelle Elemente zusammenflossen. Es war nur konsequent, wenn die um 1800 einsetzende Reaktion, wie sie besonders durch Bonald und Joseph de Maistre repräsentiert wurde, die Kirche als Trumpf gegen die Revolution ausspielte. Seitdem wogt der Kampf zwischen den beiden Prinzipien, und die offizielle Anerkennung der bestehenden Republik durch die Kirche hat daran nichts geändert. „Die Frage ist zwischen der Revolution und der Kirche," so schrieb vor etwa einem



halben Jahrhundert P. J. Proudhon in einem Buche, das er dem Kardinal-Erzbischof von Besançon widmete*), „diese Frage wirft sich unvermeidlich und unabweisbar auf: Die Revolution und die Kirche stellen beide ein Element des Bewußtseins dar. Sind sie zu einer Versöhnung berufen? Oder soll sich die eine der andern unterordnen? Oder wäre der Fall, daß die eine oder die andere verschwinden müßte?“ Und Proudhon beantwortet die Frage zugunsten der Revolution. Neben Fourier ist aber Proudhon der Denker, der den französischen Radikalismus am stärksten beeinflußt hat. Das Verhältnis der Republik zur Kirche, das erscheint auch Zola als die eigentliche Lebensfrage des modernen Frankreich. Und so wählt er denn zum Helden der „Drei Städte“ den Priester Pierre Froment, der nach schmerzlichem Ringen den Glauben an die christlichen Ideale verliert, seine Soutane ablegt und das Weib heiratet, das er liebt, in der Überzeugung, daß nur das rein Menschliche das wahrhaft Göttliche ist. Dieser Ehe entstammen nun vier Söhne, die die Namen der vier Evangelisten tragen, und von denen jeder ein anderes Element zu dem stolzen Bau zukünftiger Glückseligkeit herbeitragen soll. Mathieu („Fécondité“) überwindet den Egoismus, der nach Kinderlosigkeit strebt, und zeigt, daß eine Gruppe um so mächtiger und glücklicher ist, je zahlreicher sie ist. Luc („Travail“) schlichtet den Kampf zwischen Kapital und Arbeit durch planmäßige Organisation nach den Grundsätzen sozialer Gerechtigkeit. Der jüngste der Brüder, Jean, sollte der Held des nun ungeschriebenen vierten Evangeliums „Justice“ werden. Das dritte Evangelium aber wird von der Gestalt des dritten Bruders, Marc, beherrscht.

III.

In „Vérité“ tritt der Grundgedanke des ganzen Zyklus mit besonderer Schärfe hervor. Während der Kampf zwischen der Revolution und der Kirche sich in den „Trois villes“

*) P. J. Proudhon, Die Gerechtigkeit in der Revolution und in der Kirche. Neue Prinzipien praktischer Philosophie.



in der Brust eines einzelnen Menschen abspielt, während in „Fécondité“ und „Travail“ dieser Gegensatz nur gestreift wird, bildet er hier den eigentlichen Angelpunkt der ganzen Handlung. Und mit richtigem Blick ist dieser Kampf auf das Gebiet verlegt, auf dem er mit besonderer Erbitterung ausgefochten wird: auf das Gebiet der Schule. Zolas Ideal ist der von allen religiösen Elementen befreite Unterricht. Aber der Verwirklichung dieses Ideals stellen sich vorläufig zwei Hindernisse entgegen: zunächst die Ordensschulen, die ja ganz auf religiöser Basis ruhen, und dann die gegenwärtige Organisation der weltlichen Schulen, die es den Lehrern ermöglicht, ihren Schülern gegenüber nach Gutdünken das religiös-konfessionelle Element zu betonen. Marc Froment tritt nun als Kämpfer für den weltlichen Unterricht auf, und nach jahrzehntelangen Anstrengungen gelingt es ihm und seinen Gesinnungsgenossen, das Ziel zu erreichen. Die Ordensschulen gehen aus Mangel an Schülern ein, und die weltliche Schule triumphiert. Durch sie allein aber wird die Nation der Gerechtigkeit und der Wahrheit fähig; damit schließt Zola sein Buch.

Um aber diesen Entwickelungsgang an einem konkreten Falle zu zeigen, nimmt Zola die „Affaire Simon“ zu Hülfe. Simon ist ein jüdischer Volksschullehrer, ein Kollege Marcs. Er wird beschuldigt, seinen kleinen Neffen vergewaltigt und erdrosselt zu haben. Der wirkliche Täter ist aber der Bruder Gorgias, einer der Lehrer der Ordensschule. Die klerikale Partei sucht deshalb den Tatbestand zu vertuschen und eine Verurteilung Simons durchzusetzen. Vergebens kämpfen die Freidenker, mit Marc an der Spitze, für Simon. Er wird verurteilt. Zwar gelingt es, eine Revision des Prozesses zu erreichen. Aber auch der zweite Gerichtshof verurteilt Simon, wenn er auch begnadigt wird. Erst nach Jahrzehnten, nachdem ein neues, in der weltlichen Schule erzogenes Geschlecht herangewachsen ist, das den Mut und den Willen zur Wahrheit hat, erfolgt Simons wirkliche Rehabilitierung.

Man sieht wohl: es handelt sich hier um eine Verlegung des Dreyfus-Prozesses auf ein anderes Terrain. Indessen ist Zola dabei nicht sonderlich glücklich gewesen. Die Wirklichkeit war bedeutender als die poetische Gestaltung. In dem Dreyfus-Prozesse war ein weiterer Horizont, eine tiefere kulturelle Basis als in der Affaire Simon. Vor allem spielt der Antisemitismus bei Zola nicht im entferntesten die Rolle wie in der Dreyfus-Affaire. Zola streift ihn eben nur. Man kann sich sehr wohl denken, daß die Handlung des Romans gerade so verlaufen wäre, auch wenn Simon kein Jude gewesen wäre.

IV.

Zolas Buch ist keine kurzweilige Lektüre. Ist es auch geendigt, so bleibt es doch unvollendet. Und man merkt bald, daß der Meister noch nicht die letzte Hand daran gelegt hat. Die Wiederholungen von biographischen Daten und Charakteristiken sind allzu häufig, als daß sie Zola bei erneuter Durchsicht nicht getilgt hätte.

Dazu kommt nun, wie bei den beiden ersten Evangelien, der Umstand, daß die Handlung die Zukunft vorwegnimmt und so allmählich den realen Boden verliert. Bei den einzelnen Teilen der Rougon-Macquart sind die Zeitpunkte genau fixiert. Auch die Handlung der „Drei Städte“ hat ein bestimmtes zeitliches Milieu. Wir haben sie uns etwa um 1890 herum zu denken. Dann aber beginnt die Willkür. Pierre, der Ahnherr der Familie Froment, der höchstens ein Jahrzehnt verheiratet sein kann, hat schon am Ende des neunzehnten Jahrhunderts erwachsene Söhne; denn die Handlung der „Evangelien“ kann nicht gut später als etwa 1900 einsetzen. Und damit die Froments die Früchte ihrer Tätigkeit sehen, müssen sie steinalt werden, noch über das Alter des Psalmisten hinausgehen. Unter einer Schar von Urenkeln tut es keiner von den Brüdern. Es zeigt sich auch hier, daß Zola der Romantik näher steht als dem Realismus. Man denkt unwillkürlich an Victor Hugos

„Burggrafen", wo vier Generationen nebeneinander leben und der Urahn seine naturgemäß doch schon immerhin erwachsenen Nachkommen als „junge Leute" behandelt.

Indessen, es bleibt auch vom rein künstlerischen Standpunkte aus noch genug an dem Buche zu bewundern. Grandios ist die Art, wie Zola das Hauptmotiv festhält und in allen Episoden immer aufs neue wiederkehren läßt. Der Kampf zwischen der Kirche und der Revolution spielt sich nicht bloß in der Öffentlichkeit ab; wir wohnen ihm auch in allen privaten Verhältnissen bei, zwischen Mann und Frau, zwischen Eltern und Kindern, hinunter bis zu dem Kleinen und scheinbar Unbedeutenden. Dadurch aber bekommt das Ganze eine imposante Einheit und Geschlossenheit.

Und nicht minder bewundernswert ist die Schilderung des zeitlichen und örtlichen Milieus. Die kleine klerikale Provinzstadt steht greifbar vor uns da, und eine ganze Flora von Menschenexemplaren steigt auf: Priester, Lehrer, Beamte, Parlamentarier, Kaufleute, Handwerker, Bauern, — alle Typen des gegenwärtigen Frankreich.

Wie die beiden vorhergehenden Evangelien, ist aber auch dieses mehr ein Gedankenbuch als ein Kunstwerk. Es zeigt uns, wie einer der größten Franzosen unserer Zeit sich die Zukunft seines Landes dachte, was er von ihr hoffte, was er für sie fürchtete. Er erwartet nichts mehr von den oberen Ständen; die Volksmasse allein erscheint ihm noch verheißungsvoll. Das freie Volk und die freie Volksschule, — das ist für ihn die Zukunft Frankreichs, und wo er darauf zu sprechen kommt, da erhebt sich seine Diktion zu lyrischem Schwung:

„Das ganze Frankreich erneuerte sich, ein ganzes neues Volk ging hervor aus den Tausenden von Staatsschulen. Die einfachen Schullehrer hatten dies Wunder vollbracht, die Nation wieder herzustellen für die künftigen großen Aufgaben der Wahrheit und Gerechtigkeit. Alles ging von der Schule aus, sie war das fruchtbare Feld unendlichen Fortschritts, man fand sie bei der Entstehung jeder vollendeteu Reform, jeder neuen Etappe auf dem Weg zur Solidarität und zum Frieden. . . . .



Welch Erwachen der Kräfte, die aufgehäuft, schlummernd da lagen in dem ungeheuren Sammelbecken des flachen Landes und der Industriestädte. Eine geistige Blüte ging da hervor, eine neue Generation, fähig des Denkens und Handelns, die den Saft herbeibrachte und erneuerte, der bei den früher herrschenden Klassen versiegt, durch den Mißbrauch der Gewalt erschöpft war. Genies wuchsen täglich hervor aus diesem fruchtbaren, endlich urbar gemachten Volksboden, eine große Epoche kündigte sich an, eine Wiedergeburt der Menschheit.“

S. S.

Eine Reise nach dem russischen Orient.

1. Russische Eisenbahnpolitik. Eindrücke von Moskau.

Asien ist nicht nur der Ausgangspunkt, es ist auch jahrtausendelang der Mittelpunkt aller Weltgeschichte gewesen. Es scheint, daß die Zeit wieder kommt, wo seine Völker die Aufmerksamkeit der ganzen Welt erregen, wenn auch die Befruchtung der alten Stämme ihm von außen zuteil werden muß. Zur Zeit wenigstens kennen die europäischen Völker kaum eine wichtigere Aufgabe, als irgend ein Handels- und Herrschaftsgebiet der asiatischen Ländermasse an sich zu reißen. Und wie schon einmal vor Jahrhunderten die Botschaft durch Deutschland getragen wurde: Auf nach Asien zum Kampf wider den Halbmond, so muß auch heute für uns Deutsche die Parole gelten: Auf nach Asien, ehe es zu spät wird. Wir sind jahrhundertelang zu spät gekommen. Jetzt laßt uns früh aufstehn. Eine Reise nach Asien sollte so schnell als möglich an die Stelle unserer Reisen in die Alpen oder in die Seebäder treten. Auch dort gibt es Berge und Seen und frische Luft in Menge. Und wenn die Reise dahin auch etwas länger dauert, so schiebt man eben die Reisen zweier Jahre in eine zusammen. Ich wenigstens bereue es nicht, wiederholt, und so auch dies Jahr, nach diesem Grundsatze gehandelt zu haben.

In Deutschland gilt gemeinhin das Reisen auf der Eisenbahn als Qual, namentlich, wenn es tagelang dauert; ganz anders auf den russischen. Es ist auch kein Wunder. Die russischen Eisenbahnwagen sind geradezu ein Muster von Bequemlichkeit und Behaglichkeit. Man atmet förmlich auf, wenn man die preußische Eisenbahn mit der russischen vertauscht. Gefängnisquetschen wie in Preußen kennt man in Rußland nicht, hier gibt es nur durchgehende Wagen. Dabei



sitzt man längst nicht so dicht und heringsmäßig eingepfercht wie bei uns. Die russischen Wagen sind breiter, haben eine andere Spurweite und enthalten doch nicht so viel Sitzplätze. Durch sehr sinngemäße Klappvorrichtungen lassen sich alle Plätze zu bequemen Schlaflagern umwandeln. Auf den Hauptstrecken hat jeder Zug seinen Speisewagen und seine Waschtoilette. Kurz, man fühlt sich in den russischen Bahnen beinahe so zu Hause wie in einer Kabine, zumal die Gangart der russischen Wagen bei der geringeren Schnelligkeit sehr ruhig ist. Die Wagen sind länger und haben zwei Achsen mehr. Wenn auch das Schnellzugstempo hinter dem deutschen ein ziemliches Stück zurück bleibt, so ist das für das Federn der Wagen nur günstig. Früher hatte man über die mangelhafte Beleuchtung ziemlich zu klagen, heute findet man die Stalllaterne nur noch in den Lokalzügen der Seitenlinien.

Rußland ist ein absolutistisch regiertes Land. Die Beamten regieren den Staat. Jeder Beamte trägt Uniform, sei er Bergingenieur oder Richter oder Schulinspektor. Auch der kleine Polizeiwächter im Kaukasus darf sich rühmen einen Teil der zarischen Gewalt in sich zu vereinigen. Aber man kann über herrisches Wesen der Beamten nicht klagen. Im Gegenteil, man kann wohl sagen, daß, wie die Russen ganz allgemein durch liebenswürdiges Benehmen sich auszeichnen, auch die Beamten diese russische Eigenschaft nicht verleugnen und in dieser Beziehung eine Konkurrenz mit den preußischen sicher glänzend vertragen könnten. Die Schaffner sind durchaus zuvorkommend, und wenn auch ihre Augen dem Rubel gegenüber nicht vollständig verschlossen sind — auf ein Trinkgeld hin bekommt man leicht eine höhere Klasse oder ein völlig leeres Abteil zugewiesen — so passiert doch dergleichen in Deutschland auch zur Genüge. Schlimmer schon ist es, wenn Passagiere blind mitgenommen und bei der Revision in die Aborte, Waschtoiletten etc. spediert werden oder mit den Revisionsbeamten halbpart gemacht wird. Am meisten scheint der Rubel, wenigstens für die Ausländer, zur Erleichterung der Paßscherereien in Anwendung zu kommen. Und daß auch bei Gerichtssachen der Rubel nicht ganz ohne Wirkung ist, wurde uns mehrfach bestätigt. Trotzdem herrschen natürlich im Ausland sehr übertriebene Vorstellungen von der Allmacht des russischen Rubels.

Der russische Staat duldet nicht, daß seine Untertanen eine politische Meinung haben, wenigstens erlaubt er nicht, sie zu äußern. Im übrigen gibt er seinen Untertanen möglichst viel Freiheit. Das merkt man selbst auf der Eisenbahn. Kein Beamter kümmert sich darum, ob jemand vor dem Halten oder nach der Abfahrt des Zuges aus- oder einsteigt. Jeder soll selbst für sein Wohl verantwortlich sein und keinen Vormund nötig haben. Mit großer Freiheit läßt man auf den Haltestellen Kellner, Zeitungsverkäufer, Obsthändler, Gepäckträger durch den Zug gehen und ihre Waren und Dienste anbieten. In den Städten sind die Schutzleute nicht gerade darauf bedacht, durch möglichst viele

Anzeigen wegen Verletzung der Polizeivorschriften sich das Wohlgefallen ihrer Vorgesetzten zu erwerben. Die Schneidigkeit der preußischen Beamten hat ihre Vorzüge, aber in fremden Ländern fühlt man, daß man an den Beamten auch noch andere Vorzüge schätzen lernt.

Die Eisenbahnpolitik der Russen verdient die vollste Hochachtung. Seit vielen Jahren ist es ein Hauptziel der innern und äußern Politik Rußlands gewesen, Bahnen zu bauen. Die träge Masse des russischen Volkes soll reisen lernen, soll beweglich werden, die einzelnen Stämme sollen einander kennen lernen, ausgleichen, abschleifen. Kolonialgebiete sollen durch Bahnen mit dem Mutterland verbunden und strategisch gefestigt werden, Bahnen sind das Mittel in fremden Gebieten Boden zu fassen. Daher der Zonentarif, daher die billigen Fahrpreise. Eine Fahrkarte von Warschau nach Moskau 2. Klasse (Schnellzug) kostet 17,82 Rubel (1 Rubel = 2,15 Mark), dazu kommt eine Platzkarte für 1½ Rubel. Die Fahrt dauert 29 Stunden und bewältigt 1300 Kilometer. Von Petersburg fährt man nach Noworossiisk am kaukasischen Ufer des Schwarzen Meeres in 65 Stunden für kaum 45 Mark. Von Moskau endlich nach Irkutsk am Baikalsee fährt man in 8½ Tagen für 53 Rubel. Eine Reise nach Sibirien ist darum auch für Deutsche eine sehr einfache und billige Sache. Bedenkt man, daß in Preußen mit seinem starken Verkehr der Schnellzugskilometer 4½—5 Pfg. 2. Klasse kostet, so wird man in Rußland bei größern Entfernungen den Kilometer für 2½ Pfg. mit um so größerm Genuß abfahren.

Noch gehört ja das Reisen für die Russen nicht so selbstverständlich zum Leben wie für die Hanseaten die Schiffahrt. Aber die Bahnen haben doch den Blick der Russen schon mächtig erweitert. Die Beamten werden möglichst in den verschiedensten Teilen des Reiches umhergeworfen, um Erfahrungen zu sammeln. Von einer Reise nach russisch Armenien oder nach Turkestan spricht man in Rußland mit derselben Gleichgiltigkeit, wie etwa in Deutschland von einer Reise nach Memel oder nach Helgoland. Häufig genug trifft man auf russischen Bahnen Beamte oder Kaufleute aus Afghanistan oder Sibirien. Die Russen fühlen etwas von dem Weltberuf in sich, Asien zu beherrschen. Der Geist Peters des Großen hat die russische Aristokratie mit fortgerissen. Die geschickte, sieghafte Politik, die in den letzten Jahrhunderten kaum Niederlagen erlitten hat, hat den russischen Ehrgeiz mächtig geweckt.

Das russische Reich umfaßt nach den Eroberungen der letzten Jahrzehnte die verschiedensten Klimate. Von Breiten, die in ewigem Eise starren, reicht sein Zepter bis in die Regionen der Palmen und der Baumwolle. Turkestan liefert ihm schon heute über die Hälfte der nötigen Baumwolle. Von Petersburg und Odessa aus streckt der Zar seine Arme über die europäischen Meere, in Wladiwostock und Port Arthur hat er Zugang zum Stillen Ozean, dem Meere der Zukunft.

Indien liegt vor seiner Tür und China bietet ihm seinen Rücken dar. Kohle und Eisen, Gold und Silber sind in den russischen Bergen zur Genüge enthalten. Nur die weiten Entfernungen bieten dem Transport große Schwierigkeiten. Denn Eisen und Kohle, Baumwollplantagen und Webereidistrikte liegen nicht eben nahe beieinander.

Daß Rußland in beständiger Geldnot ist und Mühe hat, seine großen Ausgaben zu bestreiten, braucht man kaum noch besonders zu betonen. Trotzdem scheint ihm die Durchführung der Goldwährung viel besser gelungen zu sein als Österreich. Denn in Österreich kann man sich noch heute vor Papiergeld kaum retten, so angenehm das auch den Reisenden insofern sein mag, als es den Beutel nicht drückt. In Rußland aber ist wenigstens für den Kleinverkehr vollständig genügend Gold im Umlauf.

Neuerdings hat sich Rußland eine neue Steuerquelle eröffnet durch Einführung des Spiritusmonopols. Sicher sind die alkoholischen Getränke, namentlich Schnaps, ebenso wie Tabak ganz geeignete Steuerobjekte; entschieden viel bessere als Salz, Petroleum, Tee, Kaffee oder notwendige Nahrungsmittel. Und im Staatsmonopol läßt sich die Steuerschraube am besten anziehen. In der Hand einer erzieherisch wirkenden Staatsleitung wäre das Schnapsmonopol sogar ein vorzügliches Mittel, durch Verteuerung des Schnapses auf die Verringerung des Konsums zu wirken, selbst wenn auch die Staatseinnahmen dabei zu kurz kämen. Daran scheint indes die russische Regierung nicht zu denken. Es möchte ja auch sein, daß der russische Bauer, der der gefügigste Untertan der Welt ist und für seine Regierung stets nur Lob übrig hat — wenn ihm der Schnaps verteuert wird und er sich nicht mindestens einmal die Woche einen Rausch zulegen kann, dann in der Tat an der Vorzüglichkeit seiner Regierung irre werden könnte. Die Regierung läßt den Schnaps in Magazinen, die sich in Städten oder größern Dörfern befinden — in den gewöhnlichen Traktiers auf den Dörfern trinkt der russische Bauer nur seinen Tee — von Beamten verkaufen; je mehr er verkauft, um so höher steigt seine Tantième. Selbstverständlich sorgt dann der Beamte als intelligenter Errater der staatlichen Absichten für die möglichste Verbreitung eines guten Trunkes. Wenn dann auch einige Betrunkene mehr des Sonntags die Straßen von Moskau unsicher machen — es geschieht zum höhern Wohle des Staates.

Sehr bezeichnend ist es, wie es in Rußland bei der Einführung des Monopols zugegangen ist. Podbielski hatte seiner Zeit eine große Vorlage auszuarbeiten, wie die Privatposten entschädigt werden sollten, und die Vertretung im Parlament erforderte viel Zeit und machte ihm viel Kopfschmerzen. Der absolutistisch regierte russische Staat sagt: Eins, zwei, drei, Geschwindigkeit ist keine Hexerei. Von einem bestimmten Tage an darf kein Privater mehr Schnaps fabrizieren. Entschädigungen werden nicht gezahlt. Dagegen werde ich einige große Brennereien kaufen, übernehmen und erweitern. Die übrigen



Brenner mögen Süßschnaps fabrizieren, wozu ich den Rohsprit liefere. Süßschnaps ist ja besser als bloßer Wodka. Man sieht, wie leicht es sich in Rußland regieren läßt.

Wer Rußland den Puls fühlen will, muß nach Moskau gehen. Warschau ist polnisch, lebhaft, vom feurigen Blut der Polinnen beeinflußt, Petersburg ist angekränkelt von westeuropäischem Charakter, wenn auch der nationalrussische Schmutz noch nicht weichen will, Odessa ist eine zivilisierte junge Handelstadt mit dem vorausschauenden Blick der Seefahrer. Moskau aber ist russisch, tagereisenweit von russischem Bauernlande umgeben.

Man sieht noch heute an kleinen altrussischen Städten, was für eine Holzbarackenstadt Moskau gewesen sein muß, als man 1812 in seinen Straßen dem Napoleon ein Höllenfeuer einheizte. Heute ist es infolge dieses Brandes von alten winkligen Stadtteilen und engen Gäßchen, die die meisten deutschen Großstädte verunzieren, befreit; und sein großes geschichtliches Heiligtum, den Kreml, hat ihm der Brand gelassen.

Als wir auf dem Jwan Welicki, dem höchsten Turm des Kreml mit den 31 Glocken, standen, meinte einer meiner Reisegefährten, der schon ziemlich viel in der Welt herumgekommen war, das sei der schönste Blick, den er bisher kennen gelernt hätte. Ich kann dem von meinem Gesichtskreis aus nicht ganz beistimmen, aber ich gebe zu, das Bild ist recht farbenprächtig; und ich verstehe Bismarck, wenn er Moskau die schönste und originellste Stadt genannt hat, die es gibt. Moskau mit seiner weitläufigen Bauart dehnt sich über eine riesige Fläche aus; die weite Ebene, die nur an einem Teile des Horizonts von niedrigen Höhen, den Sperlingsbergen, die Napoleon den ersten Einblick boten, begrenzt wird, die bunt bemalten eisernen Dächer, die bald in grün oder rot erglänzen; die zahllosen Kuppeln der 400 Kirchen in Zwiebel- oder in Artischockenform, entweder vergoldet oder in tiefstem Blau, die seltsamen Formen der Kirchen, Paläste und öffentlichen Gebäude: wenn die leuchtende Sonne das alles zur rechten Geltung bringt, so ist zwar die Wirkung nicht ganz harmonisch, aber eindrucksvoll. Man wird erinnert an einen eben vollendeten persischen Teppich in auffälligen Formen und grellen Farben, die noch nicht ausgeglichen sind.

Was Frau von Staël einst sagte: Moskau ist das tartarische Rom, das gilt noch heute. Moskau ist, wie die russische Kultur überhaupt, nicht originell. Einen eignen russischen Stil, eine russische Kunst gibt es kaum, höchstens sind Anfänge dafür vorhanden. Rußland hat sich zur Aufgabe gestellt, das Westeuropäische ins Asiatische zu übertragen. Es mag sein, daß aus der Befruchtung der besten Erzeugnisse des Orients und des Okzidents etwas Tüchtiges und Originelles entsteht. Aber zur Zeit ist die Verschmelzung noch nicht einheitlich. Man wird zu häufig an den Schneider erinnert, der ein neues Kleidungsstück schaffen wollte, und er fertigte eins an, das oben Jacke,

unten Hose war. Erst in einem späteren Stadium wurde daraus die Weste.

Der Grundzug des Stils der russischen Kirchen und Paläste ist byzantinisch, ganz nach Analogie seiner Religion. Und wie die Russen in der Religion nicht produktiv sind, so sind sie es ebensowenig in der Kunst. Die byzantinischen Formen sind mit einzelnen willkürlichen Zutaten, einigen tartarischen Eigenheiten, neuerdings auch einigen Erinnerungen ans Barock aufgeputzt worden. Dabei muß man staunen über die frischen Formen, die die byzantinischen Künstler im 15. und 16. Jahrhundert sich bewahrt haben. Denn die ältesten Gemächer im Kreml aus dieser Zeit sind noch heute eine Zierde. Und von der Farbenfreudigkeit dieser Kunst können wir noch heute lernen.

Rußland war sicher früher ein armes Land, aber in den Palästen und Kirchen des Kreml sind eine Menge Reichtümer aufgespeichert, wie sie Berlin z. B. in dieser Weise nicht besitzt. Manche Kirchen strotzen förmlich von Gold und ein Blick in die Schatzkammer mit den vielen silbernen und goldenen Geräten, den mancherlei Kronen und Thronsesseln, darunter z. B. der Thron des Zaren Boris Godinow mit 2200 Edelsteinen und Perlen, ein Geschenk des persischen Schahs Abbas aus dem Jahre 1604, zeigen, daß auch auf Rußland etwas von dem märchenhaften Glanz und Reichtum des Orients übergegangen ist.

Berlin fehlt vor allen europäischen Hauptstädten eins, das ist Geschichte. Deutsches Leben aus vergangener Zeit findet man in Berlin nicht verkörpert. So sehr auch Wilhelm II. bemüht ist, seinem Geschlechte eine bedeutsame Geschichte zu geben, Geschichte kann nicht gemacht werden. Berlin ist selbst jünger als Petersburg und hat erst durch Friedrich den Großen allgemeinere Bedeutung gewonnen. Im Moskauer Kreml ist der Kulminationspunkt eines großen Teils der Moskauer Geschichte, und der russische Bauer, der andächtig die Paläste, Kirchen und Klöster des Kreml durchwandert, fühlt sich oftmals von ehrfürchtigen Schauern ergriffen.

Der russische Bauer reist nicht gerne, er ist schwerfällig, aber einen Besuch der heiligen Stadt leistet er sich, wenn er irgend kann. Es ist ergreifend, wenn man auf dem Chodynskajafeld die vielen Tausende von Russen bestattet sieht, die bei der Krönung des letzten Kaisers ihren Tod gefunden haben. Aber den Höhepunkt in ihrem Leben, das allmächtige Väterchen in der heiligen Stadt gekrönt zu sehen, wollten sich Millionen eben nicht entgehen lassen.

Wir saßen beim fröhlichen Mittagsmahle und delektierten uns namentlich an der Sakuska, bei der wir uns ziemliche Mengen Kaviar leisteten. Der Kaviar schmeckte uns so gut, daß wir beschlossen, von dem billigen Nahrungsmittel, das man hier das Pfund zu 2 Rubel einkaufte, uns eine ganze Portion auf die Weiterreise mitzunehmen. Wir tauschten in der Gesellschaft eines Russen unsere Eindrücke über Moskau aus, beklagten uns namentlich über das schlechte Moskauer Pflaster, das wohl noch von Iwan dem Schrecklichen herrühren

müsse, und meinten, daß das fortwährende Bekreuzigen des Publikums und namentlich der Droschkenkutscher vor den zahllosen Kirchen ein entschiedenes Verkehrshindernis sei. Berlin ist allerdings anders, erwiderte der Russe. Als ich seinerzeit in Berlin meinen Droschkenkutscher fragte, wieviel Kirchen es wohl in Berlin gäbe, antwortete er: Fragen Sie mich nicht nach den Kirchen, fragen Sie mich lieber, wie viel Schulen Berlin hat.

Düsseldorf. *H. Kötzschke.*

Sombarts „moderner Kapitalismus".

II.

Der zweite Band enthält „Die Theorie der kapitalistischen Entwicklung".

In der „Depressionsperiode", „in der sich die Zusatzkapitalien aus reiner Überkapitalisation ergänzen, ohne beträchtliche Vermehrung der Umlaufsmittel", greift der Kapitalismus in seiner Sucht nach neuen Anlagemöglichkeiten das Handwerk selbst in seiner Sphäre an (S. 20). Durch die Not des Verwertungsbedürfnisses getrieben, wollte und mußte er siegen: „aus welchen Gründen er siegen konnte", soll gezeigt werden.

Nicht das „neue Recht" (2. Kap.), sondern die „neue Technik" (3. Kap.) hat die Entscheidung herbeigeführt. „Es mehren sich die Kenntnisse von den Eigenschaften der uns umgebenden Natur", und „es erweitert sich das Maß des eignen Könnens". Das läßt sich zusammenfassen in dem Satze, daß „unsere Gebundenheit an die Natur sich mindert": die Gebundenheit an den Ort (Wind und Wasser), an die Zeit (künstliche Kühlung, künstliche Bleiche, Transportwesen), an den Organisierungsprozeß der Natur (Ersatz von Holz durch Eisen und Kohle, von Öl durch Gas und Petroleum, von Zucker durch Saccharin etc.). Unser Können ist durch die „Entwicklung des Arbeitsmittels" ebenso gefördert worden. Die Maschine steigert das menschliche Können qualitativ und quantitativ und zwar erst seit der Doppelerfindung der Arbeitsmaschine und der Nutzbarmachung des Dampfes.

Recht eigentlich charakterisiert wird aber das „Maschinenzeitalter" doch durch etwas anderes: die Anwendung der Wissenschaft auf die Technik.

Von ihr an datiert „der neue Stil des Wirtschaftslebens", das „Interesse an raschem Kapitalsumschlag" (S. 71): gesteigert durch die Unsicherheit der Konjunktur, revolutioniert die Wirtschaft im Sinne rastloser Tempobeschleunigung. Die Maschine kann nicht schnell genug sich drehen, die Bahn nicht schnell genug Personen und Güter transportieren, Post und Telegraph werden rastlos verbessert. Dasselbe Streben im Großhandel, im Kreditverkehr! Das wirkt auch auf den Stil des Gesellschaftslebens ein; Materie, Raum und Zeit werden mehr und mehr überwunden. Daher die gesteigerte Wertung der Zeit, die Genauigkeit ihrer Messung, die „beschleunigte Lebensführung", das Hasten und Drängen auf allen Gebieten.



Diese Kräfte hauptsächlich sind es gewesen, die „die Neugestaltung des Wirtschaftslebens“ (Zweites Buch dieses Bandes) vollzogen haben. Es entsteht zunächst die „moderne Landwirtschaft“ aus der „Auflösung der alten bodenständigen Wirtschaftsverfassung“. Die Preise der Produkte steigen bis zum Ende des dritten Jahrhundertviertels in Deutschland, dank der Entfaltung erst der englischen, dann der heimischen Industrie und ihrer Kaufkraft; die „Mobilisierung des Grund und Bodens“ schreitet rasch voran; die Besitzwechsel fördern die Verschuldung; die rationell-intensive Betriebsweise breitet sich schnell aus, und mit ihr steigt die Grundrente rapid. Die Produktionsrichtung ändert sich, der Wald rückt aus der „zweiten Zone“ (Thunen) an die Peripherie, die Wollproduktion geht zurück, die Fleischproduktion wächst, Flachsbau und Schälwaldkultur schrumpfen ein. Damit wird eine „Neugestaltung der ländlichen Arbeitsverfassung“ notwendig. Die alte Naturallöhnung verschwindet mehr und mehr, zum Teil, weil Barlohn dem Gutsbesitzer billiger zu stehen kommt als das täglich im Geldwert steigende Deputat, zum Teil, weil technische Fortschritte (Dreschmaschine) die alte Berechnungsgrundlage beseitigen (Druschanteil), zum Teil, weil die alte Wirtschaftsart sich nicht mit den Anforderungen der modernen Wirtschaft verträgt (der „Morgen im Felde“). Die Sommerarbeit wächst seit Einführung der Fruchtwechsel- und namentlich der Rübenwirtschaft, während gleichzeitig die Winterarbeit durch den Fortfall des Handdruschs, der Flachsbearbeitung und des Hausgewerbes sich vermindert; die Landwirtschaft wird mehr und mehr „Saisongewerbe“. Denn gleichzeitig damit versiegen die Quellen, aus denen bisher der Landarbeiter während des Winters hatte seinen Unterhalt ziehen können, durch die „Verringerung der Nebeneinkünfte der ländlichen Bevölkerung aus den Markennutzungen“ (S. 125) und durch „den Wegfall der gewerblichen Nebenbeschäftigung auf dem Lande“ (S. 130), der Spinnerei und Weberei und der ursprünglich über das ganze Land hin zerstreuten, jetzt aber seit dem Siegeszug der Steinkohle mehr und mehr konzentrierten ehemaligen „Waldindustrieen“: Eisengewerbe, Färbereien, Glashütten, Porzellanfabriken etc.; ferner der ländlichen Hausindustrieen (S. 138) und der ländlichen Nebengewerbe (Brennerei, Brauerei), die ebenfalls einem fortgesetzten Konzentrationsprozeß unterliegen, bei dem die kleinen Betriebe verschwinden.

Daher die „Landmüdigkeit“. Bis zum Ende der frühkapitalistischen Periode wächst die Landbevölkerung stärker als die städtische. Dann erst tritt die „Landflucht“ ein, die Sombart als „allgemeine Erscheinung“ auffaßt, weil „ein Abstrom der Bevölkerung aus bäuerlichen Distrikten ebenso vorhanden ist, wie aus Großgüterdistrikten“ (S. 151). Zuerst überwiegt die Auswanderung, dann tritt die inländische Abwanderung an ihre Stelle, in dem Maße, wie der Kapitalismus erstarkt, und so kommt es zu jener gewaltigen Umschichtung der Bevölkerung, die das Charakteristikum unserer Zeit ist, zur „Verstadtlichung“ im größten Maßstabe.

Die Städtebildung und namentlich die Großstadtbildung sind typische Erscheinungen des Kapitalismus. Wie kommt das? Diese Frage zu beantworten ist „Aufgabe einer Städtetheorie“. Sombart vermißt eine solche völlig und hat recht — für die Universitätsökonomie! Ich habe aber eine Städtetheorie entwickelt, zusammenfassend in einem Aufsatze in der „Neuen deutschen Rundschau“, zu deren ständigen Mitarbeitern auch Sombart gehört: „Die Entstehung der Großstädte“,[1]) und sehr eingehend als integrierenden Teil meines Systems in meinem „Großgrundeigentum“.[2]) Ich durfte schreiben[3]): „Ich habe auf Grund

[1]) N. D. Rundschau. X. 6.

[2]) Großgrundeigentum. S. 59 ff., 296 97.

[3]) Großgrundeigentum. S. 489.



des Thünenschen Schemas, soweit ich sehe zum ersten Male, verfolgt, wie sich eine Stadt aus der Urproduktion entwickelt. Diese Schilderung enthält nichts anderes, als den auf nationalökonomische Weise ausgedrückten Vorgang bei der Entstehung jeder gemischten Ansiedelung der ganzen Welt." — — Es ist wieder sehr verwunderlich, daß ein so genauer Kenner und strenger Kritiker meiner Bücher diese wichtigen Stellen nicht entdeckt hat, so daß er schreiben muß: „Was wir zu erstreben uns müssen angelegen sein lassen, ist eine ökonomische Theorie der Städtebildung. Ist es nicht zum Weinen traurig, daß heutzutage, also etwa ein und ein drittel Jahrhundert nach dem Erscheinen der Inquiry von James Stewart, so etwas noch erst ausdrücklich ausgesprochen werden muß? Wer aber, der die einschlägige Literatur kennt, möchte zu behaupten wagen, es sei überflüssig?" (S. 191). Meine Definition der „Stadt" stimmt aber ebenso sehr mit der von Sombart überein, wie meine Theorie in allen Hauptzügen mit der seinen.

Die Stadt ist in ihrem Wachstum ehern gebunden an das Maß des Surplus-Produktes ihrer ländlichen Umgebung. Die kapitalistische Stadt konnte stark wachsen, weil die Landwirtschaft eine höhere Produktivität entwickelte, und weil die modernen Verkehrsmittel das versorgende Gebiet außerordentlich erweiterten. Und sie wuchs nun in der Tat durch den „Zug nach der Stadt" (11. Kapitel). Dieser ist eine Folge davon, daß die moderne Entwicklung „die Existenz zahlreicher Schichten an ihrem alten Heimatsorte erschwerte" (S. 234): die Schwächung der Kaufkraft der ländlichen Bevölkerung, die Umgestaltung der Verkehrstechnik (Rückgang der alten Knotenpunkte und Poststationen), die Verschiebung des Standorts der immer mehr räumlich sich konzentrierenden Industrie, der Rückgang des Handwerks. Dem steht gegenüber eine dauernde Hebung des Lebensstandes in den Städten, dank der immer steigenden Nachfrage nach Arbeitern, Dienstboten etc. Und wenn außer diesem „einseitig sinkenden Druck" über den Städten, wie ich diesen Mechanismus des Drucks vom Lande und Zuges in die Stadt genannt habe[1]) auch noch die „Vergnügungssucht" und „Unbotmäßigkeit" genannt werden soll, so hat Sombart gewiß recht, diese psychologische Umwertung aller Werte ebenfalls als eine unmittelbare Folge der kapitalistischen Entwicklung, der menschenbefreienden, persönlichkeitsentbindenden, zu erklären (S. 237).

Die Produktion ist in ihrem Bestehen und Gedeihen immer eng gebunden an den Bedarf. Wie hat der moderne Kapitalismus auf den Bedarf gewirkt? Das ist die nächste Frage, die sich Sombart stellt.

Es wird in einer Anzahl von Kapiteln zuerst die „Ausweitung des Konsums", d. h. „die absolute Steigerung der Nachfrage nach Gütern" (S. 252), behandelt und gezeigt, wie sie sich dank dem zunehmenden durchschnittlichen Wohlstande und dem allmählichen Fortfall der Eigenproduktion ausbildete; dann „die Verdichtung des Konsums", d. h. die Verminderung der „Entfernung, in der die einzelnen Bedarfsfälle einer von dem andern auftreten" (S. 277). Das geschieht durch Anhäufung der Menschen in immer größeren Städten und durch „Vervollkommnung des Personen-, Güter- und Nachrichtentransports", welche Käufer und Verkäufer einander so viel näher bringen. Dann folgt ein wieder besonders reizvolles Kapitel über die „Verfeinerung des Bedarfs (zur Geschichte des modernen Geschmacks)", die „Vereinheitlichung des Bedarfs und seine Urbanisierung" und die „Mobilisierung des Bedarfs" (zur Theorie der Mode), beide voll Scharfsinn, Feinheit und Reiz.

[1] Großgrundeigentum. S. 97.



Die alte Handelsorganisation hat der Kapitalismus nur zum kleinen Teil verwenden können. Messen und Märkte sind immer mehr an Bedeutung zurückgegangen, die Hausiererei erlebte zuerst einen sehr bedeutenden Aufschwung, als sie anfing, die kapitalistisch hergestellten Waren zu vertreiben, ist aber jetzt auf der ganzen Linie im Weichen, und gar die einst gefürchteten Wanderlager und Wanderauktionen haben keine Bedeutung gewonnen. Aber auch der alte, handwerksmäßig ruhige, schläfrig und behaglich - sicher den Kunden erwartende Detailhandel mußte sich häuten, seit die Konkurrenz scharf geworden. „Der Absatz wird zum Problem", „neue Geschäftsprinzipien" verdrängen die alten: Reklame, um „den Kunden anzuziehen" und „Kulanz, um ihn zu fesseln". „Großer Umsatz, kleiner Nutzen wird die Losung." Und die „neuen Geschäftsformen" sind das Versandgeschäft, dies erst ermöglicht durch das Postpaket, das Auktionsgeschäft und das Abzahlungsgeschäft.

Diese neuen Geschäftsformen legen im Interesse der Anziehung von Käufern großen Wert auf die „Neugruppierung der Waren in den Verkaufsstätten". Verschiedene Prinzipien kreuzen sich hier: man gruppiert nach der Qualität, (Luxus- und Ramschgeschäfte); — man „spezialisiert" (Zigarren, Zigaretten, feinstes Obst, Kaffee, Kaviar, Handschuhe); — und schließlich: man „kombiniert" („Bedarfsartikelgeschäfte": Kücheneinrichtung, Delikateßwarenhandlung, Herrenartikel etc.).

Mehr oder weniger faßt sich das alles zusammen durch die „Konzentrationstendenz" im Warenhause, das nicht durchaus Großbetrieb sein muß, sondern auch in Form des Filialsystems sehr konkurrenzfähig ist.

Daß alle diese Organisationen nur unter den Bedingungen der kapitalistischen Wirtschaft, ihrer Bedarfsverdichtung, Verkehrsverhältnisse usw. denkbar sind, wird klar und umfassend überall dargestellt. Und dann folgt, nach einer Darstellung der Hilfsorgane des modernen Detailhandels (Fachpresse und Geschäftsreisende) und der Zwischenhandelsorganisationen (Grossist alten Stils, Engros-Sortimenter und Agenten) und nach einer kurzen Skizze der auf Ausschaltung des Detailhandels gerichteten Bestrebungen (Detailreisende der Möbel- und Maßschneiderbranche, Konsumvereine etc.), die Theorie der gewerblichen Konkurrenz, d. h. hier der Nachweis, warum der Kapitalismus über das Handwerk siegen mußte.

Einen Teil der Theorie der Konkurrenz hat Sombart, wie wir wissen, vorweggenommen, nämlich die subjektiven und objektiven Bedingungen, unter denen Konkurrenz überhaupt möglich ist. Hier wird untersucht, welche Vorzüge, Konkurrenz einmal gegeben, den Sieg gewährleisten. Die kapitalistische Unternehmung siegt erstens durch ihre Überlegenheit in der Art der Darbietung der Ware. Massenhafte und rasche Lieferung kann sie allein leisten, dem Handwerk ist sie unmöglich. Sie allein kann ferner durch fortwährende Herausstellung von Neuheiten die Kauflust frisch erhalten: das Handwerk ist dazu zu schwerfällig, zu wenig universell in der Technik, während das Kapital in der Lage ist, jeweilig neue Materialien und in ihrer Bearbeitung erfahrene Techniker heranzuziehen. Und ebenso kann nur die kapitalistische Unternehmung die verfeinerte, elegantere, kulantere Art der Darbietung leisten, da sie allein über gewandte Verkäufer und gut ausgestattete Verkaufsräume gebietet.

Nicht minder ist die Unternehmung überlegen in der Qualität des Dargebotenen. Sie allein verfügt über den Stab wissenschaftlich oder künstlerisch gebildeter Hilfskräfte für den Entwurf, über die Spezialisten der ausführenden Arbeit und über die qualifizierten Arbeiter im allgemeinen für die Herstellung (S. 442). Denn auch der bessere Geselle stellt sich dem Kapitalisten lieber zur

Verfügung, der ihn besser entlohnt, bei dem er kürzere Arbeitszeit und vielseitigere Beschäftigung und die Aussicht auf Vorwärtskommen, als Werkmeister etc. hat. Gefördert wird diese Bewegung durch jene psychologische Umwertung der Gesellenklasse, die alle spezifische Handwerkergesinnung verloren und gegen das proletarische Klassenbewußtsein eingetauscht hat.

Am stärksten ist aber die Überlegenheit des Unternehmens im Preiskampf. Schon die exakte Preisberechnung, Kalkulation, ist die Seele der Unternehmung; hier kann der Handwerker nicht mithalten. Kann es einmal ein einzelner, so ist er — kein Handwerker mehr! (Wieder der analytische Satz als synthetischer serviert!) Ferner aber kann die Unternehmung den Handwerker unterbieten, entweder, indem sie den Gebrauchsgegenstand aus billigerem Stoffe liefert, (Surrogat) oder indem sie ihn in altem Material und mindestens gleicher Vollendung billiger liefert.

Das letztere vermag sie durch Vorteile bei allen Produktionsbedingungen Sie spart immer an Grundrente, selbst wenn sie zur Miete sitzt, schon weil sie die Betriebsstätte von der Verkaufsstätte trennen kann, was dem Handwerker kaum je möglich ist — sonst ist er eben kein Handwerker, d. h. mitarbeitender Betriebsleiter mehr. Der Unternehmer kann aber auch die Grundrente ganz sparen und seinen „Arbeitern", d. h. in diesem Falle Hausindustriellen, aufhalsen. Beim Bezug der Rohstoffe hat er Vorteile, hauptsächlich, wie Sombart sehr fein bemerkt, auch aus dem Grunde, weil die meisten Rohstoffe, von immer ferneren Produktionsorten herangeführt, im Großhandel schon „zusammengeballt" vorliegen, sodaß die Detaillierung neue Arbeit, d. h. neue Kosten verursacht. Und nicht minder hat der Unternehmer große natürliche Vorteile durch das Arbeitsmittel. Je größer die Kraftmaschine, um so billiger die Krafteinheit, das ist ein ökonomisches Gesetz für alle Motoren; auch für die Elektromotoren, auf die so große Hoffnungen gesetzt wurden.

Noch viel wichtiger aber sind die Vorteile der Unternehmung im „Kampfe um die Arbeitskraft". Gerade die billigen, die „Spottpreisarbeiter", d. h. unqualifizierte, meistens ehemalige Landarbeiter und die durch die Auflösung der alten Hauswirtschaft freigesetzten und namentlich durch die städtische Mietsrente zum Erwerb gezwungenen Weiber, kann fast nur der Kapitalist beschäftigen, weil nur er die Möglichkeit hat, die Arbeit so zu differenzieren, daß auch der Unqualifizierte große Teile übernehmen kann, und weil nur er die Möglichkeit hat, die Arbeitskraft zu beschäftigen, ohne mit ihr eine Ortsveränderung vorzunehmen.

Ebenso wie bei Beschaffung der Produktionsfaktoren, ist der Kapitalist durch „Ökonomisierung des Produktionsprozesses" im Vorteil gegen den Handwerker. Er kann ihn „verdichten" (S. 506), d. h. bei gleichbleibender Basis der Produktion die Produktion einer Zeiteinheit vermehren, und zwar durch Verlängerung der Arbeitszeit oder durch Schichtenwechsel und Beschleunigung des Arbeitstempos. Der Handwerker kann die Arbeitszeit nicht entsprechend vermehren, kann mindestens seine Gesellen nicht so anspannen, wie der Großbetrieb, wo die Maschine den Takt des „Arbeitsrhythmus" schlägt. Der Handwerker kann aber auch den Produktionsprozeß nicht „ausweiten" wie der Kapitalist, d. h. mehr Produktionskräfte zu einheitlicher Wirksamkeit zusammenzufassen —; sonst wird er selbst — Unternehmer! Auch kann er die Abfälle nicht nutzen, die sich nur dann verwerten lassen, wenn sie massenhaft sind.

Auch im „Kampf um die Technik" ist der Unternehmer überlegen (S. 514), und zwar benutzt er vorwiegend folgende vier Verfahren: das „material-



vereinigende", das „arbeitzerlegende", das „wissenschaftliche" und das „maschinelle Verfahren", die sämtlich dem Handwerker gar nicht oder nur in geringem Maße zugänglich sind.

Und nun die Maschine! Die Kleinkraftmaschine, auf die man so unendliche Hoffnungen setzte? (Werner Siemens!) Daß sie für das Handwerk ökonomisch mindere Vorteile bringt als für die kapitalistische Unternehmung, haben wir schon gesehen. Und dem entspricht die technische Verwendung! Eine sehr sorgfältige und dankenswerte statistische Betrachtung zeigt, daß dieses „große Mittel" für das Handwerk praktisch gar nicht in Betracht kommt. Arbeitsmaschinen sind aber nur in den seltensten Fällen für den kleinen Betriebsumfang des Handwerks ökonomisch möglich; und wo sie möglich sind (Nähmaschine, Webestühle etc.), da dienen sie meistens Hausindustrieen zum Vorteile — des Kapitals (Uhrmacher im Jura). (S. 532.)

Unter diesen Umständen kann man wohl verstehen, daß „in extensiven Konsumtionsgebieten" noch Handwerker existieren; aber „wie in aller Welt erklärt es sich, daß in einer Großstadt noch ein einziger handwerksmäßiger Friseur, Bäcker, Fleischer, Tischler, Schlosser sein Dasein fristet, die letzeren, soweit sie keine reinen Reparaturhandwerker sind?" Das ist die Frage nach den „Hemmungen" des kapitalistischen Siegeszuges. Sombart unterscheidet solche auf seiten der Nachfrage und des Angebotes.

Seitens der Nachfrage sind Hemmungen die mangelnde Kaufkraft, wo der Kapitalismus höher qualifizierte und teurere Waren liefert, ferner „Unempfindlichkeit der Kundschaft gegenüber den minderwertigen Leistungen" des Handwerks, und die aus mancherlei Motiven abzuleitende Neigung des Publikums, an Handwerker höhere Preise für gleiche Leistungen zu zahlen.

Auf der Seite des Angebots wird zunächst als „imaginäre Hemmung" „der Traum von den Handwerkergenossenschaften" abgetan; als effektive Hemmung kommt vor allem in Betracht „der Verkrüppelungsprozeß des Handwerks": der Handwerker bringt es fertig, im Konkurrenzkampfe mit dem Kapitalismus trotz aller seiner Vorteile bei gleichem Preise gleiche Leistung zu bieten, und zwar entweder durch Verkauf unter den Produktionskosten (er schießt aus andern Quellen zu, z. B. aus Hausbesitz, aus Nebenerwerb, aus Kapitalvermögen) — oder durch Herabminderung der Produktionskosten: Verlegung der Produktionsstätte aus der Stadt aufs Land, Ersparung an den sachlichen Produktionskosten (unzulängliche Werkstätten, Mangel an Sauberkeit und Hygiene [Bäcker], Mangel an Schutzvorrichtungen); damit pflegt parallel zu gehen die Herabsetzung der persönlichen Lebensansprüche des Meisters und seiner Familie (Kautskys „Barbarei!") Der „Profit" schwindet zusammen, und oft bleibt nicht einmal der „Lohn" intakt. Daher die „Hungerkonkurrenz", die den noch leidlich situierten Handwerkern in den Rücken fällt.

Das alles würde aber noch nicht hinreichen, um die Tatsache, daß es immer noch so viel „Handwerk" gibt, zu erklären. Dazu muß man in Rechnung setzen, daß an einer einzigen Stelle das Handwerk einen Vorteil gegen das Kapital hat, auf einem einzigen Teilfelde des Arbeitsmarktes: in der Exploitierung der jugendlichen Arbeitskraft! „Lehrlingszüchterei" ist der Schlüssel des Problems! Krasse Ausbeutung, Raubbau an der Gesundheit und Kraft, häufig ohne Vorteil für die Ausbildung der Lehrlinge, das ist die letzte in den Sumpf tauchende Wurzel, aus der das Handwerk noch einige Lebenssäfte zieht!

Berlin. *Dr. Franz Oppenheimer.*

(Ein dritter Artikel folgt.)





Berliner Brief.

Berlin tanzt, — tanzt mit einer Leidenschaft und Inbrunst, deren sich die ältesten Leute nicht mehr erinnern können. Alles ist sich einig, daß die heurige Saison, die jetzt stark ihrem Ende zugeht, ungemein glanzvoll gewesen ist. Freilich ist dieser Glanz nur ein äußerlicher, denn von innen heraus pflegen diese Vergnügungen nicht zu leuchten. Der berühmte Ernst des Berliners zeigt sich vielleicht nirgends so deutlich als bei seinen Festen, als dann, wenn Fastnachtslaune offiziell proklamiert wird. Eine Berliner Redoute steht in der Welt einzig da. Man sieht verheißungsvolle Dominos, interessante Masken, Narren und Schellenträger genug, aber die Signatur des Fracks in ihrer stummen Düsterkeit und offiziellen Unnahbarkeit gibt nun doch den Ton an. Auch der leiseste Versuch, die kalten Räume mit Frohsinn und Übermut zu durchwärmen, erstickt jedesmal an den würdevollen Mienen der Besucher, die den Ball nur als ein Pflichtvergnügen betrachten. Die Redouten wird man wohl nach dem diesjährigen Fiasko endgültig aufgeben, die Kostümfeste werden wohl bleiben, so wenig auch hier Harmonie und Stimmung in das Gesamtbild zu bringen ist. Der heimische Menschenschlag wird in der Verkleidung nur noch unbeholfener und steifer. Das Witzwort, das über: „Schöne Maske, ich kenne dich!" hinausgeht, wird gewiß zur Zote. Man sollte auch mit diesem schlechten Brauche der Kostümfeste, denen eben nur eine Künstlergesellschaft Inhalt zu geben vermag, beizeiten brechen. Bei den Damen bringen die höchst kleidsamen und wirkungsvollen Reformkostüme genug Abwechslung, ja sogar etwas Stil in das Bild, und die männliche Kleidung beginnt sich auch wieder etwas individueller auszugestalten. Das Gesagte gilt natürlich nur für Berliner Verhältnisse, wo gerade der Widerspruch zwischen dem angekündigten Programm und dem realen Inhalt, den ihm die Festteilnehmer geben, so trostlos und ernüchternd wirkt. Man wird das beklemmende Gefühl, daß es sich jedesmal um eine erzwungene, um eine Radau-Lustigkeit handelt, nun einmal nicht los. Dem Fernerstehenden muß es freilich scheinen, als ob wir auf den Gipfeln des Frohsinns thronten, Evoe und Bacchus unsere selbsteigenen Götter wären und sich die Laune hier in nächtlichen Festen ein Paradies geschaffen hätte. Wir erfinden nämlich immer neue reizvolle Titel, um den Gott der Freude freundlich zu stimmen. Da hatten wir einen „Frechen Rattenball", ein „Fest der Erznarren", einen „Sezessionsball", und sie waren sich alle, ach, so ähnlich! Am schlimmsten freilich sind die Wohltätigkeitsfeste. Warum gründet man nicht einen Anti-Verein? Sie sind einmal ihrer ganzen Natur nach unsittlich, der gute Zweck scheint hier alle Mittel zu heiligen, mit denen wohlerzogene junge Mädchen das Geld aus den Taschen der Kavaliere locken und wohl selbst einen tüchtigen Batzen zu-



schlagen, um die Rivalin durch ein noch mehr „einnehmendes Wesen“ zu übertrumpfen.

Bei alledem ist die neuausbrechende Tanzlust nicht wegzuleugnen. Sie hat die Überbrettls und Kabaretts überdauert und, so paradox das klingt, sich als der ruhende Pol in der Flucht der Erscheinungen erwiesen. Vielleicht hat Miß Isadora Duncan diese neuerwachte Leidenschaft ins Land getragen. Sie bildet den Clou der Saison und hat einen schier unglaublichen Zulauf. Ich habe sie nicht gesehen, aber ich mißbillige ihre Kunstübung. Sie trägt auch in der Entfernung den Stempel des Dilettantischen an sich, und erfahrene Beurteiler haben dies durchaus bestätigt. Seinem innersten Wesen nach ist der Tanz nicht Paraphrase verwandter Kunstarten, sondern eine Kunst für sich. Wenn man Chopin tanzt oder antike Vasen, so kann man auch, um den Pas vom Erhabenen zum Lächerlichen zu machen, Schopenhauer und Nietzsche tanzen, und Reichstagsreden und Doktordissertationen. Das vielgerühmte Neue dieser Kunst scheint denn doch sehr materieller Natur zu sein, und selbst der Anblick wohlgestalteter Beine vermag für den Mangel wirklich künstlerischer Leistung nicht zu entschädigen. Ein viel grausamerer Snobismus freilich ist der neue Niggertanz der Cake-walk. Eine unvergleichliche Geschmacksroheit, die voraussichtlich die Darwinsche Abstammungslehre bildlich erhärten soll. Mit rückwärts gebogenem Oberkörper und affenartigen Armbewegungen tanzen die Paare einher, um für die große physische Anstrengung förmliche Beifallsstürme zu ernten.

Genug vom Tanze! Ein anderes Interessenzentrum, das zurzeit unser vielgeliebtes Tout-Berlin erregt, nachdem man seine Skandalsucht an den Vorgängen am sächsischen Königshofe befriedigt und Giron und Luise etwas satt gekriegt hat, ist jetzt der Streit um Bibel und Babel. Ich denke darüber nicht viel anders als über Isadora Duncan. Die sogenannte Popularisierung der Wissenschaft, und noch dazu einer Wissenschaft, die ihrer Natur nach nur wenigen zugänglich ist, richtet unter den Unmündigen viel mehr Schaden an, als man gemeinhin glaubt. Das Gelehrtengezänk, das man jetzt um Delitzsch erhebt, ist für das Ohr des wissenschaftlich Gebildeten nicht gerade wohltuend, seinen Mitschuldigen und Urhebern aber vielleicht eine heilsame Lehre in einer Zeit, wo die Wissenschaft aus dem Streben nach Massenruhm sich, vom Popularitätsteufel geplagt (und was für ein Teufel ist das), in kulturell niedrig stehenden Zeitschriften und durch allerhand andere Reklamemittel, die man als nicht ganz lauter empfindet, zu prostituieren beginnt. Woher dieses ganz allgemeine Interesse für ein Problem der Spezialwissenschaft, das nur durch eine gewaltsame Verdrehung zu einer ethisch bedeutsamen Religionsfrage umgebogen werden konnte? In weit höherem Grade als früher läßt sich die Masse in ihrem Bildungstriebe auf Probleme der Wissenschaft und Kunst hinzwingen, die sie im Grunde gar nichts angehen und durch diese lästige Teilnahme notwendig in eine schiefe Beleuchtung geraten. Erleichtert wird diese Wirkung einer geistigen



Zeitepidemie durch unsere Presse und durch die wachsende Menge öffentlicher Bildungsanstalten, auf die man oft genug das Bibelwort anwenden kann: „Der Herr verzeihe ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun.“ Am deutlichsten zeigt sich das Mißliche und Gefährliche dieses Zustandes, durch den brennende Tagesfragen und Kulturinteressen fast fabrikmäßig hergestellt werden, in der alten und doch ewig jungen Frage der Theaterzensur. Wie ein Mann erhebt sich das freiheitsbedachte Volk gegen diesen bureaukratischen Zopf, der eine Daseinsberechtigung nur dann hätte, wenn er die schlechten Theaterstücke unmöglich machte, ein Erfolg, an dem unsere Bühnen unfehlbar zu Grunde gehen würden. Wer einer solchen Protestversammlung beigewohnt hat, verspürt darin den lieblichen Bratenduft des vormärzlichen Liberalismus, der uns heute so entsetzlich spießbürgerlich anmutet, weil er eine Ruine ist und sich mit Vorliebe für das Unwesentliche ins Zeug wirft. Es ist ein herrliches Ding um die Geistesfreiheit. Tod ihren Verrätern und Verächtern, die nicht voll und ganz für eine absolute und totale Unabhängigkeit der Meinung eintreten. O, ihr ahnt gar nicht, daß euch der Wein am wenigsten durch Gesetze, so verschroben und veraltet sie sein mögen, verdünnt wird, und daß ihr seiner ungemischten Kraft wohl kaum gewachsen seid. Jetzt hat der Goethebund die Sache in die Hand genommen und ein großartiges Protestprogramm gegen die Theaterzensur inszeniert. Jeder Teilnehmer an diesem Meeting muß zuvor Mitglied des Goethebundes werden. Es kostet nur eine Mark, und es steht somit zu hoffen, daß der Goethebund, die paar tausend Proleten ausgenommen, bald Berlins sämtliche Einwohner umfassen wird. Und alle werden sie kämpfen für Freiheit und Recht des Geistes (wie es ja der Goethebund von Anfang an so mutig getan hat), und wir werden sein ein einig Volk von Brüdern. Unter so gewaltigen Streichen wird die Theaterzensur das Zeitliche segnen. Der Katzenjammer wird freilich nachfolgen, denn ich frage, was bleibt von Dreyers letztem Opus übrig, wenn das heiligende Verbot hinwegfällt? Aber wozu durch Heinesche Ironie selbst den schönen Zukunftstraum zerstören? Es lebe die Freiheit!

Eigentlich wollte ich Ihnen noch von einigen Theaterereignissen erzählen, daß die „Moderne Bühne“ ein interessantes Werk Helge Rodes aufgeführt hat, „Kain und Abel“, das durch einfache und starke Linienführung und feinen psychologischen Gehalt die verdiente Wirkung errang, daß man uns ein furchtbar langweiliges Revolutionsdrama Ernest Renans, „Die Äbtissin von Jouavre“ aus Kuriositätssucht gespielt hat, daß Gorkis „Nachtasyl“, so absolut undramatisch es ist, durch gute schauspielerische Leistungen zu einem glänzenden Kassenerfolge geworden ist. Das alles könnte aber die kaum entfachte Begeisterung des Lesers nur abschwächen, und ich ziehe es vor, mit dem Rufe zu schließen: Nieder mit der Theaterzensur! Es lebe die Freiheit!

Berlin, Anfang März 1903. *Dr. Hans Landsberg.*



Ulrike Dhuym, eine schöne Seele.

Roman von *Hans von Kahlenberg*.

(Schluß.)

Ulrike betete jeden Abend. Es gab für sie keine andere Hülfe, als ihn Gott ans Herz legen, ihr Bestes und ihr Liebstes! Sie rang und rang unablässig. Ein Wort an Monika tröstete sie: Der Sohn so vieler Tränen soll nicht verloren werden.

Das Leben erschien ihr trostlos, gerade jetzt, auf einem Tiefstand ringsum, wohin sie sah, in einen weiten Ozean ohne Leuchtturm. Ehrgeiz und Eigennutz hatten nie so offen zu reden gewagt; vom Übermenschentum für höchste Ziele, dem neuen Ideal, war nur der dürftige Streber ohne Ehrfurcht geblieben. Die Macht allein galt als das Begehrenswerte, man wußte nichts von einer Pflicht der Stärke. Niemals schien das Gewissen der Völker tödlicher und dauernder eingeschläfert, diese eherne Glockenstimme über Recht und Unrecht, die manchmal die Welt erschüttert. Wie ein Traum, wenn sie an ihre Jugend dachte, kam es ihr vor, daß man Ideale hochgehalten hatte, für die man gestorben wäre. — Bienensummen des Alltags ging geschäftig um sie her, während ihre Hände kleine Sächelchen für Antoinettes Kinder fertigten, sich mühten am Ausbessern sehr alter Wäschestücke noch von ihrer Ausstattung her. Sie verfielen fast in Zunder jetzt, aber man durfte sie noch nicht ausschalten, weil es zu teuer war, neue anzuschaffen. Alles war teuer; sie seufzte über die Rechnungen, geduldig wiederholte ihr Ruth die Posten und Summen, die immer etwas mehr ergaben, als sie gedacht hatten. Winnstedt kontrollierte sie peinlich genau, manchmal seufzte sie, wieviel besser gekleidet die Frau Steuerrat und Frau Amtsgerichtsrat gingen, sie gaben auch zu Sammlungen das Doppelte ihres eigenen Beitrags; der kleine Klatsch dieser Leutchen erfüllte ihr Ohr.

Im fernen Afrika erhob sich ein kleines Bauernvolk für seine Freiheit. Reginald Dale hatte ihr von den Verhältnissen in Transvaal gesprochen, die er genau kannte, seiner Hoffnung, höhere Kultur, staatsmännischen und ökonomischen Weltblick mit der trefflichen Eigenart, dem Unabhängigkeitssinn der dortigen Bevölkerung zu vereinigen. Sie wußte nicht, ob diese Hoffnungen sich als politische Trugschlüsse erwiesen hatten, Winnstedt von seinem Standpunkt als Militär mochte kritisieren, bemängeln, — ihr krankes und einsames Herz folgte den ersten Klängen dieses Heldengedichts, wie man der Marschmusik der großen Schlachtdaten folgt, mit einem aufrichtigen und dankbaren Aufschwung, Männer um Dinge der Mannheit wieder aufstehen und sterben zu sehen.

Mehrfach war die Rede davon gewesen, daß Ulrich in die Schutztruppe eintreten sollte. Herren seines Regiments kamen aus Afrika



zurück, gefeiert, reich mit Ehren beladen. Diese Berichte aus einer freieren und gefahrvollen Existenz begeisterten ihn. Winnstedt gebrauchte seinen Einfluß, setzte alte Verbindungen in Tätigkeit; es galt, ihn aus seinem jetzigen Militärverhältnis loszulösen, ohne eine sichere Aussicht auf Wiedereinstellung aufzugeben.

Es kam aber anders. Wie ein Donnerschlag in die so friedliche, einige Familie fiel ein Brief aus Triest: „Ich gehe zu den Buren. Meine Geldangelegenheiten sind ganz en règle. Wir schiffen uns morgen nach Kapstadt ein. Verzeiht mir!"

Winnstedt war außer sich. Ihm galt sein Ältester fortan als ein Rebell, der Fahnenflüchtige; sein Name sollte nicht mehr genannt werden. Er hatte nur noch einen Sohn — Gert.

Ulrike erhielt doch noch einen Brief. Er war kraus, ungerecht, unlogisch, trotzdem erfreute er sie, machte sie stolz:

„Sieh, Mutter! ich fand mich ja gar nicht mehr zurecht. Alles, was gut, rein, erhaben war, was du mir als solches gezeigt, ich in der Schule verehren gelernt, schien lächerlich, dumm, zum Unterliegen vorherbestimmt. Ich bin zu stolz, um das zu tragen. Ich weiß, daß es unrecht von mir ist, dieser Stolz im Grunde gar nicht der rechte Stolz sein kann, daß es einen viel besseren und vornehmeren gibt; ich bin aber noch nicht reif für ihn. Vielleicht ist es das Blut. Glaube mir, Mutter, daß ich gekämpft habe! Oft fühlte ich wie ein reißendes Tier in mir, — geschämt habe ich mich, die Zähne zusammengebissen, das Leben ist zu eintönig, es liegt zu viel brach in mir bei meinem Berufe. Das macht mich wild und frech. Und es ist schrecklich zu sehen, daß Schamlosigkeit und Schlauheit immer triumphieren, das Schlechte so viel mehr Glück und Ehre einträgt, als wenn wir gut und selbstlos zu sein versuchen.

Ich weiß nicht, ob ich mich verständlich ausdrücke, du wirst mich verstehen. Vielleicht müßte man durch innere Kämpfe ins klare kommen, ich würde mich aufreiben. Wenn ich den ganzen Tag im Sattel sitzen, handeln muß, im Krieg, wird mir wohl sein. Das verstehe ich auch wirklich. Es ist ja gut, daß ich mir gar nicht den Kopf zerbreche über Recht oder Unrecht meiner Sache. Da ist der Schwächere, ein Großer, Starker greift ihn an, — da gehöre ich hin.

Ich weiß, daß es im Leben mehr solcher Konflikte gibt; die Guten, Anständigen, sind überall eine Minderheit, und der Angriff ist stark und schlau. Ich bin noch nicht so weit, liebe, liebe Mutter! Laß mich auf dem Tatwege dahin kommen, ja vielleicht durch die körperliche Erschöpfung, — es ist das Blut, sage ich dir! Ich erstickte ja in Gleichförmigkeit und Eintönigkeit. Oft mußte ich an den Onkel Ferdinand, die Tante Dale, denken. Mutter, laß mich gehen! mit deinem Segen gehen! Oder ich werde schlecht. — Vielleicht wirst du sagen, ich verlasse meinen Posten; ich kehre wieder auf ihn zurück, wenn ich ruhiger bin, fester, in mir selbst gefestigt.

Ich bin ja kein Philosoph, ich sehe die Taten nur. Es ist noch



kindisch, aber sie gefallen mir, sie begeistern mich. Wir haben Feinde, innere und äußere, die inneren sind die viel gefährlicheren, stärkeren. Der äußere ist unkomplizierter, man kann gerade auf ihn losgehen. Ach, Mütterlein! ich habe solch Bedürfnis nach Geradheit, nach Kampf, nach Niederlage selbst! Dann würde ich sehen, was in mir ist, ob ich wirklich noch ein echter und rechter Kerl bin, vor dem ich selbst und die anderen den Hut abnehmen. Vater wird bös sein, — mein Mütterchen wird mich verstehen, mich lieb haben, soll auch wieder stolz auf mich sein. — —

Sei auch nicht traurig, wenn ich von da unten nicht wiederkomme, Mütterlein! Es ist mir viel erspart geblieben dann, und der schönste Tod ist's doch auf der grünen Heide. Ein Soldat will ich sein, noch ein ungeschickter, plumper zwar, und auf der falschen Seite. Ich kann kein Streber, kein Schleicher, aber auch noch kein Held sein. So hab' ich denn hier meinen Säbel, ein Paar Pistolen, meinen Brigantenhut; ungefähr so, denke ich mir, haben unsere ersten Vorfahren, Winnstedts und Hesses, ausgeschaut, ehe die Kanonen und Maschinen in die Welt kamen, das Geld und die Untreue.

Die gibt's hier auch nicht. Hier stehen die Frauen hinter den Männern, sie haben ihr Vieh, ihre Farmen, und jeder Bauer ist wehrhaft.

Vielleicht ist das alles zum Untergang bestimmt, vorsündflutlich, unsinnig. Unsere Stiefel stinken, und die Bibelsprache klingt rauh und ungehobelt. Wir haben nicht viel Zeit zum Denken, sondern hauen zu.

Gott behüte dich, mein Mütterlein! Weine nicht! Mach's wie die Mütter hier, die die Hände falten, kurz, ehrlich und treu. Ich bin glücklich. Hier steh' ich ganz fest. Und das ist auch ehrlich. Liebes, liebes Mütterlein, Gute, Feine! Du Tapferste von uns allen! — —

— —

Ulrike führte ein stilles Leben. Jedes Jahr verbrachten sie einige Wochen bei Broses, wo die Kinder reizend gediehen, alle drei Frauen in ihnen Anregung und Beschäftigung fanden. Brose sprach nach wie vor von allerlei Neuerungen und Plänen, dabei blieb alles beim alten; er wurde gelb und schwerfällig, setzte Fett an. Winnstedt war glücklich auf dem Lande, strich durch Wald und Feld, in Ökonomie dilettierend, mit den Leuten schwatzend. Es war seine Schwäche, zu glauben, daß er mit dem Volk außerordentlich gut umzugehen verstand, sein Hofmarschallwohlwollen geschätzt würde. Ein ganz leichter Schlaganfall bot ihm Anlaß, sich neuerdings viel mit seiner Gesundheit zu beschäftigen, er machte seine Spaziergänge seitdem ohne Hut, in phantastisch zwanglosen Kostümen, sie gehörten in sein System der Leutseligkeit; natürlich hielten ihn die Leute heimlich für verrückt.

Ulrike las viel, Tagebücher und Briefe aus Weimarer Sommertagen, die jene Zeit vor ihr lebendig machten, in der sie gern verweilte, da große Männer liebten, von ihrer Liebe in klingenden Worten sangen, ein unsterblicher Schatz sich häufte, von dem die Generationen zehrten. — Oder sie standen an der Grabstätte des eisernen



Feldmarschalls, deren Gitter aus Ketten und Kanonenkugeln die kleinen Kinder mit abgepflückten Butterblumen und Maßliebchen kränzten. Brose entwickelte seine Ansichten über Politik, die nach seiner Meinung, wenn sie gehört würden, alle Fehler vermieden. Er hielt die „Zukunft" als Leibblatt, räsonnierte viel, sein Steckenpferd blieb der Sozialismus. Winnstedt lächelte skeptisch. Er wußte, daß bei einem tatsächlichen Zusammenstoß das andere noch standhielt, wünschte ihn herbei, um Klärung zu schaffen; an radikale Umgestaltungen glaubte er nicht.

Trotzdem hätte er sie im eigenen Haus mit Augen sehen können. Gert war ganz ohne Vorurteile seines Standes, nutzte sie nur aus zu seinen ganz praktischen Zwecken. Er wollte Geld verdienen, um gut leben zu können. Der romantische Hang, der seinen Bruder in die Ferne getrieben, erschien ihm fast krankhaft. Schon mit fünfundzwanzig Jahren war er durch die Gönnerschaft des Kommerzienrats imstande zu heiraten. Er war die rechte Hand des alten Herrn in allen geschäftlichen Angelegenheiten; als Louis Holzmann früh starb, wurde er Vormund der jungen Söhne. Seine Frau behandelte er mit kühler Güte, sie hatte Angst vor ihm. Nach und nach phantasierte sie sich in den Gedanken hinein, daß Ulrich ihre eigentliche große Leidenschaft wäre; so hatte er seine Revanche.

Die Nachrichten von ihm liefen spärlich ein. In den Zeitungen konnte man dem Verlauf des Krieges folgen, der sich endlos hinzog durch trübe Winter- und Frühlingswochen. Er war einmal verwundet worden, bei Spionskop, dann fürchteten sie, daß er mit Cronje in Gefangenschaft geraten wäre. Zuletzt gehörte er De Wets Guerrillas an, alle sagenhaften Abenteuer, überraschenden Saltomortales dieses berühmten Führers getreulich teilend. Illustrierte Blätter brachten sein Bild bei Gelegenheit jener ersten Verwundung, in der malerischen Uniform des deutschen Freikorps. Ruth hatte es heimlich auf Winnstedts Platz gelegt, der Vater sagte kein Wort darüber, nur ging er nicht mehr aus dem Zimmer, nahm es nicht als persönliche Beleidigung auf, wenn die Frauen die Kriegsberichte verfolgten. Gert brachte öfters präzisere Nachrichten, er war durch sein Handelshaus in guter Verbindung, natürlich stand er auf seiten Englands, als der höheren Kultur. Ulrike sah, was Reginald prophezeit hatte, den Wettbewerb beider Nationen, der Vetternstämme. Man konstruierte Torpedos, Panzertürme in den Werkstätten, die Firma plante die Anlage einer eigenen Werft in einer der großen Hafenstädte. Die Projekte zielten sehr weit; alte Hansaherrlichkeit schien aufgelebt, der Deutsche sich seiner Wikingervergangenheit zu erinnern. Winnstedt folgte nicht ganz gern auf das Plankenlose, zu seinen Zeiten hatte die Armee die Erfolge errungen. Dennoch übernahm er den Vorsitz des Flottenvereins für seinen Wohnort. Ulrike sah träumend in die Weiten; alle diese Schiffe, neuen Dampferstraßen, Kabellinien — waren Arme, die sie mit der Ferne verbanden.



Diese Sehnsucht zehrte an ihr, umschattete ihre Augen. Sie fand es wohl besser, daß Ulrich fort war, die Heimat hätte ihn tiefer gekränkt als die Ferne; in ihr bohrte die ihm angetane Kränkung.

Die Mutter vermißte ihren Erstgeborenen. Immer war da ein leerer, kalter Platz, besonders empfand sie ihn bei Familienfesten, wenn alle versammelt waren, Schwiegerkinder, Enkel und Kinder. Auch bei Gert wurde ein Knabe geboren, sie tauften ihn Ulrich. Sie war dankbar dafür, obgleich es die Wunde aufriß.

„Komm wieder, Uli! Komm wieder!" Sie konnte sich nicht entschließen, es ihm zuzurufen, schrieb mutig und tröstlich. Wie eine Lähmung lastete auf ihr die furchtbare Entfernung: „Ich sehe ihn nicht wieder," sagte sie oft zu Ruth. „Du sollst sehen, er kommt nicht wieder."

Kaum wußte sie, ob sie es wünschen sollte. Er mußte Gert prosperieren sehen, er selbst ein brotloser Abenteurer, seine Liebe seines Bruders Weib. Sie wußte, Ulrich liebte nicht leichthin. Ihr Sohn war einsam. Seine alte, einsame Mutter konnte ihm nicht sagen: Komm!

Es war das heimliche Gift, das ihre Lebenskräfte jetzt rasch aufzehrte. Winnstedt blieb fest in seiner Ablehnung jeglichen Eingriffes. Die beiden guten Heiraten Antoinettes und Gerts hatten ihm wohlgetan, da würde auch für den Ältesten immer etwas abfallen, wenn er sich in den Kolonien irgendwie ankaufen wollte. Ruth fand ein Heim bei ihren Geschwistern, sein Familiensinn gab einen gesonderten Stolz der Unabhängigkeit nicht zu. Ulrike und Ruth selbst dachten anders.

Die Tante Winnstedt starb. Dieses gute, bescheidene Wesen löschte aus, wie es gelebt hatte: unmerkbar. Sie hatte viel Liebe gegeben, niemanden Leid getan. Alle betrauerten sie aufrichtig, am meisten Gert. In dieser Zeit starb auch Steele; sowie er tot war, gebärdete sich Frau von Steele, als ob es die herrlichste, wunderbarste Ehe gewesen wäre, ein solches Glück auf der Welt noch nie gesehen war. Ulrike widersprach ihr nicht, fand sie kaum noch komisch.

Das Gefühl der Eitelkeit alles Wollens und Strebens traf sie jetzt oft mit der Schwermut Salomos. Dann war es Ruth, die sie tröstete: „Du bist so viel für mich, Mutter! Wenn du wüßtest, wie reich du noch bist." —

Vorstellungen eines Wiedersehens nach dem Tode, der Klarheit alles Unaufgeklärten, wurden sehr stark in ihr. Sie liebte sie in den schönen, ehernen Worten einer Menschheitsjugend ausgedrückt, die ihren Freund und so viele Kämpfer und Dulder getröstet hatten. Näher lag ihr, sich zu versenken in Töne, edle, unsterbliche Verse des Faustanfangs. Allen mußte es auffallen, wie oft ihre Gedanken in Dhuym verweilten, bei Erinnerungen ihrer ersten Kindheit, an den Vater, die Schwester, ihren Bruder; sogar ihrer Mutter glaubte sie sich jetzt zu entsinnen, milder Augen, eines leichten Schritts. Dort, in ihrer Heimat, verfiel und verkam alles, Fred irrlichtelierte mit seiner Frau im Automobil umher; das war der neueste Sport. Das



Monument für Henriette sollte nicht zur Hälfte fertig sein, jetzt schon im Rohbau eine Ruine. Man hatte ihr berichtet, daß auf ihrer Mutter Grab das Kreuz von Efeu überwuchert einsank. Alles sah sie mit ungemeiner Deutlichkeit vor sich.

„Ich möchte noch einmal in Dhuym sein," sagte sie oft. „Ich möchte meinen Flügel hören, Beethovens Adagio, den Karfreitagszauber — —"

Ruth fand sie häufig schon wie abgeschieden, ganz versunken in hohe und feierliche Gedanken, unter denen ihre Finger ruhten, ihre Augen schimmernde Weite annahmen. Die Tochter schloß dann sanft die Tür. Es war ein sonderbarer Gedanke von ihr, daß, wo ihre Mutter war, immer die Sonne lag; im übrigen Hause herrschte Schatten und Dämmerung.

Winnstedt kam zärtlich besorgt, an die Abendkühle oder das Essen erinnernd. Sein Organismus funktionierte noch ausgezeichnet, er freute sich seines Schläfchens nach Tisch, an einem guten Braten oder einer guten Zigarre. Jede Kleinigkeit des Getriebes um ihn her interessierte ihn. Er machte komische Beobachtungen, frivole kleine Witzchen über das ewige Lebens- und Liebesbedürfnis der Männlein und Weiblein, deren Schleich- und Diebswege ihn amüsierten.

Im Winter waren alle in großer Sorge um ihre Gesundheit, niemand sagte es Ulrike selbst. Gert kam täglich, wie auch der Drang seiner Geschäfte sein mochte, um sich nach dem Befinden der Mutter zu erkundigen. Sie lächelte ihm zu, aber ihre Augen sahen über ihn hinweg dabei. Er wußte, ein andrer stand zwischen ihrer Seele und ihm. Er versuchte nicht mehr, diesen andern zu bekämpfen. Ohne Winnstedts Liebenswürdigkeit hatte er viel von dessen gesundem, praktischem Sinn, mit einer neuen Stahlunterlage von Energie, die einer lustigeren, leichtlebigeren Generation gefehlt hatte; um so leichter war dadurch der Verschmelzungsprozeß vor sich gegangen.

Antoinette entwickelte sich zu einer zielbewußten, tatkräftigen Hausmutter; auch äußerlich war sie stattlich, vollbusig, unter ihrer kleinen Knabenschar von seltener und feiner Rasseschönheit. — Ihr letzter Wunsch ging in Erfüllung, Fred selbst bat um Ulrikes Besuch in Dhuym. Winnstedt begleitete seine Frau, Ruth führte den Kleinen von Gert mit.

Gert mußte sich oft denken, daß dies Kind nicht bestimmt war, seine Rasse fortzusetzen, Vickys Kuren und Operationsgier machte vielleicht andre Nachkommenschaft unmöglich; er sprach sich nie darüber aus.

Sie verbrachten so milde, sonnige Oktobertage. Ruth hegte das Kindchen, es machte Winnstedt Spaß, die Stätten ihres ersten Liebens und Werbens wiederzusehen. Er entsann sich an tausend Einzelheiten, humoristische kleine Zufälle, die mit dem Hof, seiner Pagenzeit, zusammenhingen. Das Monument für Lady Dale bestand aus schwarzem, poliertem Granit, der einen Marmorsarkophag mit ruhenden Löwen,



den Wappenschildern, tragen sollte. Nur der Unterbau stand, dunkel, massiv, viereckig, wie ein Altar. In Goldlettern waren Namen und Titel eingraviert, eine späte Genugtuung, die der Sohn der Mutter zugedacht, vielleicht aus Befriedigung eigner Eitelkeit. Man stieg auf Stufen zur Plattform.

Ulrike saß auf der untersten Stufe. Ihr Schoß war voll von Blümchen, Grünzeug, das der Kleine unermüdlich herbeischleppte. Er papelte schon mit einem lallenden, unverständlichen Stimmchen. Ruth bückte sich, um ihn an den weißen Schürzenbändern zu halten, die er um den Leib trug; sie hatte sich wenig verändert, ihre Züge spiegelten nur Güte und Ruhe.

„Erkältest du dich auch nicht, Muttchen?“ fragte sie zärtlich.

Ulrike schüttelte nur lächelnd den Kopf. Sie hatte ihr Haupt an den schwarzen polierten Stein gelehnt. Ihre Haare waren ganz weiß jetzt, fielen noch immer in breiten Bändern, die edle Linie des Profils war geblieben; nur der Hals erschien dünn, fast ausgemergelt, ihr Rücken hatte sich gebeugt. Einer der Sibyllen glich sie so, Raphaels eher wie Michel Angelos; mit einer Spindel oder einem Folianten sitzen sie, der Zeit entwachsen, Unsichtbares schauend.

Eine sanfte Hügelkette wellte den Horizont, näher zu ihr wurden die Gegenstände der Natur noch unbedeutender, Baumgruppen, Einzelbäume, Grasflächen, die gar nicht mehr emporstrebten, ruhend lagerten, unter ganz feinen weißen Nebelhuschen, die der herbstfeuchte Boden ausblies. Sie hatte die Hände gefaltet, ihre Augen standen unter Tränen, sie tranken die glutende Schönheit des Abendhimmels ein, sie stützte sich auf das Monument der Toten. Der Kleine lachte, griff in die Luft aus, Ruth lächelte ihr zu.

Winnstedt kam von seinem Spaziergang. Er hatte eine uralte Frau ausfindig gemacht, die Ulrikes Mutter noch kannte. Für diese Leute war das Komteßchen die Prinzessin gewesen, sie hatten alle erwartet, daß sie einen Prinzen heiraten würde.

Sie sprachen von alten Zeiten, die so weit zurücklagen, von 48, 66 und 70.

Alles hatte sich gut und glänzend gewendet. Deutsche Panzer- und Prunkschiffe trug der Ozean. — Sie dachte an die, die gefallen und vergessen waren, deren Namen in Hohn und Schmach verklungen; Reginald Dales Gebein verwehte der Wüstensand.

Aber der geheimste und letzte Gedanke dieses hochsinnigen und zärtlichen Herzens grüßte Einen, der mit der Flinte im schlechten Bauernrock auf einem einsamen, afrikanischen Kopje stand.

Da war noch immer nicht Friede. Sie dachte, daß es gut war für die Welt, daß nie Friede ist.

ENDE.



CHRONIK.

Arbeitslosenversicherung.

Von ganz hervorragendem öffentlichem Interesse sind die Ausführungen, die der Senatsvorsitzende im Reichsversicherungsamte, Geheimrat Dr. Zacher, unter obigem Stichwort im ersten Nachtragshefte seines ausgezeichneten Werkes „Die Arbeiterversicherung im Auslande“ macht (Heft Ia. Die Arbeiterversicherung in Dänemark, Verlag A. Troschel, Berlin-Grunewald 1903). Der tiefblickende Verfasser knüpft an die kürzlich stattgehabte dritte Verbandsversammlung deutscher Arbeitsnachweise an und kommt, nachdem er an Hand der Erfahrung auf andern Versicherungsgebieten den Zwangscharakter der Arbeitslosenversicherung als unerläßlich betont, zu der allerwichtigsten Frage, wer der Träger der Arbeitslosenversicherung sein soll. Die naheliegende Idee, die Aufgabe der Arbeitslosenversicherung den städtischen Arbeitsnachweisen anzugliedern, weist der Autor durchaus zurück. Allerdings vertritt er mit den Verfechtern einer derartigen territorialen Organisationsform entschieden den Plan, in allen größeren Industriezentren und Gemeinden je eine Zentralstelle für Arbeitsnachweis einzurichten und alle diese lokalen Arbeitsnachweise zu einem das ganze Land überziehendem Netze zusammenzuschließen und damit eine gewisse Übersicht und Regelung des Arbeitsmarktes zu schaffen. Dabei denkt man an eine fortdauernde telephonische Verständigung der Arbeitsnachweise der verschiedenen Städte und daran, diese Arbeitsnachweise zu ermächtigen, Eisenbahnfreikarten an die Arbeitsuchenden auszuhändigen.

Mit den weiteren Forderungen der Vertreter der territorialen Idee: „der Gemeinde die Sorge für alle diejenigen aufzubürden, die sie durch den Arbeitsnachweis nicht unterbringen kann“, ist Dr. Zacher indessen nicht einverstanden, denn er vertritt den Standpunkt, „daß „die Risiken, welche die moderne Industrie als unvermeidliche Be„gleiterscheinung dadurch mit sich bringt, daß sie bei günstiger „Konjunktur die Arbeitskräfte an sich zieht, bei ungünstiger Kon„junktur wieder von sich stößt, nicht von der Gemeinde, d. h. der „Gesamtheit der Steuerzahler, sondern von denjenigen Schultern zu „tragen sind, welche diese Folgen hervorgerufen haben“, zumal die Gemeinden infolge der Freizügigkeit weder den Zuzug überschüssiger Arbeitskräfte verhindern, noch als politische, nicht wirtschaftliche Körperschaften auf eine Verhütung der Arbeitslosigkeit durch eine Regelung der Produktion einzuwirken vermögen.



Auf die wirtschaftlichen Ursachen der modernen Arbeitslosigkeit und auf die eigentliche Natur der Versicherung zurückgehend, scheidet er die letztere scharf von einem geordneten Unterstützungswesen und präzisiert sie dahin, daß sie in ihrem Endzweck die wirtschaftliche Sicherstellung der Arbeiter gegen zukünftige, ungewisse Ereignisse bedeutet. Damit scheiden alle in den sogenannten Saisongewerben und Kampagne-Industrien beschäftigten Arbeiter für die Betrachtung aus, weil es sich bei diesen Betrieben mit regelmäßig wiederkehrender toter Saison gar nicht um Versicherung gegen zukünftige ungewisse Ereignisse, sondern um alljährlich wiederkehrende Einschränkungen im Betriebe handelt.

Es verbleiben also für eine Arbeitslosenversicherung nur solche Fälle, welche in nicht vorherzusehenden Unterbrechungen oder Einschränkungen des normalen Betriebes ihren Grund haben, wo die Arbeitslosigkeit also einem wirtschaftlichen, aber nicht einem persönlichen Anlasse entspringt; derartige Konjunkturen und Krisen sind als unvermeidliche Begleiterscheinungen der modernen Produktion aufzufassen, deren Risiko die einzelnen Gewerbszweige auf sich zu nehmen haben, und die Berufsgenossenschaften, in welchen die deutsche Industrie bereits nach Gewerben gegliederte Zwangskörperschaften besitzt, würden daher die geeignetsten Träger der Arbeitslosenversicherung sein. Das jeweilige höchste Risiko jeder Berufsgenossenschaft würde sich nach Regelung des beruflichen Arbeitsnachweises in der jeweiligen Differenz zwischen den gesuchten und angebotenen Arbeitsstellen darstellen.

Alle andere Arbeitslosigkeit, die weder durch Konjunkturen noch Krisen hervorgerufen ist, verbliebe nach wie vor der Sorge der Arbeiterverbände, so daß von seiten der Unternehmer in den Berufsgenossenschaften eine Versicherung gegen wirtschaftlich unvermeidliche Arbeitslosigkeit zwangsweise stattfände, während die Gewerkschaften ihre Tätigkeit in Form der Unterstützung wie bisher, aber infolge der wesentlichen Entlastung mit zureichenderen Mitteln fortzusetzen vermöchten.

Was den ungelernten Arbeiter und gewöhnlichen Tagelöhner anlangt, so würde ihn eine derartige berufliche Arbeitslosenfürsorge nicht umfassen. Durch entsprechende Verteilung öffentlicher Arbeiten auf die stilleren Arbeitsperioden, durch Beschaffung sogenannter Notstandsarbeiten und geeignete Maßnahmen der nationalen Wirtschaftspolitik dürfte hier Vorsorge getroffen werden können; besonders der Gedanke, bessere deutsche Arbeiter im Osten als Landleute anzusiedeln, ist sehr beachtenswert.

Berlin. *Graf Tyszkiewicz.*



Pierpont Morgans Macht.

Im September 1902 lagen innerhalb der Morganschen Interessensphäre 55 555 engl. Meilen amerikanischer Eisenbahnen, d. h. mehr als die gesamten Schienenwege Großbritanniens, Irlands und Deutschlands zusammen. Der Kapitalwert dieser Linien beläuft sich auf 600 Millionen Pfund Sterling. Unter Morgans Einfluß stehen ferner eine riesenhafte Dampfergesellschaft, dreizehn industrielle Kombinationen, drei Telegraphen- und Kabelgesellschaften, sieben große Versicherungsgesellschaften und zahllose kleinere Verbände verschiedenster Art; alles zusammen repräsentiert ein Kapital von 700 Millionen Pfund.

Ein englischer Journalist hat sich die Mühe genommen, einen Plan zu entwerfen, wie Morgan, wenn er wollte, sein Land beherrschen könnte. Mit einer Milliarde Dollars, über die er ja ohne weiteres disponieren kann, ließe sich folgendes erreichen:

Mit 200 Millionen Dollars könnten die Bankinstitute der Vereinigten Staaten beeinflußt werden, mit der gleichen Summe die Eisenbahnen, mit 270 Millionen die wichtigsten Bergwerks- und Fabrikanlagen. 100 Millionen würden zur Kontrolle der führenden Zeitungen angewandt werden, fünf Millionen für Handelsbetriebe, zwanzig Millionen, um in Kirchen und ähnlichen Institutionen festen Fuß zu fassen, fünf Millionen könnten dann noch für einflußreiche Redner und Politiker zurückbehalten werden, — und dann würde noch immer ein barer Fonds von 200 Millionen Dollars zurückbleiben.

Wie würde nun nach einer solchen Geldanlage die Situation sein? Morgan würde tatsächlich das ganze Bankwesen, die Industrie und die Eisenbahnen der Vereinigten Staaten beherrschen. Ein Bankier oder Industrieller, der sich seinem Einfluß entziehen wollte, würde aufgekauft oder auf andere Weise vernichtet werden. Die öffentliche Meinung in allen ihren Äußerungsformen würde ebenfalls seinem Willen untertan werden, wobei dann noch zu beachten ist, daß speziell alle bedeutenderen Juristen und Politiker in durchaus gesetzlicher Weise mit den verschiedenen Gesellschaften in Verbindung stehen würden. Eine politische oder journalistische Tätigkeit, deren Träger materielle Vorteile sucht, würde nur unter Morgans Kontrolle möglich sein.

Aber all das ist eigentlich unbedeutend im Verhältnis zu der Macht, die ihm die zurückgelegten 200 Millionen Dollars in bar in die Hand geben. Wenn er diese Summe heute in Umlauf bringt und nächste Woche wieder zurückzieht und dieses Spiel mehrfach wiederholt, dann ist er imstande, durch diesen Betrag jede Institution zu schaffen oder zu vernichten. Es gab Zeiten, wo die plötzliche Zurückziehung von nur 50 Millionen aus der Englischen Bank in einem



Moment, da das Bargeld etwas knapp war, genügt haben würde, um den furchtbarsten „Krach" herbeizuführen.

Derartige Berechnungen haben mehr Bedeutung, als sie bloßen Phantasien zukommt. Es handelt sich da um höchst reale Dinge, und man sieht klar, wo jetzt in der Welt die wirkliche Macht zu suchen ist, und welche Gefahren von einer übermäßigen Konzentration des Kapitals der Entwicklung eines Landes drohen können. Die absoluteste Monarchie, die je existiert hat, würde noch freiheitlich erscheinen neben einem Staat, der durch eine Milliarde Dollars beherrscht wird.

Der Anti-Alkoholismus im Homerischen Zeitalter.

Man irrt, wenn man glaubt, daß die schädigenden Wirkungen selbst geringerer Quantitäten Alkohols erst in neuerer Zeit bekannt geworden sind. Vielmehr findet sich schon diese Erkenntnis bei Homer. Hektor eilt, im sechsten Gesang der Ilias, aus dem Kampfe in die Stadt zurück, damit seine Mutter Hekabe zur Athene flehe. Und nach echt mütterlicher Art will sie den geliebten Sohn nicht ohne Labung in den Kampf zurücklassen:

„Aber verzeuch,"
so spricht sie zu ihm (Ilias VI. 258 ff.),
„bis ich jetzo des süßen Weines dir bringe;
„Daß du Zeus, dem Vater, zuvor und den anderen Göttern
„Sprengest, und dann auch selber des Labetrunks dich erfreuest.
„Denn dem ermüdeten Mann ist der Wein ja kräftige Stärkung,
„So wie du dich ermüdet, im Kampf für die Deinigen stehend.
Ihr antwortete darauf der helmumflatterte Hektor:
„Nicht des süßen Weins mir gebracht, ehrwürdige Mutter,
„Daß du nicht mich entnervst, und des Muts und der Kraft ich vergesse."

Mit wundervoller Klarheit sind hier die beiden entgegengesetzten Anschauungen ausgesprochen. Hekabe huldigt der gewöhnlichen Ansicht, daß der Wein eine „kräftige Stärkung" ist, während der tiefer blickende Hektor weiß, daß der Ermüdete durch den Wein noch müder wird. Und in der Tat, auch ohne „Stärkung" durch Alkohol hält Hektor im darauffolgenden Zweikampf mit dem Telamonier aus, bis die Nacht sie trennt.



BÜCHER-LISTE.

Bei der Redaktion der „KULTUR" sind vom 18. Februar bis 3. März eingelaufen:

Daçakumâracaritam. Die Abenteuer der zehn Prinzen. Nach dem Sanskrit-Original des Dandin übers. v. Dr. M. Haberlandt. München 1903. Verlagsanstalt F. Bruckmann, A.-G.

Delitzsch, Friedr., Zweiter Vortrag über Babel und Bibel. Stuttgart 1903. Deutsche Verlagsanstalt.

Heberlin, Dr. med., Der habituelle Schwachsinn des Mannes. Zoologisch-soziale Studie. Dresden und Leipzig 1903. E. Pierson.

Johnston, Charles, Die Erinnerung an frühere Erdenleben. Übers. v. E. A. Kernwart. Leipzig 1902. Theosophische Central-Buchhandlung.

Meyers Grosses Konversations-Lexikon, 6. Aufl. Bd. II (Astilbe—Bismarck). Leipzig und Wien 1903. Bibliographisches Institut.

Popper, Josef (Verfasser der „Phantasien eines Realisten"), Das Recht zu leben und die Pflicht zu sterben. 3. Aufl. Dresden und Leipzig 1903. Carl Reißner.

Smithsonian Institution, Annual Report of the Board of Regents for the year ending June 30. 1901. Washington 1902. Government Printing Office.

Weitbrecht, Carl, Deutsche Literaturgeschichte der Klassikerzeit (Sammlung Göschen). Leipzig 1902. J. G. Göschen.

Weitzer, D., Verschwendete Kräfte. Leipzig 1902. Theosophische Central-Buchhandlung (Hans Fändrich).

Verantwortlicher Redakteur: Dr. S. Simchowitz, Köln.
Für die Inserate: W. H. Sinzig, Köln.
Druck von M. DuMont Schauberg, Köln.



I. Jahrgang ⋆ 1903 ⋆ Heft 19

DIE KULTUR

Halbmonatsschrift

HERAUSGEBER Dr S. SIMCHOWITZ

INHALT

ERSTES APRILHEFT

Preis des Heftes 75 Pfg. ⋆ Vierteljährlich 4 Mark
Jährlich 16 Mark

SCHAFSTEIN & Co. VERLAG
KÖLN A. RH., BADSTRASSE 1.

Die „Kultur“

erscheint *zweimal monatlich* in Heften von ca. 4 Bogen (64 Seiten).

Der Abonnementspreis beträgt (für 24 Hefte mit ca. 1500 Seiten Text) Mk. 16.— pro Jahr, also Mk. 4.— pro Quartal. Bei direktem Bezug vom Verlag Mk. 4.50; für das Ausland Mk. 5.—. Einzelne Hefte kosten 75 Pfg.

Bestellungen werden von allen Buchhandlungen des In- und Auslandes, von allen Postanstalten (Post-Zeitungs-Nummer 4449a) sowie von der Verlagsbuchhandlung entgegengenommen.

Alle für die „Kultur“ bestimmten Sendungen sind zu richten an

„die Redaktion der Kultur“, Köln, Badstraße 1.

Sprechstunde der Redaktion wochentäglich im Bureau, Köln, Badstr. 1, von 11—12.
Privatwohnung des Herausgebers, Dr. S. Simchowitz, Köln, Boisseréestr. 3.

Manuskripte werden stets einseitig beschrieben mit breitem Rande erbeten.

Für unverlangte Manuskripte wird keine Verantwortlichkeit übernommen; ihre Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt.

Alle einlaufenden Rezensions-Exemplare werden in einer „Bücher-Liste“ registriert. Eine eingehende Besprechung erfolgt nach Gutdünken der Redaktion. Eine Verpflichtung zur Rücksendung wird nicht übernommen.

Den verehrl. Redaktionen ist nach eingeholter Einwilligung der Autoren Nachdruck aus dem Inhalt der „Kultur“ gestattet, jedoch nur mit genauer Quellenangabe „Halbmonatsschrift „Die Kultur“ (Herausgeber Dr. Simchowitz, Verlag von Schafstein & Co., Köln)“.

Das XX. Heft der „Kultur“

erscheint Mitte April 1903 und wird u. a. enthalten:

J. de Meester (Amsterdam): *Die kleinen Holzschuhe.*

Dr. Karl Borinski (München): *Goethes Geisteswerk in den Stimmen unserer Zeit.*

Prof. Th. Achelis (Bremen): *Eine neue Weltgeschichte.*

Adele Schreiber (Berlin): *Tanz, Kultur und Frauenbewegung.*



DIE KULTUR

Halbmonatsschrift

Alles Große bildet, sobald wir es gewahr werden.
(Goethe.)

Kultur heißt Übung aller Kräfte auf den Zweck der völligen Freiheit, der völligen Unabhängigkeit von allem, was nicht wir selbst, unser reines Selbst ist.
(Fichte.)

I. Jahrgang. ★ 1903. ★ Erstes Aprilheft.

INHALT

HERAUSGEBER Dr S. SIMCHOWITZ
VERLAG SCHAFSTEIN & Co

KÖLN a. Rh.



Druck von M. DuMont Schauberg, Koln.



Der Kongreß des Vereins zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten.

Die Prostitution ist so alt wie die Kultur. Und will man sich mancherlei Geschehnisse und Berichte sinngemäß umdeuten, so waren früher die Folgen bezw. Begleiterscheinungen der Prostitution, die Geschlechtskrankheiten, (sie waren früher unter dem Namen der Lustseuche, der Franzosenkrankheit etc. bekannt), nicht milder und geringfügiger, sondern eher verheerender und ausgedehnter, als dies heute der Fall ist.

Danach ist die Kampfesstellung, die man heute diesen Erscheinungen gegenüber einnimmt, keineswegs eine Folge der veränderten Gestaltung der Verhältnisse, sondern sie ist in erster Linie der fortschreitenden wissenschaftlichen Erkenntnis von dem Wesen der Dinge und dem damit einhergehenden Streben nach Klarheit und Wahrheit geschuldet.

Früher stand man so vielen Ausstrahlungen des Seins hilflos gegenüber. Man paktierte mit den vorausgesetzten dämonischen Naturkräften, als deren boshafte Quälerei man mancherlei Mißgeschick und Bresthaftigkeit ansah, oder man erblickte in den Seuchen und Krankheiten eine höhere Schickung, den strafenden Finger der gekränkten Gottheit.

Die fortschreitende Forschung hat uns gezeigt, daß wir es hier, wie überall sonst, mit natürlichen Dingen zu tun haben, deren Ursprungsetzung nicht über das Gebiet des

Sinnlichen hinausgreift, sondern innerhalb der Grenzen des Naturgeschehens verläuft.

Daraus erwuchs von selbst die Verpflichtung, der Wesenheit der Dinge bis an ihre Quelle nachzugehen. Der Kongreß, der in diesen Märztagen in Frankfurt am Main stattgefunden hat, tat nichts anderes. Aus der bunten Fülle der Erscheinungen, die wir Menschenleben nennen, griff er eine heraus, eine der folgenschwersten und kompliziertesten, um sich mit ihr auseinanderzusetzen, sie nach ihrer allseitigen Bedingtheit zu prüfen und auf Grund dieser Prüfung zu neuen Erkenntnissen und Besserungsvorschlägen zu gelangen.

Mit frischer Tatkraft waren die Veranstalter und Teilnehmer ans Werk gegangen, obwohl man sich keiner Täuschung darüber hingab, daß man die völlige Aufhellung oder gar die Lösung solch schwierigster Probleme nicht in zwei Kongreßtagen herbeiführen könne, und obwohl man, um sich nicht zu überlasten und zu zersplittern, darauf verzichtet hatte, die Frage in ihrer ganzen Breite, das heißt auch nach der pädagogischen und wirtschaftspolitischen Seite aufzurollen. Zu Worte kamen die Juristen und Ärzte, die Kämpen für und wider die Reglementierung, und der Sozialpolitiker nur in einem gedrängten Hinweis auf den innigen Zusammenhang von Wohnfrage und Prostitution.

Aber die allseitige Behandlung oder gar die Lösung von Problemen ist gar nicht das Wesentliche derartiger Zusammenkünfte. Sie helfen das Kampfesfeld abstecken, um das es sich handelt, sie klären die Anschauungen, indem sie die Gegensätze schärfer hervortreten lassen und gewähren einen Ausblick auf die Möglichkeit künftiger Verständigung. Außerdem schaffen sie den mächtigen Resonanzboden der Teilnahme eines ganzen Volkes, sie rütteln die Massen auf und erziehen sie zum Verständnis der Tragweite und des ganzen Ernstes solcher Menschheitsfragen. Und noch einen anderen, für viele schier überraschenden Erfolg hat gerade dieser Kongreß gezeitigt. Er

hat aufgezeigt, daß, so mangelhaft auch viele unsrer Sitten noch sein mögen, unsre Sittlichkeit wurzelechter, tiefer und reifer geworden ist, denn in einer Versammlung, in der die beiden Geschlechter gleich zahlreich vertreten waren, wurden Fragen, die in den Schmutz der Straße führen und die ganze Verworfenheit entarteter Triebe aufdecken, mit dem Wahrheitsmut des Wissenden, aber zugleich mit der Unbefangenheit des Reinen besprochen. In der gleichen Weise folgte das Publikum den Ausführungen, und an den Männern und Frauen, die Mut und Einsicht genug hatten, im klaren Lichte des Tages klar und unzweideutig von den Gefahren zu sprechen, die der Kraft und Gesundheit des Volkes hier drohen, und für jene einzutreten, die das Schicksal hinabgezogen hat, blieb auch nicht ein Atom von Schmutz und Mißdeutung haften. Und das läßt uns hoffen, daß in unserm Volk sittliche Kraft und Lebenszuversicht genug sein werde, um aus dem Sumpfe geschlechtlicher Degeneration den Weg zur Höhe des Lebens zu finden.

Das ist das wichtigste Ergebnis der Tagung und dem gegenüber will es wenig bedeuten, daß im übrigen die Verhandlung über die einzelnen Punkte die Schwierigkeit allseitig befriedigender und ausreichender Regelung scharf hervortreten ließ. So gleich beim ersten Punkt der Tagesordnung. Die von dem Referenten, Herrn Oberlandesgerichtsrat Schmölder (Hamm), in humanster Absicht vorgeschlagene und begründete Resolution, die alle diejenigen mit „Gefängnisstrafe bis zu zwei Jahren und mit Geldstrafe oder mit einer dieser Strafen, eventuell auch dem Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte belegt sehen wollte, die, obwohl mit einer ihnen bewußten geschlechtlichen Erkrankung behaftet, den außerehelichen Geschlechtsverkehr aufsuchen", selbst dieser Strafvorschlag, von dem der Referent selbst sagte, er werde überflüssig, sobald man aus inneren Gründen von der Strafbarkeit solchen Vorgehens durchdrungen sei und die Frau nicht mehr nur als Geschlechtswesen werte, erwies sich in der Diskussion als eine undurchführbare



Härte, von der nur die Frau betroffen wird, indes der nicht minder schuldige Mann straffrei ausgeht. Denn die Prostituierte wird hier von selbst stets als die Straffällige erscheinen, und man wird ihrer auch immer leicht habhaft werden können, indes der schuldige Mann in der Mehrzahl der Fälle überhaupt nicht zu ermitteln sein wird. Ebenso unzulänglich ist der zivilrechtliche Vorschlag, daß, „wenn die Handlung von einem Ehegatten gegen den andern begangen ist, Verfolgung nur auf Antrag eintritt", und daß hier auch das Moment des Verschuldens maßgebend sein soll. Kann man den ersten Teil auch nicht schelten, so sollte anderseits doch schon die bloße Tatsache einer vorhandenen Erkrankung genügen, dem andern Ehegatten nicht die Verpflichtung, wohl aber das Recht auf Lösung der Ehe zu geben.

Minder schwer hatte es der ärztliche Berichterstatter. Über das Recht, ja die Pflicht der Ärzte, aufklärend und belehrend zu wirken, besteht kein Streit, und es empfiehlt sich daher wohl, einen Auszug aus den betreffenden Leitsätzen folgen zu lassen. Es heißt dort:

„Die Belehrung Gesunder hat sowohl in öffentlicher als in privater Richtung zu erfolgen. Öffentlich haben die Ärzte in Versammlungen, Vereinen, Krankenkassen etc. sich auszusprechen. Die private Wirksamkeit des Arztes hat bei Ausübung des Berufes zu erfolgen.

Bei der Belehrung Gesunder muß besonders hervorgehoben werden, daß jeder außereheliche Geschlechtsverkehr die Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit, mit einer venerischen Krankheit behaftet zu werden, in sich schließt, und daß geschlechtliche Enthaltsamkeit im allgemeinen durchaus nicht gesundheitschädlich ist.

Die Unterweisung Erkrankter hat durch mündliche Belehrung und durch gedruckte, von der Deutschen Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten ausgegebene Handzettel zu erfolgen, in denen insbesondere betont wird:



1. Die Notwendigkeit für alle venerisch Erkrankten, sich möglichst bald in ärztliche Behandlung zu begeben und solche erst nach vom Arzt festgestellter Heilung zu verlassen.

2. und 3. Daß solche Erkrankungen oft von außerordentlich langer Dauer sind und daß Personen, die — früher einmal mit einer Geschlechtskrankheit behaftet — eine Ehe eingehen wollen, den Rat eines Arztes einzuholen haben.

4. Ferner ist Verheirateten (aus naheliegenden Gründen) erhöhte Vorsicht und strengste Beachtung einer etwaigen Erkrankung ans Herz zu legen und

5. ist vor Kurpfuschern, Naturheilkundigen usw. nachdrücklich zu warnen."

In der Diskussion schlossen sich Hinweise auf die ergänzende Tätigkeit der Pädagogen und Mütter, der Gewerkschaften, der kaufmännischen und der Frauenvereine und endlich auf die wichtige Aufgabe an, die den Krankenkassen bei der Feststellung und Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten zufällt. Besonders wurde aufmerksam gemacht auf den bekannten innigen Zusammenhang von Venerie und Alkohol, von „Kneipe und Bordell", wie einer der Diskussionsredner, Dr. Marcuse (Mannheim), treffend bemerkte. Und die tröstliche Gewißheit, daß der vereinte Kampf gegen diese Schädlinge nicht ganz erfolglos sein kann, schöpfte Geheimrat Kirchner (Berlin) aus der Tatsache, daß noch 1875 bis 1891 in Preußen die Sterblichkeit an Tuberkulose 31 von 10 000 gewesen sei. 1900 habe sie nur noch 21 von 10 000 betragen, und dieser Erfolg sei nicht zuletzt auf Rechnung der seit 1891 besonders kräftig einsetzenden hygienischen Maßnahmen nebst damit einhergehender Belehrung zu setzen.

Eine Frage von schmerzlicher Wichtigkeit für viele durchaus ehrenhafte Menschen brachte Geheimrat Erb (Heidelberg) zur Sprache, indem er auf Grund einer reichen Erfahrung als Neurologe darauf hinwies, daß sexuelle Abstinenz nicht in allen Fällen unschädlich sei, sondern daß

manchmal neurasthenische Zustände in ihr begründet seien. Begreiflicherweise begegnete diese beachtenswerte oder wie gesagt wurde „erlösende“ Auffassung lebhaftem Widerspruch. Noch mehr aber die von Frau Scheven (Dresden) vertretene Ansicht, daß der Arzt die Pflicht habe, auf Wunsch die venerisch erkrankte Frau von der Natur ihres Leidens zu unterrichten. Ich persönlich schließe mich beiden Auffassungen mit aller Entschiedenheit an, selbst auf die Gefahr hin, daß in dem zuletzt erwähnten Falle einige hundert Ehen darüber zugrunde gehen könnten. Es scheint mir in solchem Fall ein gutes Recht der Frau, darüber belehrt zu werden, daß sie nicht daran schuld ist, wenn die Ehe kinderlos bleibt, oder wenn sie statt einer blühenden und gesunden Gefährtin eine ewig kränkelnde Frau geworden ist. Und der Mann, der da weiß, was ihm unter Umständen drohen kann, wird vielleicht dadurch zu größerer Achtsamkeit und Vorsicht erzogen.

Am zweiten Kongreßtag wurden zuerst die Referate über die Wohnungsfrage erstattet. Der bedauerliche Umstand, daß man den Kongreß auf nur zwei Tage beschränkt hatte, war schuld daran, daß die Frage des innigen Zusammenhangs zwischen Wohngelegenheit und Prostitution und Geschlechtskrankheiten nicht in gebührender Weise diskutiert werden konnte. Darum ist es um so mehr Pflicht des Berichterstatters, durch eine möglichst erschöpfende Wiedergabe der einschlägigen Referate dem Gegenstand nach seiner vollen Bedeutung gerecht zu werden. In erschütternden Bildern entrollten beide Referenten die Wohnungsnot und das Wohnungselend der Großstädte. Dem Kundigen leider allzu vertraut, mochte es die Hörer anmuten wie Schilderungen aus dem Inferno Dantes oder wie Romanabschnitte aus der Feder des großen Sittenschilderers Zola, wenn sie erfuhren, was an leiblicher und seelischer Degeneration, an sittlicher Verworfenheit und verbrecherischem Treiben aus dem Umstande folgt, daß in engen und unzu-



länglichen Räumen, ja manchmal in wahren Wohnhöhlen und Löchern sich Eltern und Kinder, Schlafburschen und Mädchen, Kranke und Gesunde, Unberührte und Verworfene zusammendrängen. Und nicht aus der Phantasie oder aus Kolportageromanen, sondern aus den einwandfreien Untersuchungen und Nachforschungen von Krankenkassen, Sozialpolitikern usw. hatten die Berichterstatter ihre Informationen bezogen, auf Grund deren der erste Referent, Stadtarzt Dr. Pfeiffer (Hamburg), umfassende Enqueten forderte, und der zweite, Herr P. Kampffmeyer (Cronberg), zu folgenden Erwägungen und Forderungen gelangte:

„Durch das enge menschliche Zusammenwohnen in den Großstädten wird eine frühzeitige Entfesselung des Geschlechtslebens herbeigeführt. Daher haben Staat und Gemeinde der Überfüllung der Wohnräume vorzubeugen und zwar im allgemeinen:

1. durch eine einschneidende Wohnungsgesetzgebung, die bestimmte Minimalforderungen vom sanitären und moralischen Standpunkt aus stellt;

2. durch eine direkte kommunale und staatliche Wohnungsproduktion oder wenigstens durch eine Förderung der genossenschaftlichen und gemeinnützigen Wohnungsproduktion durch den Staat und die Gemeinde."

Ferner verlangt K. die Errichtung von Logierhäusern für Unverheiratete nach englischem Muster, da er davon mit Recht eine Eindämmung des Schlafgängerunwesens erwartet. Sehr beachtenswert ist auch sein Vorschlag einer regelmäßigen, durch die Krankenkassen zu vollziehenden Kontrolle der Wohnungen Erkrankter. Schließlich will er die Erlaubnis zum Vermieten von Wohnungen an Dirnen an gewisse sanitäre und moralische Bedingungen geknüpft sehen, erklärt sich aber gegen die Kasernierung, weil dadurch nicht nur bloß ein Bruchteil der Prostituierten erfaßt, sondern auch der schamlosesten Ausbeutung wie außerdem dem Mädchenhandel Tür und Tor geöffnet werde.

In der sehr kurzen Diskussion vertrat der Oberbürger-



meister von Mannheim, Beck, den vorsündflutlichen Standpunkt, daß die Arbeiterbevölkerung zuerst an Alkohol, Putz und Vereine und dann erst an die Befriedigung des Wohnbedürfnisses denke, eine Behauptung, die sich schon dadurch erledigt, daß erfahrungsgemäß 1/4 bis 1/3 des Einkommens, mindestens in den Großstädten, für eine jämmerliche Behausung aufgewandt werden müsse. Ebenso ist die weitere Angabe, daß die Arbeiterbevölkerung billige bezw. preiswerte Wohnungen verschmäht, wenn das Verbot der Aftervermietung daran geknüpft ist, durch die weit ausgedehnte gegenteilige Erfahrung beispielsweise der Aktienbaugesellschaft für kleine Wohnungen in Frankfurt a. M. ad absurdum geführt.

Das Hauptinteresse konzentrierte sich auf den letzten Punkt der Tagesordnung. Es waren wohl 500 bis 600 Menschen, unter ihnen Frauen in erfreulich großer Zahl, die den Saal der Frankfurt-Loge füllten, um den Ausführungen des früheren eifrigen Vertreters des Reglementarismus, Geheimrat Neißer (Breslau), zu lauschen. Aus dem Saulus ist aber unterdessen ein Paulus geworden, und nennt er sich auch Reglementarist, so hat doch das von ihm vorgeschlagene und vorgetragene System der Überwachung mit der Reglementierung alten Stils kaum mehr als den Namen gemein.

An Stelle des heutigen Systems mit seiner gewaltsamen Einschreibung in die Kontrollisten und Unterstellung unter die Botmäßigkeit niederer Polizeiorgane wird eine Sanitätskommission verlangt, die aus Ärzten, Richtern und Laien besteht. Diese Kommission hat lediglich die sanitären Gesichtspunkte ins Auge zu fassen und Verhaftungen und Einschreibungen tunlichst zu verhüten. Minderjährige sollen nicht mehr eingeschrieben, sondern der Fürsorgeerziehung überwiesen, die Untersuchungen sollen möglichst nicht mehr auf Polizeistationen, sondern in Polikliniken etc. vorgenommen, kurz, das brutale Zwangssystem soll nach Kräften humanisiert werden.

Wie widerspruchsvoll alle diese gutgemeinten Vorschläge sind, und wie unmöglich es ist, sie in der vorausgesetzten Weise zu verwirklichen, das tat die zweite Referentin, Fräulein Pappritz (Berlin), in ebenso sachlicher wie überzeugender Weise dar. Sie führte aus, daß die Reglementation nur einen kleinen Bruchteil der Prostituierten erfaßt und daß der mit ihr verknüpfte Schaden, die Herabwürdigung der Betroffenen, die notwendige Mangelhaftigkeit der Untersuchung und die daraus folgende vergrößerte Ansteckungsgefahr für die Männer den minimalen Nutzen mehr als aufwiege. Sie fordert deshalb die Aufhebung der Reglementierung und die Bekämpfung der Venerie durch hygienische und medizinische Mittel, während sie, in richtiger Erkenntnis, daß die Prostitution sich durch Zwangsmaßregeln nicht aus der Welt schaffen läßt, wirtschaftliche, soziale, erziehliche und rechtliche Reformen verlangt.

Es wurde heiß gestritten. Für und wider. Am Schluß blieben die Reglementaristen Sieger und zwar mit einer ganz deutlichen Hinneigung zu der Richtung, die für Gründung staatlicher und kommunaler Bordelle eintritt. Und das obwohl die Unzulänglichkeit der heutigen Untersuchung wie alle anderen Mängel des derzeitigen Systems von allen Seiten zugegeben wurde, und obwohl die logische Folgerung von Fräulein Pappritz, daß, wer Staatsbordelle wolle, auch Staatsanstalten für invalide und gealterte Prostituierte wollen müsse, einer nach meinem Empfinden ganz unmotivierten Heiterkeit begegnete. Hie Mann! Hie Weib! Das kam in beiden Standpunkten ganz unverfälscht zum Ausdruck, die Überzeugung nämlich, daß nach Meinung der Männer, die ärztlichen Sachverständigen eingeschlossen, das Geschlechtsleben des Mannes von dem der Frau nicht nur dem Grade, sondern dem Wesen nach verschieden sei und daher gesonderter Wertung unterliege, so daß man, wie eine Rednerin ausführte, das Weib da eine „geborene Prostituierte“ nenne, wo man beim Manne von „lebhafter sexueller Erregbarkeit“ rede.

Trotzdem brauchen die Frauen nicht zu verzagen. Sie dürfen sich des Erfolges freuen, der schon in dem bloßen uneingeschränkten Miteinanderarbeiten der beiden Geschlechter liegt, wie jenes anderen, daß man wenigstens beginnt Dinge zu diskutieren, die man früher als absolut feststehend und unantastbar ansah. Was man aber zu bezweifeln beginnt, das steht nicht mehr fest und mag einem nächsten und übernächsten Angriff erliegen.

Und noch eines ist es, über das man sich freuen darf, und das zum Schluß noch einmal hervorgehoben sei: Auf einen ernsten, von jeder Frivolität freien Ton waren die Verhandlungen gestimmt, und jene, die etwa herbeigeeilt waren, um sich eine billige Sensation zu verschaffen, sind nicht auf ihre Kosten gekommen. Daß es nicht an Hieb und Gegenhieb fehlte und manches scharfe Wort fiel, ist nur natürlich, wo es sich um so ernste und einschneidende Dinge handelte. Aber aus dem Widerspruch erwächst die Wahrheit, und die Teilnehmer des Kongresses konnten sich mit der Empfindung trennen, daß man dieser erkennenden Wahrheit um ein Stückchen näher gerückt sei und daß, wo so viel guter Wille, gepaart mit Einsicht in die ökonomischen und sozialen Quellgründe der Erscheinungen und getragen von nüchterner und verstandesklarer Überlegung, vorhanden ist, sich auch ein Weg finden lassen werde, der völkermordenden Seuche und den sie veranlassenden Zuständen wirksam zu begegnen.

Frankfurt a. M. *Henriette Fürth.*



Hugo Wolf und die nachbrahmsische Lyrik.

Mit Hugo Wolf ist einmal wieder ein Tonsetzer dahingegangen, an welchem die sogenannte Tragik des Künstlerschicksals wahre Orgien gefeiert hat. Und diesmal verdient sogar die Mitwelt, die sonst gewöhnlich die schwere Mitschuldige dieses Schicksals ist, kaum einen Vorwurf; sie wirft sich gar in die Brust und beteuert: kaum, daß uns Wolfs Lebensverhältnisse zu Ohren gekommen, haben wir ungesäumt die Propaganda für seine Lieder in die Hand genommen, Beweis: der Hugo Wolf-Verein in Berlin (gegründet 1896), der in Wien (gegründet 1897), die übrigen kleinen nicht zu rechnen. All diese schönen Bestrebungen, welche in der Tat aus dem unbekannten und gemiedenen einen vielgesungenen, ja einen unumgänglichen Komponisten gemacht haben, werden den Frühverstorbenen weder ins Leben zurückrufen, noch nachträglich den Hunger, der in den Jahren 1886 bis 1891 sein ständiger Gast war, lindern. Wie weit seine unfreiwilligen Kasteiungen in dieser Zeit den Keim zu der Geisteskrankheit gelegt haben, die ihn mitten in der Komposition seiner zweiten Oper, des „Manuel Venegas", 1897 befiel und die ihn jetzt hinwegraffte,*) wissen wohl nur seine Ärzte. Forschen wir aber weiter, warum er jene grausamen Prüfungsjahre erleben mußte, so könnte man, die Ironie des Schicksals ein wenig nachahmend, sagen: weil laut Schicksalsschluß die Muse die Satten meidet, weil die Not die Amme der Künstler ist. Entkleiden wir aber diesen Schicksalsschluß seiner ironischen Beimischung und lassen wir ihn in der berechtigten Beschränkung bestehen, daß allerdings Unmäßigkeit und Überfluß die Unterhaltung des Vestafeuers der Kunst erschweren, so bleibt für die Erklärung der Fastenzeit Wolfs eine andere Erklärung übrig, die jene Schicksalstragik noch viel unheilvoller macht, als sie uns bisher erschien, weil dieselbe dadurch unberechenbar, unabwendbar wird, da sie nämlich ihre Wurzeln nicht mehr

*) 22. Februar 1903.



in den wirren Zufällen des Schicksals selbst, sondern in der Geartetheit des künstlerischen Individuums und seiner mangelnden Anpassung an die ihn umgebenden Verhältnisse treibt. Wolf war ein unverträglicher Charakter, ein Hitzkopf und Streitbold, unfügsam für die Satzungen und Sitten des Lebens, verträglich nur mit seiner Muse. Am 13. März 1861 zu Windischgrätz als Sohn eines Lederhändlers geboren und früh mit allen Fasern seiner Seele der Musik zugewandt, erhielt er seinen Herzenswunsch zugebilligt uud zog nach Wien, um am dortigen Konservatorium seine Ausbildung zu betreiben. Die häufige Erscheinung, daß große Genies schlechte Konservatoristen waren, traf auch bei Wolf zu. Indem er den ruhigen, für den begabten Durchschnitt berechneten Studiengang übersprang und über so viel verehrungswürdige klassische Zöpfe der musikalischen Literatur die Nase rümpfte, um die rote Fahne der neuesten Richtung zu entfalten, erregte er das Mißfallen seiner Lehrer in solchem Maße, daß seines Bleibens nicht mehr war. Wahrscheinlich dadurch verlor er auch den väterlichen Unterhaltungszuschuß. Als Operettendirigent in Salzburg, als Chorist an untergeordneten Wiener Theatern, als Rezensent eines Winkelblättchens fristete er sein Leben in dem oben genannten Zeitabschnitt. Wenn das musikalische Schaffen ein so hohes Vergnügen ist, daß es sogar mit den süßen Freuden der Liebe in Wettbewerb treten kann, und daß ein Ferdinand Hiller auch in seinem aussichtslosen Alter Plinius': *nulla dies sine linea!* befolgte, so waren allerdings diese Jahre für Wolf die glücklichsten seines Lebens.*) Die meisten seiner 51 Lieder von Goethe, seiner 53 von Mörike, seiner 17 von Eichendorff verdanken dieser Zeit der Einkehr und Weltabwendung ihr Entstehen. Es konnte nicht fehlen, daß Wolf trotz seiner Zurückgezogenheit doch dann und wann die Augen der Öffentlichkeit — nicht nur

*) Zu Hiller kam in dessen letzten Lebensjahren ein Freund, der ihn beim Komponieren antraf. „Wie, noch immer am Schaffen?" „O, das Notenpapier ist so billig, und das Komponieren bereitet so viel Vergnügen!"



durch seine bissigen und dem Philistertum zu Leibe gehenden Rezensionen — auf sich lenkte, zudem bemächtigte sich auch in Wien der ausübenden Tonkunst damals die moderne Entdeckungsrage, die jedenfalls mit einigem Nutzen für die Lebenden den früher herrschenden Totenkult abgelöst hat. Zweien seiner Gesänge, dem Elfenliede und dem Feuerreiter, hatte er ein orchestrales Gewand und eine Übertragung für Chor verliehen: beide gelangten im Jahre 1892 in Wien zur Aufführung und machten, im Verein mit seiner Musik zu Ibsens „Fest auf Solhaug", mit einem Schlage Wolf zu einem bekannten Manne.

Bald fand er auch in dem Tenoristen Ferdinand Jäger einen begeisterten und kundigen Interpreten seiner Lieder, diese gewannen einen Verleger, Wolf erlangte die Mittel, um für seine Werke reisen und durch Konzerte agitieren zu können. Inzwischen entstanden zwei weitere Liederbände, ein 46 Nummern umfassendes italienisches Liederbuch nach Heyseschen, ein spanisches nach Heyse und Geibelschen Dichtungen, ein Eichendorffband, Vertonungen der Texte von Keller, Michelangelo u. a., ein geistlicher Chor „Ergebung". Ein Streichquartett, das er im Alter von 17 Jahren geschrieben und das verloren gegangen war, ist wieder aufgefunden und vom Wiener Hugo Wolf-Verein aufgeführt worden. Da lockte es auch Wolf, den großen Wurf auf der Opernroulette zu wagen; er schrieb den „Corregidor" für Mannheim. Der Erfolg war sehr ermutigend, aber von keiner Dauer. Die starke Instrumentation war das Haupthindernis einer durchgreifenden Wirkung, der Mangel an Ohrenfälligkeit der Melodie und an Theatergefühl ein anderes. Unsere Würdigung hat sich nur mit dem Liedererbe zu befassen, das er hinterlassen hat und durch das er eine ungewöhnliche Bedeutung erlangt hat.

Auf den ersten Blick fällt gegen die frühere Liedkomposition, die durch Brahms eine Nachblüte von intimer Schönheit feierte, bei Wolf die zugreifende Keckheit auf, mit der er alles und jedes in Musik setzte, namentlich auf



halb humoristischem Gebiete. Ein „Spottlied“ in seinem Goetheband („Ich armer Teufel, Herr Baron“) hätte kaum jemand vor ihm zu komponieren gewagt, und gar Ritter Kurts Brautfahrt mit den krächzenden Manichäern am Schluß, die dem armen Ritter so viel Verlegenheiten bereiten, ferner Gutmann und Gutweib, die sich ums Türverriegeln streiten, bis zwei Nachtwanderer dem Ehemann an den Schnaps gehen, das waren ebensoviel Lieder wie Urbarmachungen eines bisher kaum angebauten Terrains. Dabei bildete namentlich der Ritter Kurt einen Kernschuß. Hier verstand Wolf bei aller charakteristischen Kleinarbeit doch so viel thematische Bänder um so viel divergierende Einzelheiten zu schlagen, daß die Einheit des Kunstwerks keinen Schaden litt. Zudem sprach daraus eine stark an Wagners Meistersingern und Nibelungengestalten (Alberich, Mime) genährte humoristische Ader. Hierher gehören weiter, um das Wertvollste zu nennen, das erste Kophtische Lied, das derbhumoristische Tanzlied Epiphanias, das wildbacchantische „Trunken müssen wir alle sein“ aus dem Schenkenbuch, der derbe „Schreckensberger“, der kräftig herbe „Scholar“ (Eichendorff). Durch Witz ragt dann aus dem Mörikeband das mit einer köstlichen Schilderung des Katzenjammers beginnende „Zur Warnung“, sowie „Mein junger Herr“ aus dem italienischen Liederbuch hervor, und einen Auswuchs dieser Richtung bildet im Mörikeband der „Abschied“, der den Besuch des Rezensenten beim Dichter schildert und damit endet, daß dieser jenen wegen der Bekrittelung der Dichternase die Treppe hinunterwirft.

Noch mehr enthüllte dann der Mörikeband eine andere Eigenschaft, durch die auch Wolfs Humor eine schlagendere Wirksamkeit gewann, die grelle Schärfe seiner Charakteristik, die natürlich mit dem Gegenstande wuchs und in den beiden Liedern, die ihn zum erstenmal berühmt machten, im Feuerreiter und dem Elfenliede, eine unübertreffliche Prägnanz erreicht.

Freilich bekommt bei dieser Schärfe der Zeichnung mehr

die Begleitung ihr Teil ab, als die Melodie. Zwar fehlt es auch nicht an überraschenden melodischen Bildungen, oft im Gegensatz zur natürlichen Deklamation, so im ersten Kophtischen Liede, wo bei den Worten „heißem Äugeln, derben Küssen“ sich die Gesangsmelodie zu einer Art Jauchzer — einer modernen Auffrischung des vorklassischen Jubilus — aufschwingt.

So hat auch beispielsweise die Neuvertonung von „Nur wer die Sehnsucht kennt“ in diesem Streben nach scharfer Charakteristik fast ein Übermaß eines schmachtend schmerzlichen Tonfalls abbekommen. Aber im ganzen ist es zu verwundern, daß Wolf, der in Bezug auf seine Ausdrucksmittel ganz sicher seine Hauptnahrung aus Wagnerschem Quell bezog, den Ausbau des Sprechgesangs und dessen Übertragung auf das Lied nicht stärker ausgenutzt hat. Neu zwar waren in seiner Sprachbehandlung die rhythmischen Verschiebungen, die er anwandte, um eine sinngemäße und doch dem musikalischen Grundgedanken entsprechende Deklamation zu erreichen.

Statt des üblichen

Wer nie sein Brot mit Tränen aß

12/8

rhythmisiert Wolf, wie man sieht, mit überraschender Wirkung:

Wer nie sein Brot.

4/4

Dem „nie“ ist von der starken Betonung nichts geraubt, während das „Wer“ als Anfangsachtel einen gewissen Nachdruck erhält. Ähnlich rhythmisiert er das Wort:

kummervollen.

4/4

Durch die Dehnung der zweiten Silbe wird die Wirkung des Schmachtens nur erhöht.

Wagner, der seit dem Tannhäuser und ausschließlicher noch im Lohengrin der gefühlvollen Deklamation die Bil-



dung der Melodie ablauschte, hat seinen Sprechgesang nach und nach so verleidenschaftet und ausgezackt, daß er, wie in dem Duett des Alberich und des Mime im Siegfried, in der Schwurszene der Götterdämmerung die Grenze der Gesangsmöglichkeit oft erreicht, wo nicht überschreitet. Hinsichtlich dieser Überschreitungen hätte Wolf für das Gebiet der Liedkomposition lindernd, abrundend und ausbauend eintreten können, wenn er nicht eben doch wieder zu sehr im Banne des späten Wagner gestanden hätte und wenn er im ganzen über eine blühendere Melodik verfügt hätte. Und so sehen wir ihn im italienischen Liederbuche vielfach den Gesang in wenigen Noten festlegen, während die Klangschattierung und vor allem die Begleitung das übrige, das heißt nahezu alles, zu besorgen haben. Aber in dieser Begleitung ersinnt er so viel neue rhythmische und thematische Bildungen, er ist so geschickt und vielgewandt und schlagfertig in der Wandlung des Grundthemas, daß freilich das Aufsehen, das er seit seinem Bekanntwerden erregte, seine guten Gründe hatte.

Die Annahme, als ob er in seinem italienischen und spanischen Liederbuch die Weisen und Rhythmen der beiden Völker ausgenutzt hätte, wird durch einen Blick in seine Liederhefte völlig widerlegt: er macht dazu nicht einmal den Versuch. Der italienische Lokalton klingt höchstens an in „Hoffärtig seid Ihr, schönes Kind“, der spanische in dem nicht zu diesen Sammlungen gehörigen Eichendorffschen „Ständchen“.

Die genannten beiden Eigenschaften, die als hervorstechende die Aufmerksamkeit auf Wolf lenkten: sein Humor und seine Charakteristik, bahnten der Empfänglichkeit für die dritte und nicht minder hervorragende Klasse seiner Lieder den Weg. Es sind diejenigen, in welchen er nur Herzensschilderer sein will, in denen er lyrische Stimmungen und Stimmungswandlungen ausmalt. Wir nennen, um mit dem Goethebuch zu beginnen, gleich den Gesang des Harfenspielers „Wer sich der Einsamkeit ergibt“, zu dem er

freilich die seelischen Vorstudien an sich selber machen konnte, und das auch durch eine eigentümliche Art der Synkopenbehandlung in der Singstimme beachtenswert ist, ferner das duftig liebenswürdige, harmonisch überraschende „Sankt Nepomuks Vorabend", das feine „Frühling übers Jahr", aus dem Moerikeband den zartsinnigen Kirchgesang „Zum neuen Jahr", den textlich rätselhaften, musikalisch herrlichen Gesang Weylas, das empfindungstiefe „Wir haben beide lange Zeit geschwiegen" aus dem italienischen Liederbuch, das poetische „Wenn du, mein Liebster, steigst zum Himmel auf", das süß schwermütige „Alle gingen, Herz, zur Ruh" aus dem spanischen Liederbuch, den bedeutenden „Biterolf" von Scheffel, das feinsinnige „Verschwiegene Liebe" von Eichendorff, den geheimnisvollen „Nachtzauber", das vielgesungene „Heimweh".

Natürlich findet sich unter so vielem Wertvollen auch einiges Minderwertige. Der „Prometheus" mutet ein wenig bombastisch an. Vielfach erreicht sein Ausdruck eine Sprödigkeit und stolze Herbheit, die sich auch bei einigem Einleben nicht verliert. Andere Gedichte wiederum sind nicht durchgelebt genug, als daß sie nicht etwas trocken blieben. Die im Jahre 1897 komponierten drei Gesänge Michelangelos bilden dagegen ein Pendant zu den elegischen Gesängen von Brahms und dürfen als ein tiefsinnig-rührender Schwanengesang des frühverstorbenen unglücklichen Tonsetzers gelten. Obschon er nun nicht als eine durchaus in sich harmonische, in seiner Entwicklung zielbewußte Natur vor uns steht, so darf doch sein Verdienst, der deutschen Gesangslyrik einen kräftigen Anstoß und viel neue Ausdrucksbildungen zugeführt zu haben, nicht bestritten werden. „Er war ein Mann", eine künstlerische Persönlichkeit, „nehmt alles nur in allem".

Wenn wir zum Schluß einen Blick auf die Ereignisse nach Wolf werfen, die man unter dem Namen der nachbrahmsischen Lyrik zusammenfassen kann, so hat Wolf zur Neubelebung der Liedkomposition unstreitig einen kräf-



tigen Anstoß gegeben: zahlreiche Talente, die durch Brahms ein wenig arbeitsscheu geworden waren, haben den Mut ihrer lyrischen Kunst wiedergefunden, und es ist ein Rauschen im Komponistenwalde eingetreten, das noch in kräftiger Steigerung begriffen ist. An dieser Stelle müssen wir genau unterscheiden zwischen denen, die es nur bis zu einer Beerbung der Väter gebracht haben, und denen, die zu neuem Wort neue Weise erfunden haben. Die ersten sind auszuscheiden, eine so große Beliebtheit sie auch errungen haben. Zu ihnen gehören unter andern Eugen d'Albert, weiter der wertvolle und an der Hand der Texte seiner königlichen Dichterin Carmen Sylva vielfach neuen poetischen Anregungen zustrebende Bungert, Hans Hermann, Humperdinck, Robert Kahn, Hans Sommer, Max Stange, Weingartner, welche gern die erprobte Fahrstraße einhalten. Die zweite, lediglich für uns in Betracht kommende Klasse bekundet ihre Fortschrittlichkeit schon durch ihre ausgesprochene Vorliebe für die moderne Dichtung. Die bedeutendsten Komponisten auf instrumentalem Gebiet haben auch hier die führende Rolle an sich gerissen, nur mit der Einschränkung, daß sie nicht zu revolutionär vorgehen durften, wie in der Orchestermusik, da ja die Stimme an sich den Ausdrucksmitteln engere Grenzen zieht als das Orchester. Von einer Steigerung der Gesangstechnik in dem Sinne einer Annäherung an die Instrumentaltechnik, wie sie der Koloraturgesang bietet, will heute unter der Herrschaft des Sprechgesangs niemand reden hören. Es bleibt also mehr das Streben übrig, der Begleitung so viel Ausdruckskunst als möglich aufzuhalsen und die Singstimme als erste Melodie unter den übrigen gleichberechtigten in der Begleitung zu behandeln, das Verfahren Wagners womöglich noch zu überwagnern. Von denen, die der Singstimme dabei ihr gutes Recht der Oberhoheit belassen, ist wohl Max Schillings, auch Hans Pfitzner, dann als einer der beachtenswertesten und aussichtsvollsten Arnold Mendelssohn, von den Franzosen

Gustave Charpentier, der Verfasser der Louise, der eine Anzahl von Gesängen auf durchaus moderne Texte geschaffen hat, zu nennen. Durch die melodische Dürftigkeit der Melodie und eine unübersehbare Modulationsjagd zumeist unerquicklich ist der fruchtbare und als Orgelkomponist mit Recht vielgerühmte Max Reger zu nennen. Die leuchtendste Erscheinung auch auf diesem Gebiete ist Richard Strauß, der auch jene gesangstechnische Erweiterung nicht verschmäht und der selbst in so grellen und kecken Schilderungen wie in Rückerts „nächtlichem Gang“ stets die Singstimme in den Vordergrund stellt und der der deutschen Musik bereits eine Anzahl echt lyrischer Perlen, zumal auf Texte von Dehmel und Bierbaum, geschenkt hat.

Köln. *Dr. Otto Neitzel.*

Walter Pater*).

I.

„Wir sind doch sämtlich mit einer kürzeren oder längeren Gnadenfrist zum Tode Verurteilte, wie Viktor Hugo sagt — *les hommes sont tous condamnés à mort avec des sursis indéfinis*. Wir haben eine Gnadenfrist, und dann wird unsere Stelle leer. Einige bringen diese Frist in Unlust oder Verdrossenheit zu, andere in heftigen Leidenschaften, die Weisesten wenigstens unter den Weltkindern in Kunst und Gesang. Denn unsere einzige Gelegenheit, diese Spanne noch auszudehnen, besteht darin, in die gegebene Zeit so viele Pulsschläge wie möglich hineinzubringen. Große

*) Walter Pater, Die Renaissance. Studien in Kunst und Poesie. Aus dem Englischen übertragen von Wilhelm Schölermann. Leipzig 1902, Eugen Diederichs.
Walter Pater, Imaginäre Portraits. Deutsche Übertragung von Felix Hübel. Leipzig 1903, Insel-Verlag.

2*



Leidenschaften mögen uns diesen beschleunigten Pulsschlag des Lebensbewußtseins geben, Entzücken und Trauer der Liebe, die verschiedenen Formen begeisterter Tätigkeit, aus selbstlosen oder andern Beweggründen, welche naturgemäß in das Leben so vieler eingreifen. Nur seien wir uns darüber klar, daß es eine echte Leidenschaft ist, die uns wirkliche Früchte eines beschleunigten und erhöhten Bewußtseins einträgt. Von dieser Lebensweisheit enthält die poetische Leidenschaft, das Verlangen nach Schönheit, die Liebe zur Kunst um der Kunst willen das reichste Maß; denn die Kunst kommt zu uns mit dem freimütigen Bekenntnis, unsern flüchtigen Augenblicken die höchste Weihe zu geben, und allein um dieser Augenblicke willen."

Diese Sätze standen am Schluß eines Buches, das 1873 erschienen und betitelt war: „The Renaissance: Studies in art and poetry." Sein Autor hieß Walter Pater, ein 34jähriger Fellow des Brasenose College zu Oxford, der sich in den letzten Jahren durch verschiedene Essays bekannt gemacht hatte. Das Glaubensbekenntnis, das er hier ablegt, mochte in dem England von vor dreißig Jahren seltsam geklungen haben. Der Positivismus Darwins und Macaulays, J. St. Mills und Herbert Spencers beherrschte die Stunde, und die Sehnsucht nach Schönheit war zurückgedrängt: zurückgedrängt, aber nicht erstorben. Seitdem die Engländer am Anfang des 19. Jahrhunderts die klassische Poesie und Philosophie Deutschlands kennen gelernt hatten, war diese Sehnsucht, die schon einmal, in der Zeit der Renaissance England ihren unvergänglichen Stempel aufgedrückt hatte, wieder erwacht, zunächst nur in den Herzen weniger. Die Präraffaeliten, John Ruskin vor allem, sprechen sie aus. Nicht unwahrscheinlich, daß Pater die Fackel von ihm erhielt; denn Paters erste Studien waren streng philosophischer Art gewesen. Aber in seiner Hand flammt diese Fackel mächtig und in verändertem Lichte auf. So kunstbegeistert auch Ruskin war, immerhin war die Kunst bei ihm ein Mittel zur Erziehung des Men-

schen, und eben darum will er sie der größtmöglichen Menge zugänglich machen. Pater geht von der Kardinalfrage alles menschlichen Sinnens und Trachtens aus: wie man dem Augenblick Dauer verleihen kann. Und er findet, daß es gar viele Mittel dazu gibt, daß „nichts, wobei die Menschen jemals wirklich leidenschaftlich ernst und hingebend gewesen sind“, seine Lebenskraft gänzlich verlieren kann. Aber die Liebe zur Kunst erscheint ihm als das Größte unter ihnen, allerdings nur für die „Weisesten unter den Weltkindern“. Der Unterschied von Ruskin ist fundamentaler Art. Pater war durch und durch Kunst-Aristokrat, und die Kunst war ihm kein Mittel zur Erziehung, sondern das Leben selbst: *l'art pour l'art*.

II.

Pater hat nach seinen Prinzipien gelebt und geschaffen. Er ist der Typus des reinen „Intellektuellen“ mit vorwiegend ästhetischen Neigungen, aber mehr als ein bloßer Nachempfinder. Er zeigt eine seltene Verschmelzung des wissenschaftlichen und künstlerischen Elements. Seine Essays sind Kunstwerke, wie sie in dieser Vollendung in der englischen Literatur sicherlich nicht und vielleicht nur noch in der französischen zu finden sind: Kunstwerke, unter Schmerzen geschaffen. Die Arbeit an ihnen machte ihn tatsächlich krank, mit Fieberanfällen und hartnäckiger Schlaflosigkeit. Und an einem Aufsatz über Pascal hat er (1894) sich zu Tode gearbeitet.

Seine dichterischen Arbeiten aber wachsen aus dem Boden der Wissenschaft heraus. Ob er nun in seinem großen Roman „Marius der Epikuräer“ die römische Kaiserzeit schildern mag oder in dem nachgelassenen Fragment „Gaston de Latour“ einen Zeitgenossen Montaignes vorführt, die geistige Atmosphäre im ganzen wie die einzelnen Persönlichkeiten in ihr sind mit erstaunlicher Sicherheit und Treue getroffen. Von außerordentlicher künstlerischer Kühnheit

sind die „Imaginären Portraits“. In knappem Rahmen ist hier das Bild verschiedener Epochen — der Mitte des 17. Jahrhunderts in Holland, des Anfangs des 18. Jahrhunderts in Deutschland, des 13. Jahrhunderts in Frankreich — entworfen, während die Helden zu ihrer Zeit in Gegnerschaft treten, und aus dieser Antithese ergibt sich dann eine wahrhaft tragische Wirkung.

Genau genommen, ist Pater eigentlich unübersetzbar. Seine Muttersprache ist für ihn ein so kostbares Material wie etwa für den Goldschmied die Metalle und Edelsteine. Er selbst spricht einmal davon, daß man auf den Bildern des Leonardo „eine priesterliche Genauigkeit und Ordnung finde wie in einem rein gehaltenen und geschmückten Heiligtum“. So sieht es auch in seinen Essays aus. Dabei hat aber diese Ordnung nichts Starres an sich. In seinem Essay über „Die Schule des Giorgione“ meinte er:

„So strebt alle Kunst fortwährend danach, sich von der Vorherrschaft des bloßen Verstandes zu befreien, ein Ding der reinen Vorstellung zu werden und sich ihrer Verantwortlichkeit dem Stoff oder Material gegenüber möglichst zu entledigen. Die idealen Beispiele der Poesie oder Malerei sind die, in denen alle Bestandteile so eng miteinander verwoben sind, daß das Stoffliche (oder Gegenständliche) nicht mehr auf den Verstand allein, das Künstlerische (oder die Form) nicht mehr auf das Auge oder Ohr allein wirkt, sondern, wo Stoff und Form ein und dasselbe geworden, eine untrennbare Einheit bilden, als ein Ganzes auf die vorstellungsfähige Vernunft einwirken, jene geistige Vorstellungsfähigkeit, bei der jeder Gedanke und jedes Gefühl zugleich mit seinem sinnlichen Abbilde als Zwilling geboren wird. Am vollständigsten wird dieses Ideal in der Musik erreicht durch die Einheit von Stoff und Form. In den musikalischen Höhepunkten wird der Zweck untrennbar von den Mitteln, fallen Stoff und Ausdruck zusammen und durchdringen sich gegenseitig vollkommen. Musik also, nicht sprachliche Dichtung, wie man gewöhnlich annimmt, ist der reinste Typus und Maßstab aller Kunst. Deshalb dürfen wir uns alle Künste, obgleich jede ihre unübertragbare Wesenheit in sich trägt, doch in stetem Ringen nach dem höchsten Gesetz der Musik begriffen denken, nach einem Ideal, welches die Musik allein vollkommen zu erreichen vermag. . . .“

Musikalisch in diesem Sinne sind Paters Schriften: Stoff und Form bilden eine kaum trennbare Einheit. Und seine Landsleute wissen wohl, warum sie ihn neben Thomas de Quincey und John Ruskin zu den stärksten Prosakünstlern ihrer Literatur stellen.

III.

Man erzählt, daß die Perserkönige kostbare Rosenöle besessen hätten, zu deren Herstellung man in Schiras ganze Gärten plündern mußte: in einem kleinen Fläschchen war da der Extrakt tausender von Blumen eingeschlossen, die Sonne eines ganzen Frühlings, das Wachstum eines ganzen Morgen Landes, die Arbeit zahlreicher Hände. Solchen Fläschchen gleichen die Essays von Pater: im kristallklaren winzigen Glas das Resultat von Jahrtausenden kulturellen Lebens. Was an ihm frappiert, ist die vollkommene Reife und Ruhe seiner Welt- und Kunstanschauung; man kann sie nur im ganzen akzeptieren oder ablehnen, aber nicht im einzelnen mit ihr streiten. Es gibt in der deutschen Literatur eine Erscheinung, der Pater nach dieser Richtung hin wie auch in anderen Beziehungen ähnelt: ich meine Jakob Burckhardt.

Pater ist schon anthropologisch eine komplexe Natur. Seine Familie ist vlämischen Ursprungs und erst im 17. Jahrhundert nach England gekommen. Er stellt also eine Kreuzung vlämischen und englischen Blutes dar. Sein Vater, der ursprünglich Katholik gewesen war, trat aus der Kirche aus und ließ seine Kinder konfessionslos aufwachsen. So war denn Walter, wie einer seiner Freunde sagt, durchaus ein Heide, der keinen anderen Führer kannte als sein eigenes Gewissen. Aber trotzdem bleibt ihm eine gewisse Vorliebe für den Katholizismus, allerdings eine Vorliebe rein ästhetischer Art. Er ist während seiner Universitätsjahre ein Suchender, der seine Bestimmung noch nicht gefunden hat. Der Wendepunkt in seinem Leben tritt durch die Bekanntschaft mit Goethe ein. Der Sinn für Poesie und Kunst wird in ihm durch Goethe geweckt. Von ihm lernte seine Seele, die von Natur durchaus religiös war, im Schönen das Absolute zu suchen, nach dem sie sehnsüchtig verlangte. Nach Goethe ist es dann Hegel, der ihn beeinflußt, wiewohl er seine schwachen Seiten nicht verkennt, und der

erste Essay, den er 1867 in der „Westminster Review“ veröffentlicht, handelt sehr bezeichnend von Winckelmann, in dessen Entwickelung „der moralische Instinkt wie der religiöse und politische völlig in dem künstlerischen aufging“. Als er dann 1873 seine erste Sammlung, eben die „Renaissance“, erscheinen ließ, sah man sogleich, daß man es hier mit einem Kritiker von unendlich weitem Horizont zu tun hatte. In den neun Essays, die das Werk ausmachen, wird diese große Bewegung nicht allein in Italien, sondern auch in Frankreich und Deutschland verfolgt, nicht bloß in der bildenden Kunst, sondern auch in der Poesie und Philosophie, nicht bloß in der Zeit von Dante bis Michelangelo, sondern schon von jenem „überraschend herrlichen, aber vorzeitigen Bemühen“ zu Beginn des 13. Jahrhunderts bis zu dem Spätling der Renaissance, Winckelmann.

Pater hat die Länder, deren Kultur er schilderte, gut gekannt. Häufige Reisen führten ihn nach Italien, Deutschland und Frankreich. Besonders geliebt hat er Frankreich, seine Literatur und seine Kunst. Jeden Sommer durchforschte er die eine odere andere französische Provinz mit ihren weltverlorenen kleinen Städten. „Ich finde ein außerordentliches Vergnügen darin,“ so schrieb er 1877 an einen Freund, „meine Kenntnis dieser kleinen französischen Städte zu vervollständigen, und ich kehre zurück, zwar ein wenig ermüdet, aber den Geist erfüllt von der Erinnerung an Glasmalereien, alte Teppiche und frische wilde Blumen.“ In der Tat sind auch die Schilderungen, die er bei Gelegenheit von diesen Städten und der umgebenden Landschaft entwirft, von einer Anschaulichkeit und liebevollen Wärme ohnegleichen.

Sein Wohnsitz aber blieb Oxford. Obwohl er nur selten Vorlesungen hielt und vor aller Öffentlichkeit ängstlich zurückwich, so war er doch der Stolz der Universität, mit der sein Name für immer verwachsen ist. Man zeigte den Fremden die Fenster, hinter denen er in stiller Sammlung arbeitete, zurückgezogen von allem profanen Treiben, ein

wahrer Priester der heiligen Sache der Kunst. Sein Einfluß stieg von Jahr zu Jahr, und die jüngere Generation empfing von ihm die bedeutsamsten Impulse. Das ganze englische „Ästhetentum“ ist in weit höherem Grade auf Pater zurückzuführen als auf Ruskin. Allerdings darf man ihn weder für die lächerlichen noch für die ernsten Ausschreitungen dieser Geistesrichtung verantwortlich machen.

Er wußte allzu genau, daß man die Schönheit nicht in der Außenwelt, nur in sich suchen darf. „Er ist sein ganzes Leben lang ein kranker Mann gewesen. Er war stets ein Sucher nach etwas in der Welt, das es nicht zur Genüge oder gar nicht gibt.“ So schließt er sein „imaginäres Porträt“ Antoine Watteaus. Er selbst aber hat die Schönheit nicht in dem engen dumpfen Leben gesucht, sondern im Reich des Ideals und der Träume. Und so ist denn eine vornehme Resignation überall die Begleiterscheinung seines Kunstenthusiasmus, eine Resignation, wie sie auch dem größten Schönheitslehrer der modernen Zeit, Schiller, eigen ist.

S. S.

Giosuè Carducci.

Als der größte italienische Dichter der Gegenwart wird Giosuè Carducci mit Recht bezeichnet. Die gesammelten Werke, von denen bereits dreizehn stattliche Bände vorliegen, zeigen jedoch deutlich, daß das Lebenswerk dieses Charakterkopfes durchaus nicht erschöpfend dargestellt wird, selbst wenn man ihm zugleich mit dem Dichterlorbeer auch die Führerschaft als Literarhistoriker zuerkennt. Mit Entschiedenheit lehnt Carducci bei jeder Gelegenheit ab, als Poet und Schriftsteller angesprochen zu werden; vielmehr

will er an erster Stelle seinen Berufspflichten als Professor der Universität Bologna genügen. „Confessioni e Battaglie", Serie seconda (Bologna 1902, Nicola Zanichelli) ist der zwölfte Band betitelt, und dieser Titel bekundet zugleich Freimütigkeit und Streitbarkeit, zwei hervorragende Charaktereigenschaften des Dichters des epochemachenden Hymnus: „A Satana" und der „Odi barbare", des unübertrefflichen, kongenialen Interpreten Dantes und Leopardis, des Vermittlers der Poesien Heinrich Heines.

Am 27. Juli 1836 in Val di Castello, einem kleinen Orte der Provinz Pisa, geboren, hat Carducci jedoch selbst das Fazit seines Lebens ziehen wollen, indem er seine gesammelten Werke herausgibt.

Wie bezeichnend ist, daß der alte Republikaner, der jetzt einer der begeistertsten Anhänger des Königreichs Italien ist, den ersten Band mit dem Worte „Sire" und einer Ansprache eröffnet, die er am 12. Juni 1888 im „Archiginnasio" zu Bologna an den König Umberto richtete! Mit patriotischem Stolze beginnt diese Festrede: „In Gegenwart Ew. Majestät, die die Souveränetät des in einem Vaterlande und in Freiheit verbundenen italienischen Volkes repräsentiert, feiert in würdiger Weise die Stadt Bologna heute die Anfänge ihrer Studien, die die erste Kundgebung der Wiedererstehung dieses Volkes aus den Ruinen der alten Größe zu ihrer zweiten Geschichte war." Als Professor der Universität Bologna, der Carducci seit dem Jahre 1860 als Lehrer der klassischen Literatur angehört, war er besonders berufen, den Sohn Viktor Emanuels II. zu begrüßen. Auch bei dieser Gelegenheit versäumte er jedoch nicht, zu betonen, daß Italien seine Freiheit und Einheit einem „monarchischen Republikaner", Giuseppe Mazzini, einem „revolutionären Monarchen", Viktor Emanuel, und einem „gehorsamen Diktator", Giuseppe Garibaldi, verdankt. „Un repubblicano monarchico, un monarca rivoluzionario, un dittatore obbediente" — so charakterisiert Carducci die drei Begründer des modernen Italiens, und am Schlusse

seiner Ansprache feiert er den König Umberto, weil er vor aller Welt die Unantastbarkeit Roms: „Roma, conquista intangibile“ verkündet habe. „Ja, o König,“ lauten die Schlußworte, „eine unantastbare Eroberung des italienischen Volkes für sich und für die Freiheit aller.“

Es empfiehlt sich, sogleich auf diese freimütige Sprache Carduccis hinzuweisen, um zu zeigen, wie verfehlt die Auffassung ist, nach der der Dichter seiner politischen Überzeugung untreu geworden sein soll. Darf er sich doch auf Freiheitshelden wie Mazzini und Garibaldi berufen. Den revolutionären Grundzug hat Carducci auch als Dichter nicht verleugnet, und man braucht nur die flammensprühenden Verse des Hymnus: „An Satan“ zu lesen, um zu erkennen, in wie faszinierender Weise eine höhere Einheit für die pantheistische Weltanschauung der Griechen und die unsere Zeit im Innersten bewegenden Ideen gefunden wird. Auch die „Odi barbare“ atmen denselben Geist freier Menschlichkeit, und für jeden mit den Klassikern Vertrauten muß es einen eigenartigen Reiz haben, in frei behandeltem alkäischem Versmaße eine ganz moderne Abschiedsszene „Auf dem Bahnhofe“ geschildert zu sehen. Wir hören das Dampfroß schnauben, und zugleich fühlen wir uns ergriffen, wenn der Dichter die Geliebte entschwinden sieht.

„Du süßes Antlitz, weiß, mit dem Rosenhauch,
Ihr Augen, glanzvoll, Friede verbreitend, du
Von krausem Haargelock umwehte,
Lieblich sich neigende, reine Stirne.“

B. Jacobson hat diese und andere Poesien Carduccis treu und charakteristisch übertragen.

Ebenso hat Paul Heyse die im „Preludio“ der „Odi barbare“ enthaltene Kriegserklärung an die konventionelle Lyrik mustergültig wiedergegeben:

„Ich hasse die landläufige Muse; willig
Gibt sie der Menge preis die welken Hüften
Und streckt phlegmatisch unter gewohnten Küssen
Sich aus und schlummert.

„Die wache Strophe wähl' ich mir, die dahintanzt
Rhythmisch bewegt im Chor mit Händeklatschen.
Im Flug am Fittich fass' ich sie, sie wendet
Sich um und sträubt sich.

„So sträubt, umschlungen von dem verliebten Waldgott,
Sich die Bacchantin auf dem schneeigen Edon.
Reizender hebt sich unterm Druck des Fingers
Der blüh'nde Busen;

„Und Küss' und Schreie mischen sich wild auf ihren
Entflammten Lippen. Es lacht die Marmorstirne
Im Sonnenschein. Die flatternd gelöste Haarflut
Zittert im Windhauch."

Den revolutionären Grundzug, der unzweifelhaft der Poesie Carduccis in künstlerischer Hinsicht aufgeprägt ist, wollten dessen Widersacher, indem sie ihn einer politischen Tendenz beschuldigten, vor allem in den zwölf Sonetten erkennen, die unter dem Titel: „Ça ira" den nach der Auffassung des Dichters „am meisten epischen Moment" der Geschichte der großen Revolution darstellen sollen. In dem ersten Band der „Confessioni e Battaglie" fertigte Carducci bereits diese Ankläger mit Sarkasmus und blutigem Hohne ab, indem er ausführt, daß „Ça ira" nicht mit „Ça viendra" verwechselt werden dürfe. Auch beruft er sich auf keinen Geringeren als Deutschlands größten Dichter, der nach der Kanonade von Valmy — wie Carducci meint, „il momento più epico della storia moderna — in seiner „Campagne in Frankreich" schreibt: „Wir hatten, eben als es Nacht werden wollte, zufällig einen Kreis geschlossen, in dessen Mitte nicht einmal, wie gewöhnlich, ein Feuer konnte angezündet werden; die meisten schwiegen, einige sprachen, und es fehlte doch eigentlich einem jeden Besinnung und Urteil. Endlich rief man mich auf, was ich dazu denke — denn ich hatte die Schar gewöhnlich mit kurzen Sprüchen erheitert und erquickt —; diesmal sagte ich: Von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus, und ihr könnt sagen, ihr seid dabei gewesen." Wie prägnant faßt Carducci in seinem zwölften

Sonette des „Ça ira" am Schlusse Goethes charakteristische Äußerung über den Tag von Valmy in den Versen zusammen:

> *„E da un gruppo d'oscuri esce Volfango*
> *Goethe dicendo: Al mondo oggi da questo*
> *Luogo incomincia la novella storia."*

Plastisch sehen wir unseren Goethe aus dem Kreise unbekannter Genossen hervortreten und sein Prophetenwort sprechen, das sich in vollem Maße verwirklichen sollte. Mit Satire und köstlicher Ironie wendet sich jedoch Carducci gegen diejenigen, die ihm die Absicht zuschrieben, durch die „Verherrlichung" der französischen Revolution die Republik in Italien vorzubereiten. Insbesondere werden gegen Ruggero Bonghi, den Unterrichtsminister im Kabinett Minghetti, scharf zugespitzte Epigramme geschleudert. Treffend bemerkt der Dichter: „Was soll ich nun antworten? Und wie soll und kann ich beweisen, daß ich keine Ehrendame vierteilen, auch Ihre Majestät Margherita di Savoia, die anmutigste Königin von Italien, nicht köpfen will. Vielmehr will ich nur zwei etwas weniger einfache, aber unzweifelhaft sichere Tatsachen darlegen: daß in Italien die Kritik der Poesie auch von den Besten schlecht verstanden und noch schlechter ausgeübt wird, und wie verschroben, mißtrauisch und kläglich der politische Sinn selbst bei den Personen von Ansehen und Urteil ist, die als maßvoll bezeichnet werden und sich selbst dafür halten."

Gerade mit der Königin Margherita fühlt sich Carducci seit Jahren durch innige Bande der Sympathie verknüpft, und er widmete ihr eine seiner schönsten Poesien, die auch keine leiseste Spur des Servilismus und Byzantinismus aufweist. Vielmehr wird in dieser von Paul Heyse mustergültig übertragenen Dichtung insbesondere auf die Volkstümlichkeit der Gattin Umbertos hingewiesen.

Mancher bezeichnende Zug ist bekannt geworden, der für die von der Königin Margherita für den Dichter gehegte Verehrung vollgültiges Zeugnis ablegt. Da Carducci seine reiche Bibliothek der Universität Bologna, an der er seit

mehr als vierzig Jahren lehrt, zu hinterlassen wünscht, diesen Wunsch jedoch mit Rücksicht auf seine Vermögenslage und seine Familie kaum hätte verwirklichen können, gab die Königin Margherita unlängst einen neuen Beweis ihrer hochherzigen Gesinnung und ihrer Zuneigung für den Dichter. Sie kaufte die Bibliothek, die unter anderem wertvolle Ausgaben Dantes und Petrarcas sowie seltene Handschriften aufweist, für 40000 Lire und eine dem Dichter zu gewährende Jahresrente von 2000 Lire. Später soll dann die Bibliothek Carduccis in den Besitz der Universität Bologna übergehen.

Wie ehrenvoll ist es für den Dichter des Hymnus „A Satana", daß er niemals seine Kunst in den Dienst eines raschen Erwerbes stellte. Nachdem ich Giosuè Carducci in Rom persönlich kennen gelernt hatte, suchte ich ihn in Bologna selbst in seinem unweit der beiden schiefen Türme dieser Stadt, der Torre Asinelli und der Garisenda, gelegenen Heim auf. Gar hoch mußte ich emporklimmen; unvergeßlich bleiben mir jedoch die Anregungen, die ich in der Gesellschaft des Dichters und einer seiner Töchter erhielt. Auch ist Carducci nicht bloß ein vortrefflicher Kenner der deutschen Poesie, sondern auch der deutschen Wissenschaft. Man braucht in dieser Hinsicht nur den achten Band der gesammelten Werke zu lesen, der zumeist tief eindringende Studien über Dante enthält, dann aber mit einem Aufsatze: „Un poeta d'amore nel secolo XII" schließt. Die Troubadour-Poesie weist nur wenige so vortreffliche Kenner wie Giosuè Carducci auf, der in seinem Essai über Bertran de Born mit den Forschungen unserer Romanisten Mahn, Bartsch und Diez sich wohl vertraut zeigt.

Bezeichnend ist, daß der Literarhistoriker dem Lyriker Carducci niemals im Wege steht. Wie ergreifende Töne findet er in seiner Poesie: „Alla memoria di D. C. mortosi di ferro il 4. novembre 1857." Auch heute ist die Wunde noch nicht vernarbt, die dem Dichter geschlagen wurde, als sein Bruder durch Selbstmord endete.



„Te, fratel, piango, e piango de la bruna
Tua giornata l'occaso, che seduto
Ne le stanze paterne al cor più sento.“

„Dich, Bruder, beklage ich, und ich beklage deines düsteren Tages Niedergang, den ich, in den väterlichen Gemächern sitzend, tiefer empfinde.“ Wie rührend ist die nach dem Hinscheiden des einzigen Sohnes gedichtete Totenklage: „Funere mersit acerbo.“ Dem auf dem blühenden toskanischen Hügel zum ewigen Schlaf gebetteten, neben dem Vater ruhenden Bruder meldet er den neuen Gast an und fragt, ob dessen liebe klagende Stimme nicht gehört worden war. „Es ist mein kleiner Sohn, der an dein einsames Tor pocht,“ fährt der Dichter fort und richtet an den Bruder die Bitte, den *fanciulletto* gut aufzunehmen.

„. . . . . ché al dolce sole
Ei volge il capo ed a chiamar la madre.“

An die Darstellungen auf alten Sarkophagen gemahnt uns das poetische Bild, wie der so früh in den Zug des Todes eingereihte Knabe das Haupt zur süßen Sonne zurückwendet und nach der Mutter ruft.

Ganz andere Töne schlägt der Dichter in seinem „Hymnus an Satan“ an. Julius Schanz hat diesen Kampfruf zumeist treu übertragen, der in Italien nicht bloß im Feldlager der Klerikalen einen Sturm der Entrüstung hervorrief. In dem Aufsatze „Polemiche Sataniche“, der sich im vierten Bande der gesammelten Werke befindet, während der Hymnus selbst am Schlusse der Poesien des sechsten Bandes Aufnahme gefunden hat, entkräftigt Carducci alle gegen seine Dichtung erhobenen Anschuldigungen:

„Salute, o Satana,
O ribellione,
O forza vindice
De la ragione!“

Julius Schanz hat diese vorletzte Strophe des Hymnus: „An Satan“ ungenau übertragen.

„Heil dir, o Satan,
Und deiner Zunft,
Siegreiche, rächende,
Kraft der Vernunft!“



Gerade der zweite Vers, in dem „die Rebellion“ angerufen werden soll, bildete die Grundlage der heftigsten Angriffe, und selbst in liberalen Organen wurde behauptet, der Satan Enotrio Romanos — unter diesem Pseudonym war der „Inno“ veröffentlicht worden — wäre die Rebellion. Es fehlte nicht viel, und Carducci wäre, wie er in den „Polemiche Sataniche“ mit köstlicher Ironie ausführt, auf eine Stufe mit den Briganten Kalabriens gestellt worden. In Wirklichkeit handelt es sich jedoch nur um eine Rebellion der Vernunft gegen jeden Geistesdruck, während Carducci zugleich seine Verehrung für das griechische Schönheitsideal sowie für freie Menschlichkeit und nicht minder für die ungehindert forschende Wissenschaft zum künstlerisch vollendeten Ausdruck bringt. Gewaltiges Aufsehen erregte der Hymnus „A Satana“ dadurch, daß der „Popolo“ in Bologna ihn just am Tage der Eröffnung des ökumenischen Konzils wieder veröffentlichte. Carducci selbst hat in seiner Streitschrift, in der er sich als ein Polemiker ersten Ranges erweist, die authentische Interpretation seiner wirklichen Absichten gegeben. Charakteristisch genug gelangen diese in den Versen zum Ausdruck:

„Gittò la tonaca
Martin Lutero:
Gitta i tuoi vincoli,
Uman pensiero.“

„Martin Luther warf die Kutte weg! streife auch du deine Fesseln ab, menschlicher Geist!“ In dem schnaubenden Dampfrosse, das den Raum durcheilt, stellt der Dichter den Satan gleichsam symbolisch dar, und es muß heute unbegreiflich erscheinen, daß der Hymnus auch von Freunden der freien Forschung mißverstanden werden konnte, gerade als ob Goethe da, wo er im „Faust“ dem „Mephistopheles“ tiefgründige Lebensweisheit in den Mund legt, sich mit dem „Bösen“ habe identifizieren wollen. Ein heidnischer Zug ist nicht nur dem Hymnus: „A Satana“, sondern auch mancher anderen Dichtung Carduccis aufgeprägt, der mit Vorliebe in den Spuren des Horaz wandelt und seine Frauen-

und Mädchengestalten nach klassischen Mustern benennt. Unwillkürlich müssen wir den „carro di foco“, den Feuerwagen im Hymnus an Satan, der dort Segen spendet und Kultur im besten Sinne des Wortes verbreitet, mit dem Dampfroß vergleichen, das in der Dichtung „Auf dem Bahnhof“ die geliebte Lydia entführt. In dieser Poesie hat Carducci den vollgültigen Beweis erbracht, wie genial er einen durchaus modernen Stoff einer klassischen Form anzupassen vermag.

Keineswegs darf es als ein bloßer Zufall angesehen werden, daß Carducci für seine Poesien häufig antike Versmaße wählt. Der Enthusiasmus für das alte Rom liegt ihm vielmehr im Blute, und man begreift wohl, daß der Enotrio Romano des Hymnus „an Satan“ sogar die Malaria anruft, um „vor den Thermen des Caracalla“, draußen an der Via Appia den *genius loci* erhalten zu sehen. So könnte es immerhin geschehen, daß Carducci auch in den Verdacht der Grausamkeit gerät, weil es in dieser „barbarischen Ode“ heißt:

„Hör mich, Fieber! Die Menschen all' von heute
Tilg von hinnen mit ihrem nicht'gen Kleinkram!
Hier ziemt heiliges Grauen: die Göttin Roma
Ruht hier im Schlummer;

„Lehnt ihr Haupt an den Palatin, die Arme
Zwischen Caelius breitend und Aventinus,
Auf den appischen Weg den Leib gestreckt durch
Porta Capena.“

Jeder Romfahrer, der bei der einsamen Wanderung auf der alten Gräberstraße der ewigen Stadt sich im Innersten ergriffen fühlte, wird dem melancholischen Zauber dieser von Paul Heyse übersetzten Strophen sich nicht entziehen können. Rührselige Gemüter könnten freilich an der Anrufung des Fiebers Anstoß nehmen. Sentimental ist die Muse Giosuè Carduccis sicherlich nicht, wenn sie auch nicht immer so kampflustig erscheint. In den Prosaschriften wird nicht minder mancher heiße Strauß ausgefochten, und der unbefangene Beurteiler gewinnt beinahe regelmäßig den



Eindruck, daß Carducci aus diesen literarischen Kämpfen als Sieger hervorgeht. Mit Gotthold Ephraim Lessing möchte ich den italienischen Dichter und Literarhistoriker vergleichen. Wie Lessing verfügt auch Carducci über eine nie versagende Kenntnis der Literatur und verbindet damit einen vollendeten Geschmack.

Mit den römischen Klassikern ist Carducci nicht minder vertraut als mit Dante und Boccaccio. Unter den deutschen Dichtern fesseln ihn vor allem Goethe und Heine. Wie lustig spottet er in den „Ceneri a Faville“ über G. Rota, der Goethes „Clavigo“ in Versen übersetzt hatte. Da dieser Versuch eines Italieners, Goethes ausgewählte Werke poetischer zu gestalten, den Sarkasmus herausfordern mußte, läßt Carducci sich die Gelegenheit nicht entgehen, die volle Schale des Hohns über einen solchen Dichterling auszugießen. Der Verfasser der beiden Bände „Teatro scelto di W. Goethe“ war aber sicherlich stolz auf seine Leistung. Ihm erschien es wohl allzu prosaisch, wenn z. B. Clavigo im Beginn des zweiten Aktes an den Bedienten im Hinblick auf die angemeldeten Fremden die Worte richtet: „Führe sie herein. Du sagtest doch ihrem Bedienten, daß ich sie zum Frühstück erwarte?“ Bei Rota lautete das weit schwungvoller:

„Qui li introduci
Ben avrai fatto conto al loro fante
Che ad asciolver gli aspetto.“

Risum teneatis amici? Mit welcher Verehrung spricht Carducci, indem er den lächerlichen Versuch seines Landsmannes verspottet, über den Dichter des „Faust“! Auch die Eigenart Heines will Italiens größter Dichter der Gegenwart nicht angetastet wissen. Bernardino Zendrini, der Übersetzer Heinrich Heines, mußte das zu seinem Schaden erfahren, während Carducci der Übertragung, die Emilio Taza unter dem Titel „Canti di E. Heine“ veröffentlichte, Beifall zollt. Mit besonderem Interesse lesen wir jedoch, was Carducci selbst über Deutschlands größten



Lyriker nächst Goethe geschrieben hat. Wie die Aufsätze „Conversazioni e divagazioni Heiniane“ und „Atta Troll di Arrigo Heine“ Muster feinsinniger Kritik sind, hat Carducci selbst ausgezeichnete Proben seiner Übersetzungskunst abgelegt. So weist der neunte Band der gesammelten Werke neben „Il re di Tule“ von Goethe, und „La tomba nel Busento“ von Platen mehrere Poesien Heines in mustergültiger Übertragung auf. Der italienische Dichter, der den phantastischen und zugleich den an die Ausgelassenheit des Aristophanes anklingenden Charakter der Satire „Atta Troll“ hervorhebt, zeigt selbst in seinen Poesien manchen verwandten Zug.

Eine Fülle von Anregungen bieten die bisher vorliegenden dreizehn Bände der Werke Giosuè Carduccis. Ungemein sympathisch erscheint uns auch zugleich mit dem Dichter der Mensch, mögen immerhin manche Rauheiten in dem Charakter auf eine „Bärennatur“ schließen lassen, hinter der sich jedoch das edelste Gemüt birgt. Als die Universität Bologna sein Jubiläum als Professor feierte, ließ er sich das einmal gefallen; sobald dann aber ein neuer Versuch gemacht wurde, verbat er es sich in einem kurzen Artikel: „Tentativo d'un secondo giubileo di magistero“ und schloß: „Wahr und kurz gesprochen: ich danke von Herzen, aber ich befinde mich in einer solchen Geistes- und Körperverfassung, daß selbst das kleinste physische oder metaphorische Geräusch meine Ruhe stört, ohne die von einem Jubiläum nicht die Rede sein kann.“

Daß der Dichter des Hymnus „An Satan“ gegenüber Ordensverleihungen und äußeren Ehrenbezeugungen sich durchaus ablehnend verhält, gereicht seinem Unabhängigkeitssinne nur zum Ruhme. So lehnte er auch ab, als auf Anlaß seines „Jubiläums“ eine Prachtausgabe seiner Werke veranstaltet werden sollte. Aus Bologna vom 23. Mai 1901 ist die recht deutliche Absage datiert, die unter der Überschrift „chiusa“ am Ende des zwölften Bandes steht. Wie Carducci jüngst auf die an ihn ebenso wie an andere aus-



gezeichnete Persönlichkeiten gerichtete Anfrage, ob der Campanile in Venedig wieder aufgebaut werden soll, mit dem einzigen Worte „No!“ antwortete, ließ auch seine „chiusa“, sein „Schluß“, an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. „Nun ist es beendet (wenigstens darf dies gehofft werden) — das Jubiläum, das sie trotz allem feiern wollten. Aber ich will nicht, daß es völlig beendet werde ohne meine offene und bündige Erklärung hinsichtlich meines literarischen Eigentums an meinen Werken, deren Illustration ich in jeder Form, sei es durch Zeichnung, sei es durch Kommentar, verbiete. Ich will keine Almosen, weder durch Bewunderung noch durch Geld, selbst nicht vom Vaterlande.“

In diesen Worten zeigt sich der ganze Carducci, der durch seine Werke bereits bei Lebzeiten sich ein „monumentum aere perennius“ errichtet hat und der Weltliteratur angehört.

Berlin. *Siegfried Samosch.*

Eine Reise nach dem russischen Orient.

2. Landwirtschaft und Industrie.

Die Fahrt von Moskau nach dem Schwarzen Meere geht durch eine einzige große Ebene mit ganz geringen Erhebungen. Sie führt durch die fruchtbarsten Strecken des russischen Reiches. Sie zeigt so recht, daß Rußland ein Agrarstaat ist, förmlich dazu prädestiniert. Die Strecke von der preußischen Grenze bis Moskau ist zwar auch nicht viel anders, aber sie ist doch nicht so fruchtbar; hier gibt es noch viele Sümpfe und Wälder. Dagegen in Kleinrußland, der Gegend von Kiew bis zum Don, gibt es Hunderte von Kilometern weit keinen Wald, kaum einen Baum oder Strauch. Da es dort auch nur vereinzelt Kohlen gibt, so ist das Brennmaterial natürlich sehr teuer. Man benutzt dazu größtenteils das Stroh, — ein Zeichen für den Raubbau, den man treibt.

Rußland ist mit seinen Wäldern sehr stiefmütterlich umgegangen. Seit Peter dem Großen hat man den Waldbestand in Zentral- und Südrußland stark geplündert. Auf das Klima hat das natürlich nicht günstig gewirkt. Die Niederschläge haben nachgelassen, selbst die Flüsse sind wasserärmer geworden. Ein so großer Fluß wie der Don ist heute nur eine kurze Strecke schiffbar.

Trotzdem ist das Land der sogenannten schwarzen Erde (vom mittleren Lauf des Dniepr bis zum Don) noch außerordentlich fruchtbar. An Düngen denkt kein Mensch. Dabei gibt es Strecken, wo nur alle drei Jahre gesät wird. Die beiden dazwischenliegenden Jahre eggt man den Acker einfach um und läßt die ausgefallenen Körner wachsen. Mangel an Arbeitskräften ist allerdings für diese Maßregel der Hauptgrund.

Bei dem bestehenden Raubbau ist die Ernte keineswegs groß. Im Gegenteil, die Felder machen einen ziemlich vernachlässigten Eindruck. Die wogenden Ährenfelder nehmen sich durchweg dürftiger aus als in Deutschland. Rußland hat in den letzten Jahren durchschnittlich pro Hektar 7 Ztr. Roggen erzeugt, Deutschland das Doppelte. Es ist deshalb einigermaßen verwunderlich, wenn deutsche Agrarier sich fürchten vor dem russischen Bauern der schwarzen Erde und den fürchterlichen Getreidemengen, die er auf den deutschen Markt bringen könnte. Der zentralrussische Bauer ist eigentlich zufrieden, wenn er so viel baut, als er für sich braucht. Wo die kommunistische Bewirtschaftung im sogen. Mir besteht, wo also der einzelne noch kein Privatinteresse am Erfolg seiner Arbeit hat, da wird nicht viel Mühe auf die Ackerwirtschaft verwendet, sondern nur gerobotet. Wer in Deutschland weiß, wie es einen modernen Ackerbau eigentlich erst seit Beseitigung der Dreifelderwirtschaft gibt, und diese war noch nicht mal kommunistisch, der kann das begreifen. Verschiedene Mißernten aber in den 90er Jahren haben dem russischen Bauern noch einen besondern Knacks gegeben, von dem er sich bis jetzt noch nicht erholt hat, so sehr die Regierung sich auch Mühe gegeben hat, verschiedentlich halb oder ganz umsonst genügendes Saatgut zu verteilen. Jeder, der da weiß, wie es bei solchen Verteilungen zugeht — und in Rußland sind in dieser Beziehung die Beamten noch weniger ehrlich und gerecht als bei uns —, der kann sich denken, daß die Maßregel nur wenig geholfen hat; noch heute bleiben große Mengen Landes unbestellt. Die Weizenausfuhr ist infolgedessen bedeutend zurückgegangen. Die Regierung aber schickt unbarmherzig den Steuerexekutor, weil sie ohne die bäuerlichen Grundsteuern nicht leben kann, — sie hat sie infolge ihrer großen kulturellen Aufgaben vielmehr noch erhöht. Infolgedessen muß der russische Bauer verkaufen, und wenn ihm das Brot auf dem Tische fehlt und er sich den Schmachtriemen enger um den Leib schnallen muß. Wenn Deutschland sich ebenso dürftig ernähren wollte wie Rußland, könnte es noch bedeutende Mengen Getreide ausführen, während wir uns den siebenten Teil Brotgetreide

hereinholen. Ein guter Kenner der russischen Verhältnisse, Dr. Rohrbach, behauptet gradezu, daß in weiten Gegenden derjenige Bauer als reich gelte, der so viel Getreide behalten könne, daß er satt zu essen habe. Rohrbach folgert, daß der Bankerott des russischen Bauern die Aktionskraft des mächtigen Reiches vollständig lähmen müsse. Wir glauben, daß er in dieser Beziehung zu schwarz sieht. Aber das ist richtig, daß die Hungerrevolten im vergangnen Frühjahr gezeigt haben, daß der Hunger dem russischen Bauern ziemlich tief im Magen sitzt.

Dabei ist die Agrarfrage in Rußland entschieden viel schwieriger zu lösen als die deutsche. Der russische Bauer ist außerordentlich phlegmatisch. Er besitzt keine Initiative, sondern wartet, daß Väterchen für ihn sorgt und ihn nicht vollständig dem Hungertode überliefert. Die Regierung gibt sich ja alle erdenkliche Mühe, durch Einsetzung von Kommissionen zur Abhülfe des landwirtschaftlichen Notstandes die Bauern zum Nachdenken und zur Tätigkeit anzuregen. Aber sicher kommt sie damit nur sehr langsam voran.

Ein Hauptübel sind, wie in Deutschland so in Rußland, die niedrigen Getreidepreise. Diese haben dort einen Stand erreicht, daß ein weiteres Sinken kaum noch ertragen werden kann. Ja schon die jetzigen Preise, heißt es, würfen kaum noch einen Gewinn ab. Natürlich stehen auch die russischen Getreidepreise bedeutend niedriger als die deutschen. Einen Rubel (2.15 Mk.) muß das Pud (16 kg) Weizen kosten, heißt es in Rußland, sonst ist nichts mehr zu verdienen. Nun kostete im letzten Jahr an den südrussischen Bahnstationen das Pud durchschnittlich 96—98 Kopeken; aber bis in die 60 Kopeken ist der Preis einige Jahre zuvor heruntergewesen, so daß selbst in den vorzüglich wirtschaftenden deutschen Gemeinden Südrußlands manche Besitzer, die zu viel und zu teures Land gekauft hatten, kaput gegangen sind.

Auf die Viehzucht hat man sich bisher leider in Südrußland zu wenig gelegt. In Rußland selbst würde man ja für Vieh nicht genügenden Absatz haben. Das Vieh ist hier noch merkwürdig billig, viel billiger verhältnismäßig als das Getreide. Eine anständige Kuh kostet 100 Mk. und ein Pfund Rindfleisch 16—20 Pfg. Ist auch der Export von lebendem Vieh zu schwierig, so würden sich doch bei den billigen Fleischpreisen große Exportschlächtereien ganz vorzüglichen Absatz im Auslande verschaffen können. Der Russe besitzt indes für dergleichen Schritte nicht die nötige Initiative. Es müßten schon ausländische Kapitalisten sich daran machen. Indes der Fleischexport würde sich in Südrußland immer in mäßigen Grenzen halten, da das Land keine ausgedehnten Weiden besitzt, die für eine gesteigerte Viehzucht unerläßlich sind. Jedenfalls hat der deutsche Bauer eine vernichtende Konkurrenz des russischen Bauers in Zukunft kaum zu fürchten.

So sehr auch Rußland ein Agrarland ist, so sehr der russische Getreidebauer, vom Kaukasus bis nach Petersburg hinauf, nur wenig



verschieden in Sitte und Gewohnheiten, dem ganzen Staatswesen seinen gleichmäßigen Untergrund gibt, so sehr ist doch die russische Regierung in den letzten Jahren bemüht, Rußland zu einem Industriestaat zu machen, so schwer das auch fallen mag. Die Regierung denkt, wenn von den Bauern nicht viel zu holen ist, dann muß mir die Industrie die goldenen Eier legen. Die Industrie hängt nicht von Wind und Wetter ab. Freilich, um sich eine Industrie zu schaffen, muß es zunächst wieder Industrieprodukte, Maschinen, einführen. Und je mehr das in der letzten Zeit geschehen ist — von 1895—99 ist allein die Einfuhr deutscher Industrieprodukte von 105 auf 208 Millionen Mark gewachsen —, um so mehr mußte es seine Zahlungsbilanz durch Getreideausfuhr auszugleichen suchen, wenn es auch nicht immer gelungen ist.

Die Entwicklung der russischen Industrie hat durch mancherlei dornige Pfade geführt. Zur Zeit Peters des Großen beherrschte einmal das russische Eisen den Weltmarkt. Damals lieferte der Ural 100 000 Tonnen, während England nicht über 16 000 hinauskam. Die reichen Wälder lieferten für die vorzüglichen Uralerze eine treffliche Holzkohle. Dann aber machte der Westen seine Riesenfortschritte, während Rußland stehen blieb. Im Ural werden noch heute die Erze zum großen Teil mit Holzkohle verhüttet, und wenn erst die dortigen Anlagen alle modernisiert sind, so wird auch das Uraleisen, namentlich in feinen Stahlspezialitäten, für deren Erzeugung die Holzkohle noch ihre Vorzüge besitzt, wieder in größerem Maßstabe konkurrenzfähig sein. Die Kohlenflötze am Donez sind nicht besonders stark, und da die Kohle sehr schwefelhaltig ist, die nächsten Erzlager aber von Kiwoirog, die an sich äußerst wertvoll sind, fast 500 km abliegen, so sind auch die Aussichten der südrussischen Eisenindustrie, die in den letzten Jahrzehnten treibhausartig entwickelt worden ist, ihre Produktion seit 1875 von 0,6 auf 60 Millionen Pud gesteigert hat, nicht allzu glänzend. Ebenso hat die polnische Eisenindustrie keine starken natürlichen Vorzüge, wenigstens nicht bezüglich der Erzlager, wenn sie auch gut vorankommt.

Eigenartiger und aussichtsvoller entwickelt sich die russische Textilindustrie. Sie hat ihre Hauptsitze in Lodz, Warschau und namentlich in der Gegend von Moskau bis Nishni Nowgorod. Ihr gelingt es infolge eines hohen Zollschutzes immer mehr, den russischen Markt wenigstens in Durchschnittsware zu befriedigen. Ja, nach Persien und China hat sie einen nicht unbedeutenden Export. Ihr kommt es zu gute, daß es Rußland gelungen ist, in Turkestan eine große Baumwollenkultur zu entwickeln, die heute bereits die Hälfte des russischen Bedarfs befriedigt und, wenn die Bewässerungsanlagen dort weiter ausgedehnt sind, sicher die amerikanische und ägyptische Baumwolle für Rußland überflüssig machen wird. Auch der Transport dieser Baumwolle kommt billig zu stehen, da Nishni Nowgorod von Transkaspien aus auf dem Wasserwege zu erreichen ist.

In der frühern, langsam ansteigenden industriellen Periode haben sich ausländisches Kapital und ausländischer Unternehmungsgeist in Rußland nur nebenher beteiligt. Der Ural besitzt eine strengrussische Industrie, und auch in den Moskauer und Petersburger Bezirken überwiegt der Russe durchaus. Dagegen der schnellen kapitalistischen Entwicklung der letzten Jahrzehnte hat der Russe nicht Herr werden können. Der Russe ist kein Geschäftsmann, der schnell die Lage begreift und daraus die Konsequenzen zieht. Er riskiert nichts, er hat keine Initiative. Wenn sein Geld nicht sofort 6 Prozent trägt ohne Risiko, gibt er's nicht hin. Unvergeßlich ist mir das Gespräch mit einer kuragierten russischen Dame in der Eisenbahn. Als wir auf den russischen Unternehmungsgeist zu sprechen kamen, da wurde sie nicht müde, zu wiederholen: „Die Russen sind zu faul, zu bequem; ihnen sollen die gebratenen Tauben in den Mund fliegen.“ Als ich ihr entgegnete, ganz so schlimm würde es wohl nicht sein, da wiederholte sie ihre Worte und meinte: „Die Russen lassen sich von den Deutschen und Franzosen das Geschäft wegnehmen. Die Franzosen tun zwar so, als wären sie unsre Freunde, aber sie halten uns alle für Barbaren. Am schlimmsten sind bei uns die Frauen, die sitzen den ganzen Tag im Lehnstuhl und tun nichts. Deshalb sind sie auch alle so wohlgenährt und korpulent.“ Als ich ihr sagte, mich interessierte als Journalisten diese Charakteristik sehr, erwiderte sie: „Ja, schreiben Sie das ruhig in Ihre Zeitung, damit die Russen sich schämen und sich ändern.“ Die Dame selbst besaß ein sehr gutgehendes Geschäft in Moskau.

Herr B. F. Brandt hat in seinem Buche: „Die ausländischen Kapitalien in Rußland“ ausführlich dargelegt, wie das Ausland befruchtend auf die neuere russische Industrieepoche, namentlich in Polen, Südrußland und im Kaukasus gewirkt hat. In Polen, d. h. in Warschau, Lodz und an der oberschlesischen Grenze, ist hauptsächlich deutsches Kapital tätig, in der südrussischen Eisenindustrie englisches und französisches. Um die Erzförderung im Kaukasus haben sich Deutsche, Engländer und Franzosen gemeinsam Verdienste erworben. Der Aufschwung der Petroleumindustrie in Baku ist hauptsächlich den Schweden Gebr. Nobel zu verdanken, sodann auch dem Gelde des Pariser Rothschild. Neuerdings sind in Baku die verschiedensten Elemente tätig, selbst Armenier bereits, die Russen aber am wenigsten.

Man hat ausgerechnet, daß die gesamten Schulden des russischen Staates, der Städte und der Privateisenbahnen nicht weniger als 26 Milliarden Francs betragen. Dazu kommen für über fünf Milliarden emittierte Aktien; in den Jahren 1898 und 1899 sind allein gegen zwei Milliarden Francs Aktien aufgelegt worden. Von all diesem Geld ist jedenfalls nur ein kleiner Teil in russischen Händen. Das Finanzministerium schätzte bereits 1895, daß Rußland jährlich 180 Millionen Zinsen an das Ausland zu zahlen habe. Seitdem ist die Summe noch bedeutend gewachsen.

Die russische Regierung hat ja neuerdings den Landerwerb an



Ausländer sehr erschwert, eigentlich verboten, um das ausländische Kapital nicht zu mächtig werden zu lassen. Aber Gesetze sind biegsam. Man bildet einfach Aktiengesellschaften. Die Russen aber müßten unpraktische Leute sein, wenn sie sich sträubten, das leicht verdiente Geld der Aufsichtsräte einzustecken. So segeln die Gesellschaften unter russischen Namen, aber die Dividenden fließen ins Ausland. In Noworossiisk am Schwarzen Meere erzählte man uns, daß ganze Stadtviertel der Firma Rothschild in Paris gehörten, aber die Häusergesellschaft sei offiziell russisch.

Der starke Aufschwung der russischen Industrie hat natürlich in weiten Kreisen der Bevölkerung einen ziemlichen Gegensatz hervorgerufen. Auch in Rußland gibt es Agrarier, die von einem neuaufkommenden Industrierittertum nicht besonders begeistert sind, zumal ein Teil davon Ausländer ist. Der hohe Zollschutz für Industrieprodukte hat im ganzen Lande die Industriewaren verteuert. Die Regierung bezahlte jährlich die russischen Eisenbahnschienen um 20 Millionen Mark teurer, als wenn sie sie im Auslande gekauft hätte. Da ist denn in den letzten Jahren eine ziemliche Reaktion eingetreten. Die Regierung hat massenhaft Schienen im Auslande bestellt. Die Aktien der Walzwerke, die für den öffentlichen Markt kaum konkurrenzfähig sind, sanken bedeutend, und die Industriekrise ist wenigstens für den Eisenmarkt in Rußland ebenso schlimm als in Deutschland. Manche Fabriken zumal haben ihre Maschinen zu sehr teuren Preisen erstanden und sind auf billige Produktion gar nicht eingerichtet.

Noch etwas von der Arbeiterfrage. Die Industriestädte in Rußland sind in den letzten Jahren beinahe lawinenartig angewachsen. Lodz, Warschau, Riga, Jekaterinoslaw, Petersburg und Moskau haben sich mit einem Wald von Schornsteinen umgeben und sind Industriemonopole ersten Ranges geworden. Von Moskau schrieb neuerdings eine russische Zeitung, daß es schneller wachse als selbst London. Den russischen Bauer zog es in die Stadt, in die Fabriken, hier fühlte er sich wohler als auf dem Lande als Unfreier. Natürlich fiel der dadurch entstehende ländliche Arbeitermangel den russischen Magnaten auf die Nerven. Sie riefen der Regierung mit ihrem Industrieschutze ein Halt zu, wenn die Landwirtschaft nicht zu Grunde gehen sollte. Trotzdem ist es den russischen Fabrikanten noch nicht gelungen, sich einen zuverlässigen seßhaften Arbeiterstamm heranzubilden. Im Sommer verläßt der russische Industriebauer auf Wochen oder Monate die Fabrik zur Erntezeit und wandert aufs Land zurück. Er muß da wieder Landluft genießen. In der Regel aber ist's die harte Not, die ihn dazu treibt. Wo der kommunistische Mir noch besteht, ist jeder Dorfbewohner verpflichtet, seinen Teil an den Feldarbeiten zu leisten, weil der Mir für die Steuern aufkommen muß. Da muß der Bauer wenigstens zur Erntearbeit erscheinen. Natürlich ist diese Sommerfrische der Arbeiter für den Fabrikbetrieb, der schon unter den vielen



Feiertagen leidet, sehr lästig; die Inventur muß da etwas sehr lange ausgedehnt werden. Die Regierung hat auch eingesehen, daß für die Entwickelung einer Industriebevölkerung die Aufrechterhaltung des Mir sehr störend ist. Sie sucht in verschiedenen Übergängen ihn aufzulösen.

In Deutschland denkt man sich gewöhnlich die russischen Industriearbeiter ihren Arbeitgebern gegenüber ziemlich schutzlos. Dies ist indes ein großer Irrtum. Man hat dabei wohl auch nur die schweren Verurteilungen im Auge wegen sozialistischer Umtriebe. Politik zu treiben, ist eben verboten innerhalb des Bereichs des russischen Doppeladlers; es gilt für Bürgerliche ebenso wie für Arbeiter. An sich sind ja absolutistisch regierte Staaten keineswegs die unsozialsten, und der italienische Arbeiter war vielleicht bis vor kurzem schlimmer dran als der russische. Fabrikanten erzählten uns, wie die russischen Gewerbeinspektoren die Betriebe besichtigten und prüften ganz unangemeldet und unvermutet, wie das in Deutschland keineswegs immer geschieht. Sämtliche Kontrakte, die die Fabrikanten mit ihren Arbeitern abschließen, müssen der Regierung vorgelegt werden, mit genauer Angabe der Lohnsätze für Stunde und Akkord, der Arbeitszeit und der event. Überstunden u. dergl. Und keineswegs bloß der Form halber. Ein Fabrikant erzählte mir mit ziemlicher Entrüstung, daß er kürzlich, um billiger zu arbeiten, Maschinen habe einführen müssen. Im Einverständnis mit den Arbeitern habe er neue, etwas billigere Akkordsätze aufgestellt und sie der Regierung zur Genehmigung vorgelegt. Diese habe aber ihre Genehmigung versagt. Der Fabrikant macht eine neue Eingabe und erklärt, daß die Arbeiter mit den neuen Lohnsätzen einverstanden wären. Darauf hin erwidert die Regierung, das äußerliche Einverständnis der Arbeiter beweise nichts, das könnte erzwungen sein. Erst als die Arbeiter sich selbst an den Gewerbeinspektor wandten, daß sie zufrieden wären, stimmte die Regierung zu. Die Regierung will sich auf jeden Fall eine zufriedene Arbeiterschaft sichern, um vor politischen Umtrieben geschützt zu sein, auch wenn sie damit in manchen Stücken den Unternehmern auf die Füsse tritt.

Düsseldorf. *H. Kötzschke.*

(Ein dritter Artikel folgt.)



Sombarts „moderner Kapitalismus".

III.

Kritische Anmerkungen.

Wir stehen am Schlusse unserer langen Wanderung durch das gigantische Werk, aller Bewunderung voll für die gewaltige Arbeit.

Dennoch empfinden wir nicht nur das Recht, sondern vielmehr die Pflicht zur eingehenden und bei aller *suavitas in modo* doch *fortiter in re* vorgehenden Kritik. Nicht an Einzelheiten!

Da ist der erste und allgemein wichtigste Einwand, daß der „moderne Kapitalismus" sich in der überwiegenden Mehrzahl seiner Kapitel stark exzentrisch, sehr fern von dem eigentlichen Zentrum des Problems vom Kampfe zwischen Handwerk und Unternehmung, ja des eigentlichen Problems der Nationalökonomie bewegt. Dieses Problem ist das der Verteilung. Die Nationalökonomie hat ihr spezifisches Problem erst erhalten, d. h. ist erst als Wissenschaft entstanden, als die krassen Gegensätze von reich und arm durch jene Revolution der Wirtschaft geschaffen wurden, die Sombart so farbig schildert. Vorher gab es kein wirtschaftliches Problem, und daher keine Wissenschaft von der Wirtschaft.

Dieses Problem vor allem ist es, das eine „Theorie des modernen Kapitalismus" zu lösen hat, und dazu finden sich in dem vorliegenden Werke kaum Ansätze. So meisterhaft es die Statik behandelt, so wenig leistet es für die Dynamik im Hinblick auf die Verteilung.

Um das aus dem Wissenschaftlich-terminologischen ins Deutsche zu übersetzen: kein Mensch hätte in der Entwicklung des Kapitalismus ein Problem entdeckt, kein Hahn hätte über den Niedergang oder Untergang des „Handwerks im ökonomischen Sinne" gekräht, wenn alle Handwerker der alten Zeit zu wohlsituierten, behaglichen „kleinkapitalistischen Unternehmern" oder gar zu satten Bourgeois aufgerückt wären; nicht einmal dann, wenn sie zwar „Arbeiter" von kapitalistischen Unternehmern, aber mit höherem Einkommen, geringerer Arbeitslast, mindestens gleicher sozialer Klassierung geworden wären; oder wenn sie gar sämtlich in genossenschaftlichen Großbetrieben, ähnlich wie die Pfännerschaften, Berggewerkschaften usw. des hohen Mittelalters, zusammengefaßt worden wären. Was uns vor allem interessierte und interessiert, ist, um mit Sombart selbst scharf zu unterscheiden (I. S. 619), nicht der Niedergang des Handwerks sondern des Handwerkers!

Um dieses Abirren vom Zentrum der Frage deutlich zu machen, habe ich mehrfach schon während meines Referates hervorgehoben, daß Sombart den rein analytischen Satz, daß das Handwerk in seinem Sinne aus dem und dem Grunde den Kampf nicht bestehen kann, als synthetischen Satz serviert, natürlich im besten Glauben. Hier steckt immer eine *petitio principii,* sobald man auch nur im entferntesten an die Sphäre der Distribution denkt. Denn alles läuft auf den Satz hinaus: „Der florierende Handwerker (im landläufig unbestimmten technischen Sinne) hört auf, Handwerker zu sein (in Sombarts ökonomischem Sinne); folglich ist ein blühendes Handwerk unmöglich."

Wie wenig unser Autor an die Dinge der Verteilung gedacht hat, geht wohl am klarsten daraus hervor, daß er nirgend einen Versuch gemacht hat, abzuschätzen, wie viele derjenigen Handwerksmeister und ihrer Betriebserben, die am Schlusse der frühkapitalistischen Epoche vorhanden waren, sich in den Hafen

der kapitalistischen Unternehmung haben retten können. Ich glaube aus guten Gründen, daß er zu überraschenden Zahlen gelangt wäre.

Statt dessen kreist sein Denken und Forschen fast ausschließlich in der Sphäre der Produktion, ihrer Ordnung und ihrer Entwicklung, stets hart an der Grenze des Technologischen. Und hier konstatiere ich die Wirkung der Marx-Komponente in seinem wissenschaftlichen Wesen, die verhängnisvolle Erbschaft des Riesen, der die Sphäre der Produktion in nahezu grotesker Weise theoretisch überschätzte.

Nur weil Sombart, bewußt oder unbewußt lasse ich dahingestellt, den theoretischen Bahnen seines Meisters folgt, konnte er zu den Schließ- und Gedankenfehlern gelangen, die ich, wie ich hoffe, ihm jetzt nachweisen kann.

Es handelt sich um die größte grundsätzliche Frage, die das Werk behandelt: was machte den Kapitalismus, was den Profit möglich, und was machte Handwerk unmöglich, nachdem es so lange möglich gewesen war? Um die Frage also nach den subjektiven Voraussetzungen und objektiven Bedingungen des Kapitalismus.

Um die erste subjektive Voraussetzung, die Akkumulation des ausreichenden Sachvermögens, brauchen wir uns hier nicht zu kümmern. Wir wissen, daß die „ursprüngliche Akkumulation" schon in den Zeiten des frühen Mittelalters metallische Schätze genug angehäuft hatte, um der Akkumulation als Kern dienen zu können,[1]) groß genug, um den jungen, noch schwachen Kapitalismus so lange zu alimentieren, bis er, „Mehrwert heckend", durch eigene kapitalistische Akkumulation weiter wachsen konnte.

Bleibt die zweite „subjektive Voraussetzung", die Entstehung des „kapitalistischen Geistes".

Da finde ich in Band II S. 557—559 eine im allgemeinen und speziell für mich sehr interessante Auseinandersetzung über den „genossenschaftlichen Geist". Die Mehrzahl der Beurteiler der Betriebsgenossenschaft sage: „Die Genossenschaften haben ersichtlicherweise bisher nicht floriert, weil der für ihr Gedeihen unumgängliche Gemeinschaftsgeist fehlte." Und dazu bemerkt Sombart: „Sind die Arbeiter, sind die Bauern so viel edlere Menschen, daß sie voll des Gemeingeistes sind, der den Handwerkern mangelt? Und betätigen diese . . . . nicht bei anderer Gelegenheit recht wohl „Gemeingeist", beispielsweise, wenn sie Konsumvereine gründen helfen? Hätte man uns nicht seit langem daran gewöhnt, in so grenzenlos oberflächlicher Weise mit der „Genossenschaftsidee" wie mit so vielen andern Schwesterideen zu operieren, daß man schließlich die Meinung erzeugte, es handele sich um eine Art von moralischem Serum, das man nur zu injizieren brauche, um die erwünschte Heilwirkung zu erzielen, so würde man sich von vornherein klar gemacht haben, daß soziale Institutionen wie die Genossenschaften, damit sie bestehen können, vor allem auch an bestimmte ökonomische Voraussetzungen geknüpft sind. Man würde zu der Einsicht gekommen sein, daß diese ökonomischen Voraussetzungen — nämlich ein Überwiegen der Interessengemeinschaft über die Interessengegensätzlichkeit — in allen Fällen, wo wir Genossenschaften gedeihen sehen, wie bei den Arbeitern, den Landwirten, den Konsumenten, erfüllt sind, daß hier der gerühmte „Gemeingeist" das Ferment der Genossenschaften, nicht die

[1]) Vgl. meinen Aufsatz: „Kautsky als Wirtschaftshistoriker" Berliner „Zukunft" 1899, No. 45 und meine Anzeige: „Die Entstehung der kapitalistischen Wirtschaft": Wiener „Zeit", No. 235 (1. April 1899).



Ursache, sondern die Wirkung jener Solidarität ist.[1]) Man würde aber ebenso deutlich wahrgenommen haben, daß unter den Handwerkern jene Voraussetzungen solidarischen Verhaltens nicht erfüllt sind." . . . Es folgen dann einige m. E. irrelevante Bemerkungen, die durch den gleich zu zitierenden Schluß als überflüssig gekennzeichnet werden, und dieser lautet: „Endlich aber und vor allem sind die Landwirte, dank der eigentümlichen Preisbildung in der Landwirtschaft, längst nicht in dem Maße Konkurrenten wie die Handwerker. Letztere Eigenschaft, die der Konkurrenten, ist es aber, die mehr als irgend etwas anderes die Genossenschaftlichkeit unter den Handwerkern heutzutage ausschließt. Daß auch gewerbliche Produzenten unter Umständen sehr wohl Bezugs- und anderen Genossenschaften bilden können, lehrt uns die Geschichte des mittelalterlichen Gewerbewesens. Wir haben aber gesehen, daß dessen entscheidende Eigentümlichkeit gerade in dem Fehlen der Konkurrenz beruhte."

Ich sagte, daß diese Stelle für mich besonders interessant sei. Sie ist es, weil das, was Sombart hier als funkelnagelneue Erkenntnis den „Theoretikern des Genossenschaftswesens" vorlegt, Gedanke für Gedanke, beinahe Wort für Wort in meinen Schriften enthalten ist. Meine „Siedlungsgenossenschaft" (1896) entwickelt den Interessengegensatz im dritten Kapitel (S. 117 bis 147) in breitester Darstellung und zerstört das Märchen vom „genossenschaftlichen Geist" vollkommen; das ganze 6. Kapitel des dritten Buches (S. 567 bis 626), handelt genau in dem Sombartschen Sinne von ihm und seinen „objektiven ökonomischen Voraussetzungen". Derselbe Gedanke, angewendet auf die mittelalterliche Wirtschaft, durchzieht dann als leitender Faden mein ganzes „Großgrundeigentum". Daselbst steht (S. 338 9) als Zusammenfassung folgendes: „Wenn aber Gierke und alle andern die Tatsache (der städtischen Entwicklung im Mittelalter) erklären aus „Gemeinsinn" und „genossenschaftlichem Geiste", so müssen wir dabei bleiben, daß das eine einfache Tautologie ist, die nichts erklärt. Der genossenschaftliche Geist ist überall da vorhanden, wo die Menschen als Käufer-Verkäufer[2]) organisiert sind. . . . Wenn die von mir gewonnenen neuen Begriffe überhaupt einen Wert haben, so haben sie den, daß nicht die Organisation der Gesellschaft abhängig ist von den seelischen Strömungen, sondern die seelischen Strömungen abhängig von der Organisation der Gesellschaft." Ich denke, das ist deutlich genug! Und schließlich habe ich in dem zitierten Aufsatze „Käufer-Verkäufer" in Schmollers Jahrbüchern das alles noch einmal zusammengefaßt und dabei, ganz wie Sombart, aber freilich zwei Jahre vor ihm, auf den Unterschied der „Konkurrenz" zwischen Landwirten und Gewerbetreibenden exemplifiziert, um daraus die verschiedene Entwicklung ihrer Genossenschaften zu erklären.

Ich bin wahrlich nicht einer von denen, die gleich über Diebstahl und Plagiat zetern, wenn ihnen einmal ein Prioritätchen genommen wird. Erstens bin ich es allmählich gewohnt worden, ohne Angabe der Quelle zitiert zu werden, zweitens bilden meine Gedanken einen so geschlossenen Bau, daß man mir schon das Ganze stehlen müßte, um mich zu berauben, was doch schon nicht mehr möglich ist; und schließlich weiß ich aus eigener Erfahrung, daß lebhaft aufnehmende und systematische Köpfe leicht einmal einen aufgelesenen Gedanken gutgläubig in sich wiederfinden und für ihr Erzeugnis halten können. Ich begnüge mich daher damit, meine Priorität in diesem Punkte festzustellen,

[1]) Der gesperrte Passus ist auch im Original gesperrt.

[2]) Auf die Definition dieses Terminus kann ich mich hier nicht einlassen.



der viel wichtiger ist, als die heute *beata possidens* Wissenschaft ahnt, in aufrichtiger Freude, daß diese Gedanken, wenn auch nicht als die meinigen, die erste Bresche geschossen haben. Aber ich muß denn doch mit aller Entschiedenheit gegen die Leichtfertigkeit protestieren, mit der ein Fachgenosse der meine Theorie, wie figura zeigt, nicht einmal in ihren allerwichtigsten Darlegungen und Ergebnissen kennt, sie mit der vornehmen Handbewegung abtut, „durch die positiven Erklärungsversuche nicht befriedigt zu sein". Herr Sombart wird diesem Vorwurf nicht ausweichen können.

Soweit das Persönliche, dessen mir aufgezwungene Breite der Leser entschuldigen möge.

Sachlich stelle ich fest, daß Sombart hier seinen im „Geleitwort" so feierlich verkündeten methodologischen Prinzipien so untreu wird, wie das nur möglich ist. Er verbot sich und andern ausdrücklich, „hinter der letzten Ursache, auf die wir soziales Geschehen zurückführen wollen, nämlich der Motivation lebender Menschen," noch nach einer weitern Ursache auszuschauen. Hier aber, ohne Furcht vor einem „unbegrenzten Regressus", geht er fröhlich und sicher hinter die „Motivation" in seinem Sinne auf die „Motivation" im gewöhnlichen Sinne zurück und erfaßt als Ursache des „genossenschaftlichen" oder „ungenossenschaftlichen Geistes" korrekt die „ökonomischen Voraussetzungen" der Motive.

Wenn aber dieses Verfahren hier richtig ist, warum sollte es da falsch sein, wo es sich um den „kapitalistischen Geist" handelt? Zumal es doch nach seinen eigenen, oben angeführten Darlegungen außer Zweifel ist, daß dieser kapitalistische Geist nichts anderes ist, als die Antithese des genossenschaftlichen, d. h. überall da besteht, wo dessen ökonomische Voraussetzungen nicht gegeben sind, oder besser, um einen positiven Satz zu bilden, wo die entgegengesetzten ökonomischen Bedingungen gegeben sind. (Sombart selbst I. 156.) Und wenn dem so ist, und wenn denn in der Tat der famose „genossenschaftliche Geist nicht die Ursache, sondern die Folge jener Solidarität ist", wie er (II. 559) in Sperrschrift schreibt, wie kommt es dann, daß der ebenso famose „kapitalistische Geist" die Ursache und nicht die Folge jenes Konkurrenzkampfes ist, den wir kapitalistische Wirtschaft nennen? denn „subjektive Voraussetzung" heißt doch wohl „Ursache"?!

Hier hat sich Sombart selbst so gründlich und schlagend widerlegt, daß ein anderer sich die Mühe sparen kann. In der Tat verhält es sich mit dem kapitalistischen Geist genau so wie mit dem genossenschaftlichen, er ist nichts als der subjektive Reflex objektiver ökonomischer Bedingungen, nämlich des Vorhandenseins eines Überschusses freier, d. h. von ihrem Produktionsmittel getrennter, sich unterbietender Arbeitskräfte. Das hat schon Marx festgestellt, und es ist Sombarts Schade, daß er in diesem einen Punkte seinen Meister aufgibt. Der kapitalistische Geist entstand, als dem städtischen Händler und vorkapitalistischen Verleger Handwerksmeister, gezwungen durch eine Änderung der ökonomischen Bedingungen, ihre Ware, und Arbeiter ihre Hände zu Preisen anbieten mußten, bei denen „Profit" heraussprang. Der Geschmack kam mit dem Essen, „der Mehrwert heckte", das Kapital akkumulierte sich, „Schatzbesitzer" der ursprünglichen Akkumulation bekamen gleichfalls Appetit, gaben „Produktivkredit" oder machten sich selbst ans Geschäft, und so kam der Stein in immer schnelleres Rollen.

Das ist, wie ich meine, sonnenklar. Wenn aber Sombart sich so sehr dagegen wehrt, es grundsätzlich anzuerkennen, um es dann angebrachtermaßen ganz naiv zu gebrauchen, so ist daran die Schmollerkomponente schuld, mit ihrer Angst vor der deduktiven Methode.



So glänzend Schüller und Dietzel (in seiner „theoretischen Sozialökonomik“) auch diese Verwirrung ins Licht gesetzt haben, so scheint es mir doch angebracht, in diesem Zusammenhange einiges dazu zu bemerken. Wo in aller Welt wird denn in der guten Theorie der *„economical man*, der Held der Epopöen der Ricardo, Senior, MacCulloch, der *homo sapiens lombardstradarius*“, als wirklicher, lebendiger Mensch serviert? Es ist niemals etwas anderes gesagt worden, als daß der Mensch, wenn er wirtschaftliche Handlungen ausführt, aus wirtschaftlichen Motiven handelt; und das ist, beiläufig gesagt, ein analytischer Satz, fast eine Tautologie, da das Prädikat in den konstitutiven Merkmalen des Subjekts gegeben ist. Denn wir nennen eben eine wirtschaftliche Handlung eine solche, welche wirtschaftliche Zwecke verfolgt, d. h. aus wirtschaftlichen Motiven hervorgeht. Wenn das zuweilen nicht zu stimmen scheint, so liegt es lediglich an uns, weil wir manche Dinge für „wirtschaftliche“ halten, die es gar nicht sind, sondern nur eine äußere Ähnlichkeit mit ihnen haben. Dahin gehört der öfters so triumphierend ins Feld geführte Tauschhandel der Primitiven, der zunächst aus dem Schmuckmotiv oder (Waffen) aus dem Schutzmotiv erwächst und erst ganz allmählich, in dem Maße wie ein Markt sich entwickelt, von dem ökonomischen Motiv der Leistung nach Gegenleistung ergriffen wird. Dahin gehört auch der von Sombart konstruierte Fall, daß „ein kapitalistischer Unternehmer eine Insektenpulverfabrik begründet, um eine Laune seiner Geliebten zu befriedigen“ (I. S. XXII). Das ist eben keine wirtschaftliche Handlung und geht die Nationalökonomie nichts an, wenn auch das Subjekt ein „Unternehmer“ und sein Mittel ein „Betrieb“ ist: denn sein Zweck ist kein wirtschaftlicher. Sobald er allerdings den Betrieb kapitalistisch betreibt, d. h. mit der Absicht „ein Sachvermögen zu verwerten“, geht er die Nationalökonomie wieder an, aber dann ist eben auch sein den Betrieb bestimmendes Motiv und damit seine Handlung „ökonomisch“ geworden. Sombart und die historische Schule verwechseln hier zwei ganz verschiedene Dinge: das Motiv, aus dem die Begründung eines Unternehmens erfolgt, und das Motiv, das seinen Betrieb beherrscht. Der Gründungsmotive gibt es zahllose: ein reicher Nichtskönner gründet eine literarische Zeitschrift, ein alternder Lebemann ein Theater, ein Börsianer eine politische Zeitung, ein Philanthrop eine Anstalt zur gewerblichen Beschäftigung Blinder, ein *Vansittart Neale* eine Schneider-Produktivgenossenschaft, ein revolutionärer Anarchist eine Revolverfabrik, der Staat eine Gefängnisindustrie usw.; aber das alles hat mit der Wirtschaft und der Wissenschaft von der Wirtschaft erst dann etwas zu tun, wenn der Betrieb „wirtschaftlich“ geführt wird, d. h. mit möglichst kleinem Einsatz von Arbeit und Aufwand einen möglichst großen Ertrag von Genußgütern hervorzubringen strebt. Wo ein solcher Zweck nicht besteht, da besteht auch nie eine wirtschaftliche Handlung, mag das für einen außerwirtschaftlichen Zweck verwendete Mittel auch ein solches sein, das wir in der Regel nur wirtschaftlich zu verwenden pflegen, z. B. Geld.

Das haben die großen Theoretiker begriffen. Sie haben die wirtschaftliche Handlung studiert und darum nur das wirtschaftliche Motiv zur Erklärung heranziehen dürfen. Aber es ist ihnen im Traum nicht beigekommen, zu behaupten, daß das einzige Motiv zu Handlungen überhaupt das ökonomische wäre. Ricardo, der eine Schöpfer der strengen Rententheorie, selbst Großgrundbesitzer, wußte wahrlich sehr genau, daß man häufig genug Grundbesitz erwirbt, trotzdem die Kalkulation eine Minderverzinsung des investierten Kapitals, selbst unter weitgehender Schätzung des Minderrisikos und der zu erwartenden Wertsteigerung, ergibt, und zwar, weil man die Annehmlichkeit eines Sommersitzes oder die soziale Position höher schätzt als die Einbuße an Einkommen.

Er wußte gerade so gut wie Schmoller und Wagner (I. S. XX), daß die Handlungen des Menschen sehr vielen verschiedenen, einander vielfach kreuzenden Motiven ihre Entstehung verdanken; aber das konnte ihn nicht verhindern, sein Studienobjekt abzugrenzen auf die wirtschaftliche Handlung und das wirtschaftliche Motiv allein. Die Untersuchung aller andern Fälle überließ er getrost und mit Recht den übrigen Zweigen der Sozialpsychologie, deren einer die Nationalökonomie ist. Er spricht vom *„economical man“* in der klaren Bedeutung des „Menschen soweit er Wirtschafter ist“: und die „historische Schule“ versteht ihn so, als erklärte er den Menschen für einen „Nichts-als-Wirtschafter!“

Aber das ist erst die eine Wurzel der Verwirrung. Die zweite steckt in einer Verwechslung zwischen einer historischen und einer immanenten Kategorie. Die Klassiker wußten sehr genau, daß das wirtschaftliche Motiv eine immanente Kategorie ist, daß es aber zu sehr verschiedenen typischen Handlungen motiviert, je nach der Beschaffenheit des „ökonomischen Milieus“, dessen, was Sombart als „objektive Bedingungen“ bezeichnet: die für jedes einzelne Milieu jeweilig „normale“ Handlungsweise ist „historische Kategorie“. Nun interessierten sich [die Klassiker vorwiegend für den „Menschen soweit er Wirtschafter“ im kapitalistischen Milieu, studierten ihn und seine typische Wirtschaftsweise fast allein. Und nun begeht die historische, induktive Schule das zweite Mißverständnis: sie glaubt, Ricardo und die Seinen erklärten den Menschen nicht nur für einen „Nichts-als-Wirtschafter“, sondern gar für einen „Nichts-als-Kapitalisten“, mit dem Hauptbuch anstatt des Herzens, mit der Kalkulation an Stelle der Leidenschaften.

Das Problem aller Sozialwissenschaft besteht in der Erklärung aller Massenhandlung aus individualen Trieben (Motiven) und zwar in möglichst exakter Quantitätsbestimmung des relativen Anteils der einzelnen Hauptmotive.

Um eine solche allgemeine Sozialpsychologie als Wissenschaft aufzubauen, haben wir aber durchaus keinen andern Weg, als zunächst zu probieren, wie nahe wir dem Problem der Massenhandlung kommen mit der „isolierenden Methode“, d. h. mit der vorläufigen Hilfshypothese, der Mensch sei nur von einem Motiv, zum Beispiel dem wirtschaftlichen beherrscht, oder von dem Motiv der Geschlechtsliebe, oder den spezifischen Motiven seiner „Rasse“ usw. Daraus allein kann sich ergeben, welches der verschiedenen Motive das wichtigste ist, und dies gilt dann in der Terminologie als die hauptsächlich bewegende „Kraft“, die andern aber als „Störungen“. Da den wirtschaftlichen Motiven die größte Allgemeinheit und die größte unmittelbare Lebenswichtigkeit zukommt, so besteht eine große Wahrscheinlichkeit, daß sie der Hauptmotor, die „Kraft“ sein werden, die hauptsächlich die soziale Bewegung der Menschheit bestimmt. Das war der Gedankengang der Klassiker, und er rechtfertigt noch heute die herrschende Stellung der Wirtschaftswissenschaft in der Soziologie, bloß vom rein methodologischen Standpunkt.

Und daß dieser Standpunkt kein ganz unglücklicher ist, könnte Sombart erkennen, wenn er mein von ihm abgewiesenes „Großgrundeigentum“ nunmehr wirklich lesen wollte. Denn es ist mir daselbst gelungen, aus dem einen wirtschaftliche Motiv Dynamik und Statik der Wirtschaft abzuleiten, d. h. ihre Geschichte inklusive „Handwerksperiode“ und „kapitalistischer Entwicklung“ — und ihren heutigen Bau in allen seinen Haupt- und Nebenzügen. Und es hat sich darüber hinaus gezeigt, daß sehr viele der reinpolitischen Entwicklungen und Schöpfungen ebenfalls eine genügende kausale Erklärung auf diese Weise finden.

Aber, ob dies nun richtig oder falsch sei, eins ist unbestreitbar: will man



die Wirtschaftswissenschaft nicht rettungslos im Meere der Sozialpsychologie ersaufen lassen, so kann sie nur gefaßt und traktiert werden als Wissenschaft von der durch das wirtschaftliche Motiv erzeugten Massenhandlung. Das wirtschaftliche! Es gibt nur eins! Nicht das „Erwerbsmotiv“, „rationalistisch-kalkulatorisch“, sondern schlicht das Prinzip des kleinsten Mittels, wie Dietzel mit den Italienern sagt, oder, wie ich es genannt habe: das Streben vom Orte (subjektiv empfundenen) höheren zum Orte (subjektiv empfundenen) geringeren wirtschaftlichen Druckes auf der Linie des geringsten Widerstandes.

Dies wirtschaftliche Motiv ist älter als der Mensch, es beherrscht auch die Tier- und Pflanzenwelt, wie Ratzel jetzt wieder in seinem „Lebensraum“ meisterhaft dargestellt hat. Auch der Esel sucht Futter, wenn er Hunger hat, und läuft nicht zwei Meilen zur Weide, wenn er weiß, daß zwei Meter entfernt ein Heuhaufen ist. Und der Löwe sucht sich das beste Stück aus der Herde, wenn er Zeit zum Aussuchen hat, bleibt aber hungrig, wenn das außerwirtschaftliche Motiv, die Furcht, überwiegt. Das ist das „Prinzip des kleinsten Mittels“, und es ist gar nichts Lombardstradarisches dabei.

Genau so handelt der Primitive und sein Nachfolger vom „Barbaren“ bis zum Kultureuropäer, wenn nichts als das wirtschaftliche Motiv in Frage kommt. Er sucht die beste und nächste Nahrung und wertet dabei nach dem Grenznutzen, ohne die Theorie zu kennen, wie er ja auch verdaut, ohne Physiologie studiert zu haben. Wie er sich freilich unter den verschiedenen Bedingungen der Umwelt jedesmal verhält, um vom Orte höheren zum Orte minderen Druckes zu gelangen, das ist eine andere Frage, hat aber mit dem Motivproblem nichts mehr zu tun.

Wo die Polizei es erlaubt, das Recht es gestattet und Vorteil davon zu ziehen ist, d. h. von der Nomadenstufe aufwärts, noch nicht aber auf der Jägerstufe, ist das „kleinste Mittel“, Menschen zu fangen und zur Arbeit für sich zu zwingen. Das ist die Sklavenwirtschaft. Später ist das „kleinste Mittel“, mit Waffengewalt oder dem göttlichen Tabu das Land zu sperren und nur gegen Tribut, Rente, dem Anbau freizugeben. Das ist die Feudalwirtschaft. Wo „freie Arbeiter“ sich unterbieten, ist das „kleinste Mittel“, kapitalistische Wirtschaft zu treiben, und schließlich, wo weder Sklaverei erlaubt, noch Landsperrung möglich, noch freie Arbeiter vorhanden sind, da ist das „kleinste Mittel“ die eigene Arbeit. Und das ist die „reine“ Wirtschaft meiner Terminologie, Sombarts „Handwerksperiode“.

Natürlich müssen Menschen vorhanden sein, die sich zu Sklaven machen oder vom Lande absperren oder von ihren Produktionsmitteln trennen lassen, um die ersten drei Wirtschaftsformen möglich zu machen. Woher diese Gemütsverfassung kommt, das zu untersuchen ist nicht mehr Aufgabe der Nationalökonomie, sondern der ihr übergeordneten Zentralwissenschaft der Soziologie. Sie findet die Ursachen nichi in der „Rechtsordnung“, die ich mit Sombart sehr gering einschätze, wohl aber in der Rechtsgrundlage, und findet hier die Lösung für das Problem der Verteilung in dem Ablauf der Wirtschaft im Rahmen des historisch gewordenen Staates und seines Rechtes.

Aus solchen groben Mißverständnissen springt also die Quelle von Sombarts Ängsten und von seiner ganz unhaltbaren, von ihm selbst alsbald vergessenen methodologischen Forderung, nicht bis über die (Motivation; lies:) Motive lebender Menschen zurückzugehen. Es scheint also, wir „werden trotz alledem dazu gedrängt, das .... Wirtschaftsleben aus einer einzigen Motivreihe abzuleiten“. Sombart meint zwar: „Das hieße aber ganz gewiß den Theoretiker zu einem unerträglichen Banausentum verdammen. Denn wer, der nur einige Kenntnis von



der Reichhaltigkeit der wirtschaftlichen Motivation hat, vermöchte sich damit einverstanden zu erklären, etwa den „ökonomischen Sinn“ . . . . oder ähnliches als ewig gleich bleibende und einzig treibende Kraft des wirtschaftlichen Geschehens anzunehmen?“

Nun, ich bekenne mich ergebenst zu diesem Banausentum, und halte es nur für die Aufgabe der Wirtschaftswissenschaft, aus jenem einzig treibenden, ewig gleich bleibenden primären wirtschaftlichen Motiv die ganze „Reichhaltigkeit“ der sekundären „normalen“ Motivationen zu einzelnen Handlungen unter dem Drucke der jeweiligen ökonomischen Bedingungen kausal abzuleiten.

Berlin. *Dr. Franz Oppenheimer.*

(Ein Schlußartikel folgt.)

Das Nachtmahl der Kardinäle.

Dramatische Dichtung in einem Akte von Julio Dantas (Lissabon).

(Zum ersten Male aufgeführt im Theater „Donna Amelia“ zu Lissabon am 24. März 1902.)

Vom Dichter autorisierte Übertragung aus dem Portugiesischen von Louise Ey (Hamburg).

Personen:

Kardinal *Gonzaga de Castro,* Bischof von Albano und Kardinalkämmerling.
Kardinal *Rufo,* Erzbischof von Ostia und Dekan des heil. Kardinalkollegiums.
Kardinal *de Montmorency,* Bischof von Palestrina.
Famuli.

Szene: Rom, der Vatikan.
Zeit: Pontifikat Benedikt XIV. 18. Jahrh.

Ein großer Saal im Vatikan. — Die Wände mit Gobelins behangen. — Mächtige Felderdecke mit vergoldetem Schnitzwerk. Ein Kardinalsbildnis im Scharlach über dem Kamin. — Rechts im Vordergrund ein holländisches Klavier, ein Cello und eine Geige für ein klassisches Trio. — Hohe Bücherregale im Klosterstil. — Kerzen. — Im Hintergrund ein breites Taburett, auf dem Hüte und Stöcke abgelegt sind. — Links im Vordergrund ein schwerer, reichgeschnitzter Kredenztisch mit Geräten aus Gold und getriebenem Silber. Ungefähr in der Mitte der Bühne eine gedeckte Tafel, an der drei Kardinäle zu Nacht speisen. Tafeltuch aus spitzenbesetzter, holländischer Leinwand; Kerzen in silbernen Armleuchtern, Sèvres-Service in weiß und Gold; Kristallgeräte.

Die Kardinäle Gonzaga, Rufo und Montmorency an der Tafel. Famuli in silberbetreßter, grüner Dienergewandung bedienen sie knieend.



Kd. Rufo (sichtlich gereizt): Schon morgen ist der Tag!

Kd. Gonzaga (auf eine Sivasschüssel deutend): Eminenz, hier der Fasan...

Kd. Rufo: Als Erzbischof von Ostia und Kardinaldekan
Hab' den Gesandten ich von Frankreich zu empfangen!
Ich werd' ihm sagen . . .

Kd. Montmorency (ihn unterbrechend):
Recht nicht ist's, wenn sich — befangen —
Der alte Vatikan, so wie ein goldnes Tor,
Dem Menschensinn verschließt! Die Menschheit schreitet vor!
Ihm sagen wollen Sie? . . . Ja, was denn, Eminenz?

Kd. Rufo (heftig): Frankreich heißt Freigeisttum!

Kd. de Montmorency (kalt): Und Rom . . . Intransigenz!

Kd. Gonzaga (vermittelnd, versöhnlich):
Nun, nun, ihr Herr'n . . . .

Kd. Montm. (zu einem Famulus, der das Knie beugt, um Wein zu kredenzen):
Champagner!

Kd. Rufo (zu einem andern Famulus): Jerez — hier mein Pokal!
(zu Montm. gewandt, fortfahrend):
Rom! Rom! Das heil'ge Rom! Es sah zum erstenmal,
Wie Benedikt, ein Papst, Ratschlag von Engeland
Empfing — und Briefe gar, die Voltaire ihm gesandt!

Kd. Montm. (hochmütig): Ein Brief von Voltaire ehrt!

Kd. Rufo (mit geringschätzigem Lächeln): Ja, ja, wir wissen schon:
Sie reden als Franzose.

Kd. Montm. (mit Würde): Als Kardinal — Pardon!

Kd. Gonzaga (sich aufs neue ins Mittel legend):
Verzeiht, ihr Herr'n, — ist's nicht der Politik zu viel
Für unser heiter Mahl? Roms Heil ist — ach! — ein Ziel,
Zu groß für unser drei . . .

Kd. Rufo (in selbstbewußter Haltung): Mit gnädiger Lizenz,
Ein einziger vollbrächt's!

Kd. Montm. (ironisch): Wohl Euer Eminenz?

Kd. Gonzaga (sanft, versöhnend):
Stell'n wir das Gott anheim! Und seinem heil'gen Plan
Sei Rom befohlen!

Kd. Montm. (liebenswürdig): Nun, wie wär's mit dem Fasan?
(zerlegt ihn zierlich, zuvorkommend):
Mit gnädigem Verlaub zerleg' ich ihn. — Ei, seht!
Ein Goldfasan, der zwar von Staatskunst nichts versteht,
Dafür getrüffelt ist. Encykliken gemacht
Hat er wohl nie, — auch nie an Mitra je gedacht;
Vor heiligem Konvent Calvin nie diskutieret, —
Doch wär er zarter kaum, wär' er kanonisieret.



(zum Kd. Rufo):

Wie finden Eminenz?

(zum Kd. Gonzaga, ihm vorlegend):

Ein Bein? Ein Flügel? Brust? —

Bei weitem saftiger als unser ganzer Wust
Kanon'schen Rechts! — Wie ist's? Ein Flügel? Ja? — Kann sein,
Er wird geschmeidiger mit einem Tropfen Wein . . .
Der Vogel ist recht zäh für schwache Greisenmagen . . .

Kd. Gonzaga (sich tief gekränkt stellend):
Eminenz, mit vier bis fünf Zähnen kann ich noch was vertragen!

Kd. Rufo (kostet den Fasan):
Ha, meiner Treu, ihr Herr'n! Ich würd's nur billig nennen,
Wollt' man den Bischofshut dem Koch stracks zuerkennen!

(speisen, nach einer Pause)

Kd. Montm. (zu Don Rufo):
Es zürnten Eminenz mit mir noch eben sehr . . .
Gestehn Sie . . .

Kd. Rufo: Ich?

Kd. Montm.: Gewiß!

Kd. Rufo (sich entschuldigend): Ein Feind bleibt uns Voltaire . . .

Kd. Montm.:
Und Freunde wir . . . wenngleich wir hier und da mal strittig . . .
Eminenz . . .

Kd. Rufo (ihn zärtlich umarmend):
Mein Freund! . . . Wohlan . . .

Kd. Montm. (ihn küssend): Den Friedenskuß erbitt' ich!

Kd. Rufo: So häuft sich Kuß auf Kuß, und Jahr reiht sich an Jahr . . .
Im Vatikan auch altert, was jugendfrisch einst war!
Die Politik . . . Intrigen, verübt bald, bald verhalten
In dieser Gobelins geheimnisvollen Falten . . .
Verstecktes Ränkespiel . . . der Schleicher scheue Schritte. . . .

Kd. Gonzaga (mit einem Blick auf die Musikinstrumente):
Ein Gutes doch . . .

Kd. Montm.: Gewiß . . . Apoll in unsrer Mitte . . .

Kd. Rufo: Musik, in deren Tönen der Geist der Weihe schwebt!

Kd. Gonzaga (begeistert nach dem auf dem Spinett aufgeschlagenen Notenblatt blickend):
Wie sich in Lalandes Fugen das Herz zu Gott erhebt!

Kd. Rufo (zum Kd. Montm.):
Und Ihre Geige erst . . . Eminenz sind Virtuos . . .

Kd. Montm.: Und ihr Violoncell . . .

Kd. Rufo: Ich dilettiere bloß.

(mit glückseligem Lächeln):

Mit nur drei Kardinälen — Rom wäre Himmelsluft!

Kd. Montm. (traurig): So fern die Jugendzeit!

Kd. Gonzaga (eine Träne im Auge): Und ach! so nah die Gruft!
Es fiel uns auf das Haupt der Schnee der langen Reise . . .

Kd. Rufo: Wir wurden alt!

Kd. Gonzaga (zu Don Rufo): Schon sind wir abgestorb'ne Greise ... —
Einst schien die Sonne uns . . . doch ach, schon längst entschwand . . .

Kd. Ruso (wie träumend): Die Sonne!

Kd. Montm. (zu einem der Famuli): Bringt mehr Sekt!

Kd. Gonzaga: Und ließ uns kaum ein Pfand,
Daß sie uns schien, daß wir gelebt ... geliebt ... — Oh Liebe!
— Ein alter Stamm gedenkt der einst'gen jungen Triebe!
(nach einem Augenblick des Schweigens, in Entzücken):
Verwunschnem Berge schier dies ird'sche Leben gleicht . . .
Ganz blüh'nder Rosen voll, so lang' man aufwärts steigt,
Um dann beim Abstieg bald von Dornen rauh zerrissen . . .
Ach, wie so alt!

Kd. Rufo (traurig): So alt!

Kd. Montm. (von einem zum andern sehend, mit Zärtlichkeit):
Wie alt? Darf man es wissen?

Kd. Rufo: Von dreiundsiebzig Wintern der Schnee bleicht mir das Haar.

Kd. Gonzaga: Ich zähle einundachtzig.

Kd. Montm. (betrachtet sie gerührt): Reliquien, wohl wahr . . .
Zwei Greise ... zwei? — Nein, drei, die von Erinn'rung leben ...

Kd. Rufo (zu Montm.): Wie alt sind Eminenz?

Kd. Montm.: Ich wurde sechzig eben.

Kd. Rufo (zum Kd. Gonzaga, Montm. mit naivem Neid betrachtend):
Erst sechzig!

Kd. Montm.: Sechzig schon! Das Leben wird mir leid . . .

Kd. Gonzaga: Ein Kind sind Eminenz ... von Greisentum noch weit!

Kd. Rufo (Montm. mit Entzücken ansehend):
Erst sechzig grüne Jahre! Das ist der volle Lenz!
Auch ich war einstmals rüstig und jung wie Eminenz!
Gerade so, g'rad' so!

Kd. Gonzaga: Auch ich! Wer's heute glaubt!

Kd. Rufo: Da drückt' ich noch im Spiegel das Käppchen mir aufs Haupt
Und zählte liebevoll und wie ein Jüngling eitel
Die wen'gen goldnen Fäden im Silber auf dem Scheitel.

Kd. Montm. (lächelnd):
Erlauben Eminenz. — Mit sechzig wohlvollbrachten
Bin ich doch wohl nicht mehr als Säugling zu betrachten ...
Ein Greis auch ich. — Doch sieht man, daß froh und gut zu leben,
Um lachend einst zu sterben, war allzeit mein Bestreben . . .

Kd. Gonzaga (zu Don Rufo gewandt):
Ein Kind, das reine Kind. Wenn er erst uns erreichet,
So wird er auch gewahr, wie nichts der Andacht gleichet,
Mit der Gedächtnisfeste der Jugend man begeht . . .
Für uns ist das Gedenken gleich wie ein fromm Gebet . . .

Kd. Montm.: Ich weiß, oh ja, ich weiß . . . Erinnerung heißt leben . . .
Mit einem Lächeln Leid entschwundner Zeit umgeben . . .
Erwecken, was zu tiefst im Herzen, traumumflossen,
Gleich wie in goldnem Dome, der hundert Jahr verschlossen,
Von niemand mehr besucht und festlich doch geschmücket . . .
Oh, weiß ich's etwa nicht, wenn man so rückwärts blicket,
Welch süße Wehmut . . . — doch, wie seltsam, Eminenzen,
Noch niemals machten wir einander Konfidenzen,
Und sind doch Freunde . . ., ja, wie Brüder!

Kd. Rufo: So vertraut!

Kd. Gonzaga: Wir, Konfidenzen? . . .

Kd. Montm.: Wer dem Tod entgegenschaut
Wie wir, der schaue auch zurück . . . Im tiefsten Innern
Ist eines Greises Lust ein süß und zart Erinnern.

Kd. Rufo (wie in einem Traum):
Bekenntnisse der Liebe?!

Kd. Montm.: Und, Freund, warum denn nicht?
Lacht denn nicht jedem Jüngling ein Frauenangesicht? . . .
Dies Lächeln, das die Liebe uns tief ins Herz einst webte,
Ist's nicht, als ob Erinnern Entschlafnes neu belebte? . . .
Kein unberufen Ohr . . .

Kd. Gonzaga: Doch, Eminenz!

Kd. Montm.: Die beste
Von unsres Lebens Liebe!

Kd. Gonzaga (hält in aufrichtiger Schamhaftigkeit die Hand über die Augen):
Oh . . . oh! . . .

Kd. Rufo (wie ein Träumender): Der Liebe größte!

Kd. Gonzaga (will protestieren):
Bedenkt, im Vatikan!

Kd. Rufo (begeistert sich mehr und mehr): Was menschlich in der Seele,
Lebt auch im Vatikan, — verschont nicht Kardinäle,
Wiewohl dies Purpurkleid frei macht von Erdennöten,
Es kann wohl Leidenschaft, doch nicht Erinnern töten!

Kd. Montm. (zum Kd. Gonzaga):
Der Ält'ste fange an . . . Sie, Eminenz . . .

Kd. Gonzaga: Nein, nein!
Um Gott!

Kd. Rufo (zu Montm.): Der Jüngste denn!

Kd. Montm. (mit höflicher Gebärde ablehnend): Nicht doch!

Kd. Rufo (eine großartige Haltung annehmend): So muß ich's sein!
(denkt einen Augenblick nach):
Wovon erzähl' ich gleich? —
(erhebt den Kopf, mit leuchtenden Augen, wie einer, der's gefunden hat):
Ein reizend Abenteuer
Voll Wagemut — hätt' ich in Blick und Ton das Feuer
Entschwundner Jugend noch, — wie wollt' das Bild ich bannen! —



Verzeiht, ihr Herr'n, sollt' mich's gar etwa übermannen,
Sollt' eine Zähre gar . . . — kurz, so Impertinenzen
Des Greisentums . . .

Kd. Montm. (als wollte er ihn auffordern, anzufangen):
Kardinal . . .

Kd. Rufo: Zur Sache!
(nach leichter Verneigung gegen beide): Eminenzen!
Mit zwanzig, zweiundzwanzig zog ich, ein junger Fant,
Auf Wunsch von einem Granden, der nahe mir verwandt,
In meinem schwarzen Koller, das weiße Krause zierte,
Nach Salamanca, wo ich das Kirchenrecht studierte.
Ich war zu jener Zeit ein Raufbold, kühn, verwegen,
Den Filz keck auf dem Ohr, zur Linken meinen Degen,
Die Zunge rasch, beredt, und ausdrucksvoll die Geste,
Velasquez im Gewand, ein Don Quixote im Reste,
Der, seine Heldentaten zu krönen, unverzagt
Mit Spaniens König selber zu fechten keck gewagt.
Ich bin beschämt, ihr Herr'n, — gewiß, heut glaubt man's kaum:
Der Übermut, er sprühte aus meinem blonden Flaum!
Und wenn ich nicht die Sonne mir vor den Degen holte,
War's, weil ich Salamanca in Nacht nicht lassen wollte!
In Liebessachen folgt' ich demselben heißen Drang
Wie Tirso de Molinas leichtherz'ger Don Juan:
Die Liebe, auch die höchste, sie war für mich erstorben,
In Blüte noch, sobald ich mir Gegenlieb' erworben.
Ich hatte einen Abscheu vor Frau'n, die ich bezwungen:
Erob'rung war mir alles, sobald mir die gelungen . . .
So zahme Liebe konnte ich für den Tod nicht leiden!
Für mich war Liebe Kampf und nach dem Siege: Scheiden.
Ich focht aufs Geratewohl, ums eitle Ungefähr:
Ein Kuß, ein Frauenbild, Kleinodien, — was nicht mehr? . . .
Von schöner Hand 'ne Blume, Goldflügel in der Luft,
Die Gnade eines Blickes und holden Lächelns Duft . . .
Ich schätzt' nicht Gunst noch Güter, nichts hatte für mich Wert,
Hatt' ich's nicht zu erstreiten, ward sonst es nicht begehrt.
In den Gefährten fand ich viel meiner Art Verwandtes . . .
Wir lasen Plato kaum, doch desto mehr Cervantes.
— Da kam nach Salamanca an hellen Sommertagen
'ne Komödiantentruppe auf müden Ochsenwagen, —
Kaum sah ich bess're je im ganzen span'schen Reich!

Kd. Montm. (lächelnd):
Säh'n Sie die von Molière! . . .

Kd. Rufo (ohne sich stören zu lassen): Sie kam ihr wohl nicht gleich
An Reichtum, noch an Größe, — doch ein Delirium faßte
Die Universität! — Ein Mädchen (— es erblaßte
Ein Rubens neben ihr! —), die Diva in der Truppe,
— Entnommen schien sie uns antiker Götter Gruppe . . . —



Kd. Gonzaga (*bedeckt das Gesicht*): Oh! . . .
Kd. Rufo: Vom reinsten vlämschen Blond — der edle Kopf, umsponnen
Von rosaseidnem Netz, durchwirkt vom Gold der Sonnen,
Als küßte ihn das Licht, strahlt holde Unschuld aus . . .
Kd. Montm. (*von dem Worte befremdet*):
Wie? Was? . . .
Kd. Rufo:
Ihr Herr'n, verzeiht! — es nimmt sich seltsam aus . . .
Doch jene Frau, beim Himmel, ein Engel! war es wert,
Sie Gott selbst zu entreißen, hätt' ihrer er begehrt!
Und dieser Engel redet — verblendete Natur! —
Von Lope de Vega Verse und Calderon mir nur!
Der weite Hof, in welchem das Spiel ward aufgeführt,
War edelmännisch prächtig mit rot Brokat drapiert, —
Der Teppich, königlich, aus Mänteln der Studenten!
(*einer Schwäche nachgebend und eine Träne verbergend*)
— Ach, was aus mir geworden! Daß jung wir bleiben könnten!
Wie raubt uns so viel Feuer und Licht der Zeiten Lauf! —
— Man führt' an jenem Tage die „Niña Bôba" auf:
Ein anmutig Gedicht, zart wie ein Spitzensaum;
Doch erst durch ihre Grazie ward es zum schönen Traum!
Das Spiel war schon etwa zur Hälfte vorgeschritten,
Da hört' ich neben mir aus einer Gruppe Mitten
Mutwilliger Studenten in unterdrücktem Ton:
— „Sagt, plant man die Entführung nach Schluß des Stückes schon?" —
— „Gleich drauf, am Wappentor. Wenn ‚Bôba' sich wird zeigen,
Um leicht beschwingten Fußes die Sänfte zu besteigen,
Dann überfall'n wir sie . . ." — Nichts weiter hört' ich drauf,
Doch unwillkürlich faßt' ich an meinen Degenknauf,
Hielt mich jedoch zurück: „Nicht vorschnell!" — Als das Spiel
Beendet, war es Nacht. Zum letzten Male fiel
Der Vorhang. Schnell hinaus! — Schon stand herbeigeführet
Die Sänfte am Portal, das Wappenschmuck verzieret,
— Ein kindlich Nestchen war's aus leuchtendem Brokat —
Rings die Studentenschaft im Hinterhalt . . . — Verrat! —
Auch ich verberg' mich still im Schatten einer Gassen,
Nicht ohne meine Klinge, gezogen, fest zu fassen:
Wie erst die Hand dem Ringe den Wert gibt, so dem Degen!
Doch stark ist stets die Hand, ficht sie des Weibes wegen! —
Sie kommt — — Mit einem Satz, im schnellsten Augenblicke,
Wie ich nun gegen zwanzig und mehr den Degen zücke . . .
— Es war gewiß die ganze geschloss'ne Fakultät! —
Im Wind mein Mantel flattert, zu Berg die Feder steht . . .
Schlag' blindlings ich drauf los, hau', stech' mit Vehemenz . . .
(*ficht mit dem Stock über den Tisch*):
So! so! und so!



Kd. Montm. (das kostbare Tafelgerät schützend):
Um Gott! 's ist Sèvres, Eminenz!
Kd. Rufo (setzt sich mit großartiger Gebärde nieder):
Und wenn ich unterließ, sie alle aufzuspießen,
So war's, weil sonst man hätt' die Klassen müssen schließen!
Kd. Gonzaga (voll tiefer Bewunderung):
Allein und gegen zwanzig! das war ein harter Stand!
Kd. Rufo: Nur zwanzig? — Dreißig sicher! Auch vierzig wohl im Sand!
Kd. Montm.: Was ward denn aus der Sänfte?
Kd. Rufo: Ach, die blieb . . . irgendwo!
Kd. Gonzaga: Die Diva?
Kd. Rufo: Weiß nicht!
Kd. Montm.: Wie? Sie folgten nicht?
Kd. Rufo: Wieso?
Kd. Montm.: Sie sahen sie nicht wieder?
Kd. Rufo (niedergeschlagen): Nie mehr! Darum vergessen
Konnt' ich sie niemals, weil ich — ach! — niemals sie besessen!
Kd. Montm.: An ihrer Statt, Eminenz . . .
Kd. Rufo: Nun, was?
Kd. Montm.: Wenn Sie gestatten . . .
Kd. Rufo: Sie wären ihr gefolgt?
Kd. Montm.: Sogleich, — treu wie ihr Schatten!
Und wenn ich sie erreicht, hätt' ich das Knie gebogen,
Im großen alten Stil den Hut vor ihr gezogen,
Vor ihrer goldnen Tür in Huld'gung hingesunken
Und Leib und Seele schmachtend, von Sieg und Liebe trunken:
— „Verzeiht, o Herrin," hätt' ich verzückt zu ihr gesprochen,
„Verzeiht, daß mit . . . so wen'gen nur Lanzen ich gebrochen!"
Kd. Rufo: Ein schönes Wort!
Kd. Montm.: Nicht wahr?
Kd. Rufo: Wär's mir nur eingefallen!
(mit tiefer Niedergeschlagenheit):
Jetzt ist's zu spät dazu! — zu diesem und zu allem!
Kd. Montm.: Es hätt' Esprit gehabt . . . — Enfin, was man so heißt,
Die Lieb' . . . ist nicht Bravour; vor allem ist sie Geist:
Dies so subtile Etwas, das Kraft mit Zartsinn einet,
Das der Gebärde Seele, des Wortes Adel scheinet,
Das so unendlich fein, geschmeidig, brünstig, zierlich,
Das auf die Knie uns zwingt — gebiet'risch, unwillkürlich . . . —
Uns packt, besiegt, durchdringt und, wenn's zum Munde quillet,
Das törichtste Bekenntnis in Gold und Seide hüllet . . . —
Was wär' denn ohne Geist die Liebe, Eminenz?
Brutale Leidenschaft, wohl gar Impertinenz.
Der Überlegung bar, die unsre Triebe zügelt,
Das Herz in keuschem Kuß, in Duft die Seele spiegelt.



Hat man nur Geist und trägt Jabot mit Spitzenkragen
So darf man's ohne Schwert mit dreistem Huld'gen wagen:
Wie ein gewandter Fechter blessieren ganz kokett
Mit feingeschliff'ner Phrase, die — scharf wie ein Florett —
Zerrinnt gleich Perlenschnüren dann zu der Herrin Füßen,
Wie kecke Sonnenstrahlen, die scheue Rosen küssen . . .
Das Schwert bekämpft den Mann, und schön ist's, ihn bekriegen!
Der Geist vermag noch mehr: er lehrt das Weib besiegen! —
— Zu meiner Zeit, das heißt, in meinen jungen Jahren,
War ich, was Montmorencys heut sind und immer waren:
Gesellschaftstiger, witzig — auch wohl ein wenig eitel —
Mit Genueser Kragen und blondgelocktem Scheitel,
In Seide, stolz, durchschritt die Säle ich inmitten
Gebor'ner Herzoginnen mit feierlichen Schritten . . .
— Wie steigt die längst verrauschte, die alte Zeit empor! —
Da spielt uns eines Tages der alte Philidor
Bei der Duchesse de Maine auf zierlichem Spinett
Ein musikalisch Kleinod, ein klassisch Menuett . . .

(versucht, sich der Melodie zu erinnern, singt):

La-ri, la-rá, la-ri . . .

(unterbricht sich, traurig): Ich weiß es schon nicht mehr . . .
Vorbei! Vorbei!

(versucht aufs neue, sich zu erinnern): La-ri . . . Da naht von ungefähr
Ein herrlich schönes Weib — ein Märchen! — (Vom Gesandten
Von Österreich die Frau, und von Versailles her kannten
Wir uns bereits), — die legt mit reizender Bewegung
Auf meinen Arm die Hand und sagt dann ohne Regung,
Mit stolzer Kälte nur in Blick und Ton: „Marquis,
Ich hasse Sie!“ Ich lächle. Worauf dann nochmals sie:
„Ich hasse Sie!“ Nun lach' ich. — Ach, teure Eminenzen,
Sagt uns ein schönes Weib erst solche Insolenzen,
So ist's das Reizendste, das man sich denken mag:
Wie wenn von spröder Rose an schwülem Sommertag
Die goldflüg'lige Biene, in ihrem Kelch verstecket,
Mit Droh'n und Schelten würd' aus süßem Rausch gewecket.
Sie sprach zum dritten Male: „Sie sind mir unausstehlich!“
Nun lachte ich nicht mehr. Es lockte wunderselig
Das höfisch-zierliche, naive Menuett . . .
La-ri, la-rá, la . . . Nein! — so reizvoll, so kokett . . .

(mit großem, schmerzlichem Ausdruck):

Doch ich entsinn' mich nicht . . .

(bemerkt plötzlich das alte klösterliche Spinett und steht auf):

— Vielleicht gelingt es mir,
Ja, ja, wer weiß? — auf diesem holländischen Klavier!

(schlägt mit der Linken die Tasten an und fährt stehend fort zu den beiden Kardinälen zu sprechen, während er spielt):

La-ri la-rá . . . — Nicht lange nun säumt' ich, Eminenzen.
Ich fuhr mir durch das Haar, und mit zwei Reverenzen,



Den Fuß zurück, am Degen die Hand, nach alter Sitte,
Verneig' vor meiner Feindin ich artig mich und bitte:
— „Woll'n Gnädige die Ehre mir eines Tanzes schenken?
In kurzem, hoff' ich, werden Sie besser von mir denken!"
Wir tanzten Menuett. Sie — wie Champagnerschaum
Im Glas sich wirbelnd dreht, ein Spitzenwerk, das kaum
Den Boden streift, — Rokoko in Meißner Porzellan,
Leicht, luftig, transparent, fragil, ein schöner Wahn,
Den faltergleich umgaukelt der perlende Esprit,
Das kurze Epigramm, die feine Ironie,
Die komplizierte Phrase, à la Marivaux geschraubt, —
Ja, Geist ist und bleibt alles, wenn ihr es auch nicht glaubt!
Ganz Ritterdienst sein Wesen, sein Lächeln Eloquenz!
Was ich ihr sagte? Sicher geistvolle Quintessenz
Galanter Huldigung, diskretes Schmeicheln, Minnen, —
Doch kann natürlich ich mich heut nicht mehr entsinnen:
Ein rosenrot Gedicht, ein brünstig süßer Kult,
Der wie in Sommerträumen die Sinne uns umlullt,
Beredsamkeit der Liebe, womit man Frauen kirret
Und kniend sie betöret und küssend sie verwirret! . . .
La-ri, la-rá, la-ri — — das Menuett war aus.
Ein halbes Stündchen später, im dunklen Gartenhaus,
Da preßte die Gesandtin von Österreich den kleinen
Korallenmund in toller Verliebtheit auf den meinen
Und flüstert lächelnd mir „Ich liebe Sie!" ins Ohr,
Von meinem Geist bezwungen. — Und während Philidor
Noch immer am Klavier . . .
(sucht auf den Tasten, verzweifelt): — Fänd' ich die Melodie!
La-ri, la . . .
(in plötzlichem Freudenausbruch, setzt sich und spielt).
— Das Menuett! Ich hab's! Ich habe sie!
La-rí-ra, la-ri-rá, la-rá . . .

Kd. Rufo (steht auf und nähert sich dem Kd. Montm.): Euer Eminenz
Verzeihe mir . . ., es ist vielleicht Impertinenz . . .

Kd. Montm. (erhebt sich von dem Klavier):
Ein reizend Menuett!

Kd. Rufo (lächelnd): Doch scheint mir, wenn man immer
Zu solchem Wortgefecht mit einem Frauenzimmer
'ner vollen halben Stunde benötigt, etwas viel . . .

Kd. Montm.: Sie finden, Eminenz?

Kd. Rufo: Der Geist liebt . . . langsam Spiel!
Er täte besser, sich ein wenig mehr zu sputen . . .
Ich spießte mehr als dreißig in Zeit von zwei Minuten!

Kd. Montm. (ironisch zu Don Rufo):
Wär'n Sie der „Niña Bôba" gefolgt, wer weiß, Sie spürten,
Daß Sie — in einer Stunde sie — längst noch nicht verführten!



(zum Kd. Gonzaga, der gedankenverloren, fast verzückt dasitzt):
Was meinen Eminenz?

Kd. Rufo (nähert sich dem Kd. Gonzaga und legt ihm die Hand auf die Schulter):
Was denkt der Kardinal?

Kd. Gonzaga (wie aus einem Traum erwachend, ein Leuchten in den Augen, mit verklärtem Ausdruck):

**Ich denke, wie ganz anders man liebt in Portugal!
Nicht feingedrehte Phrasen, nicht blutiges Duell . . .
Herz ist die Liebe dorten, Gefühl, ein Tränlein hell . . .
Ein scheuer Kuß . . . das Läuten von Glocken . . . ein Altar . . .
Auf heil'gen Stufen kniend ein hochzeitliches Paar . . . —
So schlicht das alles! Liebe, die sich mit Rosen schmückt,
In Jauchzen weint und — oh! — in Tränen selig blickt!
Einfalt ist Liebe dort, Zartsinn . . . ein fromm Gebet . . .
Oh, wie in Portugal zu lieben man versteht!
Aus Sonnenschein ein Kuß, darin sich für das Leben
Und für die Ewigkeit Freundschaft und Lieb' verweben
Zu keuscher Zärtlichkeit, zu ehrerbiet'gem Meiden,
Als wäre zwischen Schwester und Braut kein Unterscheiden . . .
So zart klingt dort der Herzen geheimnisvoll Getön,
Wie wenn im Seelenaustausch die Blumen sich verstehn, —
So voll, als wenn die Liebe des Alls zusammenflösse,
Sich in ein einz'ges Herz in tiefem Strom ergösse!**

Kd. Rufo: **So haben Eminenz einstmalen auch geliebt?**

Kd. Gonzaga: **Ach, wär' es denkbar nur, daß es ein Wesen gibt,
Dem nie im Herzensgrunde ein Röselein gelacht,
Wär's auch im Tau der Tränen, der's doppelt leuchtend macht?
Ob ich geliebt! Oh, ob! — Ich zählte fünfzehn Lenze,
Sie dreizehn. Eine Liebe, noch innerhalb der Grenze
Der Kindheit . . . Sonnenwölkchen im ersten Frührotschein . . .
Sie war mein Bäschen, ja, fast ein trautes Schwesterlein.
Vielleicht nicht hübsch . . . Ach nein — denk' ich jetzt so zurück . . .
Doch welch ein lieber Ausdruck, im Aug' welch tiefer Blick!
Ich fühlt' mir sie zu eigen, daß scherzend, wie zum Spiel,
Mein Bräutchen ich sie nannte . . . und, oh, wir spielten viel!
Und alle Leute sagten: „Für unsern Junker, traun!
Könnt' man ein holder Bräutchen auf Erden nicht erschau'n!
Kein Heil'genbild ist reiner in lichtem Altarschrein!
Und kniend jauchzt' ich leise: „Und sie ist mein, ist mein!"
Wie haben wir doch oftmals, wenn wir uns müd' gespielt,
In einem Blick, wie lieb wir einander, froh gefühlt!
Das Herz voll Sonnenschein, der Atem noch beklommen . . .**
(in großem Schmerzensausbruch): **Sie mochte unschön sein, doch Gott fand sie vollkommen . . .
Denn eines Nachts — da hat er . . . sie dieser Welt . . . entrückt!**



(in schmerzvoller Empörung):

O Gott, warum mir nehmen, was mich so tief beglückt?!
Warum erst gab er's mir?

Kd. Montm. (der ihn sich erheben sieht, stützt ihn): Oh, Eminenz . . .

Kd. Rufo (beugt sich ebenfalls nieder, ihn zu stützen, bewegt): Genug!

Kd. Gonzaga: Sah Gott denn nicht, daß ich ein Herz im Busen trug?

Kd. Rufo: Eminenz!

Kd. Gonzaga (fällt schluchzend über den Tisch):

Er sah's nicht, nein! Er wollte es nicht sehn!
Er wollt', aus ird'scher Liebe sollt' himmlische erstehn,
Und so gab er uns beiden den Tod!

Kd. Montm.: Oh! . . .

Kd. Gonzaga: Jene Nacht
Und sie, mein Engel, haben zum Priester mich gemacht!
Heut dien' ich Gott, dem damals mich beugen ich gemußt . . .

Kd. Rufo (zu Montm., indem er heimlich eine Träne abwischt, während vom Vatikan die elfte Stunde schlägt):

Hätt' von uns drei'n nur er, was Liebe ist, gewußt?! . . .

(Der Vorhang fällt langsam.)

CHRONIK.

Ein amerikanisches Epos.

Vor kurzem starb in beinahe tragischer Weise ein junger, vielversprechender amerikanischer Schriftsteller namens Frank Norris. Er war ein starker, sehr stattlicher junger Mann, der sich ein romantisches Heim mit seiner Familie in den Bergen Colorados gegründet hatte, wo er fern vom Dunst New Yorks die balsamische Luft des Felsengebirges atmen und ein gesunder Mensch bleiben wollte. Da erkrankte er sowohl wie seine junge Frau an Appendicitis. Beide wurden sie die Opfer des wundärztlichen Messers. Dieser junge Mann, noch in den Zwanzigen, hatte sich schon durch seinen vor Jahresfrist erschienenen Roman „The Octopus“ nationale Berühmtheit erworben. Der zweite Band „The Pit“ befand sich zur Zeit seines Todes in den Händen der Verleger, und am dritten, „The Wolf“, arbeitete er noch, als der grimme Sensenmann ihm winkte. Letzterer ist also unvollendet geblieben. Alle drei Romane sollten das amerika-

nische Epos des Weizens bilden. Der erste Band, „The Octopus", zeigt das Wachsen und den Verkauf des Weizens auf einer jener modernen Riesenfarmen von Californien, wie sie dort und überhaupt im fernen Westen der Vereinigten Staaten immer mehr die Stelle jener primitiven kleinen Farmen einnehmen, welche den nationalen Reichtum des Landes gebildet und entwickelt haben. Der soeben erschienene zweite Band, „The Pit", beschreibt die Verwertung des Weizens auf der Chikagoer Getreidebörse. Der dritte, unvollendete, „The Wolf", sollte zeigen, wie die künstliche Verteuerung des amerikanischen Weizens auf den Konsumenten in Europa wirkt, in diesem Falle auf einen von der Armut heimgesuchten Distrikt Italiens.

Dies in dürren Worten die skizzenhafte Inhaltsangabe dieses „amerikanischen Epos". Man wird gestehen müssen, ein kühner Wurf für einen bis dahin ganz unbekannten blutjungen Schriftsteller. Doch dies nicht allein. Norris war ein glühender Verehrer Zolas, war ein derber Realist, demnach ein Widersacher der seit Jahr und Tag im seichtesten Romantizismus plätschernden Romanliteratur Englands und Amerikas. Er war nicht nur Gegner dieser Richtung, sondern sein Zyklus wurde geplant und zu zwei Dritteln ausgeführt als ein mächtiger, greifbarer Protest gegen dieselbe. Und am sonderbarsten von allem: diese zwei Romane sind wahre Meisterwerke der modernen Romanliteratur. Ich betone: Meisterwerke. Das muß ich wohl begründen.

Zugestanden, daß die Zolasche Inspiration in diesen Romanen fühlbar, sogar lesbar ist. Stellenweise wirkt die epische Breite gewisser Szenen, so z. B. bei den Schilderungen des Treibens auf der Chikagoer Börse, wie Nachahmung seines Meisters. Hie und da stößt man sogar auf eine Phrase oder auf einen ganzen Paragraphen, der wie Zola wirkt. Das ist richtig. Norris starb zu jung. Er hatte sich noch nicht in allen Stücken zu vollkommener Freiheit durchgerungen. Schlacken klebten ihm noch an. Aber diese kleinen Defekte werden hundertfach aufgewogen in diesen zwei Romanen, vor allem in dem letzten, „The Pit".

Das Wort, welches hier den Titel gibt, bedeutet „Grube" und wird an der Chikagoer Börse gebraucht für den unteren Raum, wo die Verkäufe und die Wetten abgeschlossen werden. Diese „Grube" bildet auch in der Tat den Mittelpunkt, um den sich die Erzählung in ihren charakteristischen Teilen gruppiert. Diese Kapitel sind mit einer fast photographischen Anschaulichkeit, mit einer Wucht der Diktion, mit einer Wahrheit und doch dabei künstlerischen Meisterschaft geschildert, wie sie selbst Zola in keinem seiner Werke erreicht hat. Wer Ort und Personen kennt, die Norris vorführt — und er hat nur nach sorgfältigen Studien am Platz selbst und nach noch lebenden Modellen gearbeitet —, dem weht aus seinen Zeilen die wirkliche Atmosphäre jenes Hexenkessels entgegen, in dem in der Riesenstadt am Michigansee die Existenzen auf- und niederbrodeln, bis sie schwer am Boden



versinken oder in die kalte Außenwelt als Bettler geworfen werden. Es ist ein „Corner“ (eine „Schwänze“) in Weizen, der den wirklich dramatischen Teil des Buches bildet, und diese Serie von Kapiteln ist wirklich das Packendste und im besten Sinne Realistischste, das seit Jahren in irgend einer mir bekannten Sprache geschrieben worden ist. Nirgendwo wird die Sprache im Buch brutal, anstößig, und doch ist sie von einer unverfälschten Natürlichkeit, wie ich sie noch selten in einem Buche getroffen. Auch das Gesamtbild von Chikago und seinen typischen Bürgern, das man gewinnt, ist völlig wahr und anschaulich. Der Roman hat indes noch andere Vorzüge. Die eigentümliche Liebesgeschichte — mit ihrer echt Chikagoer Werbung, ihrem Ehe-Elend, ihrer schließlichen Lösung — ist in der amerikanischen Literatur, soviel mir bekannt, überhaupt ein Unikum, ist für den Nichtamerikaner aber noch interessanter zu lesen als für den Eingeborenen. Dabei versteht der Verfasser das gespannte Interesse des Lesers von Anfang bis Ende festzuhalten, und die allmähliche Schürzung des Knotens wie auch der pathetische Schluß sind stupende Leistungen im technisch-künstlerischen Sinne.

Mit einem Wort: dieses amerikanische Epos, und vor allem sein zweiter Teil, „The Pit“, verdient in Europa im Original oder durch eine gute Übersetzung bekannt zu werden. Hier in New York, wo es vor sechs Wochen erschien, ist es schon jetzt der größte finanzielle Erfolg des Buchmarkts.

New York, Anfang März 1903. *Wolf von Schierbrand.*

Die Erziehung zur Kunst.

Der Herausgeber der Zeitschrift „La Plume“ hat eine Enquete über die Frage angestellt: „Ist die künstlerische Erziehung des Publikums in unserer Zeit notwendig?“ Von den eingelaufenen Antworten seien hier zwei mitgeteilt.

Octave Mirbeau, der hervorragende Psycholog und Kritiker meint: „Zunächst würde es nötig sein, sich darüber zu verständigen, was eigentlich die Kunst ist. Jeder versteht unter Kunst etwas anderes. Für die einen ist die Kunst der Ausdruck der Natur und des Lebens, für die anderen gerade das Gegenteil. Es gibt sogar Leute — und das sind die zahlreichsten —, die von der Kunst behaupten, daß sie ein unvorhergesehener Unglücksfall ist, eine Art Mißbildung des Empfindungsvermögens. Für mich ist die Kunst nichts anderes als das Verständnis der Form, sowohl in der physischen Welt wie in dem, was wir die Geisteswelt nennen. Man gelangt zu dieser Kunst nur durch sehr lange Beobachtungen und durch sehr geduldige Studien. Es ist ein unablässiges Wachstum des Individuums, das Resultat einer allgemeinen Bildung, denn ich glaube nicht, daß man die Kunst von anderen menschlichen Kenntnissen trennen und sie in den dunklen Raum des Instinkts einsperren kann. Deshalb meine ich, daß unter

den sittlichen, politischen und sozialen Zuständen, in denen wir leben, die Kunst nur das Vorrecht einiger sehr seltener und hoher Persönlichkeiten sein kann, die von jeder offiziellen oder religiösen Erziehung befreit sind, daß sie aber nicht dem Publikum fühlbar werden kann, d. h. der sozialen Masse, die nur lebt, denkt und handelt nach dem Gesetze willkürlicher, konventioneller Lügen, und bevor man dem Publikum eine künstlerische Erziehung angedeihen läßt, müßte man es erst darauf vorbereiten durch die lange und unmögliche Unterweisung in der Wahrheit, — wenn es anders eine Wahrheit im Leben gibt und wir sie kennen."

Wesentlich anders und nicht so pessimistisch lautet die Ansicht des bekannten Malers Eugène Carrière: „Die Kunst ist nach meiner Meinung eine Offenbarung des Bewußtseins, das wir von unseren Beziehungen zur Natur haben. Die Erziehung zur Kunst verschmilzt also mit der Erziehung zum Leben. Anderseits ist die Erziehung an sich die Gewöhnung unseres Geistes und unseres Tätigkeitsdranges. Sie muß uns so durchdringen, daß wir gar nichts davon merken, und uns nicht gewaltsam auferlegt werden. Sie muß begründet sein auf dem Respekt vor der Natur der (zu erziehenden) Wesen, sie muß der Entwickelung ihres eigenen Temperaments folgen. Die Entdeckungen müssen immer persönliche sein. Die Erziehung muß auch von dem Prinzip ausgehen, daß alle Betätigungen des Menschen zum Zweck haben die Erkentnis seiner selbst und daß die Kunst im Grunde die harmonische Übereinstimmung mit dem Leben ist, dessen Ausdruck sie ist." Diese summarischen Sätze hat dann noch Carrière mündlich erläutert, indem er sich über die bei seinen eigenen Kindern angewandte Erziehungsmethode ausließ: „Ich glaube, daß man vor allem die Individualität respektieren muß, daß man eine Erziehung nicht aufdrängen, sondern eine Erziehungs-Atmosphäre schaffen muß, die nach und nach durchdringt. Das Kind wie der Erwachsene sind nicht Geister, die man anfüllen, sondern Geister, die man befreien muß; denn der Mensch ist ein Gelehrter, der sich nicht kennt. Ich habe meinen Kindern schöne Dinge gezeigt, und dann habe ich versucht, ihnen begreiflich zu machen, warum diese Dinge schön sind, die Beziehungen, die die einzelnen Teile dieser Dinge unter sich haben, die Beziehungen, die jedes Ding mit all den anderen haben kann, die es umgeben. Ich habe gesucht, bei ihnen den bewundernden Sinn zu entwickeln. Ich denke, daß dies die Erziehungsmethode für alle sein muß, für die Kinder und für die Erwachsenen: das Leben betrachten, es sehen lernen, die innere Erregung hervorrufen. Ist dieser Ausgangspunkt gesichert, dann folgt das andere von selbst."

Verantwortlicher Redakteur: Dr. S. Simchowitz, Köln.
Für die Inserate: W. H. Sinzig, Köln.
Druck von M. DuMont Schauberg, Köln.





I. Jahrgang ⋆ 1903 ⋆ Heft 20



DIE KULTUR

Halbmonatsschrift

HERAUSGEBER DR S. SIMCHOWITZ

INHALT

ZWEITES APRILHEFT

Preis des Heftes 75 Pfg. ⁎ Vierteljährlich 4 Mark
Jährlich 16 Mark

SCHAFSTEIN & Co. VERLAG
BADSTR. 1. KÖLN a. Rh. BADSTR. 1.

Die „Kultur“

erscheint *zweimal monatlich* in Heften von ca. 4 Bogen (64 Seiten). Der Abonnementspreis beträgt (für 24 Hefte mit ca. 1500 Seiten Text) Mk. 16.— pro Jahr, also Mk. 4.— pro Quartal. Bei direktem Bezug vom Verlag Mk. 4.50; für das Ausland Mk. 5.—. Einzelne Hefte kosten 75 Pfg.

Bestellungen werden von allen Buchhandlungen des In- und Auslandes, von allen Postanstalten (Post-Zeitungs-Nummer 4449a) sowie von der Verlagsbuchhandlung entgegengenommen.

Alle für die „Kultur“ bestimmten Sendungen sind zu richten an

„die Redaktion der Kultur“, Köln, Badstraße 1.

Sprechstunde der Redaktion wochentäglich im Bureau, Köln, Badstr. 1, von 11—12.
Privatwohnung des Herausgebers, Dr. S. Simchowitz, Köln, Boisseréestr. 3.

Manuskripte werden stets einseitig beschrieben mit breitem Rande erbeten.

Für unverlangte Manuskripte wird keine Verantwortlichkeit übernommen; ihre Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt.

Alle einlaufenden Rezensions-Exemplare werden in einer „Bücher-Liste“ registriert. Eine eingehende Besprechung erfolgt nach Gutdünken der Redaktion. Eine Verpflichtung zur Rücksendung wird nicht übernommen.

Den verehrl. Redaktionen ist nach eingeholter Einwilligung der Autoren Nachdruck aus dem Inhalt der „Kultur“ gestattet, jedoch nur mit genauer Quellenangabe „Halbmonatsschrift „Die Kultur“ (Herausgeber Dr. Simchowitz, Verlag von Schafstein & Co., Köln)“.

Das **XXI. Heft** der „Kultur“

erscheint Anfang Mai 1903 und wird u. a. enthalten:

Dr. E. E. Lehmann (Hastings): *Die englische Volksschule.*

Stendhal (Henri Beyle): *Die Herzogin von Palliano.* Deutsch von M. Frhr. v. Münchhausen.

Deutsche Novellisten.





DIE KULTUR

Halbmonatsschrift

Alles Große bildet, sobald wir es gewahr werden.
(Goethe.)

Kultur heißt Übung aller Kräfte auf den Zweck der völligen Freiheit, der völligen Unabhängigkeit von allem, was nicht wir selbst, unser reines Selbst ist.
(Fichte.)

I. Jahrgang. ★ 1903. ★ Zweites Aprilheft.

INHALT

HERAUSGEBER D[R] S. SIMCHOWITZ
VERLAG SCHAFSTEIN & C[O]

KÖLN a. Rh.





Druck von M. DuMont Schauberg, Köln.



Kirchenpolitische Mißgriffe.

Hans Delbrück spricht S. 110 seiner „Erinnerungen, Aufsätze und Reden" eine beherzigenswerte Wahrheit aus. Auf die Frage nach dem Verhältnis der innern Politik zur auswärtigen antwortet er, selbstverständlich verliefen beide in beständiger Wechselwirkung, doch so, daß in allen den großen und fruchtbaren Perioden, deren Ereignisse den Inhalt der Weltgeschichte ausmachen, die auswärtige Politik herrsche, während das Vorwalten der innern Politik ein Zeichen von Stagnation oder wenigstens von Mangel an innerer Befriedigung sei. „Darum sieht die Tagespolitik die Dinge immer von dieser Seite an: weil hier die Gesichtspunkte der Beurteilung meist klein, alltäglich, naheliegend, für jedermann faßbar sind." Doch muß dieser Ausspruch ein wenig zurecht gerückt werden, damit eine wirkliche und volle Wahrheit daraus werde. In der Zeit der Auflösung des polnischen Reichs ist Polen, in der traurigen Zeit nach Jena Preußen ganz und gar von der auswärtigen Politik beherrscht worden; anderseits ist die vorimperialistische Periode der nordamerikanischen Entwicklung im vorigen Jahrhundert, wo der Yankee mit dem Auslande so gut wie gar nichts zu schaffen hatte, außerordentlich fruchtbar gewesen. Das Auswärtige an sich ist's also nicht, was hier entscheidet. Fruchtbar sind die Perioden, in denen ein

Volk wächst und dem Wachstum seiner Zahl entsprechend sich neue, natürliche Hülfsquellen erschließt, entweder durch stärkere Besiedlung des eignen, noch schwach bevölkerten Landes oder durch Eroberung und Kolonisation. In solchen Zeiten, wie sie Griechenland und Rom in ihrer Kraftfülle, die Deutschen im 12. bis 14. Jahrhundert, England im 14., dann vom 18. ab, Holland im 16., Preußen zur Zeit der Annexionen und nach Einheimsung der französischen Milliarden, die Vereinigten Staaten, wie gesagt, im 19. Jahrhundert erlebt haben, in solchen Zeiten fühlt sich das Volk von Hochgefühl geschwellt, und auch die innere Politik hat einen großen Zug, weil sich alle Bedürfnisse leicht befriedigen lassen, darum zu kleinlichen Interessenkämpfen und unversöhnlichen Feindschaften kein Anlaß ist. Wo trotzdem solche ausbrechen, wie der Kulturkampf nach 1870, da geschieht es nicht zur Abwehr einer Not, sondern aus Streben nach idealen Zielen, die ja Ausgeburten irriger Vorstellungen sein können. Wenn dagegen die Erschließung neuer Hülfsquellen, unter denen der Boden allemal die wichtigste und unentbehrlichste bleibt, mit dem Bevölkerungszuwachs nicht gleichen Schritt hält, dann schlägt, sombartisch zu sprechen, der Kampf um die Futterplätze in den Kampf um die Verteilung des Futters um, und der ist kleinlich, gehässig, dabei aussichtslos und daher unerfreulich in jeder Beziehung. Alle unsere inneren Streitigkeiten sind heute nur Verkleidungen dieses einen widerwärtigen Interessenstreites, und das einzige bescheidene Kulturgut, auf das wir als sein nächstes Ergebnis einigermaßen rechnen dürfen, weil die Regierung und die herrschenden Parteien in der bevorstehenden Wahl um die Arbeiterstimmen werben müssen, ist ein bißchen Kinderschutz und sonstiger Arbeiterschutz. Eine gehobene Stimmung zu erzeugen, reicht das nicht hin.

Auch der Konfessionsstreit ist unter den heutigen Umständen weiter nichts als eine der Verkleidungen des Gedränges um die Futterkrippe, indem die Katholiken finden, daß ihre Paritätsbeschwerden, die ja einen ganz soliden



materiellen Kern haben, noch nicht vollkommen befriedigt sind, die Evangelischen von dieser Befriedigung Verlust zu fürchten und, wie es scheint, hie und da, z. B. in Bayern, schon erlitten haben. Freilich wirken in dieser Region uralter Haß, eingewurzelte Vorurteile und unausrottbares Mißtrauen mit, aber ohne das zu Grunde liegende materielle Interesse würden die nur einzelne Gemüter lebhafter beschäftigenden, rein konfessionellen Erwägungen und Empfindungen eine in Zeitungen und Versammlungen sichtbare Bewegung nicht hervorrufen, da bei dem Vorwiegen der materiellen Interessen und nach den Erfahrungen des ersten Kulturkampfs die Abneigung gegen eine Wiederholung des Experiments so stark ist, wie die Haltung der Regierung und des preußischen Abgeordnetenhauses im Fall Korum gezeigt haben.

Wenn nun auch der entschiedene, ehrliche und vollständige Verzicht auf jeden Versuch, in Deutschland den Katholizismus auszurotten, politisch klug, vernünftig und notwendig war, so folgt daraus noch nicht, daß die eine Konfession von der andern beleidigende Provokationen mit Lammesgeduld entgegennehmen müßte; das aber hat die protestantische Mehrheit in dem genannten Falle getan. Man bedenke doch, was das Vorgehen des Trierer Bischofs bedeutet! Als die Frankfurter Zeitung meldete, es werde ein bischöflicher Erlaß von den Kanzeln verlesen werden, der solchen Eltern, die ihre Töchter in die Simultanschule schickten, die Verweigerung der Absolution androhe, da glaubten wir fast, das demokratische Blatt sei das Opfer eines schlechten Scherzes geworden. So etwas war ja gar nicht möglich! Die Kirchenzucht alten Stils hat ein Ende, sobald aus kleinen Gemeinden National- und Weltkirchen werden, und in dem Maße, als sich das Leben säkularisiert, Polizei und Justiz von der Kirche an den Staat übergehen. Mörder, Ehebrecher und Bankdiebe mögen heute getrost dem Beichtstuhl nahen! Sie haben nicht zu fürchten, daß sie durch Verweigerung der Absolution kompromittiert und



um ihre soziale Stellung gebracht werden. Und denen sollte solcher Schimpf angeheftet werden, die ihre Kinder einer vom Staate gegründeten Schule anvertrauen? Die Berührung mit den evangelischen Kindern und Lehrern soll als eine Ansteckungsgefahr durch kirchenpolizeiliche Maßregeln verhütet werden dürfen? Ein katholischer Bischof soll die evangelischen Mitbürger als mit der Krätze oder Räude behaftet hinstellen, den Besuch einer konfessionell gemischten Lehranstalt zu einem Verbrechen stempeln dürfen, das schwerer sei als Ehebruch und Mord? Und das im Staate Preußen, dem der Papst, wie der Generaloberst von Loë gemeldet hat, das Zeugnis gibt, daß in ihm die Lage der Katholiken befriedigender sei als in irgend einem Staate der Welt? In Preußen, dessen Regierung auf das ängstlichste darauf bedacht ist, dem Volke die Religion zu erhalten? Ihre Töchter von Nonnen erziehen zu lassen, soll ein preußischer Bischof die katholischen Eltern zwingen dürfen in diesen Tagen, wo die einzige wirklich zivilisierte unter den großen katholischen Nationen der Erde das ganze Ordenswesen mit einem Schlage vernichtet und daran geht, die Jugend ausschließlich in atheistischen Schulen erziehen zu lassen, ohne daß der Papst auch nur zu mucken wagt? Nein, hier waren nicht die lauwarme Interpellation Hackenberg und allseitige Verwahrungen gegen den Verdacht etwaiger Kulturkampfgelüste am Platz, sondern flammende Entrüstung! Flammende Entrüstung auch darüber, daß die läppischen Vorwürfe, die man gegen die paritätische Mädchenschule erhob, und die man Betschwestern vom Bildungsgrade der Waschweiber lächelnd zugute halten würde, von einer kirchlichen Autorität für begründet erklärt werden durften.

Gründlich verkehrt war es auch, daß sich die preußische Regierung, Bismarcksche Bahnen wandelnd, nach Rom gewandt hat. Wir haben gar nichts dagegen, daß die Katholiken an der historisch berechtigten und praktisch bewährten Institution des Papsttums festhalten, und finden es

in einer Zeit, deren Technik alle räumlichen Schranken aufhebt, höchst lächerlich, wenn sächsische Spießbürger jammern, die deutschen Katholiken litten durch ihre Verbindung mit dem *ultra montes* sitzenden Kirchenoberhaupt an ihrem Patriotismus Schaden. Aber die abergläubische Aufblähung dieses Kirchenoberhauptes zu einem Organ des heiligen Geistes hat allerdings schon allerlei ernsthafte Übelstände und Verlegenheiten erzeugt, und diese unbegründeten Prätensionen der Päpste sind durch nichts in solchem Grade gestützt und gefördert worden als dadurch, daß sie sogar von den atheistischen und den protestantischen Regierungen anerkannt werden. Der souveräne Staat hat es in kirchlicher Beziehung mit niemandem zu tun als mit seinen Untertanen. Diese allein hat er zu befragen, um zu erfahren, was er ihnen ohne Verletzung ihres Gewissens zumuten kann. Wie sie sich mit ihrem geistlichen Oberhaupt vertragen in Fällen, wo dessen Forderungen denen des Staates widersprechen, das ist ihre Sache. Dem geistlichen Oberhaupt eines Teils seiner Untertanen mag der Staat Höflichkeit erweisen, aber mit ihm zu unterhandeln hat er so wenig wie mit dem Oberrabiner oder mit dem Großmeister der Freimaurer. Über Korum hatte die Regierung eine Disziplinarstrafe zu verhängen. Daß bei Abbruch der Maigesetze die Berechtigung des Staates zu solchen Strafen nicht verfassungsmäßig geregelt worden ist, war ein großer Fehler. Den Bischöfen und Geistlichen wegen Übertretung der Maigesetze, die sie von Gewissens wegen nicht anerkennen konnten, das Gehalt zu sperren, war nicht allein ungerecht und despotisch, sondern eben deshalb auch höchst unpolitisch. Aber die Evangelischen zu beschimpfen, wird kein katholischer Bischof durch sein Gewissen genötigt, und tut er es, so muß ihm das Gehalt gesperrt werden, bis er Abbitte leistet; das fordert der interkonfessionelle Anstand. Die Waschweiber beider Konfessionen mögen einander beschimpfen, die Behörden dürfen es nicht tun, und tun sie es, so hat sie der Staat in die Schranken zu

weisen. Die katholischen Zeitungen haben nicht klug gehandelt, als sie, anstatt ihrerseits den Bischof in die Schranken der Vernunft zurückzuverweisen, sich so stellten, als hielten sie dessen Verordnung für einen Akt der internen kirchlichen Jurisdiktion, der den Staat und die Protestanten nichts angehe. Sie haben ganz genau gewußt, daß das nicht der Fall ist, und man hat es ihnen angesehen, daß ihnen bei der Sache nicht wohl zu Mute war. Kirchturmpolitiker, Dorfschulzen können ja bei der gegenwärtigen Machtstellung des Zentrums vom katholischen Größenwahn befallen werden; die Leiter großer Zeitungen müssen weiter schauen, sie müssen erkennen: bei der allgemeinen Lage des Katholizismus auf dem Erdenrund ist es Frevel, wenn wir unsern Bischöfen solche Dummheiten gestatten, welche die ausnahmsweise günstige Position der Katholiken im Deutschen Reiche mutwillig gefährden.

Über dem ewigen, mit hergebrachten Phrasen gedankenlos fortgeführten konfessionellen Zank ist eben beiden Teilen die klare Vorstellung von den Gegenständen des Streits, die Unterscheidung des Berechtigten vom Unberechtigten, in den beiderseitigen Forderungen verloren gegangen, und Taktgefühl für Gerechtigkeit und für Anstand darf man wohl im öffentlichen Leben überhaupt nicht mehr erwarten. Es ist daher gar nicht zu verwundern, daß der evangelische Teil zur selben Zeit, wo er gegen den Trierer Übergriff lange nicht energisch genug reagierte, in der Jesuitenangelegenheit, von altem Aberglauben und von der allmächtigen Phrase beherrscht, eine lächerliche Überempfindlichkeit offenbarte. Kein gebildeter Engländer, kein Nordamerikaner würde den § 2 des Jesuitengesetzes, kein Bürger dieser freien Staaten würde den Protest gegen die Aufhebung einer so unvernünftigen und so gehässigen Bestimmung verstehen. Aber auch ein Deutscher, dem weder die Phrase das Gehirn erweicht noch das politische Gezänk die Sinne verwirrt hat, begreift nicht, wie es möglich ist, daß man „gegen die Wiederzulassung der Jesuiten“

agitieren kann, sintemal der § 2 die Jesuiten gar nicht vom Reichsboden ausschließt. Der § 1 schließt ihre Niederlassungen aus, und dieser Paragraph mag bestehen bleiben. Zwar sind die Vorstellungen von dem Unheil, das solche Niederlassungen anrichten könnten, ungeheuerlich übertrieben; aber da auch niemand etwas verliert, wenn es keine Jesuitenkollegien im Lande gibt, so mag dem harmlosen Aberglauben der Jesuitophoben Rechnung getragen werden und der Orden vom Reichsboden ausgeschlossen bleiben. Der einzelne Jesuit aber, der ein Deutscher ist, kann nicht expatriiert werden, ebensowenig wie der einzelne Sozialdemokrat oder Anarchist oder Jude. Der Jesuit, der kein geborener Deutscher ist, kann bekanntlich auch ohne den § 2 und überhaupt ohne ein besonderes Jesuitengesetz jederzeit ausgewiesen werden, sobald er sich nach Ansicht einer Behörde „lästig macht". Wenn diese Vollmacht der Regierung durch ein Ausnahmegesetz überflüssigerweise noch einmal besonders erteilt wird, so ist das weiter nichts als eine Beschimpfung des auf diese Weise ausgezeichneten Ordens, ebenso wie der andere Teil des Paragraphen, der die Polizei ermächtigt, deutschen Mitgliedern des Ordens den Aufenthalt an bestimmten Orten zu verbieten oder anzuweisen, d. h. sie so zu behandeln wie Verbrecher, gegen die außer der Gefängnis- oder Zuchthausstrafe noch auf Polizeiaufsicht erkannt worden ist. Die Polizei hat bis jetzt von dieser Vollmacht nur äußerst selten Gebrauch gemacht. Einmal mag sie sich geschämt haben, gelehrte Männer, gegen die nicht einmal eine Anklage, geschweige denn ein Urteil vorliegt, wie Vagabunden oder Zuchthäusler zu behandeln, dann aber hat sie auch keinen vernünftigen Zweck zu erkennen vermocht; denn es ist nicht einzusehen, wie das Gift, das man bei einem Jesuiten voraussetzt, in Posemuckel weniger Unheil anrichten sollte als in Berlin. Da also die Gefahr, irgendwo interniert oder externiert zu werden, ganz minimal ist, hat sich wahrscheinlich durch sie kein Jesuit abhalten lassen, in Deutsch-

land zu leben, wenn er oder sein Ordensoberer es für gut befand; es ist deshalb sehr unwahrscheinlich, daß die Aufhebung des beleidigenden Paragraphen uns auch nur einen Jesuiten mehr bringen wird, als wir auch so schon haben. Wenn sich die Witzblätter die Gelegenheit nicht entgehen lassen, Scharen schwarzer Vögel übers Gebirge oder übers Wasser hereinfliegen zu lassen, so ist dagegen nichts zu sagen, von solcher Ausdeutung der politischen Vorgänge leben sie; aber Redakteure großer Zeitungen und hochangesehene Vorsteher großer Vereine sollten eigentlich wohl den Wortlaut und die Tragweite der Gesetze kennen, gegen deren Aufhebung sie protestieren.

Die gemeinsame Grundursache all solchen törichten und häßlichen Gezänks ist das Fehlen großer und würdiger Ziele in der Politik. Nur einen Gegenstand des politischen Kampfes gibt es zur Zeit, aus dem staatsmännisches Genie ein solches Ziel könnte hervorwachsen lassen: die Lage der Ostmarken.

Neiße, Anfang April 1903. *Karl Jentsch.*

Eine neue Weltgeschichte.*)

In seinem vielangefochtenen und doch nach den verschiedensten Seiten hin ungemein anregenden Buch: *Essai sur les mœurs et l'esprit des nations* bestimmt Voltaire seine Aufgabe etwa mit folgenden Worten: Der Zweck dieser Arbeit ist nicht, zu wissen, in welchem Jahre ein Fürst, unwürdig gekannt zu werden, irgend einem bar-

*) Mit besonderm Bezug auf die Weltgeschichte herausgegeben unter Mitarbeit von verschiedenen Fachmännern von Hans F. Helmolt. Leipzig und Wien, Bibliograph. Institut 1899 ff.; erschienen sind bisher fünf Bände, alle reich illustriert.



barischen Herrscher bei einem wilden Volke folgte. Wenn man das Unglück haben sollte, in seinem Kopfe die chronologische Folge aller Dynastien aufzuzählen, würde man nichts als Worte besitzen. Ebenso sehr wie man die großen Taten der Fürsten kennen muß, welche ihre Völker besser und glücklicher gemacht haben, ebenso kann man die große Masse der Könige ignorieren, welche nur das Gedächtnis belasten. Wozu würden die Einzelheiten von so vielen kleinen Interessen dienen, die nur heute bestehen, von so viel ausgestorbenen Familien? Fast jede Stadt hat heute ihre wahre oder falsche Geschichte, umfangreicher, verwickelter als die Alexanders. Die Annalen eines Mönchsordens allein umfassen mehr Bände als die des römischen Reiches. Damit war dem üblichen Schema der trockenen annalistischen Aneinanderreihung der Ereignisse und der Schlachten der Krieg erklärt und dafür mit Fug und Recht ein weiterer kulturhistorischer Zusammenhang gefordert, in dem in der Hauptsache die großen treibenden Ideen als Faktoren der ganzen Entwicklung erscheinen. Dieser Gedanke, durch Zeitgenossen des französischen Freidenkers wie z. B. Condorcet oder durch Kulturgeschichtsschreiber wie Meiners aufgenommen und weiter geführt, ist dann in unsern Tagen, nicht zum wenigsten durch das ungeahnte Wachstum der Völkerkunde, obschon auch die Geographie eines Karl Ritter daran ihren Anteil besitzt, zu immer mächtigerer Entfaltung gediehen. Die unmittelbarste Verknüpfung ethnographischer und geschichtlicher Studien stellt das große Helmoltsche Geschichtswerk dar, das in dem ersten Bande in gedrängten Umrissen die leitenden Grundsätze des ganzen Unternehmens skizziert! *)

*) Zu unserm Bedauern ist es uns nicht möglich, an dieser Stelle des großartigen Herderschen Versuches, der ja seinerzeit so herben Tadel von Kant erfuhr, zu gedenken, — ein kühner Vorläufer für spätere Errungenschaften, aber allzu spekulativ angelegt, und ebensowenig können wir uns auf die bekannte Schillersche Begriffsbestimmung der Universalgeschichte einlassen, da diese aus ganz begreiflichen Gründen das eigentlich ethnographische Moment nicht genügend berücksichtigt, was im wesentlichen auch von allen späteren zahlreichen Universalgeschichten gilt. Dieser bloße Hinweis muß genügen, da das vorliegende Werk unsere ganze Aufmerksamkeit erfordert.

Fragen wir uns zunächst, wie entsteht psychologisch der Begriff: Weltgeschichte? Schon die Antwort auf diese Frage ist ungemein instruktiv, indem sie uns zugleich die allmähliche Erweiterung des menschlichen Horizonts veranschaulicht. Zuerst, auf den einfachsten Gesittungsstufen, ist Stamm und Umwelt völlig identisch; was draußen vor sich geht, gehört eben nicht in den Rahmen des Wissenswürdigen, die fremden Völkerschaften sind überhaupt keine Menschen, wenigstens nur verkümmerte oder halb tierische Wesen, deshalb sprachlos, wie viele Naturvölker es bezeichnen, oder Barbaren, wie es die Griechen, selbst ohne jedes Bedenken von den Persern sagten. Dagegen ist das Bild schon umfassend, das sich etwa der Römer in der Kaiserzeit vom *orbis terrarum* entwerfen konnte, und ein stolzes Machtgefühl mochte wohl seine Brust schwellen, wenn er den Blick über das weite *imperium* schweifen ließ, den Inbegriff aller Bildung und Kultur; es war ihm doch wenigstens der, freilich nur recht abstrakte, nicht zur vollen Anschauung umgewandelte Begriff des *genus humanum* mit verschiedenen Abstufungen aufgegangen. Noch wichtiger ist der aus älteren Keimen entsprossene Kosmopolitismus, der sich allmählich wenigstens der Gebildeten bemächtigte und die alten Schranken der Rasse niederriß. Aber noch unendlich weiter wurde die Perspektive, die das Christentum, obschon zunächst wiederum nur *in abstracto*, nämlich auf Grund einer religiös-sittlichen Forderung, erschloß, indem sie alle Menschen, einerlei wessen Ursprungs und welcher Bildung, als Glieder, als vollkommen gleichberechtigte Glieder einer einzigen Familie betrachten lehrte. Es ist dies ein so eminenter Fortschritt, sofern es sich rein um die theoretische Fassung des Problems, nicht etwa (was ziemlich kläglich dagegen absticht) um die praktische Verwertung desselben handelt, daß es sich wohl verlohnt, dabei einen Augenblick zu verweilen. Alle Völker des Erdkreises waren geladen, die Heilsbotschaft zu vernehmen, und die angekündigte bedeutungsvolle Wiederkunft von

Christus sollte ausdrücklich erst dann in die Erscheinung treten, wenn die Welt zu den Füßen des Kreuzes lag, eine Idee von so riesenhafter Expansionskraft, daß dem gesamten Altertum nichts Derartiges entsprungen war. Nur wo ein einzelner Stamm im Verlauf seiner geselligen Entwicklung das Gefühl bleibender Zusammengehörigkeit seiner Angehörigen gewonnen hatte, suchte, wie Lotze schreibt, eine volkstümliche Sage auch durch Einheit des Stammvaters dies Gefühl zu kräftigen; aber der Gedanke an die umfassende Einheit der Menschheit lag diesen Zeiten so fern, daß eine aufgefundene Abstammungsverwandtschaft zweier Völker eben deswegen für einen Fund galt, weil sie so wenig vorauszusetzen war. Mit entschiedener Klarheit hat erst die christliche Gesittung den Gedanken der Zusammengehörigkeit aller Völker entwickelt, und aus dem Begriffe des menschlichen Geschlechts den der Menschheit gebildet, dem wir nicht gewohnt sind, einen ähnlich gemeinten Begriff von Tierheit an die Seite zu setzen. (Mikrok. III, 89.) Aber es blieb, wie schon angedeutet, lediglich bei einer freilich aus tiefster Inbrunst entquollenen religiösen Stimmung, aus der die nüchterne Wissenschaft, etwa vermittels der Missionsreisen, wenigstens zunächst nur einen spärlichen Gewinn ziehen konnte; ja bis zu einem gewissen Grade ist, wie begreiflich, dies bis zum heutigen Tage noch der Fall. Die Propaganda steht allbeherrschend im Vordergrund der Interessen. Erst das Zeitalter der Entdeckungen und ganz besonders wirksam das 18. Jahrhundert brachte uns die wünschenswerte geographische Vollendung des Weltbildes, obwohl die handgreiflichsten Irrtümer auch diesen Entwurf beeinträchtigten. Ganz besonders erschwerte die aus einem Kulturekel hervorgegangene sentimentale Naturschwärmerei, die in dem Typus des „edlen Wilden" ihren bekannten Ausdruck gefunden hat, eine objektive wissenschaftliche Verwertung, ja auch nur eine nüchterne Sammlung des Materials.

Mit dieser ethnographischen Erweiterung des Horizonts

ging gleichfalls Hand in Hand ein Wandel in der entsprechenden Begriffsbestimmung der Geschichte, die mit dem engsten Areal des Stammes anhob, um in der unendlichen Sphäre der Menschheit, der Welt, zu enden. Wir können die dadurch bedingten verschiedenen Perspektiven und Methoden der Geschichtsschreibung hier nicht wohl verfolgen, sondern wir müssen uns gleich der Neuzeit zuwenden, in der erst die Forderung einer Ergänzung der Weltgeschichte durch eine angemessene Berücksichtigung der Natur- und Halbkulturvölker zur Wahrheit geworden ist. Diesem *punctum saliens* gegenüber ist es uns auch nicht möglich, an dieser Stelle in den vielberufenen Streit zwischen der sozial- und individualpsychologischen Richtung einzutreten, — es handelt sich unseres Bedünkens um eine maßvolle Vermittelung der Extreme, um die Anerkennung großer, weltbewegender Ideen, die weit über die Sphäre individueller Kräfte hinausgreifen, und anderseits von mächtigen, genialen Persönlichkeiten, nicht als Erfindern, sondern als Ausführern großer Gedanken und Ideale. Daß im übrigen auch das völkergeschichtliche Leben einen streng gesetzlichen Verlauf darstellt, nicht eine zusammenhanglose Reihe einzelner willkürlicher Handlungen, betrachten wir jetzt als eine allgemein zugestandene Tatsache der wissenschaftlichen Methodik. Fassen wir, um jedem Streit möglichst vorzubeugen, die Weltgeschichte als ein großes Kulturgemälde, lassen wir auch die von völlig subjektiven Tendenzen und Stimmungen beeinflußte Ansicht des ebenmäßigen Fortschritts und einer damit zusammenhängenden Teleologie, wie sie etwa Herder durchzuführen suchte, beiseite, so ergibt sich das Verlangen nach einer Kenntnis sämtlicher Stadien dieser ungeheuer großen Entwicklung von selbst. Die Weltgeschichte würde ein, wenn auch glänzendes Bruchstück bleiben, wenn sie nicht den ganzen Stammbaum der Menschheit umfaßte, und es ist, wie anfangs bereits hervorgehoben, ein charakteristisches Zeichen für die Notwendigkeit, eine breitere, solidere Basis



der ganzen Betrachtung zu gewinnen, wenn man sich seit dem 18. Jahrhundert bemühte, auch die reiche Gesittung Ost- und Südasiens entsprechend zu würdigen. Deshalb erklärt Helmolt, der Herausgeber der vorliegenden Weltgeschichte: Daß man von Südseeinsulanern und Negern bisher nicht viel hat wissen wollen, ist begreiflich, weil die Rollen, die diese im Drama der Menschheit gespielt haben, nicht gerade die glänzendsten gewesen sind; nicht zu entschuldigen aber ist das Verfahren, Indien, ja sämtliche Völker Ostasiens von dem Plane einer wirklichen Weltgeschichte auszuschließen und die Entwicklung Amerikas kurzerhand unter Kennworten, wie Entdeckungsgeschichte, Unabhängigkeitskrieg, unterzubringen. Das sind Verlegenheitsauskünfte, die mangelhaften Kenntnissen oder beschränktem Blick ihr Dasein verdanken, übrigens recht merkwürdige Erscheinungen, wenn man bedenkt, daß vor mehr als hundert Jahren ein Herder seine Ideen in 20 Büchern niedergelegt hat. (I, 15). Daß trotzdem noch manche beklagenswerte Lücken und Dunkelheiten bleiben, daß wir vor allem nicht ausreichend über die vielfach verschlungenen, verborgenen Wechselwirkungen und Beeinflussungen der einzelnen Völker gerade auf dem geistigen Gebiet unterrichtet sind, kann an der prinzipiellen Richtigkeit jenes Grundsatzes nichts ändern. Von diesem Gesichtspunkte aus ist die Vorgeschichte des Menschen, die vielfach bruchstückartige Entwicklung der Naturvölker, die unmittelbare Beziehung des Landes zu den Bewohnern, wie sie die Anthropogeographie Ratzels so glücklich veranschaulicht, und endlich eine knapp gefaßte Kulturpsychologie, wie man sie wohl nennen dürfte, d. h. der Entwurf einer ganz allgemeinen Entwicklungsgeschichte der Menschheit aus der Feder des rechtsvergleichenden Forschers Prof. Jos. Kohler, mit in den Bereich der Prolegomena gezogen, welche das erwünschte Verständnis der in diesem Rahmen versuchten Darstellung vorbereiten sollen. Suchen wir uns, soweit das in einer flüchtigen Betrachtung möglich ist, über einige dieser Leitsätze in aller Kürze zu orientieren.

Der naturwissenschaftlich so ungemein fruchtbare Begriff der Entwicklung ist bekanntlich auch völkerpsychologisch und historisch verwertet worden, die Entfaltung des menschlichen Geistes aus unscheinbaren, dürftigen Keimen bildet den Inhalt der Weltgeschichte; aber wir haben vermöge der höheren geistigen Selbständigkeit, die wir allmählich uns gegenüber den feindseligen Naturmächten und unserer Umgebung errungen haben, vielfach den früheren sozialpsychologischen Maßstab verloren, so daß wir dann die primitiven Anschauungen der Naturvölker nicht mehr recht verstehen und lediglich aus individuellen Antrieben ableiten. Das gilt z. B. von so überaus wichtigen religiösen und mythologischen Vorstellungen, wie dem Totemismus, der Seelenwanderung oder dem Institut der Blutrache usw. (Kohler S. 24.) Ursprünglich zeigt sich überall ein ausgeprägter Kommunismus, der persönliche Bedeutung und Willkür bei aller sonstigen Brutalität gar nicht aufkommen läßt; Glaube, Sitte, Brauch, vor allem das Eigentum sind dafür beredte Zeugnisse. Selbst die Geschichte der Ehe, die, wie manche Forscher meinen, als Gruppenehe begonnen, gehört hierhin, ebenso die anfängliche Kunst, die ganz und gar sozial bedingt ist, Äußerung des Stammesgeistes und gar nichts von individuellen Trieben und Empfindungen verrät — deshalb auch beiläufig bemerkt der uralte, typische Zusammenhang zwischen Religion und Kunst. Sehr bedeutsam ist auch die ursprüngliche Trennung der Moral von der Religion, die u. a. den Reisenden des 18. Jahrhunderts auffiel, als sie mit den höchst spekulativen kosmogonischen und theogonischen Anschauungen der Südseeinsulaner, vor allem der Hawaiier bekannt wurden. Diese vergleichende, die eigentlichen psychologischen Triebfedern ermittelnde Betrachtung der Dinge kann uns auch erst von dem tief eingewurzelten und durch die tagtägliche gedankenlose Übung verstärkten Fanatismus entwöhnen, mit dem wir unter Verkennung der individuellen Berechtigung früherer Formen lediglich unsern heutigen Maßstab an

alles historisch Gewordene legen, eine Überhebung, die wir fast in derselben Intensität von der in dieser Beziehung so berüchtigten Aufklärung des 18. Jahrhunderts übernommen haben. Wer mit den ungezügelten Instinkten des gewöhnlichen Bildungsphilisters an die Weltgeschichte herantritt, um sie lediglich als Tummelplatz für sein Pathos und seine glänzende Rhetorik zu verwenden, der ist für eine tiefere wissenschaftliche Ergründung des Werdens noch nicht reif. Endlich noch ein wichtiges kulturpsychologisches Moment. Man spricht öfter von der Jugend, der Blüte und dem Siechtum der Völker — selbstverständlich ein etwas trügerisches, lediglich aus individuellen Beziehungen entlehntes Bild — aber trotz alles Auf- und Abgehens, trotz alles Verfalls einzelner Stämme und Rassen, wobei übrigens auch die Rassenmischung nicht zu übersehen ist, darf doch die Erscheinung der Übernahme der Gesittung, die wir so oft an verhängnisvollen Wendepunkten der geschichtlichen Entwicklung beobachten können, als eine höchst erfreuliche Garantie für die Konsolidarität der Kultur überhaupt bezeichnet werden. Die ganze Kolonialgeschichte steht, wenigstens in ihrer idealen Begründung und Berechtigung, ganz und gar auf diesem Gedanken einer Assimilierung und gegenseitigen Durchdringung, für das gewöhnliche Schema genügt es, an das Verhältnis der Chinesen zu den Mandschu, der Sumero-Akkader zu den Babyloniern, der Griechen zu den Römern, dieser zu den Kelten, Germanen usw. zu erinnern.

Während aus dieser vergleichenden Übersicht sich gewisse allgemeine, aber induktiv gewonnene Sätze für die zutreffende psychologische Beurteilung der Weltgeschichte ergaben, zeigt uns die Anthropogeographie, wie jetzt nach Ratzels Begründung diese Disziplin allgemein heißt, den unmittelbaren Zusammenhang des geschichtlichen mit dem geographischen Moment noch viel anschaulicher. Als von Ihering einst in einem nachgelassenen Werk: Zur Vorgeschichte der Indoeuropäer den Satz aufstellte: Der Boden

ist das Volk, mußte er mit dieser paradoxen Äußerung mannigfachen Widerspruch hervorrufen, aber der nachdrückliche Hinweis auf die unmittelbare Abhängigkeit des Menschen von seiner Umgebung, die freilich recht einseitig schon vor ihm Buckle hervorgehoben hatte, war unzweifelhaft zutreffend. Wie alle organischen Wesen, so wird auch der Mensch, selbst der anscheinend über die Launen der Natur völlig erhabene, glückliche Zeitgenosse des 20. Jahrhunderts, von der Erde mehr oder minder nachhaltig beeinflußt; es handelt sich hier, wie meist, nur um mehr oder minder starke Abstufungen. Daß damit die geistige Eigenart der Völker und Rassen nicht verwischt werden soll, versteht sich von selbst, man kann sogar anderseits von einer Stärkung der Leistungsfähigkeit der Völker durch die äußere Natur sprechen gegenüber der sonst eintretenden Verweichlichung, aber trotzdem dürfen wir die für den ganzen Verlauf des geschichtlichen Lebens wirksamen geographischen und physikalischen Bedingungen ja nicht außer acht lassen. (Ratzel S. 66.) Das Klima hat unter diesen Faktoren eine ganz besondere Rolle gespielt, die verschiedenartigsten Versuche sind gemacht, gerade von dieser Seite aus eine tiefgreifende Beeinflussung der Rassencharaktere zu erklären — Prichards Ansicht kehrt auch in neueren Darstellungen, wenngleich in andern Wendungen verhüllt wieder, und doch haben wir uns mit der Tatsache abzufinden, daß die Menschen der stärksten Kälte und Hitze trotzen, obwohl es richtig bleibt, daß die größten weltgeschichtlichen Ereignisse zwischen Wendekreis und Polarkreis sich zugetragen, und daß in der Tat der (gemäßigte) Norden stets eine gewisse führende Rolle dem Süden gegenüber gespielt hat, nachdem er von dort die geistigen Anregungen erhalten. Mit der Akklimatisation hängt die Bewohnbarkeit der Erde und im besonderen die Kolonialgeschichte vom grauesten Altertum bis zu unsern Tagen unmittelbar zusammen, und insofern bereitet der Handel und Verkehr den Boden für

die politische Bedeutung eines Volkes vor, das gilt für die Fahrten der Phönicier und Karthager oder, um etwas entlegenere Beispiele zu nennen, der unerschrockenen Meerfahrer, für die Malayo-Polynesier ebensowohl als für das großartige Straßennetz der wirtschaftlich zeitweise vortrefflich geschulten Römer. Die moderne Zivilisation im Bunde mit einer hochgesteigerten Technik arbeitet zudem an der Vernichtung oder doch möglichsten Beschränkung der räumlichen Entfernungen zugunsten des geistigen Fortschritts und größerer Einheit in der ganzen Kultur, so daß schon manche Pessimisten im Hinblick hierauf ein völliges Absterben der charakteristischen nationalen Eigenart befürchten zu müssen glaubten, eine, wie uns dünkt, eitle Sorge.

Die von der Meisterhand Joh. Rankes entworfene Vorgeschichte der Menschheit, die gleichfalls den ersten Band des Helmoltschen Werkes ziert, glauben wir nur mit einigen flüchtigen Worten berühren zu sollen. Uns interessiert die ganze paläontologische Forschung nur insoweit, als sie uns über die nebelumsponnene Vorzeit unseres ältesten Ahnen Aufschluß gibt und die verläßliche Kunde bringt, daß seine geistigen Taten uns die ersten Dokumente seines Daseins übermitteln, und zwar in Gestalt von primitiven Werkzeugen, mit denen er siegreich den Kampf ums Dasein bestanden hat. In ziemlich ununterbrochener Folge lassen sich die verschiedenen Abstufungen dieses Prozesses verfolgen bis zu den Perioden der aufdämmernden Geschichte, wo bereits einzelne Kulturzentren deutlich sich voneinander abheben. Um in diesem früher so dunkeln Irrgarten sich zurecht zu finden, hat uns die Wissenschaft des Spatens, wie man wohl die Archäologie genannt hat, die nötigen Funde und Beweisstücke an die Hand gegeben, so daß über die Grundlinien dieser Entwicklung, wie gesagt, zur Zeit kaum noch Zweifel bestehen.

Zum Schluß müssen wir noch der Anordnung des gewaltigen Materials gedenken. Einer streng ethnologisch und



psychologisch zugleich geschulten Anschauung widerstrebt selbstverständlich die recht äußerliche und naive chronologische Darstellung des Altertums, des Mittelalters und der Neuzeit, wobei sich die immer aufs neue versuchte Verlängerung in ein ungewisses Dunkel hinein bis zu einem völlig fiktiven Ausgangspunkt, sei es Babylonien oder Ägypten, geradezu komisch ausnimmt. Es fehlt hier jede Verknüpfung und namentlich jede organische Ableitung, wie aus pfadloser Nacht tauchen uralte Kulturen vor unsern erstaunten Blicken empor und verweigern uns jedwede Antwort über ihre Entstehung. Die Geographie und Ethnographie ist und bleibt die natürliche Grundlage der Geschichte, aus dem einfachen, erst jetzt hinreichend gewürdigten Grunde, weil die Menschen physiologisch und physikalisch an die Erde gebunden und anderseits nur in den verschiedenen Rassen und Völkern zu ihrer geistigen Entwicklung gelangt sind. Eine bloße psychologische Zergliederung nach Kulturformen, wie sie vor einigen Jahren Alfr. Vierkandt versucht, entfernt sich sichtlich allzusehr von der eigentlich geschichtlichen Basis, die wir nie aus den Augen verlieren dürfen. Helmolt hat sich deshalb den geographisch angeordneten Völkerkreisen Ratzels angeschlossen, die uns den ganzen Planeten in seiner allmählichen Besiedelung durch das Genus *homo sapiens* entrollen. Um eine praktische Veranschaulichung von dem Reichtum des Stoffes zu geben, mag in gedrängten Umrissen eine Übersicht über das Kapitel Amerika hier folgen: Die amerikanischen Naturvölker, der mittelamerikanische und der südamerikanische Kulturkreis, die Entdeckung und Eroberung, das spanische und englische Kolonialreich, die Unabhängigkeitskämpfe des Nordens und Südens, Nordamerika im 19. Jahrhundert, wo die Darstellung bis auf die jüngste Vergangenheit fortgeführt ist. Im allgemeinen ist die Anordnung folgende: 1. Band: Allgemeines. Vorgeschichte. Amerika. Der Stille Ozean. 2. Band: Ozeanien. Ostasien. Der Indische Ozean. 3. Band: Westasien.



Afrika. 4. Band: Die Mittelmeervölker. 5. Band: Südosteuropa. Das Slaventum. 6. Band: Germanen und Romanen. 7. Band: Westeuropa bis 1800. 8. Band: Westeuropa im 19. Jahrhundert. Der Atlantische Ozean. Ergänzungsband: Methodologischer Rückblick auf die Ergebnisse der Weltgeschichte. Die hauptsächlichsten Quellen. Anleitung zum Studium der Weltgeschichte. Gesamtregister. Abgesehen von dem maßgebenden Umstande, daß hier, wie schon genügend hervorgehoben, den Naturvölkern zum erstenmal (selbstverständlich soweit eine verläßliche ethnographische Untersuchung vorliegt) eine eingehende Würdigung zuteil geworden ist, erscheinen gleichfalls folgende Momente in einer sonst unbekannten Behandlung: Die Bedeutung des Wassers, der Ozeane, als Verkehrsstraßen und in früheren Epochen als Schranken der Völkerverbindungen, die zum Teil höchst nachteilig auf die Entwicklung der betreffenden Stämme und Rassen eingewirkt haben — ein glänzendes Gegenbild dazu bildet das Kulturbecken des Mittelmeers. Sodann ist die soziale Frage einer eingehenden, systematischen Untersuchung unterzogen, von ihren zartesten Keimen an, bis zu ihrer heutigen weitgreifenden Verzweigung. Ebenso das religiöse Problem, speziell das der christlichen Lehre und ihrer Ausbreitung — und zwar nicht nur nebenbei, sondern als ein besonderes, ausgereiftes wissenschaftliches Kapitel. So sehr sodann eine induktive psychologische Zergliederung des Materials, wie schon hervorgehoben, überall versucht ist, so entschieden hat der Herausgeber — darin offenbar eins mit seinen gleichgesinnten Mitarbeitern — jede unsichere geschichtsphilosophische Konstruktion abgelehnt und damit auch die verhängnisvolle Teleologie, die in der Hand vorschneller Beurteiler nur allzuleicht zu gefährlichen Trugschlüssen führt. Endlich hat die Verlagshandlung mit Recht großen Wert auf Illustrationen gelegt; eine Fülle von schwarzen und farbigen Bildern veranschaulichen den Text und erleichtern das Verständnis.

Das große, nach jahrelangen Vorarbeiten ans Licht der



Öffentlichkeit tretende. Unternehmen, dem neben vielem Lobe und sogar begeisterter Anerkennung begreiflicherweise auch nicht der Tadel und die Opposition erspart geblieben ist, namentlich von der bedrohten Konkurrenz der bisherigen „Weltgeschichte", nimmt im übrigen unbeirrt seinen Weg weiter, von den acht Bänden sind bislang fünf erschienen und die übrigen werden in absehbarer Zeit nachfolgen. Daß es auch Verständnis im Ausland gefunden hat, beweist übrigens auch eine englische Übersetzung, die um Anfang des Jahrhunderts in London erschienen ist.

Bremen. *Prof. Th. Achelis.*

Jesus als dramatisches Problem.

I.

„Keine Behörde der Welt hat das Recht, den Stoff, den die Menschheit als den größten, innigsten und brennendsten kennt, der dramatischen Bearbeitung zu entziehen." Also sprach Hermann Sudermann in der Berliner Versammlung des Goethe-Bundes, die einberufen war, um gegen das Verbot der Aufführung von Heyses religiösem Drama „Maria von Magdala" zu protestieren. Er hätte seine Worte getrost dahin erweitern dürfen, daß es überhaupt nicht Sache einer Behörde sein kann, irgend einem Stoff den Weg zur Bühne zu versperren. Man erläßt es mir wohl, hier die Inkonsequenz und Lächerlichkeit der Theaterzensur des näheren auszuführen.

Wohl aber mag es gestattet sein, die Frage aufzuwerfen: Angenommen, die preußische Theaterzensur existierte nicht,

würde es auch dann angängig sein, das, was Sudermann „den größten, brennendsten und innigsten Stoff" nennt, vom Standpunkt des Dramaturgen aus dem Poeten zu empfehlen? Und überdies: wie ist Sudermanns Wendung zu verstehen? Meint er damit nur ganz im allgemeinen die Evangelien als Quelle dramatischer Motive oder zielt er auf Jesus als dramatisches Problem?

Die Dichtung, deren sich Sudermann annahm, Heyses „Maria von Magdala", bringt Jesus nicht auf die Bühne. Wir glauben nicht, daß da praktische Rücksichten, der Seitenblick auf die Theaterzensur, maßgebend waren. Heyse hat ungefähr drei Dutzend Dramen geschrieben, und nur wenige davon sind auf der Bühne heimisch geworden. Er hat wohl nach dieser Richtung hin längst resigniert und schreibt seine Dichtungen, wie es ihm sein poetisches Gewissen gebietet, ohne Menschenfurcht. In der „Maria von Magdala" wollte er zeigen, wie — um mit Schopenhauer zu sprechen — ein Mensch den Willen zum Leben, sowohl für sich wie für andere, überwindet. Und wiewohl Jesus, nach den betreffenden Stellen der Evangelien, auf die schöne Sünderin den entscheidenden Einfluß ausübte, so zog Heyse es doch vor, von seiner persönlichen Erscheinung Abstand zu nehmen. Dramaturgisch läßt sich das wohl rechtfertigen; würde Jesus selbst vorgeführt werden, so würde notwendig die eigentliche Heldin in den Hintergrund geschoben und das Drama eben etwas ganz anderes werden, als es Heyse beabsichtigt hat. Tatsächlich ist auf dieses Nichterscheinen Jesu eine der schönsten und im besten Sinne des Wortes effektvollsten Szenen des Dramas zurückzuführen: die achte Szene des zweiten Aktes. Das Volk will die Magdalena als Ehebrecherin steinigen. Da hört man ganz hinten im Haufen eine Stimme: „Still! Der Meister spricht." Plötzlich tiefe Stille. Alle stehen wie gebannt und lauschen. Ein Mann, ganz vorn, fragt: „Was hat der Meister gesagt?" Und dieselbe Stimme aus dem Hintergrund antwortet sehr langsam und nachdrück-



lich: „Wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie.“ Und der Haufe steht erschüttert, die erhobenen Fäuste sinken nieder, man hört die Steine zu Boden fallen. Dann wendet sich die Schar mit gesenkten Köpfen und strömt langsam hinaus.

Man wird ohne weiteres zugeben, daß gerade der unsichtbare Jesus hier von weit größerer Wirkung ist, als es der sichtbare sein könnte.

II.

Kein Zweifel: neutestamentliche Motive sind im letzten Jahrzehnt innerhalb des europäischen Dramas vielfach behandelt worden, werden in der nächsten Zeit vielleicht noch häufiger gewählt werden.

Oscar Wilde mit seiner „Salome“ eröffnet den Reigen. Der erstaunliche Einakter war französisch, für die Sarah Bernhardt, geschrieben. Die Tochter der Herodias ist die Heldin, Jesus steht zu ihr in keiner Beziehung. Nur verkündigt wird er von Johannes, einige Nazarener rühmen seine Wunder.

Auf Wilde folgte Edmond Rostand mit einem „Evangelium in drei Bildern“, betitelt „La Samaritaine“*). An die Erzählung im vierten Kapitel des Evangeliums Johannis anknüpfend, schildert Rostand die Bekehrung der Samariterin, die gleich der Magdalena eine Sünderin ist, und zeigt, wie sie nun auch ihren Mitbürgern den Glauben an Jesus einflößt. Sie also ist die eigentliche Heldin des Dramas, sie macht eine psychologische Wandlung durch. Rostand verzichtet aber nicht darauf, auch Jesus persönlich einzuführen. Wir sollen die Bekehrung miterleben. Indessen, schon hier zeigt es sich, wie heikel vom rein künstlerischen Standpunkte eine solche Szene ist. Wir glauben an diese Bekehrung, die wir sehen, weniger als an die bei Heyse,

*) Rostands Drama liegt uns in einer vortrefflichen Verdeutschung von Lina Schneider unter dem Titel: „Das Weib von Samaria“ vor. (Köln a. Rh. 1899, Verlag von Paul Neubner.)



die wir nicht sehen. Dieser Jesus, so meinte Jules Lemaître witzig, spricht bald wie Gautier, bald wie Renan. Das Außerordentliche der Persönlichkeit kommt uns durchaus nicht zum Bewußtsein. Übrigens hat Rostand mit diesem Stück, noch vor seinem Cyrano, in der Karwoche 1897 in seinem Vaterland einen glänzenden Erfolg errungen. Das Drama wird seitdem alljährlich mit der Bernhardt in der Titelrolle und aufs herrlichste inszeniert um die Osterzeit in Paris gegeben, ohne daß jemand an der persönlichen Erscheinung Jesu irgendwie Anstoß nimmt, und Paris ist die größte katholische Stadt der Welt! Dies nur nebenbei.

Sudermanns „Johannes", der etwa ein Jahr nach dem Rostandschen Drama erschien, ist dem Publikum zur Genüge bekannt. Sudermann wollte nur eine „Johannes-Tragödie", die Tragödie des Vorläufers geben. Hätte er Jesus selbst eingeführt und in Gegensatz zu seinem Helden gebracht, so wäre der dramatische Schwerpunkt verlegt und der ganze Plan heillos verwirrt worden. Ihn am Schluß aber sichtbar, so als eine Art Fortinbras, erscheinen zu lassen, war völlig überflüssig.

Von den vier neutestamentlichen Dramen, die wir gemustert haben, verzichten drei auf die Erscheinung Jesu; das vierte zeigt ihn, ohne daß man künstlerisch von ihm sonderlich befriedigt ist. In allen vieren aber ist der dramatische Konflikt in eine andere Seele verlegt, das Jesusproblem liegt ihnen nicht zu Grunde.

III.

Ist das Jesusproblem dramatisch möglich?

Diese Frage erscheint überflüssig, wenn man bedenkt, daß das europäische Drama jahrhundertelang, das ganze Mittelalter hindurch, diese Gestalt zum Mittelpunkt hatte. Indessen darf man nicht übersehen, daß die mittelalterlichen Mysterien aus dem Gottesdienste heraus sich entwickelt haben, und daß die erbauliche Tendenz bei ihnen weit wichtiger war als die psychologische Analyse und die Logik

der Tatsachen. Es handelt sich eben bei den Mysterien nur um die Anfangsstadien dramatischer Kunst, und es ist bezeichnend, daß das Jesusproblem verschwindet, sobald das Drama zu höherer Kunstvollendung emporsteigt. In den Glanzepochen des englischen, spanischen, französischen und deutschen Theaters sucht man vergeblich nach einem Christusdrama.

Aus dem Gebiete der ganzen modernen deutschen Literatur ist mir nur eine einzige Jesustragödie bekannt. Und dieser Versuch interessiert nicht nur an und für sich, sondern läßt auch die dramaturgischen Schwierigkeiten, die in dem Problem liegen, zutage treten. Die Dichtung, die ich im Auge habe, ist „Jesus der Christ" von Albert Dulk. Dulk gehört zu den Verschollenen der deutschen Literatur, obwohl er erst 1884, im Alter von 65 Jahren, gestorben ist. Er ist als Dichter und Denker nicht ohne Bedeutung und hat in der letzten Periode seines Lebens keine unbeträchtliche Rolle innerhalb der freidenkerischen und sozialdemokratischen Bewegung gespielt. Als Dramatiker war er von Grabbe und Hebbel beeinflußt, in seinem ganzen ethischen und ästhetischen Denken vom jungen Deutschland. „Jesus der Christ" war 1855 vollendet und wurde in den folgenden Jahren mehrfach rezitiert; erschienen ist es 1865.

Allerdings war auch Dulk nicht ohne Vorläufer. Schon 1851 hatte eine Frau, Elise Schmidt, — auch sie eine Vergessene — ein Drama „Judas Ischarioth" veröffentlicht, eine metaphysische Tragödie, die sich an die höchsten Probleme der Ethik wagt. Jesus wird hier mit seiner reinen, milden, positiven Offenbarung in Kontrast gesetzt zu Judas, „der mit seiner dämonischen, in die Tiefe steigenden Skepsis an den Säulen des Himmels rüttelt". Neben vielem Bizarren und Exzentrischen enthält die Dichtung geniale Züge, wie man sie bei manchem über den grünen Klee gepriesenen Dichter unserer Zeit vergeblich suchen wird. Aber es handelt sich bei Elise Schmidt nicht um das Jesusproblem, sondern um das Judasproblem.

Dulk hat sein Drama „für die Volksbühne bestimmt", wie er selbst schreibt, „in dem Rahmen und wesentlich in der Weise, wie noch heute in einigen Orten Deutschlands die sogenannten Passionsspiele sie aufzeigen". Indessen ist nicht einzusehen, warum es nicht auch auf jedem größeren Theater zur Aufführung kommen könnte, denn es ist durchaus bühnengerecht. Allerdings hat es einen beträchtlichen Umfang: neun Akte und ein Nachspiel. Doch ließe sich das Ganze sehr wohl auf zwei Abende verteilen.

Dulk schildert die ganze Laufbahn Jesu von seinem ersten Auftreten bis zu seinem Tode. Er wird zunächst als Essäerjünger dargestellt, der über den Gesichtskreis seiner Sekte hinausblickt. Der Gedanke, daß er der Messias sei, fällt zuerst in seine Seele, als die Empörung des jüdischen Volkes darüber ausbricht, daß die Römer ihre mit der Büste des Kaisers geschmückten Feldzeichen — Götzenbilder nach Ansicht der Juden — auf den Stätten Jerusalems aufpflanzen und das Volk die Rettung einzig vom Messias erwartet, der in der Not erscheinen müsse. In dem nächsten Akt folgt dann die Versuchung, die sich ganz in dem Inneren Jesu abspielt und damit endet, daß er Gott in sich empfindet. „Gott, der du also nahe in mir bist, unsichtbarer, wahrhaftiger Geist, Erretter der Welt, empfange mich nun zu deinem Amte, denn du hast mich heute in die Welt gesendet." Mit diesen Worten verläßt er die Wüste. Es folgt dann die Lehrtätigkeit, das Abendmahl, die Passion, die Auferstehung und die Himmelfahrt.

Dulk steht ganz auf dem Boden der rationalistischen Auffassung, wie sie namentlich durch Paulus am Anfang des vorigen Jahrhunderts ihre klassische Ausprägung erfahren hat. Er leugnet also nicht die Wunder im Leben Jesu, aber er sucht sie auf natürliche Weise zu erklären. So läßt er Jesus am Kreuz nur scheintot sein und nachher durch die Bemühungen seiner Freunde, der Essäer, wieder erwachen. Die Himmelfahrt ist für ihn eine durch Wolkengebilde und Sonnenstrahlen hervorgerufene optische Erscheinung. Und dementsprechend alles übrige.

Bemerkenswert ist es, daß Dulk zwei sehr bedeutsame psychologische Motive einführt, die sich auf die problematischste Gestalt unter den Jüngern Jesu beziehen, auf Judas. Judas, der als feuriger jüdischer Nationalist und Revolutionär auftritt, begeht den Verrat nur, um Jesus zu entschlossenem Handeln zu bewegen, um ihn dazu zu bringen, sich an die Spitze der politischen Bewegung zu stellen. Und weiter nimmt Dulk ein Liebesband an zwischen Judas und Maria Magdalena.

Poetisch am bedeutsamsten ist in der Dulkschen Dichtung die Schilderung des zeitlichen und örtlichen Milieus. Dulk hat den Orient aus eigener Anschauung gut gekannt, und für die Darstellung des historisch Charakteristischen hat er den richtigen Instinkt. Judentum, Römertum, Hellenentum heben sich scharf voneinander ab, und in den großen Volksszenen ist Leben und Bewegung.

Jesus selbst faßt Dulk auf „als wahrhaften, von dem in uns allen nunmehr erschlossenen Gottesgeiste zuerst heilig und feurig ergriffenen Menschensohn", mit anderen Worten also als geniale Persönlichkeit, die ihrer Zeit vorauseilt. Hier beginnt schon die Schwierigkeit für den Dramatiker, denn es gibt bekanntlich nichts Undankbareres, als ein Genie glaubhaft in Szene zu setzen; die zahlreichen, fast durchweg mißlungenen Dichter- und Künstlerdramen beweisen es. Zur Darstellung des Genies gehört eben auch ein Genie. Bei der Persönlichkeit Jesu häufen sich noch die Schwierigkeiten. Man muß ihn hauptsächlich sich in seinen Reden offenbaren lassen. Aber was soll man ihn sprechen lassen? Nur die Worte des Evangeliums? Das wäre für den Helden eines Dramas zu wenig. Es kommt also darauf an, sie zu erweitern. Aber diese Aussprüche sind stylistisch von so eigenartigem Gepräge, sie haben durch die Übertragung aus einem syrischen Dialekt in ein barbarisches Griechisch und Latein und aus diesem in die modernen europäischen Sprachen eine so geheimnisvoll-feierliche Weihe erhalten, daß jede Änderung sie entstellt, jede Nachahmung stillos erscheint.



Das Jesusproblem läßt sich also als die Tragödie des Genies definieren. Diese Tragödie kann auf dreifache Weise dargestellt werden. Zunächst als einfaches Martyrium, das wäre aber ziemlich oberflächlich. Tiefer greift man schon, wenn man die Auffassung adoptiert, die Renan von der Entwicklung Jesu hat. Das Genie muß, um seine Idee zu realisieren, den Widerstand der stumpfen Welt besiegen. Es wird deshalb seine Idee gewissen Gefahren aussetzen müssen, „denn, um zu gelingen, muß jede Idee Opfer bringen; man geht niemals fleckenlos aus dem Kampfe des Lebens hervor".

Am tiefsten aber hat wohl Richard Wagner die Tragödie des Genies unter spezieller Anwendung auf das Jesusproblem aufgefaßt. Wagner hat bekanntlich daran gedacht, ein Musikdrama „Jesus von Nazareth" zu schreiben. Wir besitzen den Entwurf, der aus demselben Jahre 1848 stammt wie der Entwurf zu „Siegfrieds Tod".

Wagner hatte damals selbst das schmerzliche Bewußtsein des genialen Menschen, der eine ganze neue Welt im Innern trägt und nach außen hin machtlos ist, sie ins Leben zu rufen. Und so schreibt er denn:

„Es drängte mich, etwas zu dichten, das gerade dieses mein schmerzliches Bewußtsein auf eine dem gegenwärtigen Leben verständliche Weise mitteile. Wie ich mit dem „Siegfried" durch die Kraft meiner Sehnsucht auf den Urquell des ewig Reinmenschlichen gelangt war, so kam ich jetzt, wo ich diese Sehnsucht dem modernen Leben gegenüber durchaus unstillbar und von neuem nur die Flucht vor diesem Leben, mit Aufhebung seiner Forderungen an mich durch Selbstvernichtung, als Erlösung erkennen mußte, auch an dem Urquell aller modernen Vorstellungen dieses Verhältnisses, nämlich dem menschlichen Jesus von Nazareth an. Zu einer namentlich für den Künstler ergiebigen Beurteilung der wundervollen Erscheinung dieses Jesus war ich dadurch gelangt, daß ich den symbolischen Christus von ihm unterschied, der, in einer gewissen Zeit und unter bestimmten Umständen gedacht, sich unserem Herzen und Verstande als so leicht begreiflich darstellt. Betrachtete ich die Zeit und die allgemeinen Lebensumstände, in denen ein so liebendes und so liebebedürftiges Gemüt wie das Jesus' sich entfaltete, so war mir nichts natürlicher, als daß der einzelne, der eine so ehrlose, hohle und erbärmliche Sinnlichkeit wie die der römischen Welt und mehr noch der den Römern unterworfenen Welt nicht vernichten und zu einer neuen, der Gemütssehnsucht entsprechenden Sinnlichkeit gestalten konnte, nur aus dieser Welt, somit aus der Welt überhaupt hinaus, nach einem besseren Jenseits, nach dem Tode verlangen mußte. . . . Es reizte mich nun, die

Natur Jesus', wie sie unserem, der Bewegung des Leben zugewandten Bewußtsein deutlich geworden ist, in der Weise darzutun, daß das Selbstopfer Jesus' nur die unvollkommene Äußerung desjenigen menschlichen Triebes sei, der das Individuum zur Empörung gegen eine lieblose Allgemeinheit drängt, zu einer Empörung, die der durchaus einzelne allerdings nur durch Selbstvernichtung beschließen kann, die gerade aus dieser Selbstvernichtung heraus aber noch ihre wahre Natur dahin kundgibt, daß sie wirklich nicht auf den eigenen Tod, sondern auf die Verneinung der lieblosen Allgemeinheit ausging."

Die zweite wichtige Frage bei der Behandlung des Jesusproblems bezieht sich auf das Verhältnis des Dichters zum Mythischen. Dulk hat es ganz über Bord geworfen und sich dadurch eines großen Vorteils begeben. Man wird die Beibehaltung des Mythischen nicht aus religiösen, sondern aus poetischen Rücksichten empfehlen. Gerade wenn man die Auffassung von David Friedrich Strauß teilt, daß man in dem Mythus nicht die Wiedergabe wirklicher Geschehnisse, sondern nur den Niederschlag der Meinungen und Anschauungen ganzer Generationen zu erblicken hat, wird man einsehen, wie innig Mythus und Poesie zusammenhängen. Er ist noch nicht Poesie, aber doch schon gewissermaßen poetisch präparierter Stoff, und es genügt wohl, darauf hinzuweisen, daß das ganze griechische Drama aus dem Boden des Mythus emporwuchs. Friedr. Hebbel hatte das wohl begriffen. Auch er dachte an ein Christusdrama, und die zwei sehr merkwürdigen Szenenfragmente, die wir besitzen, beweisen, daß er den Stoff durchaus mythisch auffaßte.

Bei der Gestaltung des Jesusproblems hat also der moderne Dichter einen Widerspruch zu lösen; einmal muß er den Helden rein menschlich auffassen, anderseits soll er von dem Mythus den ausgiebigsten Gebrauch machen. Ist das möglich? Ganz gewiß. Das größte Drama der modernen Literatur ist just ein solches, das diesen Widerspruch überwindet: der Held ein Mensch, dessen Handlungen durchweg ins Mythisch-Symbolische hinübergreifen. Allerdings, um es zu dichten, dazu gehörte — ein Goethe!

S. S.

Goethes Geisteswerk in den Stimmen unserer Zeit.

I.

„. . . Sie lassen mich alle grüßen
Und hassen mich in den Tod."

Diese Verse „des Unmuts" gelten „der deutschen Goethefreundschaft" im allgemeinsten. Sie sind leider von Goethe selbst. Sie fallen einem heute nur zu oft ein, wenn man die Demonstrationen mit, in und um seinen Namen verfolgt. Kann eine Zeitatmosphäre gedacht werden, die der geistigen Höhenluft des Weimarer Allmenschen noch mehr entgegenstünde? Heut

„wo sich die Völker trennen,
Gegenseitig im Verachten . . ."

haben die Stimmen der großen Deutschen am wenigsten auf Widerhall zu rechnen, die den Menschheitsbund im Geiste, die Solidarität der Völker in der Kultur und die Vereinigung der einzelnen im Guten und Tüchtigen anstrebten. Nicht als revolutionäre Schwärmer mit hohlen Erlassen, auch nicht als nihilistische „Umwerter sämtlicher Werte", sondern als unentwegte praktische Arbeiter am tatsächlich Gegebenen, als Hüter jedes erworbenen Schatzes, als Pfleger jedes guten Keimes, als Förderer jeder berechtigten Regung der Menschlichkeit! Wenn unter ihnen heute nun gerade Goethe bald als „Heros der Moderne" in Wellenplastik, Violettmalerei und Gründichtung, bald als Sturmbock gerade gegen die „lex Heinze", bald als Kronzeuge des sozialistischen Zukunftsstaates im Reichstage aufgerufen wird, so scheinen das nur ebensoviel traurige Belege dafür, daß viele von denen, die ihn früher haßten, ihn heute gar nicht mehr kennen. In Nietzsche — so wagte man vor kurzem noch im Taumel der traurigsten der Geistesmoden zu schließen — habe sich Goethe in seiner wahren Gestalt „demaskiert": in der trüben, in allen Farben schillernden, jäh zerplatzten Seifenblase der lärmenden Vergötterung des brutalen Ichs die reine, klare, ewige Sphäre der liebenden Geistesruhe!

Erscheint hier Goethe als das Urbild des Herrenmenschen, als der inkarnierte Egoismus germanischer Rasse, so kann es nicht wundernehmen, daß er bei diesen Rassen- und Massendemonstrationen schließlich auch als ihr Feind und als ein „Fremdling im deutschen Geiste" auftritt. Schon längst fiel es uns auf, daß noch niemand an seiner Adlernase, seinen schwarzen Haaren und Augen, seinen rassenreglementwidrig kurzen Beinen und nun gar seiner ungarischen Herkunft Anstoß genommen hat. Zum mindesten Herr Chamberlain, der reinrassige Hüter germanischer Reinrassigkeit, die ja in der Geschichte des englischen Volkes einen so hervorstechenden Ausdruck und in



seiner Sprache einen so getreuen Spiegel findet: zum mindesten Herr Chamberlain hätte sich diese Rassendokumente für seine gewichtigen Schlüsse nicht entgehen lassen sollen. Bislang beschränkt man sich in diesen Kreisen — laut Verhandlungen in der Beilage zur Allg. Zeitung, an denen auch der „grundlegende Weise des 19. Jahrhunderts" teilnam — darauf, Goethen vom Range eines „Typus des germanischen Genius" feierlichst abzusetzen. Warum? Weil er keine „germanische Metaphysik" in seinen Blutkügelchen besaß, keine blasse Ahnung vom Nirwana und keine „Begabung für das Tragische" hatte, sondern nüchtern diesseitig, mechanistisch-materialistisch-naturwissenschaftlich gerichtet war.

Die eine wie die andere Manier, wie solche Goethekenner heute Goethe „grüßen lassen", könnte nun ja die Freunde des poetischen Weisen von Weimar ziemlich gleichgültig lassen. Zumal die letztangeführte gerade nur die neue Auflage einer ihm selbst schon hinlänglich vertrauten Methode der Verkennung darstellt: nämlich der „teutschen", früher teutomanisch, heute alldeutsch benamsten, die in dem „Befreier seiner Nation" den „Aristokraten" und „Fürstenknecht" haßte. Möchten doch die beiden Arten, Goethe gerade in Volksversammlungen auszuspielen, möglichst bald einander aufheben! Je früher und vollständiger gerade Goethe aus Rassen- und Massendemonstrationen ausscheidet, desto besser ist es für die Sache seines Geistes und — wir setzen sie nach wie vor in eins: — für die Sache des gleich ihm höchst zusammengesetzten und verschlungen geäderten Volkstums, das seinen politischen Ausdruck im neuen Deutschen Reiche gefunden hat.

Allein ein provokatorisches Verdienst bleibe diesen lärmenden Stimmen. Sie können den berufsmäßigen Vertretern des Goetheschen Geisteswerkes die heilsame Lehre beibringen, was aus gewissen Gemeinplätzen der Charakteristik Goethes schließlich werden kann. Sie werden, wie verbrauchte Münzen, so abgegriffen und verwischt, daß der Sinn ihrer Prägung vollständig verschwindet, wenn er nicht — was noch schlimmer ist — geradezu ins Gegenteil verkehrt wird.

Unsere germanisch-metaphysischen Goethefeinde gehen von der unja widertragischen Anlage aus, deren sich der Dichter ja ursprünglich selbst bezichtigt, um daraus die roh empirische, kraß diesseitige Geistesrichtung des Denkers, Forschers, ja des ganzen Menschen abzuleiten. Da ist denn nur noch ein Schritt bis zur Aufstellung jenes seltsamen Bildes eines Heiligen des modernen Großkapitalismus und Industrialismus, „der die Hütte der Armseligkeit um des Wohlbefindens willen verbrennen läßt, wo es das Interesse einer Mehrheit verlangt". Als ob der Dichter des Faust hiermit nicht den Teufel betraute und an „Naboths Weinberg" erinnern ließe! Als ob nicht aus der Asche dieses Brandes bei ihm die vier grauen Weiber aufstiegen: Mangel, Schuld, Sorge und Not, von denen das dritte, die Sorge, allsogleich sich auch durch das Schlüsselloch des wohlbewahrten



Reichen einzuschleichen verstünde! Wie irrt doch überhaupt der und wie sehr verkennt er das Wesen der Tragödie, der jene untragische Anlage gerade beim „Faust“ darin finden will, daß der Held nach Auswirkung seiner herkömmlichen Bühnenschuld (an Gretchen) noch fortlebt! Ist diese Läuterung durch ein ruhloses, langes Erdenleben — für ganz andere „Schuld“, als die in jenem Liebeshandel höchstens zu folgemäßigem Ausdruck gelangt — ist sie nicht tragischer, als etwa ein ohne des Teufels Paraden gelungener Degenstich Valentins, wie ihn unsere herkömmliche Liebestragödie verlangt? Freilich diese und ihren modernen Weiber-Areopag — Entschuldigung, Beschönigung für alles und jedes, aber den Weltuntergang auf ein nicht eingelöstes Eheversprechen! — das haben sie im Sinn, wenn sie von Tragödie reden. Für ein Weib — ja! da darf sich einer totstechen oder -schießen — der „vielbeweinte Schatten“ im blauen Frack und gelber Weste, der gute Werther, ist ja auch hier wieder die gnädig zugelassene tragische Ausnahme — das ist dann tragisch. Die Erfinder der Tragödie haben das freilich nur eben weibisch genannt, nicht tragisch. Dafür denn auch heute ihre — die tragischen Helden ohne Weiberlamento: die Ajas, Philoktet, Herakles, Achill u. s. f. einem wohlbewußt modernen tragischen Publikum einfach unverständlich wären. Eben weil „Männer“, die sie verstehen, nicht mehr ins Theater gehen. So herrlich weit hat es die „neue Kunst“ auch in der Tragödie gebracht.

Goethe hat wohl gewußt, warum er die Hand vom Achilles ließ und es uns erspart hat, ihn, der ohne Waffen, durch den bloßen furchtbaren Laut seiner Stimme die Leiche des Freundes schützte vor dem dreimaligen Ansturm der Feinde, als Romeo einer troischen Julia (der Polyxena) nach später Romanlegende zu den Troern übergehen und dort im Tempelgewölbe — elender als der Shakespearesche Held! — einem Paris erliegen zu sehen. Bei diesem tragischen Helden hat selbst sein Ursänger es vermieden, die jammervolle Vollstreckung seines gottgeweissagten Geschicks durch irdische Gemeinheit vorzuführen. Und nun gar dies Motiv! Goethe hat doch eine Tragödie geschrieben, die in ihrer Art so tragisch wirkt, als nur immer der Hamlet, obgleich — oder vielleicht gerade weil ihre Katastrophe zu keinem tödtlichen Ausgang führt: den Tasso.

Also zunächst: nicht Goethen für etwas verantwortlich machen, was nicht ihn, sondern seine ganze Welt trifft! Nun aber jenes Selbstzeugnis über das Sträuben seiner Natur gegen die tragische Kunstform („es würde ihn physisch gradezu aufreiben, eine richtige Tragödie zu machen“)! Es bezieht sich — gerade im Hinblick auf seinen großen dramatischen Freund — doch lediglich auf innerpoetische Verhältnisse: nämlich seine ausgesprochen epische Anlage, die es nicht fertig bringt, die Menschen der Handlung unterzuordnen, sie gleichsam von ihr verschlingen zu lassen.*) Wenn etwas rein

*) Für die Ausführung dieses wichtigen Arguments muß ich auf meine Literaturgeschichte (Stuttg. Union 1894) S. 261 f. verweisen.



Menschlich-Persönliches hier mit im Spiele ist, so ist es jedenfalls dem in Nietzsche ihm jetzt zur Last gelegten „Menschentum“ so fern als möglich. Denn es ist die mitleidige Güte seiner Sinnesart, die Weichheit und Milde seines sensiblen Naturells, die ihn leicht in Tränen ausbrechen ließ und von Jugend auf zu einem schlechten Richter machte,*) die hier mitspricht. Ihm fehlte die dramatische Grausamkeit und Rachsucht, die schon der fromme Racine und sein Kreis — zu seinem Entsetzen als Christ — im Dramatiker entdeckte. Was aber endlich Goethes allgemein geistige Haltung, seinen „völligen Mangel an Metaphysik“ anlangt, seine Beruhigung beim „Schein“ und seine Abneigung gegen das „Wesen“ (die Frage nach der Ursache) in den Dingen, seine *matter-of-fact*-Naturwissenschaft, die ihm die „Nonchalance des Olympiers“ leicht machte; so scheint es heute einmal wieder höchst notwendig, etwas weiter auszuholen.

Wie kurzlebig, wie vergeßlich ist doch unsere Zeit! Zwar hat ja erst ein neuester Franzose die Bemerkung gemacht, daß allzeit nichts unbekannter sei, als die Geschichte von vorgestern. Und um die Geistesgeschichte von vorgestern handelt es sich hier. Wir, die wir noch vor der Gründung des Deutschen Reiches lese- und lernfähig geworden sind, wissen es freilich nur zu genau — denn wir sind noch, mitunter wohl auch nicht ganz ohne Schmerzen darin aufgewachsen —, wie schwer, wie heftig bestritten und wie oft mißverstanden die Rehabilitierung des ersten Dichters Deutschlands in seinem neuen Reiche erfolgte. Gerade sie, die man jetzt mit ihm in eins setzen möchte, die exakte Naturwissenschaft, der Geist der Tatsachen und des Experiments, die Welt der Naturforscher und Ärzte wehrte sich wie ein Mann gegen den „dünkelhaften Dilettanten“, der ihr an die Newtonsche Krone gerührt hatte, in dessen poetischem Monumentalwerke sogar sie nur in der Rolle des — Professor Wagner auftrat. Dubois Reymonds böse Worte — dem typischen Pseudofaustianismus innerhalb der deutschen studierenden Jugend freilich heilsam und gesund — von dem verbummelten Genie, das lieber sein Gretchen hätte heiraten und die Luftpumpe erfinden sollen, bekam man von dieser Seite immer wieder zu hören. Will man sich einen Gesamteindruck verschaffen von der Hartnäckigkeit und der Weite des Widerstandes, der hier selbst bei den besonnensten, billigst und höchst denkenden Geistern zu überwinden war, so vergleiche man Helmholtz' Urteil über Goethe in der Fassung der fünfziger Jahre in der Königsberger deutschen Gesellschaft und der achtziger Jahre in Berlin. Es war Virchows Verdienst, von der Seite der vergleichenden Anatomie her „Goethe als Naturforscher“ förmlich erst wieder möglich gemacht zu haben, indem er die Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit der

*) Soeben wieder geht durch die Zeitungen die Erinnerung eines alten Weimaraners (Schauspielers) an den geringen Respekt, dessen sich im äußersten Gegensatz gegen Schiller der „Altmeister“, der Dichter des Faust, bei dem Schauspielervölkchen erfreute.

osteologischen Studien, die zum Nachweis des tierischen Zwischenknochens am Oberkiefer des Menschen führten, darlegte und die abschließende Bedeutung des Erkennens der sechs Wirbel im Schädelgerüst hervorhob. Gleichzeitig aber mußte bereits eine solche hochstehende Naturwissenschaft Goethen vor der Inanspruchnahme durch die dogmatischen Darwinianer in Schutz nehmen, denen damals (1871) Oskar Schmidt seine treffende, später (von ihm selbst leider) gänzlich totgeschwiegene Untersuchung „War Goethe ein Darwinianer?“ entgegensetzte. Der treffliche Bratranek*) faßt ihren Inhalt schlagend dahin zusammen, „daß durch Darwin die Goethesche Anschauung geradezu umgekehrt wird. Bei Darwin ist nämlich der Typus (der Arten) eine zufällig entstandene und um ihrer Zweckmäßigkeit willen festgehaltene Form, also ein Erzeugnis, bei Goethe dagegen die notwendige Grundlage für die Entwicklung und ihre zufälligen Variationen, also eine Voraussetzung.“ In metaphysischer Sprache heißt das für jeden in Plato und Kant Erfahrenen, was schon Schiller bei jener ersten Begegnung ihrer Freundschaft dem Aufsteller des Metamorphosenprinzips entgegenhielt: Goethe sieht in den Naturerscheinungen eben nicht die bloße zufällige äußere Tatsache (den Schein), sondern er sieht in ihnen die notwendige immanente Idee (das Wesen).

In der Tat ist hiermit schon der Grundgegensatz zwischen Goethe und der ihm feindseligen Richtung in der Naturwissenschaft erklärt. Wie von dieser Seite — trotz Kirchhoffs gründlicher Darlegung der „Idee der Pflanzenmetamorphose bei Wolf und bei Goethe“**) (1867) namentlich in ihrem Fortschritte über Linnés Prolepsistheorie hinaus — wie gänzlich Goethes nominell anerkanntes Verdienst auch in dieser Sache verdunkelt ward, kann für unsere Zwecke lehrreich die Frage eines jüngeren feinsinnigen und allgemeinen Interessen zugänglichen Botanikers belegen: Was denn Goethe eigentlich mit seinem „Urblatt“ (dem der Pflanzenbildung und -Umbildung zugrunde liegenden Blatttriebe) gemeint habe; ob das Keimblatt, das Niederblatt, das Laubblatt, das Hochblatt, das Blütenblatt? Lehrreich sind solche Auffassungen auch deshalb, weil sie die geheime innere Verwandtschaft modernster Theorien mit einer von ihnen wahrscheinlich nachdrücklichst abgelehnten mittelalterlichen Denkrichtung beweisen: dem (in unserm Sinne sehr uneigentlich so zu nennenden) „Realismus“, der nach unserer Ausdrucksweise vielmehr schroffer, blinder empirischer Idealismus ist (wie der Berkeleys und etwa Fichtes). Auch die mittelalterlichen Realisten nämlich konnten sich in die rein geistige Bedeutung der Idee nicht finden. Sie bestanden auf ihrer tatsächlichen Ausprägung innerhalb des Weltalls (so daß sich

*) Einleitung zu Goethes Naturwissenschaftlicher Korrespondenz. Leipzig 1874. I. XLVIII.

**) Das Thema wird, wie ich sehe, gerade wieder ausführlich behandelt von A. Bliedner, Goethe und die Urpflanze, Frankfurt a. M. 1901.



also das Urpferd, der Urhund, das Urschwein etwa da irgendwo herumtriebe, von dem unsere Pferde, Hunde, Schweine die Abarten darstellen). Genau wie die Darwinschen Theorien die Urtypen, nach Zeit und Raum bestimmt, vermittels des Kampfes ums Dasein in die Welt treten lassen. Dem Historiker der Philosophie wird es in diesem Sinne vielleicht nicht allzu gewagt erscheinen, wenn man Darwin im Einfluß auf seine Zeit als den naturwissenschaftlich gewendeten Hegel, oder enger als den „Hegel der Zoologie" bezeichnete. Dem gegenüber vertritt Goethe den wahrhaft philosophischen Standpunkt der mündig gewordenen neuen Geistes- und Naturwissenschaft, die sich der Subjektivität ihres Erkennens gegenüber der Erscheinungswelt, aber auch der objektiven Gesetzmäßigkeit, die Erkennen und Dasein verbindet, kritisch und methodisch bewußt ist.

In Wahrheit ist es denn auch die subjektiv-philosophische, also gerade die metaphysische Richtung des Goetheschen Geistes im Naturerkennen, die ihn bei jenen Generationen „der Tatsachen und des Experiments", ganz abgesehen von der persönlichen Verstimmung gegen den groben Angreifer Newtons, in Verruf brachten. Goethe wurde eben in Bausch und Bogen zu jener öden, schrullenhaften (weil im Kerne bequemen und unkritischen) „Naturphilosophie" geworfen, die los geworden zu sein die jungen, regsamen, sich überall praktisch betätigenden Geschlechter nur zu froh waren. Es täte viel eher not, Goethen vor einer kritiklosen Vermengung mit diesem Geiste seiner Zeit „der unbedingten Herrschaft der deutschen Metaphysik" in Schutz zu nehmen, als ihn „un- und widergermanischen" Abfalls davon anzuklagen. Jenes aber fällt nicht schwer. Goethe hat sich in seinem philosophischen Naturerkennen allzeit die Methode und (vielleicht nur zu weitgehend für gewisse hart angefochtene Seiten desselben) die Kritik gewahrt. Mit der vagen Mystagogie Schellings und der willkürlichen, oft geradezu läppischen Natursystematik Okens — um die beiden Häupter der naturphilosophischen Zeitwissenschaft im höhern und niedren Publikum zu nennen — hat Goethe nichts zu thun. Oken, ihm lange Zeit so nahe (in Jena) wirkend und als Erzdemokrat des damaligen naturwissenschaftlichen Kladderadatsch (der Zeitschrift „Isis") von ihm, dem „Fürstenknecht", ohne sein Wissen nachdrücklichst in Schutz genommen*): Oken ist gleich Schelling von ihm als glänzende Lehrkraft geschätzt und administrativ, aber niemals wissenschaftlich genutzt worden. Da galt er ihm nachweislich nur als abschreckendes Muster. Denn als Martius in München und Nees von Esenbeck in Bonn ihre *Flora Brasiliae* vorbereiten, ist das erste, was sie versprechen, daß „nichts an Oken erinnern soll"**). Bei Schelling verbreiten Beziehungen lediglich gesellschaftlicher und belletristischer Natur (innerhalb der „romantischen

*) „. . . . ist es einer oberen Behörde anständig, den Oedipus zu einem solchen Sphynx-Harlekin zu machen?" An Karl August vom 5. Okt. 1816.

**) Nees an Goethe vom 2. Okt. 1822.



Schule") zwar mitunter ein falsches Licht über den Einfluß auch seiner Naturphilosophie auf Goethe. Es ist auch richtig, daß Goethe, vor die Alternative gestellt, zwischen Hegel und Schelling zu wählen, sich immer noch lieber für Schelling entschieden hat. Allein niemals hat er sich mit ihm in eins gesetzt, wie man es mitunter gern darstellen möchte. Laute Absagen an Schelling, wie die von Stiedenroth, dessen Psychologie „ihn glücklich machte", hat er geduldet. Fragt man aber, was schließlich aus der ganzen Potenzierungs- und Depotenzierungslehre der Natur in Goethe übergegangen ist, so bleibt einzig die ironische Vorführung ihrer von Schelling eben ausgegrabenen*) mythologischen Symbole, der „Kabiren", in der „Klassischen Walpurgisnacht":

Nereiden und Tritonen: *Drei* (nämlich Kabiren) *haben wir mitgenommen,*
Der vierte wollte nicht kommen;
Er sagt', er sei der rechte,
Der für sie alle dächte.

Sirenen: *Ein Gott den andern Gott*
Macht wohl zu Spott.
Ehrt ihr alle Gnaden,
(So) fürchtet jeden Schaden!

Nereiden und Tritonen: *Sind eigentlich ihrer sieben.*

Sirenen: *Wo sind die drei geblieben?*

Nereiden und Tritonen: *Wir wüßten's nicht zu sagen,*
Sind im Olymp zu erfragen;
Dort wes't auch wohl der achte,
An den noch niemand dachte!
In Gnaden uns gewärtig,
Doch alle noch nicht fertig.

Diese Unvergleichlichen
Wollen immer weiter,
Sehnsuchtsvolle Hungerleider
Nach dem Unerreichlichen.

Die beiden letzten Verse sind geflügeltes Wort in der Anwendung auf Romantiker und Nazarener geworden. Das Ganze aber kann als ein brillanter Auszug aus der Schellingschen Naturphilosophie, der nie gestillten Trieblehre der unbewußten Weltseele, gelten. Und des „Homunkulus" respektloses Epigramm auf die ganze Kabirenfrage dürfte belegen, daß sein Dichter auch solche „ungestalte" metaphysische Scheinbegriffe

Als irden-schlechte Töpfe

ansah, „an denen sich nun die Weisen stoßen und harte Köpfe brechen."

Allein Goethe mit seinen Getreuen ließ dabei die „Metaphysiker" allzeit gewähren. Niemand wird mit der schärfsten Lupe aus seinem ganzen langen Leben einen solchen schroffen Gegensatz gegen sie

*) In der Münchener Akademie v. 1815 „Über die Gottheiten von Samothrake".



herausdeuteln, wie er ihm jetzt imputiert werden soll. Fichten hat selbst seine ausdrückliche Desavouierung durch Kant in Weimar nichts geschadet. Niemand nahm es ihm da übel, „daß er mit dem lieben Gott schlecht stand". Wilhelm von Humboldt äußert in einem seiner Briefe aus dem *grand monde* in Paris an Goethe eine förmliche Sehnsucht nach Fichtes „metaphysischem Turm" in Jena. Und wenn „der von Ewigkeit her Gesetzte" sich nicht selbst darin unmöglich gemacht hätte — die Studenten fingen an, ihm die Fenster einzuwerfen — so hätte er ewig darin bleiben können.

(Ein Schlußartikel folgt.)

München. *Dr. Karl Borinski.*

Sombarts „moderner Kapitalismus".

IV.

Kritische Bemerkungen.

Wir dürfen also jetzt die „subjektive Voraussetzung" des Kapitalismus, den „kapitalistischen Geist" als Ursache aus der Rechnung lassen, nachdem er als seine Folge erkannt ist, und wenden uns nunmehr zu den „objektiven Bedingungen".

Ich lasse die kleineren, auch nach Sombart unwichtigeren Bedingungen zunächst fort und halte mich nur an die Hauptsache, die Entstehung der „Überschuß"- und „Zuschußbevölkerung".

Hier hat Sombart zwei Erklärungen, die malthusianische von der „Übervölkerung" und der *„terra libera"* und die „Freisetzung von Landarbeitern und Handwerkern durch die kapitalistische Entwicklung". Daß man die letztere nicht mit sich selbst erklären kann, hat er selbst eingesehen; so haben wir nur die malthusianischen Argumente näher zu betrachten.

Ich frage: wann setzt der kapitalistische Umschwung ein? Die historische Schule setzt ihn um 1550, d. h. in die Periode des offensichtlichen Verfalls, ein Vierteljahrhundert nach den Bauernkriegen und der Reformation, die sicher schon, und zwar langsam gereifte, Folgen des Umschwungs waren. Sombart gibt kein bestimmtes Datum, wohl aber ein wichtiges Kennzeichen. So lange die „realen Existenzbedingungen" des Handwerks bestanden, bedurfte es keiner „formalen Existenzbedingungen" im Gewerberecht; und so sind als Symptome des einsetzenden kapitalistischen Umschwungs die Schutzgesetze, namentlich die auf „Schließung des Handwerks" gerichteten Bestimmungen zeitlich zu verwerten. So muß man, wie ich meine, die Betrachtungen (I. 132) auffassen.



Das ist genau die grundlegende Auffassung meines „Großgrundeigentum“[1]). Und nun steht fest, daß in Westdeutschland die ersten Symptome der „Schließung“, des monopolistischen Geistes, mit dem letzten Drittel des 14. Jahrhunderts allgemein auftauchen, also um 1365 herum: das fällt also genau in die Zeit der grauenhaften Bevölkerungsverluste durch den schwarzen Tod! Und „darüber kann kein Zweifel herrschen, daß die Verwüstungen hinreichend waren, um die Bevölkerungszunahme ein Jahrhundert lang aufzuhalten“, sagt Sombart selbst (I, S. 137). Also bis 1450 kann (die Pest fällt 1349) von einer „Überschußbevölkerung“ nicht die Rede sein — und dennoch ist um diese Zeit in ganz Deutschland die Handwerksperiode im ökonomischen Sinne bereits im schwersten Verfall![2])

Damit ist also hier nichts zu erklären. Und ebenso wenig halten die „accessorischen“ realen Existenzbedingungen Stich, wenn man unsere Datierung festhält. In der Technik hat sich zwischen der Hochblüte des Handwerks um ca. 1350 und der entschiedenen Verfallszeit um ca. 1450 nichts irgendwie Bedeutsames verändert, weder in der Höhe der Preise, noch der Menge der beschäftigten Arbeiter, noch in der Länge der Produktionsdauer, noch im technischen Verfahren, noch in Bezug auf die Absatzverhältnisse (I, S. 140 ff.).

Was sich ganz allein geändert hatte, war die Kaufkraft der ländlichen Kundschaft der städtischen Gewerbe, die, bis dahin regelmäßig und schnell wachsend, plötzlich reißend absank, mit der Tendenz, sich dem Nullpunkt zu nähern. Und war ferner das plötzliche Erscheinen einer „Zuschuß- und Überschußbevölkerung“ in den Städten! Beides hat Sombart erkannt (S. 138 und 151), aber doch nur als *primae causae inter pares* behandelt, während es die einzigen Ursachen sind, deren inniger Zusammenhang, ihr Ursprung aus einer letzten Ursache, nicht erkannt oder wenigstens nicht gewürdigt ist. Davon sofort! Hier nur noch einmal die Feststellung, daß diese plötzlich erscheinende Surplus-Bevölkerung nichts mit Malthus' Prinzipien zu tun haben kann, da sie mit einer enormen Bevölkerungsverminderung zeitlich zusammenfällt.

So kann denn auch von dem Verschwinden der *„terra libera“*, das Sombart mehrfach zur Erklärung schwieriger Bevölkerungsfragen heranzieht (z. B. I, S. 138, 420) nicht die Rede sein, wenigstens nicht im malthusianischen Sinne. Denn die Bevölkerung hatte sich ja zur kritischen Zeit vermindert!

Und dennoch ist das entscheidende Moment, daß die *terra libera* plötzlich verschwunden war. Nur war das nicht der Fall, weil sie „voll besetzt“ war, wie die historische Schule und Sombart mit ihr es darstellen, sondern sie wurde plötzlich gesperrt, und zwar vom Grundadel.

Daß sie nicht „vollbesetzt“ sein konnte, beweist das Eintreten der „Übervölkerungserscheinungen“ unmittelbar nach der Pest; daß sie gesperrt wurde, habe ich ausführlich nachgewiesen[3]). Selbst der deutsche Osten (Mark) war noch sehr dünn besiedelt, und gar in den slavischen Reichen, in denen der deutsche Pflug bereits bis nach Siebenbürgen und Rotrußland vorgedrungen war, war noch Platz für ungezählte Millionen.

Kurz, es war eine agrarische Revolution im Sinne einer, von außerwirtschaftlichen Kräften erzeugten, Umwälzung, oder, um mit Sombart zu sprechen (I, S. 228), „Vorgänge außerhalb der Sphäre der normalen, wirtschaftlichen Vor-

[1]) S. 453 ff.

[2]) Vgl. dazu die eingehenden Ausführungen Großgrundeigentum S. 398 ff.

[3]) Großgrundeigentum S. 423 ff.



gänge", die gleichzeitig beides verursachte, nämlich: die ländliche Kaufkraft herabminderte und die Überschußbevölkerung in die Städte und Gewerbe warf, an den „Ort minderen wirtschaftlichen Druckes". Sie ist die einzige Ursache für den Niedergang des Handwerks und das Aufkommen der kapitalistischen Wirtschaft samt dem kapitalistischen Geiste.

Daß Sombart dies nicht sieht, ist Schuld sowohl der Schmoller- als der Marxkomponente. Von der ersten hat er, wie gesagt, den Universalschlüssel des Malthusianismus, der alles erklärt, was man braucht. „Ist es nicht zum Weinen traurig", daß ein so feiner, scharf-kritischer Kopf wie Sombart folgenden Satz niederschreiben kann: „Was aber . . . die Übersetzung mit handwerksmäßig ausgebildeten Arbeitskräften hintanhalten mußte, war die . . . allgemeine populationistische Signatur, die in einer außerordentlich hohen Sterblichkeit und somit niedrigen Zuwachsraten der Bevölkerung ihren Ausdruck fand"? Als wenn die Übersetzung eines Handwerks in der absoluten und nicht vielmehr in der relativen Zahl seiner Mitglieder bestände, in dem Verhältnis ihrer Zahl zur Zahl und Kaufkraft ihrer Kunden! Oder sind etwa nur Handwerker und keine bäuerlichen Käufer der Pest erlegen?

Aus der Marxkomponente aber stammt die Überschätzung der Produktion als des bestimmenden Faktors der Distribution, der eigene Gesetze aberkannt werden, und stammt vor allem die krasse Überschätzung der industriellen Sphäre, die als der Gott angesehen wird, der der toten Materie der Landwirtschaft jeden Bewegungsanstoß verleiht.

Es ist im Sinne des letzterwähnten Grund- und Kernirrtums des Marxismus, wenn Sombart (II S. 87) gegen das Wort Knapps polemisiert: „Die Anfänge der kapitalistischen Wirtschaft liegen in der Landwirtschaft," das unzweifelhaft richtig ist, wenn man nur von Deutschland spricht. Für Westeuropa im ganzen wäre mit Sombart der Anfang in die „Kolonialwirtschaft" der italienischen Kommunen zu setzen, die aber im ökonomischen Wesen genau dasselbe ist: eine feudale Grundrentenquetsche, privatkapitalistisch ausgebeutet zur Versorgung eines geldwirtschaftlich entfalteten Marktes.

Der zweite Irrtum der Marxkomponente, die krasse Überschätzung der Produktionssphäre und Verachtung der Verteilungssphäre, zeigt sich auf das klarste in der Blendung dieser so scharfen Augen an der entscheidenden Stelle der Untersuchung:

Daß es allein die ländliche Abwanderung ist, die die „Überschußbevölkerung" in dieser Massenhaftigkeit zu liefern imstande ist, ist ohne weiteres klar. Was treibt sie vom Lande? „Ihre eigene Überzahl!" „Über" im Verhältnis zu was? „Zur Kapazität des Landes!" Also Malthus? Schön! Nehmen wir das einmal an! Wir haben also die erste Surplusbevölkerung, die den jungen Kapitalismus erzeugt, und wollen weiter mit Sombart annehmen, daß nun von den Gewerben aus kapitalistischer Geist und kapitalistische Technik immer weiter in die alte Landwirtschaft eindringen, immer neue Surplusbevölkerung freisetzen und den Kapitalismus dadurch zu immer höherer Blüte kommen lassen. Es ist dies eine etwas modifizierte, modernere und plausiblere Marxsche Theorie von der Reserve-Armee: das Kapital schafft sich seine Surplusbevölkerung selbst, durch „Freisetzung", nicht mehr vorwiegend im Gewerbe selbst — dagegen schreit die Statistik denn doch schon zu laut — aber in der Landwirtschaft! „Somit haben wir den . . . Exodus vom Lande als eine mit Notwendigkeit im Gefolge kapitalistischer Produktionsweise auftretende allgemeine Erscheinung kennen gelernt" (II. S. 151). Also noch einmal: ganz Marx! Alles Entscheidende spielt in der Produktionssphäre, sie schafft die Bedingungen der



Distribution, — der altberühmte *Circulus vitiosus:* „Kapital setzt Arbeiter frei, freigesetzte Arbeiter rekrutieren die Reserve-Armee, diese drückt die Löhne, schraubt den Profit." Fertig!

Eine „allgemeine Erscheinung", so wiederholt Sombart in Sperrdruck sein Resumé, „die also gleichermaßen" (diesmal sperre ich) klein- und großbäuerliche Gegenden wie die Gebiete der Großgrundbesitzer trifft, keineswegs, wie wohl behauptet worden ist (dies darf ich wohl auf meine Wenigkeit beziehen) auf letzteres beschränkt bleibt. Es mußte [1]) auf diese Allgemeinheit der beregten Erscheinung ohne weiteres geschlossen werden, auch wenn wir nicht so reich an Belegen wären für die Tatsache, daß der Abstrom der Bevölkerung aus bäuerlichen Distrikten ebenso vorhanden ist, wie aus Großgüterdistrikten. Vielleicht, daß er sich dort etwas schwächer erweist; aber vorhanden ist er ganz gewiß." Dazu erhalten wir folgende statistische Tabelle über die Wanderung für die einzelnen Gebietsteile Deutschlands während des Jahrfünfts 1885—1890.

Gruppe	Geburtenüberschuß	Bevölkerungszunahme	Gewinn oder Verlust durch Wanderung	
			absolut	von dem Geburtenüberschuß
I. Östliches Preußen . .	851 770	212 666	— 639 104	— 75,04 %
II. Westliches Preußen u. Mitteldeutschland . .	611 578	531 089	— 80 449	— 13,15 %
III. Süddeutsche Staaten .	500 787	347 520	— 153 267	— 30,61 %
IV. Industriezentren. . . .	937 688	1 480 191	+ 542 503	+ 57,86 %

Sombart ist ein großer Kantkenner und -Verehrer. Er kennt zweifellos sein großes Wort, daß alle Wissenschaft nur insofern Wissenschaft ist, als sie Mathematik enthält, d. h. quantitativ ausdrückbare Beziehungen zwischen den Dingen erkennt. Er ist auch ein großer Kenner der Geschichte der Wissenschaft und weiß wohl, was die gewaltige Bedeutung der ersten „Naturgesetze" war, die diesen Namen verdienten, des Galileischen Fallgesetzes und der Keplerschen Gesetze. Es war ihre quantitative Bestimmtheit und nichts anderes, durchaus nichts anderes! Wenn Galilei nur „festgestellt" hätte, daß ein Körper in der Luft und im luftleeren Raume „gleichermaßen" (!) oder „ebenso" (!) fällt; ja, wenn er sogar nur erkannt hätte, daß ein Körper je länger um so schneller fällt, dann wäre er heute nicht der berühmteste Name der modernen Forschung.

Und nun frage ich: Was ist da noch von „Wissenschaft" im einzig möglichen Sinne Immanuel Kants, wenn er einen Wanderverlust von 75 Prozent und einen solchen von 13 Prozent als „eine allgemeine Erscheinung" bezeichnet?! Wenn ihm gar nichts dabei auffällt, daß aus dem einen Bezirke, der nur zwei Drittel des Geburtenüberschusses der beiden andern hat, genau dreimal so viel Menschen (absolut!) fortwandern, wie aus jenen beiden andern?! Diese beiden haben zusammen etwa 21, jener allein 75 Prozent Verlust, also nahezu viermal so viel! Und dabei ist das eine Mal Nordwestdeutschland, das andere Mal Bayern mit ihrem bäuerlichen „Großgrundbesitz" eingeschlossen. Das nennt Sombart

[1]) Soll wohl „müßte" heißen?



„etwas schwächer", und es fällt ihm nicht ein, nach der Ursache dieser ungeheuerlichen Quantitätsunterschiede zu fragen. Und das, obgleich er die Arbeiten von v. d. Goltz, Max Weber, mir und andern kennt, wie er hier andeutet und an andern Stellen zitiert, die den Großgrundbesitz angeklagt haben, die Wanderbewegung zu verstärken, ganze Bevölkerungen in „Flugsand" zu verwandeln, der jedem Windhauch folgt.

Das ist ein möglichst krasser methodologischer Fehler, und er hat sich gerächt! Die ganze Theorie fällt mit der Feststellung, daß es nicht die „kapitalistische Produktionsweise" allein ist, die den Exodus der Landbevölkerung herbeiführt, sondern daß noch spezifische Eigenschaften des Großgrundeigentums mitwirken. Diese müssen gesondert studiert und in ihrer quantitativen Bedeutung isoliert werden, ehe man berechtigt ist, von einer „Theorie der kapitalistischen Entwicklung" zu sprechen.

Das hat Sombart versäumt. Er berechnet sonst so gern und mit so viel Erfolg, die Warenposten im Hauptbuch eines mittelalterlichen Großhändlers, die Spesen eines Kleinhändlers, die Fläche der „Einhegungen" in England. Warum braucht er diese bewährte Methode nicht auch hier?! Warum berechnet er nicht, was eingetreten wäre, wenn aus Ostelbien auch nur 13% oder meinetwegen 30% fortgewandert wären? Ich will die Rechnung aufmachen. Es wanderten aus (überseeisch)[1]) in dem Jahrfünft 1886/90 485 136 Deutsche im ganzen. Rechnen wir davon nach dem Verhältnis der Gesamtwanderung (74%) dreiviertel auf Ostelbien, so sind von dort überseeisch ausgewandert rund 363 000, bleibt für die Abwanderung allein 276 000 Rekruten der Reserve-Armee. Hätte aber die Gesamtwanderungsziffer 30% betragen, wieder berechnet auf den Geburtenüberschuß, so hätte Ostelbien im ganzen nur rund 250 000 Menschen abgegeben; davon nach obigem Verhältnis 43% für die inländische Abwanderung berechnet, ergäbe rund 107 500 Köpfe, also weniger gegen die faktische Abwanderung rund 169 500! Und wäre die Abwanderung gar nur so gering, wie in den kleinbäuerlichen Bezirken, 13%, so hätten wir bei einer ostelbischen Gesamtwanderbewegung von rund 110 000 nur 47 000 Abwandernde, gegen die faktische Ziffer weniger 229 000, allein aus Ostelbien, — Bayern und Nordwestdeutschland nicht gerechnet! In einem Jahrfünft!

Ob ein solches Minus nicht doch am Ende einen fühlbaren Einfluß auf den Kurs der Arbeit auf dem Markte ausüben würde? Wie hoch schätzt man doch die gesamte „Reserve-Armee"?! Und dabei hat sich Sombart noch eine Zeit der Depression, der Krise ausgesucht. Wenn ich das Jahrzehnt 1891/1900 wählen würde für eine gleiche Berechnung, in dem die Auswanderung ihr Minimum, der Geburtenüberschuß sein Maximum erreichte, und in dem die Gesamtwanderbewegung aus dem Osten bekanntlich eher noch stärker war, sodaß ein ungleich stärkerer Riesenstrom von Menschen sich in die Städte ergoß: wenn ich hier meine Rechnung aufmachen wollte, was würde sich da ergeben! Hunderttausende nicht von Köpfen, sondern von erwachsenen Arbeitern, die der Osten mehr abgestoßen hat, als es nach allen Analogien der Fall gewesen wäre, wenn er nicht in den Händen des Großgrundbesitzes, sondern in denen von Bauern wäre. „Die Wanderung wächst im Quadrat des Großgrundbesitzes": statistischen Beweis und theoretische Erklärung dieses meines Kern- und Hauptsatzes kann ich hier nicht wiederholen.

Aber woher dann doch die, wenn auch viel schwächere Wanderung aus den bäuerlichen Distrikten? Wirkt denn hier nicht dieselbe Ursache wie in den

[1]) Hdwb. d. S.-W. 2. Auflage. II, S. 83. Nach der Tabelle zusammengerechnet.

Großgrundbezirken, nur schwächer? Und muß sie in diesem Falle nicht in etwas anderm gesucht werden, als in den Eigentumsverhältnissen, da diese hier den angeschuldigten Großbesitz gar nicht enthalten? So muß man Sombarts oben angeführte Erörterung billigerweise auslegen, wenn er von einer „allgemeinen Erscheinung“ spricht, die „gleichermaßen“ überall vorhanden ist, usw.

Dieser Schluß, obschon sichtlich ein Analogieschluß ohne irgend welche Beweiskraft, könnte allen Ökonomisten plausibel scheinen, nur einem nicht, und das ist Sombart, der „Schöpfer der ersten ökonomischen Städtetheorie“, denn der muß ja wissen, daß ein gewisses Maß von „Urbanisierung“ der Bevölkerung überall da eintreten muß, wo die Produktivität der Landwirtschaft, ihr Surplus-Produkt, wächst. Je mehr Überschüsse der einzelne Bauer nach seiner eigenen Versorgung übrig behält, um so mehr Städter kann er ernähren und wird er ernähren, da sein Angebot von Bodenprodukten gleichzeitig Nachfrage nach Gewerbserzeugnissen ist. Darum muß in jeder fortschreitenden Volkswirtschaft die Prozentzahl (nicht bloß die absolute Zahl) der Städter wachsen. Diese Konsequenz hat Sombarts Städtetheorie nicht gezogen, wohl aber die meine, die ich ihm, wie berichtet, vorgeahnt habe.

Wo aber Großgrundeigentum herrscht, da ist aus vielen Gründen die Abwanderung krankhaft gesteigert, wie denn überhaupt jede Krankheit nichts anderes darstellt, als eine über die physiologische Breite hinausgreifende quantitative Steigerung normal-physiologischer Vorgänge, ohne daß deshalb ein Patholog Krankheit und Gesundheit für „eine allgemeine Erscheinung“ erklären möchte. Zum Beispiel findet sich immer, physiologisch, in Spuren Zucker im Urin, und darum ist doch der Diabetes eine schwere Krankheit. Genau so ist eine schwache Abwanderung physiologische, und eine so kolossale Abwanderung pathologische Erscheinung des Gesellschaftsorganismus.

Wie stark unter gegebenen Verhältnissen ziffermäßig die Abwanderung sein darf, um innerhalb der Gesundheitsbreite zu bleiben, wissen wir nicht, da es uns noch nicht vergönnt war, eine gesunde Wirtschaftsgesellschaft statistisch zu beobachten. Aber wir wissen, daß es solche gegeben hat, die deutsche Wirtschaft in der „Handwerksperiode“, ohne „Rente“, besser, ohne Wachstum der Rente, ohne „Profit“, ohne Zins, ohne Konkurrenzkampf, in der jeder Arbeiter seines Lohnes und seiner „Nahrung“ gewiß war: das alles festgestellt durch Sombart selbst! Eine solche Wirtschaft erfüllt, wenn nicht das Ideal der Reichtumsproduktion, so doch gewiß das Ideal der Distribution, das der Sozialismus über sich gestellt hat. Und wir wissen jetzt, daß diese wundersame Zeit ihr Ende erreichte, als der Großgrundbesitz die *terra libera* sperrte, die „Zuwachsrente“ aus ihrem vierhundertjährigen Schlummer erweckte und die „Überschußbevölkerung“ in die Gewerbe trieb, in denen nun plötzlich Konkurrenz, kapitalistischer Geist, Profit und Zins, kurz „Mehrwert“ entstand. Und da uns die Statistik der heutigen Wirtschaft zeigt, daß der Großgrundbesitz noch immer, wie damals, die Bevölkerung in Flugsand verwandelt und massenhaft als wichtigste „objektive Bedingung“ der kapitalistischen Wirtschaft in die Städte fegt: so ist der Schluß sicherlich gerechtfertigt, daß wir uns ohne diesen Faktor unseres Gesellschaftslebens dem Zustande ökonomischer Gesundheit, d. h. einer gleichmäßigeren Verteilung des Nationalproduktes, mindestens viel näher befinden würden.

Und das genügt vorläufig, um zu erkennen, daß es ein grundsätzlich verfehltes Unternehmen ist, mit Marx die Gesetze der Verteilung aus den Gesetzen der Erzeugung ableiten zu wollen. Die kapitalistische Produktionsweise schafft sich ihre Reserve-Armee nicht selbst, weder nach dem von

Marx selbst, noch nach dem von Sombart angegebenen Mechanismus. Sondern die Reserve-Armee, der entscheidende Faktor der Verteilung, hat eine Ursache, die wieder auf eine frühere „Verteilung" zurückgeht, und zwar auf eine solche, die keine ökonomische Ratio hatte, d. h. auf dem Tausch von Leistung gegen Leistung beruhte, sondern eine politische Ratio, nämlich das Recht des Schwertes und des Stärkeren, dem Schwächeren aufgezwungen in Gestalt einer feudalen Machtposition, des Großgrundeigentums.

Diese Erkenntnis erst macht meines Erachtens die volle „Theorie der kapitalistischen Entwicklung" aus.

Ich schließe hiermit die Diskussion der wichtigsten theoretischen Irrtümer Sombarts vorläufig ab. Auf Details will ich mich nicht einlassen, obgleich ich manches notiert habe, was event. bei einer neuen Auflage gebessert werden könnte.

Doch sei mir zum Schlusse noch ein ausleitendes Wort zur allgemeinsten Auffassung der Theorie verstattet:

Man wird die Nationalökonomie nie verstehen, wenn man nicht erkennt, daß zwei völlig verschiedene Kräfte in der heutigen Wirtschaft gegen und miteinander spielen. Die eine ist das alte Recht des Staates, als einer Schöpfung der Eroberung, der Unterwerfung einer Klasse unter die andere, in dessen Rahmen die Wirtschaft ablaufen muß. Schöpfung und im modernen Staat letzter Rest dieses alten Rechtes ist die „Rente", die keine „ökonomische Kategorie" ist, sondern Wirkung einer politischen Kategorie, eine feudale Machtposition, wirtschaftlich maskiert, ein „Gewaltanteil" an der Nationalproduktion, Tribut an ein „Gewalteigentum" (Dühring), dessen Kern und *raison d'être* das agrarische Großgrundeigentum ist. Beides hat Adam Smith bereits gewußt, sowohl, daß die Rente ein „Monopolpreis" ist, wie daß die Rente vom kleinen Besitz (ich füge hinzu: in Land und Stadt) verschwinden würde, wenn kein großer Besitz vorhanden wäre! Ich werde all dies demnächst im Zusammenhang darstellen.

Innerhalb dieses Rahmens, gefesselt an dieses Gewalteigentum, zuweilen von ihm zerstört, immer von ihm gehemmt und verkrüppelt, lebt nun die Wirtschaft ein krankes Leben, rastlos bestrebt, den Fremdkörper auszustoßen. Wo sie sich überhaupt entfalten kann, da entfaltet sie sich wesentlich durch die Folgen der Bevölkerungsvermehrung auf die Teilung der Arbeit und Erhöhung der Produktivität, des Reichtums also; und der Bevölkerungsverdichtung mit ihren Rückwirkungen auf den politisch-sozialen Zusammenhalt, auf die geistige Emanzipation, auf das gesteigerte Kraftbewußtsein einer kompakten Masse.

Diese beiden eng durcheinander geschlungenen Fäden, überliefertes Recht des Gewaltstaates und Wirtschaft, wird aber kein Forscher entwirren können, der ein Schüler Karl Marxens ist. Denn Marx ist der Vollender Ricardos, der mit Malthus zusammen die ganze Nationalökonomie für ein volles Jahrhundert dadurch in die Sackgasse geführt hat, daß er Smiths richtige, wenn auch inkonsequente Rententheorie durch seine konsequente aber vollkommen falsche Rententheorie ersetzte. Erst seitdem existieren die „reinen" Nationalökonomen, die mit dem *„economical man"* hausieren gehen aud auf luftige Voraussetzungen haltlose Theorien bauen. Der Große vorher war Soziolog, d. h. Psycholog und Historiker ebenso sehr wie Ökonomist.

Sombart ist, so sehr er sich auch sträubt und wehrt, dennoch auch in diesem Betracht ein Nachfolger Ricardos und Marxens. Das ängstliche Bestreben, alles Geschehene in der Wirtschaft aus „wirtschaftlichen" Handlungen abzuleiten, als wäre dieser Planet von Anfang an ein befriedeter Markt, und nicht vielmehr ein Schlachtfeld gewesen; als hätten sich die Menschen von jeher als Tausch-

händler und nicht vielmehr als Herren und Sklaven gegenübergestanden: das verrät ihn trotz seiner Hohnworte über den „*homo sapiens lombardstradarius*". Spottet seiner selbst und weiß nicht wie.

Die Wirtschaftstheorie der Zukunft kann nur da gedeihen, wo Adam Smiths soziologisch beherrschte Wirtschaftstheorie mit Marxens Geschichtsauffassung und der Geschichtsleistung der historischen Schule sich schneiden. Daß Sombart diesen Punkt nicht erreicht hat, daran ist die Marxkomponente schuld, soweit sie Ricardo ist, und die Schmollerkomponente, soweit sie Malthus ist. —

Berlin. *Dr. Franz Oppenheimer.*

Eine Reise nach dem russischen Orient.

3. Die Deutschen in Rußland.

Mehr als irgend ein anderes Volk haben die Deutschen zur Entwicklung der russischen Kultur beigetragen. Ja, man kann sagen, daß sie seit der Zeit, wo Peter der Große sich an der Newa den Ausguck nach Westeuropa gründete, lange Zeit bahnbrechend in Rußland gewirkt haben. Selbst unter Namen alter vornehmer Bojarenfamilien, die heute ganz russisch klingen, finden wir viele, die ursprünglich eine deutsche Form gehabt haben; einzelne, wir brauchen nur an den Finanzminister Witte zu denken, sind noch heute gut deutsch. Selbst Tolstoi führt deutsches Blut in seinen Adern. Wir wollen von den Deutschen in den Ostseeprovinzen ganz absehen, weil diese hier mehr zu den Eingeborenen gehören als die Russen; nur über die deutschen Kolonien, wo sie in der Fremde angelegt sind, wollen wir einiges sagen.

Man muß die deutschen Kolonien in städtische und ländliche einteilen. Die städtischen Kolonien sind in Rußland außerordentlich stark verbreitet. Fast jede größere Stadt besitzt eine solche. Die Deutschen sind da vorwiegend Kaufleute, dann aber auch Fabrikanten, Ärzte, sehr häufig Apotheker, ferner Lehrer, Handwerker, Musiker usw. Die Kolonien sind zusammengesetzt aus eingewanderten Reichsdeutschen, Schweizern, Österreichern und deren Nachkommen und Balten, die sich über Rußland zerstreut haben. Sie vertragen sich sehr gut miteinander und halten im allgemeinen fest an ihrem deutschen Charakter. Allerdings, es gibt mancherlei Ausnahmen. Ein ganzer Teil der Deutschen verheiratet sich mit Russinnen. Das Russische ist dann bereits die Muttersprache für die Kinder, das



Deutsche wird nur angelernt und nur ausnahmsweise gesprochen. Auch wird bei Mischehen die Erziehung in der orthodoxen Kirche obligatorisch. Die Enkel sind dann bereits dem Deutschtum vollständig entfremdet. Auch dann, wenn die Kinder rein deutscher Eltern die Beamtenlaufbahn einschlagen und sich hier in der Tat oft zu den tüchtigsten Elementen aufschwingen, gehen sie meist dem Deutschtum verloren.

Die vornehmste deutsche Kolonie ist die in St. Petersburg. Sie ist mindestens 70—80 000 Seelen stark. Sie besitzt allein 13 protestantische Kirchen — für die deutschen Katholiken ist leider weniger gut gesorgt —, zahlreiche Schulen, darunter vier höhere mit dem Rechte von Staatsgymnasien, mehrere große Wohltätigkeitsanstalten, zwei Krankenhäuser, eigne wissenschaftliche Vereine und Zeitschriften, zwei große deutsche Zeitungen, wovon die eine nächst der Augsburger Postzeitung das älteste deutsche Tageblatt ist, ein deutsches Theater, das schon seit 1676 existiert und längere Zeit das einzige in ganz Petersburg war und woran sehr häufig erste Kräfte gewirkt haben, endlich mehrere hervorragende Vereine zur Pflege deutscher Musik usw.

Die sonstigen deutschen Kolonien in größeren russischen Städten reichen natürlich längst nicht heran an die St. Petersburgs. Selbst die in Moskau, wenn sie auch mindestens 15 000 Seelen umfaßt, ist dagegen nur schwach; aber überall haben sich die Deutschen eine geachtete Stellung, Macht und Einfluß erworben. Gewiß ist seit dem Tode Nikolaus I. und Alexander II. das Verhältnis zwischen den Deutschen und den Russen nicht mehr so ungetrübt. Früher war es in Rußland eine Ehre, ein Deutscher zu sein; mit dem Emporkommen der panslawischen Bewegung ist das anders geworden. Die Russen wollen heute eine eigne Kultur haben, die möglichst wenig von den Deutschen abhängig ist. Leider muß man zugeben, daß die Deutschen nicht immer ganz ohne Schuld sind, wenn man sie in Rußland nicht recht mag, wie ja auch sonst leider die Deutschen kein großes Talent mit auf die Welt gebracht haben, sich beliebt zu machen. Selbst in stamm- und sprachverwandten Ländern wie in der Schweiz und Holland findet man das ja. Eigentlich nur in Österreich, wo man in starkem Kampfe mit den Slawen steht, ist der Reichsdeutsche wirklich beliebt. Die Unbeliebtheit der Deutschen liegt in Rußland wie wohl auch sonst vielfach daran, daß sie es in etwas eckiger und protziger Weise zum Ausdruck bringen, daß sie mit ihrer Kultur Rußland europäisiert haben, während der Russe nicht immer daran erinnert sein will, zumal die Deutschen dabei auch ganz gut verdient haben. Der Deutsche hat etwas Schulmeisterliches, Pedantisches an sich, will leicht alles besser wissen. Das hat seine gute Seite, aber im Verkehr mit andern Völkern schadet es auch. Der Russe hat von Haus aus einen durchaus liebenswürdigen Charakter, die alte orientalische Gastfreiheit ist ihm noch heute eigen. Daß man z. B. wie in Deutschland während der Tischzeit sich nicht sprechen läßt,



kommt bei den Russen nicht vor. Sie nötigen jeden zu sich und decken ihm entweder bei sich oder bei der Dienerschaft einen Platz. Sehr vielen Deutschen, die sich in Rußland niedergelassen haben, gefällt es darum in dem Barbarenlande ganz gut, und ich bin erstaunt gewesen zu hören, daß, wenn sie etwa in ihren alten Tagen nach Deutschland zurückgekehrt sind, bei ihnen häufig eine stille Sehnsucht nach den russischen Fleischtöpfen sich einstellen soll.

Nicht weniger bedeutend als die städtischen sind die deutschen Akerbaukolonien. Ihre Seelenzahl beträgt wahrscheinlich gegen eine halbe Million. Einzelne von diesen Kolonisten sind nach Rußland gewandert, weil sie sich in der Heimat religiös bedrückt fühlten und — man staune! — in Rußland mehr Freiheit für ihre religiösen Anschauungen gefunden haben. Die russischen Herrscher nahmen sie gern auf und schützten sie in ihrer religiösen Lebensweise. Namentlich waren das Mennoniten, die den Kriegsdienst verabscheuten. Ein Zug Württemberger, die an die baldige Wiederkunft Christi glaubten, wollte Palästina aufsuchen auf dem Landwege. Im Kaukasus überredete man sie zum Bleiben. Der größte Teil aber der Kolonisten ist von den Zaren nach Rußland gezogen worden. Namentlich hat sich Katharina II., die in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts regierte, große Mühe um die deutsche Kolonisation gegeben. Die russischen Zaren beabsichtigten, auf diese Weise weite, wüstliegende Strecken in fruchtbares Ackerland umzuschaffen, den Nationalreichtum zu vermehren und sich gute Steuerzahler zu erziehen. Die Deutschen sollten aber auch zugleich den Russen ein gutes Beispiel geben, ermunternd und anregend auf die primitive Art des russischen Ackerbaues wirken. Der erste Zweck ist vollständig erreicht worden. Weit über drei Millionen Hektar Ackerland haben die Deutschen glänzend kultiviert. Mit unermüdlichem Fleiß und unverdrossener Ausdauer haben sie unter den schwierigsten Verhältnissen in der wilden Einöde gearbeitet und ihre Siedelungen in die Höhe gebracht. Ganz wie in der deutschen Heimat nehmen sich ihre Dörfer im fremden Lande aus: die Häuser in demselben Stil, meist lebhaft getüncht mit zierlichem Schnitzwerk; auch Sitte und Lebensgewohnheiten haben sich nicht geändert. Um die Häuser herum haben die Bauern ihr schmuckes Gärtchen für Obst, Gemüse und einige Blumen; die Schwaben ziehen sich ihren Wein und bereiten sich ihren Most, die Franken keltern ihren Apfelwein, aus dem selbstgezogenen Lein werden die Kleider gemacht wie zu Großvaters Zeiten.

Nach dem Dialekt und den einzelnen Volkstrachten kann der Kundige noch ganz genau die Abstammung der einzelnen Dörfer erkennen; nichts hat sich geändert. Sehr anheimelnd wird man berührt, wenn man mitten in der russischen Steppe nach Darmstadt und Durlach, Heilbronn und Kassel, Töplitz, Straßburg, Landau, München, Neunassau, Unterwalden, Glarus usw. kommt und es dort ganz so findet wie bei sich zu Hause. Selbst hochpatriotische Anklänge werden



dort geweckt durch Namen wie Katzbach, Kulm und Waterloo, wo die Vorfahren wohl einst mitgefochten haben.

Viele Ortschaften haben es zu ansehnlichem Reichtum gebracht; sie haben ihr ursprüngliches Besitztum bedeutend erweitert, mancherlei russische Dörfer vollständig ausgekauft, so daß die russische Regierung in einzelnen Fällen gegen das weitere Auskaufen Gesetze erlassen hat. In wirtschaftlicher Beziehung sind die deutschen Bauern auch mit der Zeit mitgegangen, und die Dampfdreschmaschine ist ihnen nicht unbekannt. Andere besitzen Zehntausende von Schafen. Man findet unter ihnen selbst Millionäre.

Streng gesondert wohnen die Protestanten und die Katholiken. Eine Vermischung zwischen ihnen kommt nicht vor. Von den Russen halten sich die deutschen Bauern vollends getrennt. Die Russen gelten ihnen als Barbaren.

Der zweite Zweck, den die Zaren im Sinne hatten, ist darum gar nicht erreicht worden. Den Russen ist der Deutsche ein fremdes Wesen geblieben. Er staunt die Deutschen an, bewundert ihre Fortschritte und beneidet sie. In seiner Trägheit und Bequemlichkeit denkt er aber gar nicht daran, von ihnen etwas abzusehen.

Die deutschen Bauernkolonien ziehen sich durch ganz Rußland, von St. Petersburg bis zum Kaukasus. Die meisten befinden sich im Süden und zwar auf beiden Ufern der Wolga, in weitem Halbkreis um das Schwarze Meer herum und in Kaukasien. Verhältnismäßig am wenigsten sind die Wolgakolonien gediehen. Sie wurden meist von armen und verkommenen Leuten gegründet, die vom Ackerbau nichts verstanden, die aber dem Zarenruf folgten, weil man ihnen eine goldene Zukunft versprach. In der neuern Zeit leiden sie unter den wirtschaftlich rückständigen Verhältnissen des russischen kommunistischen Mir, den man seinerzeit bei ihnen eingeführt hat. In geradezu idealer Blüte dagegen befinden sich die Kolonien der Mennoniten und Herrnhuter.

Die deutschen Landkolonien genossen in der ersten Zeit große Privilegien, Befreiung vom Kriegsdienst, eigne Verfassung, eigne Schulgerechtigkeit, weitgehende Steuerbefreiung. Das alles hat mit der Zeit aufgehört. Als in den 70er Jahren die Mennoniten zum Militärdienst herangezogen wurden, entstand unter ihnen eine große Bewegung. Viele wanderten nach Amerika aus. Die russische Regierung zog infolgedessen mildere Seiten auf und beschäftigte sie nur für den Sanitätsdienst. In den Schulen darf heute nur russisch unterrichtet werden, und wenn die von den Gemeinden angestellten Lehrer dazu nicht imstande sind, so schickt ihnen die Regierung russische Lehrer, die trotzdem von den Gemeinden bezahlt werden müssen. Es ist ja ganz gut, wenn auf diese Weise die Deutschen, die früher kaum ein paar Worte russisch verstanden, russisch lernen, weil ihnen dies das Fortkommen erleichtert. Aber ob sie nicht allmählich russifiziert werden, ist doch die Frage. Denn leider besteht



unter den verschiedenen Kolonien gar wenig Zusammenhang, und ein parlamentarisches Leben, das sonst die nationale Regsamkeit stärkt, gibt es in Rußland nicht.

Während das südrussische Klima sehr angenehm und vielen Deutschen in hohem Maße willkommen ist, ist es im Kaukasus bereits ziemlich heiß. Es regnet hier in der Regel kaum einmal im Sommer während 4—5 Monaten. Tiflis ist z. B. im Sommer ein bedenklicher Glutofen. Doch die Deutschen haben sich auch hier allmählich vollkommen akklimatisiert, und das Klima ist ihrer Gesundheit nicht schädlich. Überhaupt ist das Klima für die Deutschen in ganz Kleinasien erträglich. Auch die deutschen Gemeinden in Palästina haben sich akklimatisiert, wenigstens in der zweiten Generation. Man hat ja deshalb schon daran gedacht, die heute wüst liegenden, großen Strecken von Mesopotamien, die durch die Bagdadbahn erschlossen werden sollen, mit deutschen Bauern zu besetzen. Aber es wäre doch ganz töricht, deutsche Bauern in größeren Mengen auf einen so vorgeschobenen Posten hinzuschicken. Denn erstens sind genug Türken am Euphrat und Tigris vorhanden, die den Ackerbau aufnehmen würden, wenn Ruhe und Sicherheit im Lande besteht und ein guter Verkehrsweg ihnen den Absatz ermöglicht. Zweitens zeigt das Beispiel von Rußland, daß selbst Hunderttausende von Deutschen als weit vom Stamme abgerissener Zweig für die Gesamtheit von zweifelhaftem Vorteile sind, ganz abgesehen davon, daß die Türkei sich sofort uns verschließen würde, sobald wir bei ihr kolonisieren wollten. Entwickeln wir uns weiter zum Industriestaat, so können wir vorläufig auch unsern Bevölkerungszuwachs vollauf im Lande beschäftigen und brauchen nicht absichtlich Massen abzuschieben. Wie später sich die Verhältnisse entwickeln, das wollen wir ruhig der Zukunft überlassen.

(Ein Schlußartikel folgt.)

Düsseldorf. *H. Kötzschke.*

Tanz, Kultur und Frauenbewegung.

„Der Tanz ist die schönste Frauenbewegung." Die alte scherzhafte Aphorisme hat einen neuen, ernsteren Sinn erhalten durch das Auftreten der amerikanischen Tanzpoetin Isadora Duncan.

Unendlich viel ist diesen ganzen Winter hindurch über das Mädchen aus der Fremde in der Berliner Presse geschrieben und gestritten worden. Die einen sprachen von krassem Dilettantismus, von unerhörter Reklame, — die andern von vollendeter Künstlerschaft, klassischer Schönheit; die Musikkritiker, leider waren gerade sie zumeist beauftragt,

ihre Meinung in der Presse wiederzugeben, schüttelten fachmännischweise die Köpfe und ergingen sich in Auseinandersetzungen über das Verhältnis von Miß Duncans Tanzkunst zur Musik; eine Anzahl von Malern und Bildhauern sang Lobeshymnen und einige wenige — bezeichnenderweise befinden sich darunter Philosophen und Idealisten wie Julius Hart, Wilhelm Spohr — blickten in die Tiefe der Erscheinung und sahen hier nicht nur eine Reform des Tanzes, sondern ein Stück Kulturarbeit. „Eine Kulturtat" hat Spohr den Tanz der Isadora Duncan genannt, dies ist die richtige Bezeichnung — nicht in Beziehung zu einem einzelnen Fach darf die junge Schöpferin genommen werden, ihre Darbietungen sind Menschentum, Weibtum!

Hans Landsberg schrieb an dieser Stelle in seinem letzten Berliner Brief: „Ich habe Miß Duncan nicht gesehen, aber ich mißbillige ihre Kunstübung. Seinem innersten Wesen nach ist der Tanz nicht Paraphrase verwandter Kunstarten, sondern eine Kunst für sich. Wenn man Chopin tanzt oder antike Vasen, so kann man, um den Schritt vom Erhabenen zum Lächerlichen zu machen, auch Schopenhauer und Nietzsche tanzen." Der erste Satz des Landsbergschen Urteils richtet sich selbst, über den zweiten Teil aber läßt sich streiten. Der Tanz war stets ein Ausdrucksmittel, er verkörperte menschliche Wünsche und Begierden, er wurzelt im Religiösen. Wir finden ihn in alten Zeiten überall als Teil des Gottesdienstes, als philosophische Paraphrase; lange ehe die primitiven Menschen ihre Ideen in den Worten der Dichtung wiederzugeben verstanden, verliehen sie ihnen in der Gebärdensprache Ausdruck. Pantomime und rhythmische Körperbewegung, also Tanz, zu denen sich die Begleitung durch Musik gesellte, wurden die Verkörperung von Daseinswonne und Trauer, von heiliger Ehrfurcht und naiver Dankbarkeit. Man braucht nur an die Tänze der alten Ägypter zu erinnern mit ihrem symbolischen Inhalt bei den „Festen der Ewigkeit", wo die fruchtbare Natur und der Wind mimisch dargestellt wurden; an die sinnreichen Tänze der alten Juden, an die mannigfaltige Bedeutung des Tanzes bei den alten Griechen, an die Verknüpfung der altnordischen Tänze mit der Mythologie*), um zu erkennen, daß durchaus nichts Lächerliches, nicht einmal etwas Paradoxes in dem Vorschlag liegt, Nietzsche oder Schopenhauer zu tanzen.

Erst das Christentum hat allmählich den Tanz vom Mysterium, vom Gottesdienst losgelöst. Gleichzeitig mit der Verbannung des Nackten, mit der Ausbreitung strenger asketischer Vorschriften wurde der Tanz in das Gebiet des rein Weltlichen verwiesen, ihm zu Zeiten der Stempel „verderblicher Sinnenlust" aufgeprägt. So entartete er allmählich, bis er auf der heutigen Stufe anlangte, die in zwei Richtungen zerfällt: den Gesellschaftstanz, vielen eine leere Gewohnheit, andern ein erlaubtes Ventil für die eingedämmte Sinnenlust,

*) Wer sich für die Entwicklung des Tanzes interessiert, findet eine anschauliche, gemeinverständliche, kulturhistorische Darstellung in dem Buch „Der Tanz" von Marie Luise Becker. Leipzig, Hermann Seemanns Nachf.



und den „sogenannten" Kunsttanz, eine Häufung schwieriger bravouröser Bewegungen, meist ohne wirkliche innere Logik — Akrobatik!

Eine Tanzkunst, die eine Verkörperung der Natur ist, die ihre Bewegungen urewigen Vorgängen entlehnt, dem Wellenspiel des Ozeans, dem Segeln der Wolken, dem Schwanken im Winde sich beugender Halme und Blüten, dem Kreisen der Gestirne, — eine Tanzkunst, die ebenbürtig neben Plastik, Malerei, Musik und Poesie stehen darf, war uns verloren gegangen. Diesen Tanz, Gebet und Freiheit, Ethik und Ästhetik zugleich, in einem Worte — Tempelkunst, will Isadora Duncan wieder schaffen. Die Künstlerin ist den Weg ernster Arbeit gegangen; an den Meisterwerken der Antike, an dem Studium der Natur hat sie sich gebildet. Ihr Prinzip ward es, im Gegensatz zur herrschenden Schule des Kunsttanzes, nur jene Bewegungen für schön zu erklären, in denen die physikalischen Gesetze und die wunderbare Symmetrie des menschlichen Körpers geachtet werden. Sie lernte das Falsche, Kulturwidrige des stereotypen Ballettanzes verurteilen, Bewegungen, die den Körper verrenken und eine völlige Disharmonie der Muskeln hervorbringen, eine Kleidung, die Füße und Figur verkümmert, ihr Ideal ward die Wiedereinführung von Schönheit und Natürlichkeit. In einer Dithyrambe spricht Isadora Duncan ihre Hoffnungen für die Tänzerin der Zukunft aus: „Ihr Leib und ihre Seele werden in Harmonien zusammenklingen, die Sprache ihrer Seele wird sich kund tun in dem Reigen ihrer Glieder. Sie wird die Tänzerin keiner Nation sein, sondern die der ganzen Menschheit, sie wird frei sein von Koketterie und Gefallsucht, die Verkörperung des Weibwesens in seinem reinsten Ausdrucke —, ihre Mission ist es, die Heiligkeit des weiblichen Leibes zu verkünden und das Leben der Natur. Sie wird den Frauen, ihren Schwestern, den Weg weisen zur Schönheit und Natürlichkeit und sie lehren, die Schönheit ihrer Kinder hochhalten. Da werden die Frauen ihre Schnürleiber von sich reißen und ihre engen, verkrüppelnden Schuhe. Dann sind sie reif für das Ideal: den freiesten, reinsten Geist im freiesten, reinsten Körper."

Nur eine Zeit, die nach langem Tiefstande wieder so viel freie Persönlichkeit unter den Frauen zeitigte, wie die unsere, konnte eine Individualität gleich der Isadora Duncans zeugen. Immer wieder versucht der Geist der Finsternis, Kunst und Schönheit an ihrer vollen Entfaltung zu hindern, sie unter dem Vorwand der Sittengefährdung zu knebeln. Die Strenge der Berliner Zensur hat gerade in jüngster Zeit einer Anzahl von Bühnendichtungen das Lebenslicht der Rampen verweigert; unter ihnen befindet sich Paul Heyses „Maria von Magdala". Der Goethebund, gegründet in den noch nicht weit zurückliegenden Tagen der lex Heinze, hat eine imposante Protestkundgebung veranstaltet —, eine beweiskräftigere Protestkundgebung aber war die Tat der kleinen kalifornischen Tänzerin, die eine Welt von Vorurteilen auf den Kopf gestellt hat und die Reinheit des Nackten bewies.

Daß ein junges, blühendes Weib es wagte und wagen durfte, auf





der Bühne des Königlichen Opernhauses fast unbekleidet vor ein tausendköpfiges Publikum zu treten, das muß als kulturelles Moment angesehen werden. Alles ist gegen Miß Duncan gesagt worden, aber selbst ihre Feinde haben niemals behauptet, daß sie unlautere Empfindungen und Sinnenkitzel erweckt —, vielleicht hat sie eben deshalb Feinde! Es mag so mancher enttäuscht gewesen sein, eine lebendgewordene Antike zu sehen, wo er auf angenehme Pikanterie hoffte! Großdenkende und Freie aber freuen sich ihrer, und am meisten dürfen sich die Frauen freuen!

Eine Flut jungweiblicher Literatur neuester Richtung hat erregte Diskussionen hervorgerufen über die Entsittlichung der Frau durch die Enthüllung ihres intimsten Trieblebens und ihrer geheimsten Seelenvorgänge. Im Lager der Entrüsteten ward der Ruf nach dem Psychiater laut; man sprach von Exhibitionismus und stellte die Verfasserinnen verschiedener erotischer Bücher auf eine Stufe mit jener besonderen Gattung von Kranken, die das Bedürfnis hat, sich die Kleider vom Leibe zu reißen. Vom „Dirnengeist in der Frauendichtung“ schrieb Otto von Leixner in der „Täglichen Rundschau“, und mit einer überraschenden Einsichtslosigkeit mischte er die heterogensten Dinge zusammen: Dichterinnen perverser Erotik, lüsterne, auf Sensation spekulierende Verkünderinnen einer oft gar nicht empfundenen tollen Brunst, echte, starke Künstlerindividualitäten und freie Persönlichkeiten in der Frauenbewegung, die es wagen, die Hohlheit und Verlogenheit der heutigen Gesellschaftsmoral zu geißeln, die nicht nach der Form, sondern nach dem Wesen fragen, wissend, daß es Legionen der unkeuschesten Ehen gibt und vollbewußte, reine, unverehelichte Mütter. In einem Atem sprach er von den ernstesten großdenkenden Frauen und von „schmutzigen Schriften“. Unterschiedslos ist für ihn alles „Prostitution, gezeichnet mit dem Brandmal der Schande“.

Für diese geradezu unfaßliche Gedankenverwirrung, die man leider bei größeren und kleineren Geistern findet, ist Isadora Duncan eine glänzende Widerlegung. Hätte man vor ihrem Erscheinen an tausend deutsche Männer die Frage gerichtet: „Ist ein Weib, das fast unbekleidet allabendlich vor dem Publikum eines großen Theaters tanzt, keusch und züchtig?“ so wäre ein tausendstimmiges „Nein“ die Antwort gewesen.

Nun ist das Experiment gemacht worden, und nur ein schmutziger, verderbter Geschmack kann ein anderes Urteil abgeben als: „Die Tänzerin und ihre Darbietungen sind das Keuscheste, Reinste, was sich denken läßt.“

Die Wahrheit ist immer nackt. Wer zu dieser den Willen in reiner, künstlerischer Absicht hat, verdient Dank, und wenn einzelne, mit Recht gebrandmarkte Literatur-Erscheinungen unzüchtig wirkten, so war es, weil ihnen der Stempel des echten Kunstwerks, zumeist sogar der echte Wille zur Kunst fehlte. Zwischen der Nacktheit



wahrer Kunst und den ernsten Befreiungsbestrebungen jener, die, an einer Reform der heute an allen Ecken und Enden mit häßlichem Aussatz bedeckten Gesellschaft arbeitend, dazu auch Reformen der Ehe und der Mutterschaft verlangen, zwischen diesen Erscheinungen einerseits und den auf Sinnenkitzel berechneten Literatur-Obszönitäten liegt derselbe Unterschied wie zwischen der Nacktheit Isadora Duncans und einer durch gemeine Nuditäten wirkenden Attraktion eines Animiertingeltangels.

Angelehnt an die großen Meisterwerke der Kunst hat es sich die junge Amerikanerin zur Aufgabe gestellt, die Schönheit und Reinheit des weiblichen Körpers zu verfechten. In der Entwicklung gibt es keine Zufälligkeiten, Ring gliedert sich an Ring, und so ist auch diese Bewegung vorbereitet durch die seit einigen Jahren sich ausbreitende Reformation der Frauentracht. Als eine notwendige Ergänzung steht die Verkünderin eines weder durch Mode noch durch Vorurteile mißhandelten Leibes neben den vielen Frauen, die heute an der Sprengung der geistigen und seelischen Fesseln, die ihr Geschlecht einengen, arbeiten. Es ist alles der Ausblick auf eine volle Harmonie: starke freie Seelen, die sich eines starken freien Körpers bewußt werden.

Tausend Tore von tausend Gefängnissen stehen offen, — geschwächt noch von langer, entkräftigender Haft, strebt eine Generation der Gegenwart dem neu gewonnenen Licht, der klaren Luft entgegen. Vor ihren Augen aber leuchten neue Kulturideale, neue Schönheitsideale, und die Töchter dieser Freigelassenen werden, so lasset uns hoffen, aufwachsen, geadelt durch die Merkmale der Freigeborenen!

Berlin. *Adele Schreiber.*



Die kleinen Holzschuhe.

Nach dem Holländischen des *J. de Meester*, von *C. F.)**

Klapp, klapp, klappten und knarrten drei Paar Kinderholzschuhe über den Deich. Es war ein schwerer Regentag; jeden Augenblick konnte ein Schauer niedergehen. Der plumpe Deich hob sich, in unsicheres Grau getaucht, gegen die grelle fetzige Wolkenflucht, eine scharfe Landmarke hoch über dem flachen, regennassen, wie zerfließenden Lande. Da oben auf der verlassenen Höhe gingen die Kinder Hand in Hand, dicht aneinander gedrängt, das Geräusch der vielen kleinen Schrittchen, die oft aus dem Takt kamen, klang durch Zugwind und Regenluft wohl so wie das Schnarren der Dohlen, wenn sie aus dem Dünengras auffliegen, gegen das dumpfe Windbrausen von der See. Zwei Schwesterchen und ein Brüderchen waren es. Der Junge und das kleinere Mädchen mit schmutzigen zartbläulichen Gesichtchen. Das ältere Mädchen hatte, gerade wie ein altes Mütterchen, eine pergamentgelbe, wie eingeschrumpfte Haut, und aus den dünnen verblaßten Haaren, die spärlich in ungleichen Strähnen auf ihr mageres Hälschen herabhingen, stach fremd und unförmig eine viel zu große Stirn hervor und gab dem schmalen Gesichtchen traurige Mißgestalt.

*) Von allen fremden Literaturen behandeln wir Deutsche wohl die holländische am stiefmütterlichsten. Erst kürzlich entdeckten wir plötzlich Multatuli, obwohl er fast zwanzig Jahre unser Gast gewesen und schon fünfzehn Jahre tot war. Und auch Willem Kloos, Frederik van Eeden, Helene Swarth, Hermann Gorter und Albert Vervey sind bei uns durch Übersetzungen lange nicht so bekannt goworden, wie sie es, an ihrer Bedeutung für die holländische Literaturbewegung gemessen, verdient hätten.

Zu diesen Kämpfern für ein neues, großes Schrifttum in Holland, die sich im „*Nieuwe Gids*“ einen Ringplatz schufen, gehört auch J. de Meester, von dessen Erzählungskunst wir heute eine Probe geben.

Eliza Johannes de Meester, geboren 1860 zu Hardwijk, wurde nach fünfjähriger Tätigkeit als Tagesschriftsteller in Zutphen, Rotterdam und Amsterdam 1885 Korrespondent des „Handelsblad“ in Paris. 1889 erschien sein erster Skizzenband „Kleingoed,“ dem schon 1890 der Roman „Een Huwelijk“ folgte. Seit 1891 ist er Mitherausgeber des „Nieuwe Rotterdamsche Courant“ und als solcher tritt er auch als Kritiker warm für alle neuen holländischen und fremden Kunstbestrebungen ein. Beobachtungen der Pariser Zeit regten ihn wohl zu seinem zweiten Novellenbande „Parijssche Schimmer“ an, der 1892 veröffentlicht wurde. Nach langer Pause (1900) kamen dann „Zeven Vertellingen“ heraus, denen die eindringlich-einfache und erschütternde Geschichte „Die kleinen Holzschuhe“ entnommen ist. 1901 erschien wieder ein Roman „Deemoed“, und im vorigen Jahre brachte der „Nieuwe Gids“ den Roman vom Liebesverlangen „Geertje“. In den letzten Monaten endlich zeigte uns ein neuer Skizzenband „Allerlei Menschen“, daß J. de Meester seinen Weg gerade weiterschreitet. An dieser Stelle geht es nicht an, seine künstlerische Persönlichkeit zu charakterisieren; besser aber auch, als Worte es vielleicht vermögen, bezeichnet die kleine Erzählung von den Holzschuhen die Art seines dichterischen Empfindens und Schaffens. D. Übers.



Mutter sprach immer von „Affenschnauze", und Minna wußte wohl warum. „Aber ein Racker ist sie," fügte Mutter hinzu, und auch davon verstand Minna den Sinn. Sie war ein Schlaukopf, das wußte sie, und das war ihr einziges Glück, sie beherrschte ihr Brüderchen und ihr Schwesterchen. Auf den gemeinsamen Bettelfahrten suchte sie immer die Leute aus, welche angesprochen werden sollten; sie wußte oder erriet es immer, wenn es hier oder dort etwas zu verdienen gab, und wie man es anstellen mußte, um die Polizei zu vermeiden. Lenchen würde das nie lernen, und Jakob war noch viel zu klein. Jakob, der neulich bei der Obstfrau die Äpfel so dumm mauste, daß sie alle drei nach der Wache kommen sollten, wenn nicht die Obstfrau selbst für sie gebeten hätte! Mina konnte das besser, gestern noch das Gebund gelbe Rüben; kein Mensch hatte etwas gemerkt, sogar Lene nicht, die doch dicht daneben ging. Und was sie jetzt anstellen wollten, das war auch ihr Plan, darauf wären die anderen nie verfallen. Aber schreien konnten die am besten, wenn Mutter schlug; als wenn es ihr nicht auch wehe täte, aber man darf es sich doch nicht merken lassen. Neulich, wie Mutter sie mit dem Schürhaken geschlagen hatte, ja, da hatte sie doch weinen müssen, aber Bluthusten bekam sie auch darnach, so arg war es gewesen. Wenn sie weinte, das machte der Mutter Spaß. Vater sagte es neulich auch. „Wenn du die Kinder nur junkern hörst!" sagte er. Lene und Jakob, ja, die weinten immerzu.

Jetzt würde Mutter beschämt die Augen aufreißen, und Vater, wie würde Vater der Mutter kommen, denn Mutter war doch schuld, daß sie dies jetzt tun wollten. Vater war überhaupt nicht schlimm, nüchtern war er sogar sehr nett. Neulich, wie Mutter so lange ausblieb, weil sie zugesehen hatte, wie das Schwein geschlachtet wurde, hatte er mit Mina von ihrer ersten Mutter gesprochen: „Ja, Kind, wenn die am Leben geblieben wäre! Aber die ist jetzt im Himmel."

„Der Himmel, Vater, was ist das?"

„Nun, das ist bei unserem lieben Herrgott, — wenn man tot ist. Dann bist du aus allem Leid heraus. Da sind alle Menschen glücklich."

Mina hatte genau zugehört, wie Vater das sagte. Sie hatte in sich etwas ganz Fremdes gefühlt; es war, als ob sie, wie neulich Pit Jansen, einen Gulden gefunden hätte; das hatte sie noch nie gehört, daß die Toten glücklich sein könnten. Wie ihre Mutter damals starb, hatte man sie beklagt. Aber warum denn, wenn man dann glücklich wird; und es tat ihr leid, daß sie nicht mit der Mutter gestorben. Sie hatte doch gerade so gut die Pocken gehabt wie Vater und Mutter auch, damals, nur Lene und Jakob nicht; und Mutter war allein gestorben. So ganz glücklich sind die Toten. Vieles wurde ihr klar, sie wunderte sich nicht, daß Kobes, der Vater von Pit Jansen, so friedlich ausgesehen hatte, als man ihn aus dem Wasser zog. Sie stand dabei, wie man ihn vom Karren hob. Kobes sah früher mit

seinem wilden Haar und dem Säufergesicht so wüst aus, daß Mina jedesmal schauderte; aber jetzt hing das Haar straff nach hinten, und sein wachsbleiches Gesicht mit den geschlossenen Augen hatte etwas Freundliches. Ganz nahe mußte sich Mina herandrängen, um ihn zu sehen. Frau Jansen, Mutter und die anderen Nachbarfrauen waren außer sich und klagten und heulten; aber die bucklige Rika meinte: „Ach Gott, nun kriegt er doch keine Prügel mehr von seiner Frau,“ da dachte Mina: „Aha, ganz glücklich sind die Toten!“ Den Abend konnte Mina die Leiche und ihr glückliches Lächeln nicht vergessen, und grübelte darüber nach, daß sie und Lena und Jakob auch gut ertrinken könnten, das ginge doch ganz einfach. Kobes hatte kaum eine Viertelstunde im Wasser gelegen, da war er schon tot. An demselben Abend war es, als Vater nach Hause kam, ganz schlimm geworden, weil Vater so viel weniger Lohn heimbrachte wie der Ertrunkene sonst. Vater war dann schimpfend wieder in den Krug gegangen, und Mutter hatte den kleinen Jakob gerüttelt und gestoßen, daß er jetzt noch davon dunkle Flecken auf dem Rücken hatte.

Darum frug Mina zwei Tage später Lena und Jakob, ob sie mit ihr von Hause weglaufen wollten, und erzählte ihnen von Kobes, der so nett ausgesehen habe, wie er tot war, und daß man dann ganz glücklich würde. Die zwei Kinder fanden es gut so; das taten sie immer, wenn Mina etwas vorschlug. Und so gingen sie nach dem Schilfpfuhl, der lag hier am Deich. Mina kannte den Weg, denn zuweilen schickte Mutter sie vor die Stadt betteln, und dann kamen sie jedesmal hier vorbei. Unten am Wasser suchten sie dann immer nach kleinen Fröschen und pflückten von den langen Blättern. Mina wußte, daß man dort ertrinken konnte, denn im vorigen Jahre waren doch die beiden Jungen von ihrer Straße da beim Baden untergegangen.

Klapp, klapp, scharrten die Holzschuhe fast leise und ängstlich gegen den sausenden Wind an, der den Deich hinauffuhr; immer mehr kamen die Kinder ins Laufen. Der kleine Jakob war wohl etwas müde geworden, denn er blieb zurück und mußte nachgezogen werden, und Mina drohte, daß sie ihn allein stehen lassen wollten und er nicht mit ertrinken dürfe.

„Dann muß ich aber zuerst, ich bin der erste,“ weinte und bettelte der Junge. Er verstand nicht, was mit ihm geschehen sollte, er bat nur um eine Belohnung für sein Weitergehen. Die Schwesterchen antworteten nicht. Lena fing an, etwas bange zu werden, so allein auf dem Deich, sie dachte an den dunklen Schilfpfuhl. Mina fühlte sich, alles sollte durch sie geschehen. Wenn nur keine Menschen vorbeikämen, denn sie war bange, daß jemand sie aus dem Wasser ziehen könne, noch ehe sie richtig ertrunken wären.

Endlich, da sah sie den Pfuhl. Und kein Mensch auf dem Deich. Die Luft war eintönig blauschwarz, und es fiel ein durchdringender Regen. Windstöße sausten über die Höhe und fegten stechende



Wasserstrahlen gegen die Lumpen und die kalten Gesichtchen der Kinder. In der Ferne verschwamm die Landschaft in ein Tränengrau von Nebel und Regen. Überall traurige, traurige Nässe. Nur unten der Pfuhl leuchtete und glänzte; schwarzschimmernd lag er im stumpfen Grün der Sumpfweiden. Das fettig schwere Wasser wurde vom Wind zu Schlangen gerollt, die sich mutwillig wanden und krümmten. Mina war oben am Deich stehen geblieben und starrte fest und nachdenkend nach unten. Plötzlich kam es über sie: bald würden nun ihre eigenen drei Leichen dort unten liegen in dem nassen, nassen Wasser; jetzt schon umfing sie ein schmerzhaftes Frostgefühl, und das war doch nur vom Regen. Sie sah Lenchen zittern und die Händchen unter ihrer dünnen durchsichtigen Schürze gegen den Leib halten. Regentropfen schlugen gegen ihr Köpfchen, fielen hinter die Ohren herab und glitten den Nacken nieder ins durchweichte zerlumpte Kleidchen. Und wieder sah sie nach dem Sumpf, dem dunkelglänzenden Wasserpfuhl; ja, darin würden sie liegen, aber dann wären sie auch tot und kämen in den Himmel, so hatte Vater gesagt, und Mutter würde sie nicht mehr schlagen.

Es führte vom Deich ein schmaler Fußpfad nach dem Sumpf nieder. Plötzlich griff Mina nach Jakob und wollte ihn fortstoßen, den Pfad hinunter. Aber Jakob wehrte sie ab und klagte, daß es so kalt sei. Gewohnt, Mutter zu spielen, fing Mina wieder zu drohen an: „Nun, dann willst du wohl nach Hause zurück und Schläge bekommen!“ Da schwieg der Junge; vielleicht wäre er doch gerne wieder nach Hause gegangen, er war zwar an lange Streifzüge durch die Straßen gewöhnt, aber nicht ans freie Feld. Doch Mina faßte mit zwingendem Griff sein Händchen und gleichzeitig schob sie Lena vor sich her den Pfad hinunter. Im Anfang ging es bequem, dann wurde der kleine Weg steiler und Jakob fiel. Er glitt weiter im Schmutz und lachte laut vor Vergnügen. Er fand es so nett, daß er sich einen Augenblick später wieder fallen ließ. Aber Mina wurde böse und schüttelte ihn heftig am Arm. Auf einmal, ohne daß er Zeit gehabt hätte zu weinen, schleifte sie ihn fort in den glitschigen Morast, schnell den Pfad hinunter. Das fand er außergewöhnlich nett, man glitt so angenehm über den Schlamm, der ihm um die Öhrchen und in das lockige Wirrhaar spritzte. Lenchen hatte auch viel Freude daran, und so standen die drei unten an dem Fuß des Deiches auf einem Fleck morastigen schwarzen Sandes. Der Wind wehte hier nicht, der Regen tröpfelte so seltsam ins Wasser und machte überall kleine Kreise. Jakob griff nach einer schönen Schilfrispe, die so weit im Uferwasser stand, daß er sich ganz vornüber beugen mußte, um sie zu fassen.

„Paß auf, Junge,“ rief Mina unwillkürlich, aber mit einem Mal bekam sie einen heißen Stich in den Kopf; sie fühlte Mutters Schläge auf dem Rücken, sah den friedlichen toten Kobes. Sie mußte ihren Plan ausführen. Sie gab ihrem Brüderchen unversehens einen Stoß, so



heftig, daß er kopfüber mit den Händen in das Schilf fiel, das klingend auseinanderbog.

„Uh . . . Uh . . .," schrie Jakob.

Und Lenchen fing an zu schreien: „Mina! ach Mina!" und stampfte vor Schrecken mit den Füßen. Aber Mina war jetzt ganz bei ihrer Tat. Ihre Augen sahen mit starrer Grausamkeit nach dem Jungen; es war, als ob sie Freude hätte an seiner Qual. Er hatte so kläglich „ich falle" gerufen und schrie jetzt durchdringend „Mina!" mit dem unbewußten Todesschrecken eines kleinen Wesens, das noch nicht weiß, was sterben ist. Doch Mina bückte sich schnell und stieß auch sein Beinchen, das noch auf dem Ufer lag, ins Wasser. Jakob schien jetzt zu begreifen, was seine Schwester mit ihm vorhatte. Wüst schlug er mit Armen und Beinen um sich, spie das Wasser aus und schrie, auf und niedertauchend, durchdringend:

„Mutter, Mutter!"

Das Wort machte Mina ganz sinnlos. „O du!" stieß sie zwischen den Zähnen hervor. All der Haß gegen Mutter richtete sich jetzt gegen den Jungen, der nach der Mutter rief. Jakob konnte sich nicht aufrichten, der Morast sank unter ihm weg, aber er tauchte immer wieder luftschnappend auf. Das Moorwasser brodelte und perlte und klebte wie eine schwarze Haut auf dem kleinen Körper. Mina sah, daß es so nicht ging. Fest entschlossen trat sie ins Wasser und zog Jakob an einem Arme nahe heran. Halbtodt, hülflos, schnaufend und spuckend, kam der Junge an die Oberfläche, dicken Schlamm in Gesicht, Stirn und Haaren; aber Mina schnellte ihn im Halbkreis fort nach der andern Seite der Bucht, wo das Wasser tiefer war und das Schilf nicht so dicht stand. Der kleine elende Körper schlug wieder ins aufplatschende Wasser. Mit beiden Füßen stand Mina im Sumpf. Sie bückte sich schnell über ihr Opfer, das sich kaum noch regte. Ganz ruhig und sicher legte Mina die Hände auf ihn und hielt ihn niedergedrückt. Jetzt war nur Neugier in ihr, wie er sterben würde. Und wenn durch den kleinen Leib ein krampfhaftes Zucken ging, legte sie schnell eine Hand dahin, um das Zucken zu fühlen. Und dann sah sie unbeweglich nach dem Köpfchen und den Haaren, die im Wasser glänzten.

„Queck, queck," kreischte es auf einmal hinter dem Ried an der anderen Seite des Sumpfes, zwei gellende, abgemessene Schreie, und mit ungeschickt klappendem Flügelschlag arbeitete sich eine Ente durch das Schilf und flüchtete.

Es war Mina, als ob sie einen Stoß vor die Brust bekommen hätte, plötzlich fühlte sie ihre Füße im Nassen stehen und zog sie zurück in unbewußtem Ekel, der nur zurück- und wegstrebte. Jetzt hörte sie, daß Lena schrie und sah sie an den Deich geduckt, wie sie das Köpfchen im nassen Grase verbarg. Mina empfand nur große und leere Verwunderung, als ob sie aus einer anderen Welt käme und jetzt hier niedergesetzt worden wäre, ganz allein. Nun erkannte sie



den Pfuhl wieder und begann ihn zu hassen. Sie dachte nicht an das, was sie getan; sie dachte nicht daran, sich selbst zu ertränken. Beklemmend kam ihr immer wieder der Gedanke: „Mina hat das getan, Mina!“ Wie Erstaunen, wie etwas ganz Fremdes.

Sie sah Lenchen, welche nicht mehr schrie, sich aufgerichtet hatte, zitterte, daß ihr müdes Mündchen davon zuckte und die Augen starr auf den Sumpf gewendet hielt. Da nahm Mina ihre Schwester bei der Hand und zog sie mit, den glitschigen Deichweg hinauf, beinahe eben so schnell, als sie vorhin mit Jakob heruntergeglitten war.

Oben griff der Wind die Mädchen an. Sie waren heiß vom Klettern, und wie ein eisiger Druck umklammerte sie die schwere Kälte. Aber steinerne Angst trieb Mina auf ihren durchnäßten, knitschenden Holzschuhen fort, weg von dem Pfuhl.

Der lag einsam prächtig, schwarzschimmernd, beschirmt durch den Deich; dicht bei dem starren Uferschilf wurde Jakobs kleine Leiche sanft gewiegt. Nur seine kleinen Holzschuhe hatten sich im Wasser von den Füßen gelöst und jede der regelmäßigen Wellen ließ sie gegeneinanderprallen, — ein ganz leises, bescheidenes Geräusch.

Dazu klang sanft des dunstigen Regens eintönig lullendes Klagen.

Vier Gedichte

von Otto Albert Schneider (Köln).

Qual.

Ich habe gewartet, die Seele voll Sehnen,
Der Regen weinte im Sonnenlicht
Leise, lächelnde Tränen; —
Das Lächeln ging, der Regen rann,
Ich lag und horchte:
Leise spann
Die Dämmerung am Kleid der Nacht,
Und du — kamst nicht, —
Da hab' ich gelacht!



Eine Liebe.

Glatt und dunkel lag die Flut
Meines Lebens, du kamst voll Übermut
Und warfst gleich einem blitzenden Stein
Deine Liebe mitten hinein.
Ein Rauschen, — das Wasser zerbrach, es flossen
Die Wellen zurück — lichtübergossen, —
Leise
Zogen sie ruhige, stolze Kreise
Und lagen dunkel wie zuvor — —
Was stehst du immer noch davor?

Helle Stunden.

Das weiß ich, all mein Leben wird
Nur eine blasse Sehnsucht sein;
Ich habe mich zu früh verirrt,
Zu lange geh' ich nun allein.

Nur manchmal höre ich im Wind
Ein scheues Flüstern wie von Glück;
Dann muß ich lauschen wie ein Kind,
Und lächelnd senke ich den Blick. —

Dann sehe ich, wie alles war,
Bevor ich selber mich gedacht:
Gleich einem Sterne, still und klar,
Taucht meine Seele aus der Nacht.

Madonna im Rosenhag.

(Vor Stephan Lochners Bild im Kölner Museum.)

Du bist so still, Maria, — zu dem Kind
Flieht deiner Augen junge Zärtlichkeit;
In scheuer Demut lauschen aus dem Kleid
Die schlanken Hände, die wie Blüten sind.

Froh dir zu Häupten wölbt sich leicht und schwank
Der Rosenlaube zierliches Gerank',
In duftigen Farben löst ihr blühend Rund
Sich leuchtend aus dem goldgetränkten Grund.



Wie weich dein Haar sich um die Krone schmiegt,
Die schimmernd auf dem feinen Köpfchen liegt;
In leiser Anmut lächelt dein Gesicht,
Als fühltest du ihr reiches Lasten nicht.

So sinnst du still, — das Antlitz schön geneigt,
Auf blumiger Halde dir zu Füßen geigt
Ein Engelknabe ewige Melodien:
Und lächelnd ruht der Gott auf deinen Knien. . .

CHRONIK.

Die moderne Literatur in russischer Beleuchtung.

A. L. Wolynski, einer der hervorragendsten russischen Kritiker, hat kürzlich in St. Petersburg unter dem Titel „Was ist Idealismus?" einen Vortrag gehalten, in dem er die geistigen Hauptströmungen unserer Zeit zu charakterisieren suchte, vor allem aber jene große idealistische Strömung, die unleugbar immer mächtiger wird, und deren Quelle die religiöse Empfindung ist. Die Literatur, so meinte Wolynski, strebte von jeher, zum göttlichen Worte zu werden; aber dies Streben der Literatur, sich bis zu jenen Grundlagen des Lebens zu vertiefen, die man die religiösen nennen kann, sich in ihren künstlerischen Mitteln zu erneuern und den neuen Menschen zu schaffen, mit dem neuen Körper und der neuen Seele, tritt besonders stark und intensiv bei dem Studium der modernen Literatur hervor. Man kann bestimmt sagen, daß alles Lebendige in der Literatur, bewußt oder unbewußt, von dieser Idee erfüllt ist.

An der Spitze der modernen Literatur steht Nietzsche und sein Traum vom Übermenschen. Wie bedeutend und erhaben ist allein sein Stil! Aus der Menge seiner Bilder klingt immer eine Melodie. Manchmal braust sie wie ein Gewitter, wie ein Hagel. Eben so ein Stil, der einzig in seiner Art ist, mußte zusammen mit einer solchen Persönlichkeit wie Nietzsche kommen. Der große Mann, der die Krönung der modernen historischen Welle wurde, ist ebenso unstät,



ebenso brausend wie eine Welle. Wolynski führte einige Zitate aus bisher unveröffentlichten Briefen Nietzsches an. An Dr. Paul Rée schreibt Nietzsche: „Immer mehr bewundere ich übrigens, wie gut gewaffnet Ihre Darstellung nach der logischen Seite ist. Ja, so etwas kann ich nicht machen, — höchstens ein bißchen seufzen oder singen. Aber beweisen, daß einem wohl im Kopfe wird, das können Sie, und daran ist hundertmal mehr gelegen."

Nietzsche war einer der größten Wahrheitsucher, der sich aber gegen die große Wahrheit seines eigenen Herzens verschloß. Wie zart, edel und ideal sein ganzes Empfindungsleben war, wie stark er nach neuen Beziehungen zwischen Mann und Weib strebte, ersehen wir aus folgendem Brief, den er an eine ihm befreundete Frau schrieb: „Ich fühle jede Regung der höheren Seele in Ihnen, ich liebe nichts an Ihnen als diese Regungen. Ich verzichte gern auf alle Vertraulichkeit und Nähe, wenn ich nur dessen sicher sein darf, daß wir uns dort einig treffen, wohin die gemeinen Seelen nicht gelangen." In einem andern Brief an dieselbe Frau heißt es: „Gestern war ich glücklich; die Luft mild und rein, ich war in Rosenthal, wohin mich Carmen-Musik lockte. Da saß ich drei Stunden, trank den zweiten Kognak dieses Jahres, zur Erinnerung an den ersten (ha! wie häßlich er schmeckte!) und dachte in aller Unschuld und Bosheit darüber nach, ob ich nicht irgend welche Anlage zur Verrücktheit hätte. Ich sagte mir schließlich: Nein. Dann begann Carmen-Musik, und ich ging für eine halbe Stunde unter in Tränen und Klopfen des Herzens .... Und nun schaffen Sie reinen Himmel! Ich will nichts mehr, in allen Stücken, als reinen, hellen Himmel."

Wolynski resümiert seine Charakteristik dahin, daß Nietzsche eine Art Erlösungsopfer der Modernität für die Zukunft, für den Übermenschen ist.

Von Ibsen meint er, daß seine Helden alle Qualen der psychologischen Konflikte kennen, aber er selbst, Ibsen, erscheint fast als kein moderner Mensch. Er ist ganz, nordisch grell. Er ist mehr einer Statue als einem Menschen ähnlich. Er durchdringt mit seinem Blick alle Bewegungen und Regungen der modernen Seele, ist aber trotzdem mehr Denker als Psychologe. Daher jene schreckliche Knappheit und Kürze in den Schilderungen von Menschen und Situationen, der Mangel an farbigen Tönen in der künstlerischen Ausführung, manchmal sogar eine gewisse Trockenheit, Roheit und Eckigkeit in der dramatischen Handlung und im Dialog.

An Maeterlinck, dessen Kunst so viele Keime des neuen Idealismus enthalte, rühmte Wolynski die Vorzüge seines „leisen" Stils, erblickte aber in der „Monna Vanna" eine Verirrung seines Talents, das zu der Wirklichkeit keine Beziehungen hat.

Gerhart Hauptmann nannte er den „deutschen Tschechow".

Auch die russische Literatur ist mit dem Suchen des neuen Menschen, der neuen Schönheit beschäftigt. Ihrem Charakter nach



unterscheidet sie sich aber wesentlich von der europäischen. Sie ist minder kompliziert, sie umfaßt nicht so viele verschiedenartige Kulturprobleme. Aber in ihren bedeutendsten Repräsentanten strebte sie immer zum echten, göttlichen Wort zu werden. Von ihren Anfängen an hat die russische Literatur Gott gesucht.

Der größte Künstler und Dichter Rußlands, Tolstoi, hat die Schilderung des alten Menschen zu Ende geführt. Der größte Psychologe der russischen Erde, Dostojewski, eröffnet uns Horizonte der Zukunft. Maxim Gorki ist der Dichter und Philosoph der Freiheit. Er sucht leidenschaftlich nach neuen Wahrheiten, nach psychologischen und sozialen, und sein literarischer Ungestüm hat eine direkte Beziehung zum künstlerischen Idealismus.

Tschechow gehört nicht selbst zur Dekadenz, aber in seinen Werken sehen wir den Prozeß der russischen Dekadenz. Die Prinzipienreiter unter den Dekadenten träumen und philosophieren von Dekadenz, Tschechow aber zeigt sie, — und wie zeigt er, wie malt er, mit welchem wunderbaren Takt der Realität! Alles, was in den modernen Seelen sich vollzieht, alles, wie es dort aussieht. Und das Fleisch und das Blut sind immer bei ihm echt russisch, und seine Sehnsucht ist eine echt russische, und die Horizonte des Geistes, die er, unsicher und vorsichtig, entdeckt, sind auch echt russisch.

Das alte, dekadente, müde Europa wird sich erneuern durch die Erneuerung des Menschen, der, die Grundzüge seiner Nationalität bewahrend, jeden Chauvinismus von sich stoßen, alle sozialen Scheidewände niederreißen und überhaupt von all dem sich befreien wird, was der Geist als Banalität und Gemeinheit betrachtet. Und auch Rußland, als ein lebendiger Teil des lebendigen Europa, indem es sich zu neuen kulturellen Änderungen vorbereitet, eilt mit vorwärtsblickendem Auge, dem Traume von etwas Fernem, von der Realität sehr weit Entferntem, aber dem Herzen sehr Nahem sich hingebend. Rußland schreitet zusammen mit Europa; sein junges, wildes Pathos und das maßvolle Pathos der europäischen Kultur befruchten sich gegenseitig unaufhörlich. Rußland schreitet vorwärts, um neue geistige Schätze, eine neue Welt zu erobern. Es ist ausnehmend interessant, jetzt auf der Welt zu leben!

Die Kongregationen in Italien.

Mit den Ordensniederlassungen in Frankreich hat man sich in letzter Zeit sehr eingehend beschäftigt. Weniger bekannt sind die italienischen Kongregationen, obwohl auch sie eine gewaltige Macht repräsentieren. Das leuchtet ein, wenn man sich die Entwickelung des Ordenswesens in Rom allein vergegenwärtigt. Im Zeitraum eines halben Jahrhunderts haben sich die Ordenshäuser in Rom beinahe verdreifacht. Es war ein beständiges Ansteigen, das nur 1870 stockte und später mit beispielloser Kraft und seltsamer Ironie nach den



Aufhebungsgesetzen in der Hauptstadt des Königreichs wieder einsetzte. 1855 gab es in Rom 114 Klöster, wovon 64 für Männer (2243 Personen) und 50 für Frauen (1919 Personen). 1870 beliefen sich die Klöster auf 206, wovon 125 für Männer und 81 für Frauen. Die italienischen Gesetze hoben 134 religiöse Körperschaften auf, 72 wurden nicht weiter angetastet. Das waren Häuser, die einen internationalen Charakter trugen, kleine Gruppen von Mönchen, die man zur Überwachung bedeutender Kunstdenkmäler oder zur Ausübung des Gottesdienstes in den Pfarrkirchen ließ, und außerdem Klöster von Schwestern aus dem Auslande, deren Vermögen nicht konfisziert werden konnte. Die Klöster waren also nach 1870 in Rom von 206 auf 72 gefallen. Heutzutage haben von 106 Kongregationen 88 ihre Hauptniederlassung in Rom. Im ganzen aber gibt es in Rom jetzt 296 Klöster, und zwar 169 Mönchs- und 127 Nonnenklöster. Davon haben sich 224 erst in den letzten 20 Jahren niedergelassen. Im ganzen darf man wohl 11 000 Mönche und Nonnen zählen, gegen 2500 Weltgeistliche. Außer den Klöstern gibt es in Rom noch 60 Etablissements, Pensionate, Schulen, Asyle, die von Nonnen gehalten werden. Vor kurzem erst haben französische Schwestern ein Atelier für Schneiderei eröffnet, das für den klerikalen Adel liefert. Über die Besitztümer der Kongregationen in Rom haben wir keine statistischen Angaben, aber man kann sich einen ungefähren Begriff machen, wenn man bedenkt, daß die französischen Kongregationen allein dort Immobilien im Werte von 51 Millionen Francs besitzen.

Zur Frage der Koedukation.

Über die gemeinschaftliche Erziehung von Knaben und Mädchen stellt ein soeben in London von Alice Woods herausgegebenes Buch, „Co-Education" betitelt, die Erfahrungen aus dem englischen Schulleben zusammen. Die Herausgeberin betont, daß der Gedanke, beide Geschlechter zusammen zu erziehen, einen stetig zunehmenden Einfluß auf das englische Volk ausübt. Fast alle Schriftsteller, die in dem Buch zu Worte kommen, glauben an die günstigen Wirkungen dieses Systems. Eine Anzahl sehr befähigter Lehrer hat dies System in englischen höheren Schulen erprobt, und sie sind mehr als je nicht nur von seiner Zuverlässigkeit, sondern auch von seinem positiven Wert überzeugt. Die gemeinsame Erziehung kleiner Knaben und Mädchen scheint ihnen unter sehr sorgfältiger Oberaufsicht und in passender Umgebung jedenfalls segensreich. Eine andere Frage ist die Koedukation von Knaben und Mädchen über dreizehn Jahre. Auch sie wird von einigen Autoritäten befürwortet. Aber trotzdem meint einer der Mitarbeiter daß in Schulen und noch mehr in Erziehungsanstalten die gemeinsame Erziehung älterer Knaben und Mädchen weniger wünschenswert ist als eine solche bis zu zwölf oder dreizehn Jahren, der einige Jahre in getrennten



Schulen mit verschiedenem Studiengang folgen sollen. „Natürlich gibt es auch hier Ausnahmen, je nach Temperament und Anlage der Kinder und Lehrer. Manche Mädchen scheinen für eine Knabenerziehung und männliche Laufbahn von Natur veranlagt zu sein. Die Koedukation ist gewöhnlich so organisiert, daß die Erziehung der Mädchen der der Knaben mehr oder weniger ähnlich gemacht ist.“ Ein anderer Mitarbeiter ist durch eine zweijährige Erfahrung in „Keswick School“ zu dem System bekehrt worden. Er erklärt, in den Beziehungen zwischen Knaben und Mädchen nur Gutes gesehen zu haben. „Elementare Unterschiede richten eine Schranke gegen einen zu vertraulichen Verkehr auf, und doch scheinen die Knaben an Höflichkeit und Sanftmut gegen die Mädchen zu gewinnen; und wie die Knaben nicht an Ritterlichkeit und Männlichkeit, so haben die Mädchen nicht an Weiblichkeit, Sanftmut und Bescheidenheit verloren. Weil sie zusammengebracht sind, zeigen sie das Beste in den wahren Beziehungen zwischen beiden Geschlechtern. Nur in der Einbildung der Gedanken- und Mutlosen wagt man dabei eine Gefahr, die weniger ernst ist als die schwere moralische Ungesundheit in Schulen für Knaben und Mädchen allein.“ Ein anderer Beobachter sagt: „Vier Jahre in Keswick haben mich überzeugt, daß Schwierigkeiten, die unter dem alten System unüberwindlich waren, unter dem zauberhaften Einfluß der Geschlechter aufeinander schwinden.“

Eine Gefahr erblickt die Herausgeberin aber in den Schulen, in denen aus bloßen Sparsamkeitsrücksichten die Koedukation eingeführt und die Geschlechter aus Rücksicht gegen Vorurteile so viel als möglich auseinander gehalten werden. Eine weitere Gefahr sieht sie darin, daß der Unterricht zu sehr in die Hände von Frauen fällt. Diese Gefahr hat Mrs. Wood in den Weststaaten Amerikas beobachtet, wo sogar die Erziehung 15—16jähriger Knaben ganz in die Hände von Frauen übergeht. Die Gefahr wächst auch in England, da für lange Zeit die Frauenarbeit billiger sein wird. Jetzt werden Lehrerinnen in Vorbereitungsschulen für Knaben eingeführt, was nur zu billigen ist. „Für ältere Knaben aber kommt eine Zeit im Leben, in der nur der Mann ihnen helfen kann, und viele glauben, daß auch Mädchen mit den Knaben zusammen den Einfluß von Männern teilen sollten.“

Man vergleiche mit diesen Ausführungen die Artikelserie „Zur gemeinsamen Erziehung der Geschlechter“ von Dr. Helene Stöcker in Heft 13 und 14 der „Kultur“.



BÜCHER-LISTE.

Bei der Redaktion der „KULTUR" sind vom 4. bis 31. März eingelaufen:

Dawson, A. J., Marokkanische Geschichten. Übersetzt von Hans Lindner. Stuttgart 1902. Robert Lutz.

Fraenkl, Victor, Los von der Theaterzensur! Berlin 1903. Franz Wunder.

Fuchs, Hanns, Claire. Ein masochistischer Roman. Berlin 1903. H. Barsdorff.

Gooss, Richard, Sonettenkranz von einer Südlandfahrt. Dresden und Leipzig 1903. E. Pierson.

Hardt, Carl, Massinissa und Sophonisbe. Tragödie in fünf Akten. (Als Manuskript gedruckt.) Hamburg 1903. Pontt & v. Döhren.

Herrmann, Prof. D. W., Römische und evangelische Sittlichkeit. 3. verm. Aufl. Marburg 1903. N. G. Elwert.

Kügelgen, Constantin v., Aufklärung und Verklärung. Metaphysikfreie Predigten. (Moderne Predigtbibliothek, II. Serie, 2. Heft.) Leipzig 1903. Richard Wöpke.

Kunz, Otto, Mama. Drama in drei Akten. Wien und Leipzig 1903. Carl Fromme.

Kupffer, Carola, Gedichte. Dresden und Leipzig 1903. E. Pierson.

Marcuse, Dr. med. Julian, Bäder und Badewesen in Vergangenheit und Gegenwart. Eine kulturhistorische Studie. Stuttgart 1903. Ferd. Enke.

Richepin, Jean, Cesarine. Übersetzt von L. Heinz. Minden i. W. J. C. C. Bruns.

Riedel, Armand, Kandala oder die Salomonen. Epos nach orientalischen Sagen. Dresden und Leipzig 1903. E. Pierson.

Schäfer, Dietrich, Kolonialgeschichte. (Sammlung Göschen.) Leipzig 1903. G. J. Göschen.

Scheerbart, Paul, Der Aufgang zur Sonne. Hausmärchen. Minden i. W. J. C. C. Bruns.

Viebig, Clara, Vom Müller-Hannes. Eine Geschichte aus der Eifel. Berlin 1903. F. Fontane & Co.

Vollmöller, Dora, Die Fürsorge für die Handlungsgehülfinnen. Ein Vortrag. Dresden 1903. Königl. Sächs. Hof-Buchhandlung. H. Burdach.

Wilde, Oscar, Fingerzeige. Deutsch v. Felix Paul Greve. Minden i.W. J.C.C. Bruns.

Xaver, Franz, Ein Schauspiel. Handlung in drei Aufzügen. Dresden und Leipzig 1903. E. Pierson.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. S. Simchowitz, Köln.
Für die Inserate: W. H. Sinzig, Köln.
Druck von M. DuMont Schauberg, Köln.

„Das Buch wird alle kleinen Leute in helle Freude versetzen."

„Dies Blatt gehört der Hausfrau."

„Ein Meisterstück von E. Kreidolf, das vom Verlage in gediegener und bestechender Form ausgestattet wurde. Wir sind überzeugt, daß die ‚Wiesenzwerge' sich die Gunst der Kinderwelt im Fluge erobern werden und daß solche ‚Neudeutsche Kinderkunst' es vermögen wird, den Plunder, der die Kinderstube bisher beherrschte, aus derselben zu bannen."

„Deutsch-österreichische Lehrerzeitung."

„Mit den ‚Wiesenzwergen' von Kreidolf aber ist der Vogel abgeschossen. Da ist alles gelungen vom Vorsatzpapier ab bis zum letzten Bilde, von der ersten Arbeit des Künstlers bis zum letzten Handstreich des Druckers. — Kein bildender Künstler hat je so in das Zwergenreich hineingeleuchtet. — Kreidolfs Meistertitel kann nicht angefochten werden."

„Archiv für Buchgewerbe."

„Dies Bilderbuch ist ein Stück Seele. Wem die Seele eines Kindes heilig ist, wer sie mit zarten Ahnungen und mit stiller Freude erfüllen, wer sie mit reinem Humor und Weltliebe ergötzen und weit machen will, greift zu den Wiesenzwergen."

„Neue Badische Landeszeitung".

„Die ‚Wiesenzwerge' sind wieder so voll zarter und frischer, herzlicher und liebenswürdiger Märchenpoesie, daß man sie immer wieder anschaut, um immer wieder neue Schönheiten darin zu entdecken. — Die wundervolle Klarheit der Formen, dabei die Einfachheit der Lichtverteilung und der schöne eindrucksvolle Zusammenklang der Farben machen die ‚Wiesenzwerge' zu einem Bilderbuch, an dem künstlerisches Empfinden gebildet, durch das zugleich die Phantasie des Kindes in freundlichster, gesundester Weise angeregt wird."

„Die Frau."



I. Jahrgang ★ 1903 ★ Heft 21

DIE KULTUR

Halbmonatsschrift

HERAUSGEBER DR S. SIMCHOWITZ

INHALT

ERSTES MAIHEFT

Preis des Heftes 75 Pfg. ✶ Vierteljährlich 4 Mark
Jährlich 16 Mark

SCHAFSTEIN & Co. VERLAG
BADSTR. 1. KÖLN a. Rh. BADSTR. 1.

Die „Kultur“

erscheint *zweimal monatlich* in Heften von ca. 4 Bogen (64 Seiten).

Der Abonnementspreis beträgt (für 24 Hefte mit ca. 1500 Seiten Text) Mk. 16.— pro Jahr, also Mk. 4.— pro Quartal. Bei direktem Bezug vom Verlag Mk. 4.50; für das Ausland Mk. 5.—. Einzelne Hefte kosten 75 Pfg.

Bestellungen werden von allen Buchhandlungen des In- und Auslandes, von allen Postanstalten (Post-Zeitungs-Nummer 4449a) sowie von der Verlagsbuchhandlung entgegengenommen.

Alle für die „Kultur“ bestimmten Sendungen sind zu richten an

„die Redaktion der Kultur“, Köln, Badstraße 1.

Sprechstunde der Redaktion wochentäglich im Bureau, Köln, Badstr. 1, von 11—12.
Privatwohnung des Herausgebers, Dr. S. Simchowitz, Köln, Boisseréestr. 3.

Manuskripte werden stets einseitig beschrieben mit breitem Rande erbeten.

Für unverlangte Manuskripte wird keine Verantwortlichkeit übernommen; ihre Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt.

Alle einlaufenden Rezensions-Exemplare werden in einer „Bücher-Liste“ registriert. Eine eingehende Besprechung erfolgt nach Gutdünken der Redaktion. Eine Verpflichtung zur Rücksendung wird nicht übernommen.

Den verehrl. Redaktionen ist nach eingeholter Einwilligung der Autoren Nachdruck aus dem Inhalt der „Kultur“ gestattet, jedoch nur mit genauer Quellenangabe „Halbmonatsschrift „Die Kultur“ (Herausgeber Dr. Simchowitz, Verlag von Schafstein & Co., Köln)“.

Das XXII. Heft der „Kultur“

erscheint Mitte Mai 1903 und wird u. a. enthalten:

Karl Jentsch (Neiße): *Rußland.*

Prof. Aug. Forel (Chigny): *Die Bekämpfung des Alkoholismus.*

Dr. Eugen Oswald (London): *Georg Joachim Göschen.*





Halbmonatsschrift

Alles Große **bildet**, sobald wir es gewahr werden.
(Goethe.)

Kultur heißt Übung aller Kräfte auf den Zweck der völligen Freiheit, der völligen Unabhängigkeit von allem, was nicht wir selbst, unser reines Selbst ist.
(Fichte.)

I. Jahrgang. ⋆ 1903. ⋆ Erstes Maiheft.

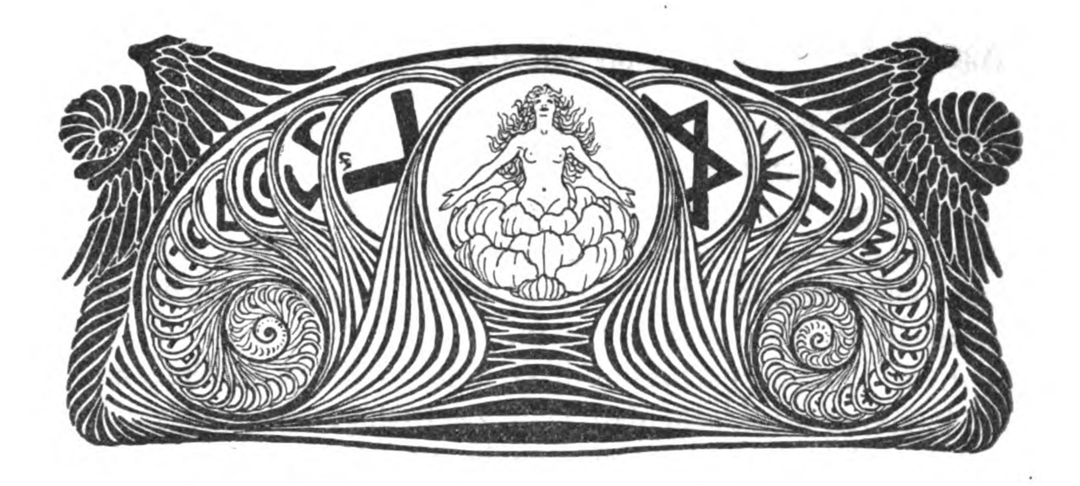
INHALT

HERAUSGEBER DR S. SIMCHOWITZ
VERLAG SCHAFSTEIN & C^O

KÖLN a. Rh.



Druck von M. DuMont Schauberg, Köln.



Die englische Volksschule.

I. Geschichte und Organisation.

Die bei der letzten Tagung der „*British Association*"*) gehaltenen Vorträge über das englische Schulwesen haben, wie ganz selbstverständlich, nicht nur in Großbritannien, sondern auch weit über dessen Grenzen hinaus allgemeine Aufmerksamkeit erregt. Wenn zwei so bedeutende englische Gelehrte wie die Professoren Dewar und Armstrong das Schulsystem des eignen Volkes in der allerschonungslosesten Weise verurteilen und es für veraltet und verrottet erklären, muß doch etwas recht faul sein in dem Felde britischer Erziehung. Trotzdem würde man unrecht tun, aus diesem Verdammungsurteil der beiden Gelehrten auf eine absolute Unbrauchbarkeit des englischen Schulsystems in Bausch und Bogen zu schließen. Zunächst muß hier daran erinnert werden, daß die Herren Dewar und Armstrong nur das höhere Schulwesen, nicht jedoch die englische Volksschule in den Kreis ihrer Betrachtungen gezogen haben. Die englische Volksschule aber ist, trotz aller ihr anhaftenden Mängel, durchaus nicht so schlecht und unbrauchbar, wie von sehr vielen Seiten behauptet wird; ja,

*) Die „*British Association*" ist eine Vereinigung aller englischen Gelehrten; sie kommt jedes Jahr einmal auf mehrere Tage zusammen, um Vorträge über die Fortschritte auf allen Wissensgebieten zu hören.



ich möchte beinahe sagen: soviel die englischen höheren Unterrichtsanstalten bis zur Universität hinauf von unseren gleichartigen Einrichtungen zu lernen haben, so könnte doch unsere deutsche Volksschule, trotz vieler unleugbaren Vorzüge von der englischen Volksschule so manches, ihr selbst mangelndes Gute sich aneignen.

Um der englischen Volksschule volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, darf man zwei Dinge nie vergessen: erstens die englische Volksschule ist eine rein nationale englische Schule, und zweitens die Kürze ihres Bestehens. Die englische Volksschule als öffentliche Einrichtung wurde erst 1870 durch das Forstersche Schulgesetz in den Kreis staatlicher Fürsorge gezogen; was vor dem Forsterschen Schulgesetz vorhanden war, muß mehr oder weniger als eine Reihe privater Unternehmungen auf dem Gebiete des Volksschulunterrichts bezeichnet werden. Das Forstersche Schulgesetz hatte daher die recht schwierige Aufgabe, mit Benutzung alles dessen, was an dem alten System brauchbar war, die Volksschule in England vollkommen neu zu organisieren und aufzubauen; das heißt, Forster fand ein Problem vor sich, welches in Großbritannien bei der Gleichgültigkeit der meisten Engländer für Schule und Bildung und bei der allgemeinen Abneigung des Volkes, dem Staate als solchem eine Einmischung in das Privatleben und die damit eng verbundenen elterlichen Rechte zu gestatten, schwieriger zu lösen war als vielleicht in irgend einem anderen europäischen Lande. Das von Forster zur Zeit dem Parlamente vorgelegte Unterrichtsgesetz vertrat außerdem die sogenannte konfessionslose Volksschule; das heißt: die volle Unabhängigkeit der englischen Volksschule von der sehr einflußreichen anglikanischen und römisch-katholischen Geistlichkeit. Dadurch vermehrte Forster die Gegner seines Entwurfs. Dennoch gelang es diesem bedeutenden Reformator des englischen Unterrichtswesens, alles in allem das Prinzip der konfessionslosen Volksschule zu retten. Wie schwer dieser Sieg Forsters von seinen kirchlichen

Gegnern empfunden, wie wenig ihm dieser Grundsatz einer von geistlichem Einfluß möglichst befreiten Volksschule vergeben wurde, beweist am besten die Geschichte des englischen Volksschulwesens während der letzten dreißig Jahre; sie ist im wesentlichen angefüllt mit einem nichts weniger als erfolglosen Sturmlaufen der kirchlichen und geistlichen Kreise gegen die Konfessionslosigkeit der Schule; ja, sie hat es zustande gebracht, daß in dem unlängst vom englischen Unterhause angenommenen Schulgesetzentwurfe des Ministeriums Balfour der Grundsatz der konfessionslosen Volksschule eigentlich so gut wie aufgegeben wurde. Möglich wurde das nur dadurch, daß trotz des Gesetzes vom Jahre 1870 — entsprechend dem englischen Volkscharakter — der Einfluß der Zentralregierung auf die Volksschule bis auf den heutigen Tag ein verhältnismäßig recht geringer ist, und zweitens dadurch, daß die Schulfrage zum Schibboleth und zur Machtfrage der politischen und kirchlichen Parteien gemacht wurde, — etwas, was ja leider in Deutschland auch vielfach der Fall gewesen. Der so viel geschmähte Minister Chamberlain traf den Nagel auf den Kopf, wenn er unlängst offen erklärte: er höre von allen Seiten Nutzen und Schaden des vorliegenden Schulgesetzentwurfs für die einzelnen Parteien erörtern; wie weit das neue Gesetz jedoch den Kindern selbst und deren Erziehung zu nützen vermöge, davon würde leider am allerwenigsten gesprochen.

Das hier letzterwähnte Übel wurde eben nur möglich durch den bisherigen Mangel einer ausreichenden Kontrolle über die Schule von Staats wegen. Es ist gewiß ein außerordentlich beredtes Kennzeichen für die Schulzustände in England, daß bis zum Jahre 1870 eine staatliche Behörde, der das Unterrichtswesen unterstanden hätte, überhaupt nicht bestand; erst durch das Forstersche Gesetz wurde eine Art oberster Behörde für das Unterrichtswesen *(board of education)* für ganz England geschaffen; dennoch einen Minister für die Unterrichtsangelegenheiten, ausgestattet mit



Vollmachten, wie solche in allen anderen größeren europäischen Staaten als selbstverständlich gelten, gibt es in Großbritannien auch heute noch nicht. Das wird einigermaßen erklärlich durch den alles überragenden Einfluß und die alle anderen Faktoren überragende Macht des Ortsausschusses für die Volksschule. Dieser Ausschuß *(local school-board)* ist keine von der Regierung ernannte oder eingesetzte, sondern eine von der steuerzahlenden Ortsbevölkerung erwählte Körperschaft. Natürlich gehören ihr zum großen Teil Nichtschulmänner an. Außerdem ist sie, wie kaum besonders erwähnt zu werden braucht, von örtlichen Einflüssen, Cliquen und dergleichen abhängig. Und das auf dem Lande und in kleinen Städten selbstverständlich mehr als anderswo. Vor allem macht sich auf dem Lande der übermächtige Einfluß der Geistlichkeit fühlbar. Am besten geht das daraus hervor, daß die bei weitem überwiegende Zahl aller Volksschulen auf dem Lande trotz des konfessionslosen Charakters des Forsterschen Volksschulgesetzes gegenwärtig ausgesprochen konfessionelle Schulen sind.

Schwerer aber noch wiegt vielleicht die Tatsache, daß die von der Geistlichkeit unterstützten Schulen von einer fast doppelt so großen Anzahl von Kindern besucht werden als die von der Regierung gesetzlich anerkannten Volksschulen. Und bei all dem bleibt immer noch eine volle Million schulpflichtiger Kinder jedem Schulbesuche in England fern. Neben der Abneigung der ländlichen Bevölkerung gegen Erfüllung der Schulpflicht, welche zum Teil in der Armut der niederen Bevölkerungsklassen und in dem damit eng verbundenen Bestreben, die Kinder als Hülfe für den Erwerb auszunutzen, ihre letzte Ursache hat, trägt die Schuld an diesem wenig erfreulichen Zustande der Mangel jedes wirksamen gesetzlichen Zwanges zur Innehaltung der Schulpflicht. Zwar wird durch das Forstersche Gesetz vorgeschrieben, daß Eltern verpflichtet sein sollen, nach vollendetem fünften Jahre das Kind, wenn anderweitiger

ausreichender Unterricht nicht nachgewiesen werden kann, die Ortsschule besuchen zu lassen; da jedoch die Durchführung solchen Schulzwanges bei dem Ortsausschuß für Schulsachen *(local school-board)* liegt, so ist die Anwendung des Gesetzes in vielen Fällen eine sehr laxe, und das um so mehr, als in vielen Teilen von England die Guts- und Großgrundbesitzer (Landlords) für die Ausbreitung einer selbst nur elementaren Bildung unter dem Landvolke, welches ihnen den Arbeiterstamm für die Feldarbeiten liefert, nur recht geringe Sympathien entgegenbringen.

Obgleich nun der hier kurz geschilderte Stand der Dinge gewiß nicht als ein irgendwie befriedigender im Sinne des Forsterschen Schulgesetzes bezeichnet werden kann, zahlte der Staat doch an Staatsguarantien für die Volkschule im Jahre 1900 das immerhin recht hübsche Sümmchen von beinahe 180 Millionen Mark. Ich sage ausdrücklich an Staatsguarantien und komme damit auf eine Einrichtung zu sprechen, welche einzig und allein der englischen Schulverwaltung eigentümlich sein dürfte. In anderen Staaten werden die im jährlichen Schuletat zur Verfügung gestellten Gelder nach der Bevölkerungsziffer und der meistenteils entsprechenden Anzahl von öffentlichen Schulen verteilt und verwendet; nicht so in England, wo die Höhe des Staatszuschusses bis vor kurzem durchweg abhängig gemacht wurde von den in jeder einzelnen Schule erzielten Unterrichtserfolgen. Da bei den hier zu Lande herrschenden Anschauungen eine nähere und ausreichendere Kontrolle der Staatsregierung über Methode und alle Einzelheiten des Unterrichts ausgeschlossen war, so verfiel die oberste Schulbehörde auf den Gedanken, die Höhe des vom Staate zu bewilligenden Zuschusses für jede einzelne Schule von dem Berichte der Regierungsinspektoren über die Leistungen jeder einzelnen Schule abhängig zu machen. Die Inspektoren erscheinen jedes Jahr zweimal; sie prüfen Schulgebäude, Schulutensilien usw. und nehmen selbstverständlich zugleich

eine Prüfung der Schüler vor. Von den Berichten über diese Prüfung wird die Höhe des an die Schule zahlbaren Staatszuschusses abhängig gemacht. Prüfungen geben ja häufig, wie allbekannt, überhaupt ein nur sehr unvollkommenes Bild von dem wahren Bildungsstande und von dem tieferen Verständnisse des Prüflings; bei der englischen Volksschule haben sie im Laufe der Zeit teilweise zu einer rein äußerlichen Dressur geführt, welche nicht nur an und für sich sehr wenig wissenschaftlichen Wert besitzt, sondern auch das Streben nach bloß äußerem Schein weiten Kreisen des englischen Volkes anerzogen hat. Erfahrene Pädagogen haben denn auch das Verderbliche des Staatsguarantiesystems in seiner gegenwärtigen Gestalt *(paying by results)* erkannt. Während der letzten Jahre ist man deshalb bestrebt gewesen, dieses System durch ein pädagogisch zweckmäßigeres und den wahren Schulzwecken mehr entsprechendes zu ersetzen, ohne daß man doch bis jetzt imstande gewesen wäre, allgemein gültige Grundsätze für die Beseitigung des erkannten Übels aufzustellen oder gar durchzuführen.

Noch ein anderer, sehr wichtiger Punkt erhellt aus dem bisher Gesagten: Die Stellung des englischen Volksschullehrers ist eine viel weniger beneidenswerte als selbst die seines viel beklagten deutschen Genossen. Vor allem: der englische Volksschullehrer ist kein eigentlicher Beamter; er hat in den meisten Fällen keinerlei Pensionsberechtigung nach seinem Ausscheiden und keinerlei amtliche Beziehungen zu der Regierungsschulbehörde*). Er wird von dem örtlichen Schulausschuß angestellt und bezahlt. In diesem bereits früher mehrfach erwähnten Ausschusse spielt meistenteils der Ortsgeistliche eine sehr hervorragende Rolle, daneben auch die weiblichen Mitglieder des Schulausschusses. Da letztere fast immer mit dem Geistlichen stimmen, besitzt der Vertreter der Kirche, welcher zugleich örtlicher Schulinspektor ist, einen Alles überragenden Einfluß auf die

*) Erst in allerletzter Zeit hat man in manchen Landschaften dem Volksschullehrer Pension nach einer längeren Dienstzeit bewilligt.



Führung der Schule. Der Lehrer selbst ist mehr oder weniger von dem Ortsgeistlichen und oft mehr noch von dessen Frau abhängig. Freilich nehmen auch der anglikanische Prediger und dessen Ehehälfte fast immer an dem Wohlergehen und der Führung der Volksschule auf dem Lande den allerregsten Anteil. Wo Schullehrer und Geistlichkeit sich offen und ehrlich bei dem Erziehungswerke unterstützen, entsteht ein beinahe ideales Verhältnis nicht nur für sie selbst, sondern auch für die Kinder. Solche Fälle sind jedoch leider sehr selten. Das ist begreiflich genug, da der Lehrer, soweit er nicht gerade überkirchlich oder gar bigott ist, eine von dem Vertreter der Kirche vielfach verschiedene Auffassung seines Lehrerberufes haben muß. Die anglikanische Kirche steht ihrer ganzen Weltanschauung nach der römisch-katholischen Kirche tatsächlich viel näher als der deutsch-protestantischen Kirche, wie sie durch Luther geschaffen wurde: sie arbeitet deshalb auch immer auf eine gewisse Gebundenheit der Einzelpersönlichkeit hin; ein durchaus freies und rücksichtsloses Ausleben der Einzelindividualität widerspricht mehr oder weniger ihren sozial-religiösen Grundsätzen. Ist es daher nicht vollkommen begreiflich, daß der englische Volksschullehrerberuf immer mehr und mehr in die Hände von Frauen fällt? Schon jetzt beträgt die Zahl der Volksschullehrerinnen sage und schreibe volle 75 Prozent aller in England und Wales angestellten Volksschullehrer.

Sehr häufig werden junge achtzehnjährige, ja sechzehnjährige Mädchen, die vielleicht bis dahin einem weiblichen Handarbeiterberuf oblagen, ohne weitere Umstände oder Vorbildung als Hülfslehrerinnen bei den englischen Volksschulen angestellt. Selbstverständlich erhalten diese für den Lehrerinnenberuf wenig oder gar nicht vorgebildeten jungen Mädchen ein außerordentlich kleines Gehalt. Möglich sind solche Zustände nur infolge der zu geringen Zahl von Volksschullehrern, obgleich diese Zahl seit dem Jahre 1870 von 20 000 auf über 150 000 im Jahre 1900 gestiegen war.

(Ein Schlußartikel folgt.)

Hastings. *Dr. E. E. Lehmann.*

Die makedonische Bewegung.

Ein altes bulgarisches Volkslied erzählt: Ein grauer Falke kreiste über der schönen Kaiserstadt Konstantinopel drei Tage und drei Nächte lang; als er auf des Kaisers Geheiß gefangen worden, entfiel seinen Flügeln ein weißes Papier; man rief die Derwische und Imame, man rief die Popen und Mönche, keiner vermochte die Botschaft darauf zu lesen, bis der alte Peter kam, er las und begann zu weinen, und er verkündete dem stolzen Kaiser: „Das Ende deines Reiches ist gekommen und das bulgarische ist erstanden." . . . . . Dieser goldene Traum leuchtete dem Volke der Raja durch die Jahrhunderte der Knechtschaft, und nun kreist ein grauer Falke um das Herz des Osmanenreiches, daß es erzittert vor der Unglücksbotschaft, die er bringen mag.

Vor nunmehr fünfundzwanzig Jahren schien das Ende der türkischen Herrschaft in Europa gekommen: die russischen Heere standen vor den Toren Konstantinopels, und die Türken sahen sich gezwungen, im Frieden von San Stefano außer der Unabhängigkeit der übrigen Balkanstaaten ein fast selbständiges Fürstentum Bulgarien, von der Donau bis zum ägäischen Meere, das also Nordbulgarien, Ostrumelien und den größten Teil Makedoniens umfaßte, anzuerkennen. Doch die Eifersucht Englands und Österreichs rettete die Türkei. Auf dem Berliner Kongreß wurde das Fürstentum Bulgarien, wohlgemerkt auch gegen den Willen Bismarcks, auf ein Drittel des ihm von Rußland gewährten Gebietes beschränkt. So klein aber das befreite Bulgarien geworden, es genügte, den Freiheitsbestrebungen der unter der türkischen Herrschaft gebliebenen Christen einen Halt und Stützpunkt zu geben. Das nationale Streben war zunächst auf die Vereinigung von Südbulgarien mit Nordbulgarien gerichtet, bald wurde dies Ziel erreicht, im Jahre 1885. Nun konnte der letzte Teil der der Türkei gebliebenen Christen an seine Befreiung denken, der makedonischen Bewegung waren die Wege geöffnet.



Um so schwerer empfand die makedonische Bevölkerung die Last der Fremdherrschaft, als sie die Brüder in der Freiheit sah. Wohl war das Volk es gewohnt, von den türkischen Herren als verachtete Sklaven betrachtet zu werden, nun aber, da der moderne Geist immer mächtiger durch die freien Länder hereinbrauste, widersetzten die Beys sich auch der wirtschaftlichen Entwicklung des von der Natur reich ausgestatteten Landes; zudem drohte dem Bauern stets die Gefahr, daß sein mühsam erworbener Besitz bei Steuererhebungen oder bei Raubzügen von Banden, welche mit den Beamten im Einvernehmen waren, genommen wurde, wie sein und seiner Familie Leben und Ehre den Horden der Baschibosuks preisgegeben war. So war jeder Fortschritt und ersprießliche Arbeit im Lande gehemmt, und zahlreiche Makedonier wanderten aus.

Wurde noch zur Zeit des Friedens von San Stefano fast ganz Makedonien als zu Bulgarien gehörig betrachtet, so entfalteten nun auch die übrigen Balkanvölker, gestützt auf ihre in Makedonien wohnenden Stammesgenossen, eine immer emsigere nationale Agitation, um nicht das ganze Land den Bulgaren zu überlassen und bei einer kommenden Entscheidung einen möglichst großen Teil für sich beanspruchen zu können. Wie dem Bulgaren Makedonien bulgarisch ist, so erklärten es die Serben für serbisch, die Griechen für griechisch, die Rumänen für rumänisch, und es kam zu der traurigen Erscheinung, daß die verschiedenen christlichen Nationen in Makedonien sich untereinander nicht minder rücksichtslos bekämpften als den gemeinsamen türkischen Feind.

Eine Statistik über die Zahlenverhältnisse der einzelnen Nationalitäten in Makedonien begegnet großen Schwierigkeiten, da jeder dem anderen seine Anhänger streitig zu machen versucht, und fast alle bisher aufgenommenen sind mehr oder weniger tendenziös. Den kleinsten Teil der makedonischen Bevölkerung bildet der rumänische Stamm, und neuerdings haben die Rumänen auch eingesehen,

daß ihnen für eine nationale Agitation in Makedonien der rechte Boden fehlt. Einen festeren Stützpunkt haben die griechischen Bestrebungen. Nicht nur, daß in Südmakedonien und in den Küstengebieten eine beträchtliche griechische Bevölkerung vorhanden ist, die griechische Macht gründet sich auch auf die Kirche, denn außer den Griechen befindet sich ein Teil der makedonischen Slaven unter dem griechischen Patriarchat; die überwiegende Zahl der Bulgaren steht dagegen unter dem bulgarischen Exarchen in Konstantinopel. Die kirchlichen Kämpfe sind kaum zu trennen von den politischen, zumal die Geistlichen zugleich nationale Agitatoren sind. Welche politische Bedeutung man dem Gewinne eines Bischofs für die eine oder andere der beteiligten Nationen beimißt, trat deutlich zu Tage im vorigen Jahre bei dem Streite um die Ernennung des serbischen Bischofs Firmilian in Skopje (Üsküb). Ebenso dienen die Schulen nationalen Zwecken. Auf diesem Gebiete ist besonders die serbische Agitation tätig. Die Serben, welche im nordwestlichen Makedonien, dem sogenannten Altserbien, in kompakter Masse wohnen, suchen ihre Interessensphäre zu erweitern, indem sie auch in vorwiegend bulgarischen Gegenden serbische Schulen gründen, zu welchen sie durch verschiedene Vergünstigungen die Bevölkerung heranziehen. Die Albanesen, welche im westlichen Makedonien in Betracht kommen, teilen sich in die griechisch-katholischen, die zu den Griechen halten, die römischen Katholiken, deren Sympathien zu Italien oder Österreich neigen, und die Mohammedaner, welche die gleiche Religion eng mit den Türken verbindet. Auf der Seite der Türken stehen gleichfalls die im Rhodopegebirge wohnenden mohammedanischen Bulgaren, die sogenannten Pomaken. Die Türken selbst wohnen über das ganze Land verstreut, hie und da auch in geschlossenen Mengen in den Ebenen.

Die bedeutendste Rolle in der makedonischen Freiheitsbewegung spielen die bulgarischen Makedonier, und von

den freien Balkanstaaten wird das bulgarische Fürstentum von ihr am meisten in Mitleidenschaft gezogen. Der größte Teil der Makedonier steht unter dem bulgarischen Exarchat, das sie noch vor der Befreiung des Fürstentums im Verein mit den Bulgaren gegen die griechische Hierarchie erstritten haben. Auch im politischen und nationalen Unabhängigkeitskampfe standen die Bulgaren und Makedonier zusammen, und die jetzigen makedonischen Komitees sind im Grunde nichts anderes als die Fortsetzung der bulgarischen Komitees, einst die Vorkämpfer der bulgarischen Freiheit. Dazu kommt, daß eine große Zahl von Makedoniern in Bulgarien lebt und einen beträchtlichen Prozentsatz der Geschäftswelt wie der Beamten und Offiziere des Landes ausmacht. Auch haben wir in den letzten Monaten gesehen, daß Bulgarien es ist, wohin die makedonischen Flüchtlinge in Massen sich wenden. So wird im bulgarischen Volke, das überdies stets das Bulgarien von San Stefano vor Augen hat, die Teilnahme für die Brüder in der Knechtschaft wach gehalten. In den in Bulgarien gegründeten makedonischen Komitees vereinigen sich mit den Makedoniern die Bulgaren des Fürstentums, ohne Unterschied der Partei, und im ganzen bulgarischen Lande gibt es wohl kaum einen Ort, in welchem nicht ein makedonisches Komitee besteht. In die makedonische Bewegung wird das bulgarische Volk ferner hineingedrängt durch die Hoffnungen, welche man für Bulgarien selbst an die Befreiung Makedoniens knüpft. Wie diese sich auch gestalten mag, eine Teilung Makedoniens und Angliederung seines größten Teiles an den bulgarischen Staat oder eine Autonomie: die nationale Kraft der Bulgaren würde durch die Erschließung der bisher darniedergehaltenen Kräfte einer großen Gruppe von Stammesgenossen eine wesentliche Vermehrung in jeder Hinsicht erfahren, sowohl im politischen wie im wirtschaftlichen und geistigen Leben. Daß sich dann bei der großen Verbreitung der revolutionären Bewegung auch unreine Elemente, Abenteurer und Geschäftspolitiker in ihr hervordrängen, ist nicht zu verwundern.



Die Tätigkeit der Komitees mußte natürlich vor allem darauf gerichtet sein, Geld zusammenzubringen, und man betrieb und betreibt das allerorten und mit allen Mitteln, schreckt also auch gelegentlich vor Erpressungen nicht zurück. Sodann liegt den Komitees der Ankauf von Waffen, neuerdings auch von Sprengstoffen, ob und die Bildung und Ausrüstung von Banden, welche über die türkische Grenze gehen, die Agitation unter der Bevölkerung führen, den Türken so viel als möglich zu schaffen machen und, indem sie das Land in beständiger Unruhe halten, vor den Augen Europas die Unhaltbarkeit der bestehenden Zustände dartun. So ist das europäische Publikum seit Jahren gewohnt, mit jedem neuen Frühjahr von dem Auftauchen von Banden in Makedonien zu hören, von Kämpfen und gegenseitigen Metzeleien. Zu einem ungewöhnlich heftigen Ausbruche der Feindseligkeiten kam es im vorigen Jahre, als der bulgarische General Zontscheff und Oberst Jankoff, begleitet von einer ganzen Reihe bulgarischer Offiziere, an der Spitze zahlreicher Banden in Makedonien einfielen. Während Zontscheff durch seine Waffentaten die Aufmerksamkeit Europas auf Makedonien zu lenken suchte, bereiste sein Gefährte Michajlowski die europäischen Hauptstädte, um durch Vorträge usw. Interesse und Teilnahme zu wecken.

Den von Zontscheff und seinen Leuten entfachten Aufständen folgten verstärkte Verfolgungen der makedonischen Bevölkerung durch die Türken, welche mit brutaler Rücksichtslosigkeit alle „Komitadshis“ auszurotten trachteten. In Massen verließen denn die Makedonier ihre Heimat und flüchteten im strengsten Winter durch Schnee und Eis über die Gebirge und sammelten sich jenseits der bulgarischen Grenze, berichtend von furchtbaren, empörenden Greueltaten der Türken und ein lebendiges, unwiderlegliches Zeugnis bildend für die unerträglichen, heillosen Zustände. Die Gattin des russischen diplomatischen Agenten in Sofia entfaltete eine aufopfernde Tätigkeit für die notleidenden Flüchtlinge, der Zar steuerte zu ihrer Unterstützung bei,

Graf Lambsdorff kam nach Sofia, empfing verschiedene Führer der Komitees, untersuchte, verhandelte, konferierte, setzte sich mit Österreich ins Einvernehmen und geboren wurden — die Reformen. Es bleibe dahingestellt, was die Diplomaten sich von ihrem Werke versprechen, so viel ist sicher, die Makedonier sind durchaus unzufrieden damit, ja enttäuscht, und erwarten gar nichts davon. Die Türken konnten sich um so eher den Reformvorschlägen der Mächte gefügig zeigen, als sie sich bewußt sein mußten, daß aus ihnen weder den Makedoniern ein wirklicher Vorteil erwachsen, noch sie selbst in der Lage sein würden, auch nur das darin Verlangte annähernd zu verwirklichen. Und schon sehen wir die Albanesen in heller Empörung über die den verhaßten Christen zugebilligten Reformen, deren Durchführung sie mit aller Gewalt zu verhindern bemüht sind. Die Türken aber benutzen die „Durchführung" der Reformen, um immer mehr Truppen in Makedonien zusammenzuziehen und, auf der von ihnen bewiesenen Loyalität fußend, jede Unabhängigkeitsbewegung rücksichtslos zu unterdrücken. Die makedonische Bewegung andrerseits kümmert sich gar nicht um die Reformen und schreitet unbeirrt vorwärts, zumal sie in den letzten Jahren durch die Entwicklung der sogenannten inneren Organisation ganz außerordentlich an Tiefe gewonnen hat.

Die innere Organisation ist im Lande selbst aus der makedonischen Bevölkerung erwachsen; vorwiegend aus Bulgaren bestehend, will sie doch auch den Minoritäten ihr Recht lassen, indem sie den Grundsatz verkündet „Makedonien den Makedoniern", sie ist also gegenüber den andern christlichen Nationen weniger aggressiv als die aus Bulgarien kommenden Komitees. Diese aber hat sie sich allmählich dienstbar gemacht und weist ihnen nur noch die Rolle zu, Geld und Waffen herbeizuschaffen. Der Einfluß der inneren Organisation im Lande hat bereits einen derartigen Umfang angenommen, daß sie die eigent-

liche Regierung bildet, sie hat selbst eigene Gerichte eingesetzt, und nicht mehr an die türkischen, sondern an diese wendet sich jetzt die Bevölkerung in allen ihren Angelegenheiten. Wer sich aber ihrem Einflusse zu entziehen sucht, der wird als Verräter betrachtet und fällt der Rache anheim. Mit dem Erstarken der inneren Organisation hat die makedonische Bewegung erst rechten Halt gewonnen, und die Türken sehen wohl ein, daß diese ein weit gefährlicherer Feind für sie ist, als die aus Bulgarien einfallenden Banden. So wogt jetzt der Kampf auf der ganzen Linie, bald im Geheimen fortgeführt, bald auflohend in plötzlichen Ausbrüchen, und Taten roher Gewalt wie bewunderungswürdigen Heldenmutes geschehen allerorten und auf beiden Seiten. Kämpft der Makedonier mit der Wildheit des Sklaven, der die Ketten bricht, so der Türke mit der Rücksichtslosigkeit des an blutiges Herrschen Gewohnten, der auf Leben und Tod seine Herrschaft verteidigt.

In einer außerordentlich schwierigen Lage befindet sich die Regierung des bulgarischen Fürstentums. Von der Stimmung des Volkes und von der Opposition wird sie gedrängt, die Makedonier zu unterstützen, im Heere sind ein paar hundert Offiziere bereit, sich an die Spitze der makedonischen Insurgenten zu stellen; anderseits sucht die europäische Diplomatie sie zu zwingen, die makedonischen Komitees zu unterdrücken. In der Einsicht, daß der Ausgang eines Krieges mit der Türkei für Bulgarien ohne fremde Hülfe mindestens zweifelhaft sein würde, ist die Regierung, wenn wohl auch widerwillig, bemüht, sich den Forderungen der europäischen Diplomatie gegenüber durchaus loyal zu zeigen. Ihre Wirksamkeit kann sich jedoch nicht weiter erstrecken, als daß sie die öffentliche Tätigkeit der in Bulgarien bestehenden makedonischen Komitees unterdrückt, gegenüber der inneren Organisation in Makedonien aber ist sie völlig machtlos. Inzwischen geht der Gedanke an einen Krieg um im Lande, es riecht nach Pulver, sagt man.



Die Masse des bulgarischen Volkes ist gewohnt, Hülfe zu erwarten von Rußland. Der Russe ist ihm „Bruder", mit dem Stammesverwandtschaft und gleiche Religion es verbindet, vor allem vergißt es nicht, daß die bulgarische Freiheit mit russischem Blute erkauft ist. In anderem Lichte muß der einsichtige Politiker das Verhältnis Rußlands zu Bulgarien erblicken. Rußland trat gegen die Vereinigung von Bulgarien und Ostrumelien auf, spielte eine zweifelhafte Rolle zur Zeit des serbisch-bulgarischen Krieges, es hat seitdem die Serben und Bulgaren stets gegeneinander im Schach gehalten und seine Gunstbezeigungen möglichst gleichmäßig auf beide verteilt; es unterstützte Serbien bei der Ernennung des Bischofs Firmilian, und wenn der Zar 10 000 Rubel für die makedonischen Flüchtlinge in Bulgarien gab, so gab er dieselbe Summe für serbische Kirchen und Schulen in Altserbien, ganz abgesehen von den in Aussicht gestellten Patronen. Rußland verhält sich Bulgarien gegenüber um so kühler, ja bis zur Feindseligkeit, je selbständiger Bulgarien aufzutreten versucht, ohne Rußland Kompensationen zu gewähren. Nachdem Bulgarien in so hervorragender Weise an der makedonischen Bewegung beteiligt ist, zwingt Rußland es, trotz der erneuten Waffenbrüderschaft bei den Festlichkeiten am Schipkapaß, die makedonischen Komitees aufzulösen, und seine Konsuln schicken Berichte aus Makedonien, nach denen die ganze Bewegung eine rein demagogische ist, ein Vorgehen, das nun auch seine Wirkung auf die Volksstimmung in Bulgarien nicht verfehlt.

Die gleiche Sorge vor dem Aufstreben Bulgariens läßt Österreich gegebenenfalls mit seinem alten Rivalen auf dem Balkan zusammengehen, wie wir es gelegentlich der Reformen gesehen haben. Verscherzen sich die Bulgaren durch selbständiges Auftreten die Sympathien von Rußland und Österreich, so gewinnen sie die von England. So nimmt sich jetzt die englische Presse der Makedonier an. Das gleiche geschieht in Frankreich trotz der Allianz.

Je mehr Vorteile den Bulgaren sich öffnen, um so größer



wird die Gegnerschaft der übrigen Balkanvölker. Serbien, welches sich nach der österreichischen Seite (Bosnien und Herzegowina) nicht ausdehnen kann, sucht seinen Weg zum Meere durch Makedonien; da es demnach dort keine bulgarischen Erfolge dulden kann, erklärt es sich vorläufig mit dem status quo und mit den Reformen einverstanden; Griechenland versichert sogar dem Sultan seine Loyalität, wie jene griechischen Studenten, die sich neulich zu türkischen Unteroffizieren befördern ließen. Rumänien verlangt gewiß auch seine Kompensationen von Bulgarien, verhält sich aber gegenwärtig durchaus reserviert.

Von den übrigen Mächten ist Italien an der makedonischen Frage insofern beteiligt, als es seine Blicke auf Albanien richtet, wo es eine gewisse Stütze in den katholischen Albanesen hat, während für Frankreich und Deutschland nur Handelsinteressen bestehen. Die weitere Entwicklung der Frage ist jedoch bei den vielerlei sich widersprechenden Interessen nicht einmal für die nächste Zeit mit Sicherheit abzusehen, und wie weit bei den ganz verwirrten Verhältnissen selbst der Zufall eine Rolle spielen kann, daran mag uns die Ermordung des russischen Konsuls in Mitrowitza erinnern. Das aber ist sicher, daß an Ruhe auf dem Balkan nicht eher zu denken ist, als bis die makedonische Bevölkerung von den Türken unabhängig ist, bis dahin herrscht die Gewalt.

Schwerin, Mitte April 1903. *Dr. Georg Adam.*



Die Lage in Ungarn.

Wer in den letzten Wochen die Straßen Budapests durchwanderte und vor dem glänzenden neuen Palais des Parlaments Halt machte, konnte Zeuge eines überraschenden Anblicks sein. Männer und Frauen aus dem Volke, in großen Gruppen, zu Fuß, zu Wagen und zu Pferde, zogen mit nationalen Fahnen, unter nationalen Schlagworten und vaterländische Lieder singend, vor das Abgeordnetenhaus. Das alltägliche Grau des vor der imposanten Freitreppe des Parlamentsgebäudes gelegenen großen Platzes wurde nunmehr durch ein volkstümliches, farbenprächtiges Bild ersetzt. Das bewegliche Bild fand dann drinnen im Palais seine Fortsetzung, wo der redegewandte Präsident des neuen Hauses, Graf Albert Apponyi, von den Führern der ankommenden Gruppen die Wünsche des Volkes entgegennahm. Die Zahl der Petitionen, die auf diesem Wege an das Abgeordnetenhaus gelangten, geht in die Hunderte. Und während in den glänzenden Empfangsräumen die Provinzdeputationen persönlich ihr verfassungsmäßiges Petitionsrecht ausüben, verdolmetschen drinnen im Sitzungssaale die gewählten Deputierten des Volkes dieselben Wünsche in endlosen Reden. Dabei sind die Galerien gedrückt voll. Überall Zeichen der Erregung. Es kann nicht verwundern, wenn ein russisches Blatt, Nowosti, bei diesem Anblick sich dahin äußert, daß in Budapest eine Revolution sich vorbereitet; in russischen Augen ist dies eben die Revolution. In konstitutioneller Sprache ist das nichts anderes als die einfache und erlaubte Art der Äußerung des Volkswillens gegen die Absichten der Parlamentsmajorität und der Regierung; eine politische Demonstration, zu welcher das Gesetz in einem freien Lande jedem Bürger das Recht verleiht.

Worum handelt es sich? Die ungarische Regierung hält es im Einvernehmen mit der Krone und mit den Leitern





des Kriegswesens beider verbündeten Staaten, Österreichs und Ungarns, für notwendig, den Präsenzstand des Heeres um etwa 20000 Rekruten zu vermehren. Sie hat den hierauf bezüglichen Gesetzentwurf angekündigt, und das Abgeordnetenhaus begann dessen Beratung im Januar dieses Jahres. Seitdem dauert die Debatte ununterbrochen bis heute, ohne daß deren Ende abzusehen wäre. In der letzten Sitzung vor den Osterfeiertagen, am 4. April, war man noch nicht einmal bei jenem Stadium der allgemeinen Debatte angelangt, wo die Reihe an die Schlußreden kommt. Das Schlußwort fällt dem Referenten zu und denjenigen, die Resolutionsanträge eingebracht haben, welche wenigstens von zehn Abgeordneten unterschrieben sind. Nun liegen bis jetzt 75 solcher Resolutionsanträge vor. Auf diese Weise kann die Opposition, ohne nach österreichischem Muster die rein technische Obstruktion anzuwenden, die Verhandlung sogar jahrelang hinschleppen, da ja das bei der allgemeinen Debatte befolgte Vorgehen bei der Spezialdebatte von neuem angewendet werden kann. Dies verhindert nicht nur die Votierung der Militärgesetzvorlagen, sondern auch, was noch viel ärger ist, viele wichtigere und dringliche Projekte, welche die Regierung verwirklichen will. Einige derselben interessieren nicht nur Ungarn, sondern auch die anderen Staaten der Monarchie, ja sogar die mit der Monarchie in Vertragsverhältnis befindlichen auswärtigen Staaten, und unter diesen in erster Linie Deutschland; so die in Österreich bereits in Beratung stehenden Gesetzentwürfe, welche die volkswirtschaftlichen Verhältnisse Österreichs und Ungarns auf weitere zehn Jahre festlegen.

Das ungarische Gesetz XII aus dem Jahre 1867, welches den staatsrechtlichen Ausgleich zwischen Österreich und Ungarn normierte, hat bekanntermaßen neben den finanziellen und auswärtigen Angelegenheiten die Kriegsmacht auf Grund des gemeinsamen und gegenseitigen Schutzprinzips in der Weise organisiert, daß beide Staaten ein einheitlich geleitetes, gemeinsames Heer und außerdem je eine eigene

Landwehr erhalten, welche den ergänzenden Teil der gemeinsamen Armee bilden.

In der Praxis hat sich diese Organisation nicht so entwickelt, wie es die Ungarn mit Recht erwartet hatten. Der gemeinsame Charakter der gemeinsamen Institutionen wurde nie genügend zur Geltung gebracht, der österreichische Einfluß war nicht nur überwiegend, sondern machte sich zumeist allein geltend zum Nachteil der Interessen Ungarns. Die Parität wurde nur auf dem Gebiete der Finanzen und auch da nur in den neuesten, noch schwebenden Ausgleichsentwürfen mit voller Loyalität und entsprechend dem ungarischen Standpunkte durchgeführt. In der gemeinsamen Verwaltung der auswärtigen Angelegenheiten wurde, obgleich die ungarischen Ministerpräsidenten fortwährend ihren im Gesetze gewährleisteten Einfluß auf die Leitung der äußeren Politik ausübten und die diplomatischen Fähigkeiten der Ungarn mit Unterstützung des ungarnfreundlichen Bismarck auf dem Berliner Kongreß und bei Schaffung des Dreibundes unter Graf Julius Andrássy sogar bedeutsame Erfolge errangen, die ungarische Selbständigkeit unter dem Mantel des Dualismus beinahe vollständig ignoriert. Am schlechtesten erging es den Ungarn beim gemeinsamen Heere. Der einseitige österreichische Soldatengeist, dem längst jeder andere Schwung fehlt, erhielt hier neue Kraft, und die gemeinsame Armee spielte sich als Vertreterin der alten zentralistischen Richtung auf. Das ungarische Element, das die besten Soldaten in der Monarchie liefert, wird im gemeinsamen Heere seit Jahrzehnten auffallend vernachlässigt und ungerechterweise in den Hintergrund gedrängt. Es muß seine geschichtlichen Traditionen, an die es sich mit Recht klammert, verleugnen, um nicht auf Schritt und Tritt Verfolgungen ausgesetzt zu sein. Dieser Unterschied in der Auffassung führt zu fortwährenden Reibungen zwischen den Soldaten, besonders den Offizieren, und den Bürgern. Das k. Reskript vom Jahre 1868, welches die Unterbringung der ungarischen Offiziere in ungarischen Regimentern an-

ordnet, ist heute noch nicht durchgeführt. Die Ausbildung des Militärs entfernt sich, anstatt sich dem nationalen Gefühl anzupassen, immer mehr von diesem und huldigt fremden Idealen. Die ungezählten Millionen, die Ungarn für die gemeinsame Armee opfert, wurden weder materiell noch moralisch in jenem Maße vergolten, wie es die Nation mit Recht erwarten durfte.

Die Hauptbeschwerde der Ungarn läuft darauf hinaus, daß die Tradition des Heeres — wie ich soeben schon angedeutet habe — auf Schritt und Tritt die Begriffe verletzt, welche jeder treue Sohn Ungarns als maßgebend in sich trägt. Das österreichisch-ungarische gemeinsame Heer kennt keinen ungarischen König und kein Ungarn, nur einen Kaiser und Österreich und ein gemeinsames Vaterland: Begriffe, von denen sich jeder Ungar kalt wegwendet. Die Wehrfähigkeit der Monarchie gewinnt kaum dadurch, wenn das gemeinsame Heer sich mit dem stark entwickelten Nationalgefühl der Ungarn in Widerspruch stellt. Im Gegenteil, alles müßte im Rahmen der dualistischen Monarchie geschehen, was die schwärmerische Begeisterung, die treue Anhänglichkeit an den Gedanken des Königtums dieses zum Krieg geschaffenen Volkes, der Ungarn und der mit ihnen gleichfühlenden Volkselemente besser zur Geltung bringen könnte. Anzeichen eines Fortschrittes sind in dieser Beziehung vorhanden; und darum sehen wir, daß das Parlament und die Majorität des Landes für die Erhaltung der gemeinsamen Armee trotz aller Angriffe treu und entschlossen kämpft. Es soll die bestehende Grundlage nicht erschüttert werden, aber in der Seele eines jeden Ungarn lebt das Bestreben, auf dieser Grundlage das Vordringen der politischen Ideale der ungarischen Nation und deren gesetzlich mögliche Verwirklichung zu erreichen. So erklärt es sich, daß jede Aktion der oppositionellen Parteien, welche die Erreichung der nationalen Forderungen in der Armee bezweckt, in den breiten Schichten der Bevölkerung ein Echo findet.

Und dies Bewußtsein spornt auch jetzt die ungarische Opposition, namentlich die 48er Unabhängigkeitspartei an, im Namen des nationalen Geistes gegen die militärischen Forderungen anzukämpfen, selbst um den Preis, daß sie die ganze Tätigkeit des Parlaments hemmt. Hierdurch wird jeder Parlamentarismus auf den Kopf gestellt. Wohl wahr. Aber das Parlament ist nicht für sich selbst da, sondern für die Nation. Und es ist unleugbar, daß das, was die Opposition in diesem Falle anstrebt, an und für sich längst die Sympathie der ganzen ungarischen Nation besitzt. Ohne diese moralische Grundlage wäre ja eine Obstruktion gegen den Willen der Majorität rein unmöglich, die öffentliche Meinung würde die parlamentarische Revolution der Minorität erdrücken.

Die Lage ist daher die, daß die Regierung nur auf zwei Wegen sich aus dem Dilemma ziehen könnte, in das sie geraten ist. Der eine wäre, den Reichstag aufzulösen, um gegen die Gewalttätigkeit der Minorität an die Nation zu appellieren. Dies ist jedoch wiederum aus zwei Gründen nicht möglich. Erstens könnte die allgemeine Stimmung, die ihr im gegenwärtigen Augenblick nicht günstig ist, eine gefährliche moralische Niederlage herbeiführen. Zweitens verbietet es das Gesetz ausdrücklich, ohne Budgetermächtigung das Abgeordnetenhaus aufzulösen, und die durch den Reichstag der Regierung gewährte Indemnität läuft mit dem 30. April ab. Trotzdem ist es wahrscheinlich, daß die leitenden Männer der parlamentarischen Opposition in der letzten Stunde die verlangte weitere Indemnität der Regierung gewähren werden, um dann den Kampf gegen die Militärvorlagen weiter fortzuführen. Auf diese Weise wird die Krise wohl verschoben werden, aber nur auf kurze Zeit, um mit erneuerter Kraft aufzuleben. Wenn jedoch die Obstruktion mit Außerachtlassung jeder Vernunft auch auf die Indemnität erstreckt wird, was bei dem Ungestüm der 48er jungen Heißsporne, die dort den Ton angeben, um so weniger ausgeschlossen ist, da das Feuer unglücklicher-

weise durch einzelne neue Soldateninzidenzfälle sehr genährt wird, so bliebe nichts übrig, als den anderen Weg der Entwirrung zu betreten. Dieser Weg wäre: die militärischen Vorlagen zurückzuziehen und die Wünsche der Opposition zu erfüllen.

Ist es der ungarischen Regierung möglich, dies zu tun? Die Regierung hätte die Vorlage keineswegs unterbreitet, wenn sie nicht durch zwingende Gründe genötigt worden wäre; obgleich es andererseits sicher ist, daß gerade nur der gegenwärtige Ministerpräsident Koloman v. Széll es unternehmen konnte, diese Vorlagen überhaupt mit einiger Hoffnung auf Erfolg einzubringen. Herr Széll, der seit langen Jahren die ersten reinen Wahlen in Ungarn durchführen ließ und seine ganze Regierung auf Basis des Rechten und der Gerechtigkeit führt, konnte am allerwenigsten darauf rechnen, daß die Opposition gerade ihm gegenüber zu jenem Mittel greifen würde, das zur Gesetzwidrigkeit zwingt. Vor vier Jahren, als er die Regierung übernahm, hat gerade er das Land vor der Gefahr bewahrt, welche das „Ex-lex" hätte heraufbeschwören können. Der damalige Reichstag aber kann, obgleich er in seiner Zusammensetzung und in Bezug auf das Verhältnis der Parteien sich vom gegenwärtigen Reichstage wenig unterschied, nicht ganz ohne Grund als ex-lex bezeichnet werden. Damals wurde Ministerpräsident Bánffy in derselben Weise obstruiert, wie dies jetzt K. Széll gegenüber geschieht. Damals verliehen aber die moralischen Defekte der Bánffyschen Wahlen der Obstruktion Kraft. Denselben Vorwurf kann der gegenwärtigen Reichstagsmajorität niemand machen, und er wurde ihr auch von niemandem gemacht. Damals besaß also die der Gewalttätigkeit der Majorität gegenüber angewendete Gewalttätigkeit der Minorität einen gewissen Schein der Berechtigung. Dies kann jedoch — wie gesagt — vom gegenwärtigen Parlamente nicht behauptet werden. Und wenn die Opposition trotzdem jetzt dasselbe Vorgehen befolgt auch gegenüber Koloman Széll, so wird wohl mit



Recht der Verdacht rege, ob nicht hinter dem Zusammentreffen dieser Erscheinungen sich irgend ein verborgener Grund versteckt, irgend eine geheime Kraft, die bereits damals ihre Wirksamkeit entfaltet hat und heute noch mitwirkt?

Die Obstruktion vor vier Jahren haben sämtliche oppositionellen Parteien, an der Spitze die Nationalpartei, mit der Hülfe einiger Dissidenten der liberalen Majorität gegen Bánffy durchgeführt. Das Resultat war der Sturz Bánffys. Es folgte die Fusion der Nationalpartei mit der Majorität auf Grund des liberalen Programms des Ministerpräsidenten Széll. Die ganze Beute der gewonnenen Schlacht fiel der Nationalpartei anheim. Es muß heute zugestanden werden, daß die Fusion eine heilsame Wendung im politischen Leben des Landes hervorbrachte. Die neue Ära erfüllte die an sie geknüpfte Erwartung in Bezug der Reinigung unseres öffentlichen Lebens, und die Opposition schrieb das Verdienst mit Genugtuung sich selbst zu. Nur ein Faktor der damaligen Obstruktion, die klerikale Volkspartei, sah sich getäuscht. Sie hoffte vom neuen Ministerpräsidenten, noch mehr aber von seinen neuen Parteigenossen, dem Grafen Apponyi und seinen Getreuen, daß sie unter Beibehaltung der liberalen Stichworte, die ja so manches zu decken pflegen, in der Wirklichkeit dem Siege der Ideen der Volkspartei die Wege ebnen werden. Die konziliante Individualität Koloman Szélls, welche gegenüber der gewalttätigen Behandlung der Opposition seitens der früheren Regierungen das Prinzip der Achtung der gegenseitigen Anschauungen vertrat, und eine 30 Jahre alte makellos liberale Vergangenheit konnte nur durch ein völliges Mißverständnis eine solche Annahme erklären. Um so peinlicher war die Enttäuschung im Lager der Volkspartei. Die Anhänger der klerikalen Richtung stützen sich, obgleich sie im Parlamente nur in geringer Zahl vertreten sind, auf sehr maßgebende Kräfte außerhalb des Parlaments. Hinter ihrem Rücken steht das ein großes geistiges Kapital repräsentierende Korps der Kirche, welches langsam



aber sicher den Boden für die Reaktion beim Volk vorbereitet. Dabei besitzt sie beinahe in jeder Partei geheime Verbündete, die nur deshalb eine andere Farbe bekennen, weil sie die Zeit noch nicht für gekommen erachten, öffentlich in das Lager des Feindes überzugehen. Ihrer Agitation liefern die Fehler und Irrtümer der liberalen Epochen reichen Stoff: die Korruption, deren Verbreitung dem Liberalismus zugeschrieben wird, und die wirtschaftlichen Übel, für die ebenfalls die liberale Richtung verantwortlich gemacht wird.

In der gegenwärtigen Obstruktion beobachtet die Volkspartei eine reservierte Stellung. Als einzige regierungsfähige oppositionelle Partei des ungarischen Reichstages seit der letzten Fusion, darf sie sich durch vehemente Angriffe gegen die Wehrvorlagen nicht kompromittieren. Nur gelegentlich, wenn eine Ermattung der in erster Reihe kämpfenden 48er zu befürchten wäre, stellt sie einen wohl ausgeruhten Streiter in die Schlachtfront, damit der Kampf nicht erlahme.

Es ist jedoch offenkundig, daß sich hinter dieser Reserve der kluge Takt des Urhebers verbirgt. Der Adler wartet, daß das kämpfende Wild sich gegenseitig zu Grunde richte, die Beute fällt dann gewiß ihm anheim.

Die 48er Partei arbeitet, indem sie das vom liberalen Standpunkte aus unbescholtene Kabinett Széll bekämpft, unbewußt für die Reaktion.

Baron Desider Bánffy drohte seinerzeit angeblich damit: Man wird sehen, daß ich der letzte verfassungsmäßige Ministerpräsident war. Diese Drohung hat sich nicht bewahrheitet. Es ist jetzt leicht möglich, daß sich das bewahrheiten wird, was die Klerikalen hoffen: Széll wird der letzte liberale Ministerpräsident sein in Ungarn. Eigentlich ist er der erste. Denn der Fehler seiner Vorfahren, die das liberale System abwirtschaften halfen, war eben der, daß sie nicht ganz liberal waren. Mit Ausnahme der Trias Szilágyi, Wekerle, Csáky, welche die

kirchenpolitischen Reformen verwirklichte, war der Liberalismus in Ungarn mehr oder weniger immer ein Deckmantel, unter dem das Werk der Reaktion und deren Ideen gut gediehen. Es braucht nicht viel Kraft und Zeit mehr, damit sie frei ihr Haupt erhebe.

Was dies vom rein ungarischen Standpunkte bedeutet, das hier zu erklären, würde mich zu weit führen. Ich will nur auf eine zu erwartende Konsequenz dieses Prozesses, die von internationaler Bedeutung ist, hinweisen.

Die liberalen Regierungen in Ungarn gaben genug Anlaß zur Kritik. Aber niemand kann ihnen den Vorwurf machen, daß sie von dem Standpunkte der Sicherheit der österreichisch-ungarischen Monarchie auch nur um Haaresbreite abgewichen wären. Die klerikale Herrschaft ist in dieser Beziehung mit einer Frontveränderuug gleichwertig. Ihr Durchdringen würde ganz sicher eine Erschütterung der Basis des Dreibundes bedeuten. In dieser Beziehung ist daher die Lage in Ungarn und deren weitere Entwicklung besonders für Deutschland höchst beachtenswert.

Budapest, Mitte April 1903. *Béla Vikár.*

Deutsche Erzähler.

I.

Schade, daß der alte Wilhelm Heinrich Riehl die neueste Phase der deutschen Literatur nicht mehr erlebt hat. Er würde mit einer gewissen heiteren Verwunderung bemerkt haben, wie seine Lehre von den „örtlichen Besonderungen des Volkstumes“, die die Grundlage einer deutschen Sozialpolitik abgeben sollte, nun gar die Basis einer Poetik

geworden ist, wie seine vier S: Stamm, Sprache, Sitte, Siedelung, auf denen er eine Naturgeschichte des Volkes aufbauen wollte, weniger für die Staatswissenschaft als für die Kunst maßgebend geworden sind. In der Tat enthalten Riehls zwei unvergleichliche Bände: „Land und Leute“ und „Wanderbuch“ eine vortreffliche theoretische Grundlegung der Heimatkunst, die um so überzeugender wirkt, als sie ohne alle Prätension auftritt und sich eigentlich nur so nebenbei, vom Autor ganz unbeabsichtigt, ergibt.

Man wird allerdings bei den neuesten Dogmatikern der Heimatkunst vergeblich nach einer Berufung auf Riehl suchen. Das ist leicht begreiflich. „Heimatkunst“ ist ein Schlagwort, und ein Schlagwort muß funkelnagelneu sein, soeben vom Himmel gefallen. Riehls Schriften sind aber schon vor mehr als einem Menschenalter erschienen. In der Tat besteht auch zwischen Riehl und der neuesten Heimatkunst kein direkter Zusammenhang, denn zwischen Riehl und ihr liegt — der Naturalismus. Die Lehre von der Heimatkunst ist auch nicht von unseren älteren Heimatkünstlern, den Immermann, Auerbach, Gotthelf usw. abstrahiert, sie läßt sich vielmehr direkt auf — Zola zurückführen. Das mögen vielleicht die Fanatiker der neuen Heilslehre bestreiten; denn, wie es einmal bei uns üblich ist, soll auch dies Dogma nicht bloß von ästhetischer, sondern auch von „nationaler“ Bedeutung sein, es soll die Reaktion des deutschen Bewußtseins gegen den Naturalismus, der als von außen importiert anzusehen sei, darstellen. Trotz alledem wird der unbefangene Beurteiler leicht feststellen vermögen, wie diese ganze Doktrin vom Naturalismus streng Zolascher Observanz abstammt.

Was verlangt die Lehre von der Heimatkunst? Daß der Künstler seine Gebilde möglichst individualisiert nach der Seite des Stammes- und des Landschaftscharakters. Und was lehrte Zola? Was bedeutet der von ihm geprägte Begriff „Naturalismus?“ Etwa daß man, wie selbst noch manche Kritiker meinen, „die Natur mit photographischer



Treue wiedergeben soll?" Keineswegs! Wer sich die Mühe gibt, Zolas kritische Schriften wirklich zu lesen, wird bald sehen, daß man unter „naturalistisch" nichts anderes zu verstehen hat als „naturwissenschaftlich". Ein Kunstwerk ist nach ihm naturalistisch, nicht weil es ein Stück Natur schildert, sondern weil es auf einer naturalistischen, d. h. naturwissenschaftlichen Weltauffassung beruht. In der Tat bedeutet ja im Französischen „naturaliste" so viel wie naturwissenschaftlich, und Zola selbst gebraucht es auch in keinem anderen Sinne. Sagt er doch sogar einmal in einem politischen Aufsatz: „La république sera naturaliste ou elle ne sera pas", d. h. die Republik wird dann von Dauer sein, wenn ihre Institutionen der naturwissenschaftlichen Weltanschauung entsprechen werden. Der Hauptgegenstand der Kunst ist nun der Mensch. Bis zu unserer Zeit, so argumentiert Zola, galt der Mensch als etwas Übernatürliches, Metaphysisches, als unabhängiges, mit freiem Willen begabtes Wesen. Nach der naturwissenschaftlichen Ansicht aber unterliegt der Mensch bestimmten natürlichen Bedingungen, die unter der Gesamtbezeichnung „Milieu" zusammengefaßt werden. Und die Aufgabe des naturalistischen Kunstwerks ist nun, zu zeigen, wie der Mensch durch sein Milieu determiniert wird. Die Momente des Milieus sind nun unzählige. Man kann sie aber nach dem Vorgang von Taine in drei große Gruppen zusammenfassen: Momente der Rasse, der Zeit, des Orts. Es ist nun klar, daß nur ganz große Dichtergenien alle diese Momente zur Geltung zu bringen vermögen. Tolstois „Krieg und Frieden" mag als Muster eines solchen allumfassenden Naturalismus angeführt werden. Kleinere Talente werden die Momente herauswählen, die ihnen am bequemsten liegen. Wählt man nun die Momente der Örtlichkeit und der Rasse, so hat man genau die Formel der Heimatkunst, zu der wir, vom Naturalismus ausgehend, auf logischem Wege gelangt sind. Quod erat demonstrandum.

II.

Zu diesen Betrachtungen gaben mir einige neue Erscheinungen der deutschen Erzählerliteratur Anlaß, die ganz und gar in das Gebiet der Heimatkunst gehören. Da das lokale Element hier die Basis bildet, so will ich mit dem örtlich zunächst Liegenden den Anfang machen, mit der Novellensammlung „Uferleute" von Wilhelm Schmidt—Bonn *). Der Nebentitel, den der Autor seinem Buch gegeben hat, „Geschichten vom untern Rhein", entspricht vielleicht nicht ganz genau dem Inhalt. Es ist eigentlich nicht der untere Rhein, an dem sich die Geschichten abspielen, sondern das Übergangsgebiet zwischen Ober- und Niederland. Wenn man auf dem Drachenfels steht und nordwärts blickt, so hat man Schmidts Terrain vor sich: den Rhein, die fruchtbaren Felder und sanften Hügelwellen des Vorgebirges, die Türme von Bonn und am fernen Horizonte wie ein Nebelbild den Kölner Dom. Ein eng umgrenztes Gebiet, aber auf diesem ist der Autor zu Hause: er kennt es zu allen Jahres- und Tageszeiten, mit seiner ganzen lebenden und leblosen Natur.

Von den vierzehn Geschichten haben zwei einen besonders starken Eindruck auf mich gemacht: „Eisgang" und „Eine rheinische Bäuerin". Die Schilderung des Eisgangs auf dem Rhein ist von bewundernswürdiger Anschaulichkeit. Wie zuerst das Moseleis kommt, kleine, kreisrunde, schwarze, durchsichtige Schollen, mit scharfem, klarem Klingen, wie wenn an das Glas geschlagen wird, und dann folgt das Rheineis: riesige, weiße Blöcke, mit dumpfem, riesenhaftem Hallen drauflos stürmend und sich wehrend. Und auf einer dieser Schollen — zwei Männer. Durch einen unglücklichen Zufall haben sie sich vom Eis nicht mehr retten können und schwimmen nun hinunter, ein Alter und ein Junger. Die Scholle wird immer kleiner, und bald ist nur noch für Einen Platz. Der Junge denkt: warum nicht den schwachen, kleinen Mann da unter die Schultern

*) Berlin 1903, F. Fontane & Co.

packen und auf ein anderes Eis werfen? Und während er mit seinem Gewissen kämpft, da — mit einem Griff hat ihn der Alte an den Beinen gepackt und ins Wasser geschleudert! „Ein Schlagen, ein Brechen von Eis, dann nur noch das große, unablässige, dumpfe Hallen, Murren und Stöhnen, das sich schwer und langsam durch die schwarze Nacht schob, und mitten darin ein schwarzer Haufen auf einem riesigen weißen Teller: der Eine, der Sieger, bewegungslos, den Kopf noch tiefer in die Schultern gesteckt und unaufhörlich sich im Kreise drehend.“ Die Novelle ist ein kleines Meisterstück, gleich ausgezeichnet durch Gegenständlichkeit, durch Tiefe der psychologischen Analyse und nicht zuletzt durch die bedeutsame Symbolik des ganzen Vorgangs.

„Eine rheinische Bäuerin“ ist eine historische Erzählung, die einzige dieser Art in dem ganzen Band. Zeitpunkt: Dezember 1813. Ein französischer Marodeur hat einer rheinischen Bäuerin die Tochter „für ihr Levve onjlöcklich jemaaht“. Nun folgt ihm die Mutter, um Rache an ihm zu nehmen. Ein rheinischer Bauernbursche, der als Freiwilliger zu den deutschen Heeren gehen will, bemächtigt sich des Marodeurs und will ihn den Behörden abliefern. Aber die unglückliche Mutter will selbst Gericht halten, und in einem unbewachten Moment gelingt es ihr endlich, dem Franzosen eine Kugel durch den Kopf zu jagen. Die drei Gestalten des unheimlichen kleinen Dramas sind plastisch herausgearbeitet, und das Ganze wird in einem handfesten, treuherzigen Stil erzählt, der zu der Zeit vortrefflich paßt, in der das Furchtbare das Alltägliche geworden war.

Nicht alle Geschichten stehen auf gleicher Höhe. Manche sind rein anekdotischer Natur oder gar zu skizzenhaft. Aber fast in jeder findet man den einen oder anderen Zug, der die Lektüre lohnt. Prächtiger ist Bonn nie geschildert worden als in „Die geküßte Frau“:

„In Bonn kommen die Studenten und Bürger gut miteinander aus. Die Nähe der sieben grünen Berge, die am Ende jeder Straße stehen, die nach Süden geht, die Allgegenwart des sonnenbreiten Rheins, der, von Schiffen und



Nachen bedeckt, in weitem Bogen an der Stadt vorüberzieht, die weiche Luft, die von den Küsten des Meeres herweht, die bunte Fülle des Obstes und die begrünten Stangen der Weinberge, die jedes Haus wie ein kleines Paradies umgeben, das unzählbare Volk der Vögel, das diesen Erdenfleck mit jedem Frühjahr überflutet und fast zur Last wird, das alles macht die Herzen der Menschen hier weit offen für jede Freude. Die vielen Fremden, die jedes Jahr mit den Vögeln kommen, werden angesteckt von der Heiterkeit und dem sonnigen Glück des Lebens hier, fühlen sich zu Hause und sind, wenn sie scheiden, für immer krank an der Sehnsucht nach dem Paradies. In keiner Stadt hört man so viel Lachen und Singen aus den offenen Fenstern."

Oder man lese den Schluß der „Sünde im Wasser". Während einer Überschwemmung sind sich die beiden, die sich auf einen Baum hinaufgerettet hatten, ihrer Liebe bewußt geworden: einer sündigen Liebe! Denn sie ist dem besten Freunde des Geliebten versprochen. Und sie büßen die Sünde in dem Element, aus dem sie emporgewachsen. Aus dem Nachen, in dem er sie rudert, schleudert er sie in den Rhein und springt ihr nach. „Kein Vogel irgendwo, der das Lied von den beiden, die da unten im Wasser von Stein zu Stein treiben, über das weite Gras hinpfeift!" Ein Schluß wie in einer alten Ballade!

Wilhelm Schmidt ist ein homo novus. Das Buch ist sein Erstling, aber es zeigt schon eine starke Eigenart, von der wir noch vieles erwarten dürfen.

III.

Ebenfalls zur rheinischen Heimatkunst gehört Clara Viebig. Sie führt uns allerdings etwas abseits vom Strom, ins Gebirge. Sie ist die Spezialistin der Eifel, ja, sie wäre beinahe ihre Märtyrerin geworden. Ihr neuestes Buch „Vom Müller-Hannes" *) ist auch eine Eifelgeschichte, zugleich aber die Geschichte einer Erziehung, einer Erziehung durch das Leben zum Leben: ein Problem, das Clara Viebig schon in den „Rheinlandstöchtern", im „Täglichen Brot", in der „Wacht am Rhein" behandelt hat. Nur hatte sie dort Frauen in den Mittelpunkt gestellt, hier ist ein Mann der Held. Der Müller-Hannes ist ein echter Rheinländer, ein Anhänger der Parole „Leben und leben lassen",

*) Berlin 1903, F. Fontane & Co.



lustig, spendabel, und nach und nach verspendiert er sein Vermögen und muß schließlich als blinder Bettler oben auf dem Abbau mit seiner Tochter und seiner alten Mutter hausen. Aber er hat verlieren gelernt, — das ist das wichtige Resultat seiner Erziehung. Er erträgt nicht bloß das Leben, er weiß es zu tragen, er und seine Tochter, „rüstigen Schrittes, großragende Gestalten auf freier Eifelhöh'".

Clara Viebigs Art und Kunst sind allzu bekannt, als daß sie einer weiteren Charakteristik bedürften. Nur erscheint sie hier klarer und fester geworden; die Unruhe und die grellen Farben, die in ihren früheren Werken hier und da störend auffielen, sind verschwunden.

Bei Wilhelm Schmidt-Bonn sowohl wie bei Clara Viebig spielen die ökonomischen Verhältnisse keine sonderliche Rolle. Wenn der Müller-Hannes verarmt, so ist das mehr eine individuelle als eine soziale Erscheinung. Mitten in die soziale Frage hinein führt uns dagegen Valentin Traudt in seiner Erzählung aus dem oberhessischen Volksleben: „Leute vom Burgwald"*). Er will uns zeigen, wie der Bauer um seine Scholle kämpft, und Oberhessen ist gewiß eine geeignete Bühne für diese Tragödie. Traudt ist ein kraftvoller Schilderer: Volks- und Landschaftscharakter sowie die einzelnen Bauerntypen kommen vollkommen zur Geltung. Aber er ist ein schwacher Erzähler. Den geschürzten Knoten vermag er nur durch eine — Erbschaft aus Amerika zu lösen. Auf diese Weise wird dem Ganzen die Spitze umgebogen. Traudt hat nicht den Mut zum Pessimismus. Aus dem gewählten Stoff ließe sich wohl ein Seitenstück zu dem besten Bauernroman unserer neuesten Literatur, zu Polenz' „Büttnerbauer", machen. Aber Traudt bebt vor der Tragödie zurück und führt lieber durch einen Zufall ein glückliches Ende herbei. Ein solcher Optimismus ist vom ökonomischen Standpunkte gewiß sehr löblich, in der Poesie aber verlangt unsere Seele nach Grausamkeit.

*) Marburg 1902, N. G. Elwert.



Der Rheinländer und der Oberhesse sind zwei wohl unterscheidbare Typen des deutschen Volkscharakters. Am Rhein haben wir es mit einer Mischlingsmasse zu tun. Germanische und keltoromanische Elemente haben sich gekreuzt. Und wenn Wilhelm Schmidt wiederholt auf die braunen Augen und die etwas breiten Gesichter der rheinischen Frauen aufmerksam macht, so ist das eine Physiognomie, die eher auf Rechnung des Keltentums als des Germanentums zu schreiben ist. Und die springende Lustigkeit und die jähe Leidenschaftlichkeit des rheinischen Menschen, wie er bei Schmidt und bei Clara Viebig erscheint, ist eher ein Erbteil des keltoromanischen als des germanischen Blutes.

Mit einer ziemlich rein germanischen Bevölkerung hat man es dagegen in Oberhessen zu tun. Die Hessen wissen sich etwas darauf zu gute, daß sie die einzigen waren, die während der Wanderungen der germanischen Stämme ihre Sitze nicht verlassen haben. Zähigkeit und Konservatismus zeichnet sie aus, aber damit eng verknüpft eine Unbeholfenheit, die ihnen den Kampf ums Dasein empfindlich erschwert und ihre Entwickelung hemmt. „Mer winn bleiwe, wos mer sei“ läßt Traudt seine Bauern sagen, und er hat sie damit im Guten und im Schlimmen charakterisiert.

Wieder anders erscheint der Schlesier. Hier ist der slawische Einschlag sehr stark bemerkbar. Nicht mit Unrecht hat man schon darauf hingewiesen, daß Gerhart Hauptmanns „Weber“ und „Fuhrmann Henschel“ nach Osten hindeuten. In Gerhart Hauptmanns Bruder Carl Hauptmann haben diese Slawo-Germanen ihren Schilderer gefunden. Die sechs kleinen Erzählungen, die unter dem Titel „Aus Hütten am Hange“*) vereinigt sind, spielen alle im Schlesischen Gebirge, „im Land der armen Leute“, wie Riehl sagen würde, und die sozialökonomischen Verhältnisse geben zum Teil die Grundlage ab für die Betätigung des Rassencharakters. Aus inniger Liebe zur

*) München 1902, Georg D. W. Callwey.

Heimat sind die Erzählungen hervorgegangen, ohne indessen an Objektivität zu verlieren. Empfindsame Passivität, die bis zur seelischen Verfeinerung gehen kann, fatalistische Ergebung und daneben wieder, wie aus einem unsichtbaren Abgrund aufflammend, eine plötzlich ausbrechende, ungeahnte Roheit, die ebenso rasch von einer melancholischen Stimmung abgelöst wird, — dies alles erinnert eher an den russischen „Moujik“ als an den deutschen Bauer.

S. S.

Goethes Geisteswerk in den Stimmen unserer Zeit.

II.

Mit Hegel blieb Goethe, trotz des erwähnten völligen Mangels geistiger Berührungspunkte, bis ans Ende auf dem freundschaftlichsten Fuße. In ein Hegelsches Werk (die Phänomenologie des Geistes) ist, wie ich schon vor fünfzehn Jahren im Goethejahrbuch nachweisen konnte, noch vor der Herausgabe des ersten Teils vom Faust aus persönlichem Verkehr die erste philosophische, d. h. verhegelte Auslegung dieses poetisch-metaphysischen, des „weltlichen Bibelwerkes der Deutschen“ geflossen. Von Kant, dem anfänglichen Störenfried in seinem Verhältnis zu Schiller, hat Goethe bezeugt, daß er „auf sein Alter so gewirkt habe, wie Lessing und Winkelmann auf seine Jugend“. Er bekennt gleichfalls (bei Eckermann) zwei seiner wissenschaftlichen Großtaten, die Metamorphose der Pflanze und die Lehre vom Versuch, erstere noch unbewußt, letztere bewußt im Sinne Kants unternommen zu haben. Ja, ich bin der entschiedenen Ansicht, daß, wenn man nach dem letzten Schlüssel verlangt für Goethes unerschütterliche Selbstsicherheit in der Bestreitung der Newtonschen, d. h. im allgemeinen der molekularen Licht- und Farbentheorie, man ihn — wenigstens in Goethes Sinne — bei Kant zu suchen habe.

Schillers lebhafte, keineswegs bloß erheuchelte, sondern praktisch betätigte Teilnahme an diesen, ihm sonst durchaus fernliegenden Bestrebungen des Freundes ist nur in solcher Rücksicht zu erklären, Hierin aber täuschten sich die Weimarer Freunde. Sie wußten nicht. daß ihr Königsberger metaphysisches Orakel eben damals seine letzten, freilich gänzlich schwindenden und unzulänglichen Kräfte daran setzte, „den Übergang von den metaphysischen Anfangsgründen der Naturwissenschaft zur Physik“ möglich zu machen; das physikalische Substrat der ponderablen Materie, das raumerfüllende Mittel: den Äther (von Kant im weitesten Sinne: „Wärmestoff“ genannt) logisch zu bearbeiten.

Denn diese optischen Fragen liegen eben für Goethe hart an der Grenze der Metaphysik. Er glaubte also nur die „Kritik der reinen Vernunft“ auf seiner Seite zu haben, wenn er sie peinlichst auf ihre sinnlich-erkennbare empirische Seite beschränkte, ihre Durcharbeitung in diesem Geiste übernahm und nach seiner Meinung glorreich durchführte; jedes Abweichen davon, alle Ansätze darüber hinaus aber als ein leeres, geschmackloses und im letzten Grunde falsches Spiel brandmarkte. Die Anwendung der Mathematik hierbei imponierte ihm gar nicht. Denn er fand nichts Überraschendes dabei, daß ein seiner Überzeugung nach lediglich subjektiver Kalkul, der sich selber seine Werte setzt, also sich gleichsam in sich selbst berechnet, auch stimmen müsse. Mathematiker finden sich für alles, dachte er; und er hat in der Tat auch für seine optischen Theorien Mathematiker (Werneburg) gefunden. Um so begieriger war er darauf aus, diese seiner Ansicht nach gänzlich subjektive, metaphysische Theorie physischer Widersprüche zu zeigen, sie auf sinnfälligen Widerlegungen durch die Erfahrung zu ertappen; ihre ganze Experimentalmethode mit ihren dunkeln Kammern, Doppellöchern, Hohlspiegeln, schwarzen Spiegeln usw. als künstlich vorgemachte Taschenspielereien zu verrufen (*experimentum crucis*, die Natur in der Folterkammer, der „gequälte“ Lichtstrahl). Bei allen experimentalen Ergebnissen der dioptrischen Schwingungstheorie hat er seine hausbackenen Erklärungen durch das Schattenbild und „die Grenze“ bei der Hand. Und haben ihn Polarisation und Fraunhofersche Linien nicht bekehrt, das Auftreten Fresnels (des Entdeckers der Interferenz) nur zu Äußerungen des Triumphes über den ersten Stoß der Newtonschen (Emissions-) Hypothese durch die Wissenschaft veranlaßt, so würde er in der durch die Spektralanalyse bewirkten Wendung und gar in der neuesten elektromagnetischen Lichttheorie (Faraday-Maxwell — Heinrich Hertz) zuversichtlich in seinem Sinne nur bestärkt worden sein. Denn diese*) bricht in der Tat, wie es Goethe unablässig prophezeit hat, mit der ihm entgegenstehenden, über zwei Jahrhunderte herrschenden optischen

*) S. Heinrich Hertz, Über die Beziehungen zwischen Licht und Elektrizität. 2. Aufl. Bonn 1889, bes. S. 11—15.



Theorie, im Licht und seinen Wellen „Erscheinungen elastischer Natur" (d. h. im allgemeinsten: Erscheinungen von formaler Beständigkeit) zu sehen.

Goethes Ausweg vor der (ihm widerstehenden und bei seiner unmathematischen Anlage unmöglichen) Beschäftigung mit einer nicht mehr tatsächlichen, sondern nur noch imaginären, nur zum Behuf der Darstellung analogisch eingeführten Naturansicht: dieser vollbewußt eingeschlagene Ausweg

„mit der läßlichsten der Sünden" *)

sollte nun aber gerade dem Leugner seiner „metaphysischen Natur" zu denken geben. Er ist nämlich durchaus metaphysisch. Es ist seiner gesamten Naturweisheit letzter Schluß. Er bietet den Schlüssel für sein philosophisches Naturerkennen.

Jene zu seiner Zeit gangbaren, von seinem fanatischen Parteigänger Schopenhauer grob so benamsten: „knolligen Theorien", nach denen Lichtklumpen durch den Weltraum geschleudert, „Kügelchen polarisiert" und „millionenmal in der Sekunde auf der Netzhaut herumgetrommelt wurde", haben Goethe zu prinzipieller Abwehr, zu einer Art von religiösem Einspruch gegen eine solche Behandlung des Lichts veranlaßt. Goethe hat keineswegs das objektive Licht außer uns geleugnet. Er hat es nicht mit all seinem Zubehör in unser Bewußtsein — „die Sehsinnsubstanz", wie man das wohl genannt hat — verlegt. Ohne Grund hat man ihm, um ihn zu erklären, einen solchen empirischen Idealismus in der Frage untergelegt,**) wie er nach ihm von Kapazitäten der Physiologie der Sinneswahrnehmungen (Johannes Müller, Hering) allerdings wiederum zur Diskussion gestellt worden ist. Es verdient hierbei im allgemeinen bemerkt zu werden, daß von jeher Augenärzte (wie Mathematiker: Berkeley!) zu einem extremen Idealismus der Weltauffassung neigen. Goethe war in dieser Hinsicht viel zu sehr von dem „heiligen Geist der fünf Sinne" erfüllt, als daß er ihren Bericht lediglich als subjektive Fiktion hätte gelten lassen sollen. Nein! Goethe hat im Gegenteil das objektive Licht als einheitliche, intangible Macht förmlich mythologisiert. Er hat das Licht als letzten uns erreichbaren obersten Ausdruck des Seins in der Erscheinungswelt („Urphänomen"), bei dem man sich hier beruhigen sollte, hingestellt. Er hat nur aus diesem Grunde „lebhafte Frage nach der Ursache" als „von großer Schädlichkeit" erklärt. Ihm, der

*) *Priester werden Messe singen*
Und die Pfarrer werden predigen;
Jeder wird vor allen Dingen
Seiner Meinung sich entledigen
Und sich der Gemeine freuen,
Die sich um ihn her versammelt,
So im Alten wie im Neuen
Ungefähre Worte stammelt.
Und so lasset auch die Farben
Mich nach meiner Art verkünden,
Ohne Wunden, ohne Narben,
Mit der läßlichsten der Sünden.

Vor den „Nachträgen zur Farbenlehre".

**) Vgl. August Classen, Dr. med. Über den Einfluß Kants auf die Theorie der Sinneswahrnehmung. Leipzig 1886. S. 213.



von heidnischen Velleitäten frei war, der dem Heidentum in seiner heilenden poetischen, aber nicht in seiner korrupten tatsächlichen Bedeutung wieder zu seinem Rechte verhelfen wollte: ihm wandte eben schon an dieser Stelle, wie dem gleich ihm in ein Meer von Licht entschwebenden christlichen Dichter an einer höheren,

. . . ihm wandte gerne,
Wie ein gleichschwingend Rad, des Forschens Lust
Die Liebe, die umschwinget Sonn' und Sterne.

Das Licht ist Goethen nicht gerade göttlicher Natur; aber wie dem Dante ihr Ankündiger, gleichsam ein Bote der Gotteskraft. Daß es für uns nicht weiter erklärbar sei, beruht auf demselben Grunde, warum wir uns selber nicht erklären können: weil nämlich unser Anschauungsorgan selber die Lichtnatur in sich schließe, vollständig auf sie als seine erste Voraussetzung zurückgehe:

Wär' nicht das Auge sonnenhaft,
Die Sonne könnt' es nie erblicken;
Läg' nicht in uns des Gottes eigne Kraft,
Wie könnt uns Göttliches entzücken!

In Goethes Schülern, so z. B. dem mit seiner ganzen angewandten Naturwissenschaft in Goethe aufgehenden F. S. Voigt (dem im Briefwechsel mit Karl August oft erwähnten Prof. der Medizin und Direktor des botanischen Gartens in Jena) vergröberte sich wohl diese Anschauung zur Annahme einer „Verwandtschaft des Lebens mit dem Lichtprinzip": „Daß so viele und gerade die ausgebildetsten Insekten nach der Lichtflamme eilen und sich in den Tod stürzen, hat gewiß seine allerfeinste Bedeutung darin."*) Goethe war souveräner Beherrscher der Geistesgeschichte und gefeit vor parsischen sowohl als manichäischen Anwendungen seines (Licht und Finsternis radikal scheidenden) Dualismus in der Licht- und Farbenlehre auf das Leben. Licht und Leben bleiben ihm Erkenntnisobjekte, aber keine Erkenntnisobjekte an sich und zwar das eine aus dem gleichen Grunde wie das andere:

„Erkenne dich!" — Was soll das heißen?
Es heißt: Sei nur und sei auch nicht!
Es ist eben ein Spruch der lieben Weisen,
Der sich in der Kürze widerspricht.

Und:

Erkenne dich! — Was hab ich da für Lohn?
Erkenn' ich mich, so muß ich gleich davon,
Als wenn ich auf den Maskenball käme
Und gleich die Larve vom Angesicht nähme.

Es ist also der für ihn im letzten Grunde metaphysische Charakter von Licht sowohl als Leben, der ihn von der „lebhaften

*) Lehrbuch der Zoologie (Stuttg. 1838). § 371. (IV. 204).



Frage nach ihrer Ursache an sich" als „von großer Schädlichkeit" für den Frager wohlmeinend abraten ließ. Faust will in die hinter „der Berge Gipfelriesen" hervortretende Sonne sehen

„— *und leider schon geblendet,*
kehrt er sich weg, vom Augenschmerz durchdrungen."

Wenn er nun aber, der „des Lebens Fackel entzünden wollte" und nun sehen muß:

„*Ein Feuermeer umschlingt uns, welch ein Feuer!*"

wenn Faust entschlossen ruft:

„*So bleibe denn die Sonne mir im Rücken!*" —

und:

„*Am farbigen Abglanz haben wir das Leben*",

so ist das keineswegs äußerlich, oberflächlich, sondern eben wieder metaphysisch gedacht.

III.

Es ist der eigentliche Grundcharakter der Weisheit von Weimar und Jena, der sie im ganzen Umkreis menschlichen Geistesstrebens kenntlich auszeichnet und in allen ihr zugehörigen Äußerungen im weitesten Umkreis mindestens durchschimmert, wo er nicht deutlich ausgesprochen hervortritt: Die Dinge der Natur wie des Geistes nicht als bloße zusammengewürfelte Aggregate von Tatsachen äußerlich abzufertigen und sie im übrigen auf sich beruhen zu lassen. Sondern diese Weisheit fordert dazu auf, sie im ganzen und im einzelnen, in ihren großen bis zu ihren kleinsten Zusammenhängen als die Chiffern einer einheitlichen, in sich gegründeten Sprache anzusehen, durch die nicht etwa in abgerissenen Lauten oder in geheimnisvollen Orakeln, sondern klar, deutlich und zusammenhängend das Wesen der Welt zu uns — zu jedem von uns! — spricht. Es gilt alle Erscheinungen der Natur wie alle Äußerungen des Geistes als notwendigen Ausdruck der sie bedingenden Wirkungsgesetze jeweilig zu begreifen. Das ist das Wortverständnis dieser „Weltsprache". Alsdann aber kommt es darauf an, den Zusammenhang dieses Wirkens einzusehen, seine genetische Voraussetzung, unverbrüchliche Folge und entscheidenden Tendenzen zu erfassen: Das Sachverständnis, der Sinn dieses unendlichen Systems von Zeichen! So schlingt sich von den allgemeinsten physikalischen und chemischen Voraussetzungen bis zu ihren tatsächlichen Wirkungen in der besonderen Geschichte unseres Erdballs, von den ersten mechanischen und kristallinischen Bildungen auf ihm bis zur Entstehung und dem Fortgang organischen Lebens, von dessen primitivsten Äußerungen auf der Grenze vegetabilischen und animalischen Daseins bis zu der verwickelten Struktur der höchsten pflanzlichen und tierischen Bildungen, und endlich von diesen in ununterbrochener Folge zum schließlichen Träger der Intelligenz, dem Menschen: durch



dies alles schlingt sich die einheitliche Aufgabe, im einzelnen den notwendigen Ausdruck, im ganzen den unverbrüchlichen Zusammenhang des in der Natur zur Wirksamkeit gelangenden metaphysischen Agens zu erkennen. So praktizierten Goethe und Herder den Satz ihres Metaphysikers Spinoza: „Je mehr jemand das Einzelne erkennt, desto besser erkennt er Gott." Ja, so überzeugt ist diese angewandte Metaphysik von der Untrüglichkeit ihrer Methode, im Einzelnen das Ganze aufzufinden, daß sie Mängel und Lücken ihres Beobachtungsmaterials unbedenklich diesem selbst, d. h. den vorhandenen Tatsachen der Natur, niemals aber ihrem metaphysischen Erkenntnisgrund zuschiebt. So fand sie für die von ihr zuerst und in philosophischem Sinne behauptete Kontinuität der organischen Bildungen in der neu erweckten Paläontologie Bestätigungen (der vermißten „Mittelglieder"). „Schon die täglich immer mehr entdeckten Reste einer untergegangenen Schöpfung zeigen uns hie und da dergleichen zur Einschaltung", erinnert bei solchem Anlaß der schon genannte zoologische Schüler Goethes, Voigt, und fährt, den Sinn des Meisters wiederum gleich ins Ungeheure steigernd, fort: „Wer aber möchte uns widerlegen können, wenn wir behaupteten, die übrigen Glieder fänden sich wahrscheinlich auf den andern uns unzugänglichen Weltkörpern, ja mehrere seien auch auf dieser Welt für uns verloren, weil sie nicht fähig waren, sich im Gestein zu erhalten."*)

Die Anregungen zu dieser angewandten Metaphysik gehen, wie gesagt, von einem Denker aus, der im Ausgangspunkt wie letzten Konsequenzen gerade nur als Mystiker verstanden werden kann und verstanden werden will, von Spinoza. Wie Goethe nun gerade im Dienste dieser Ideen die von ihrem Verkenner vornehm abgetane griechische Plastik verwendete — „diese einzige Manifestation des klassischen Geistes, in der er mit der Aufklärung das Wesen der Antike erschöpft glaubte" — darüber lasse er sich von einem Manne belehren, den er weder mit „Nietzsche" noch mit der „Verästhetisierung des Lebens" in Beziehung bringen wird: von Virchow.**) „Wie sehr Goethen das Studium der vergleichenden Anatomie das Verständnis der Antike erleichtert habe" und umgekehrt, wie dieses wiederum jenes gefördert hat, das kann nur der einsehen, der eben weiß, daß es gerade der klar ergriffene „Geist griechischer Spekulation" — Idee und Entelechie in ihrer wissenschaftlichen Bedeutung — gewesen ist: der zur Erkenntnis der Wirbelknochen in den Umbildungen des zusammengesetzten Schädels und der Brücke zwischen menschlicher und tierischer Körperbildung führte.

Goethe hatte für diese, den Geist in der Natur und die Natur im Geiste aufsuchende Forschungsweise einen charakteristischen Titel in Bereitschaft: nicht Physik, nicht Logik, nicht Physiologie, sondern

*) a. a. O. § 285 III 305.

**) a. a. O. (Goethe als Naturforscher) S. 108 f.

Physiognomik (Naturerkennen). Er erstrebt den Ausgleich zwischen dem unnatürlichen Gegensatz zwischen Natur- und Geisteswissenschaft, dem uralten Widerstreit zwischen „Physik und Ethik". Wir müssen uns hüten, Sinn und Tragweite dieser wissenschaftlichen Parole zu schädigen durch Vermengung mit dem Lavaterschen Gesellschaftsgesichterspiel aus Goethes Jugend. Aber wenn er sich selbständig und bestimmend daran beteiligte, so war es schon damals der tiefe Sinn, den er in dies kindsche Spiel zu legen verstand. Hier gerade hat er Lavaters weihevolle Hohlheit „entlarven" gelernt und ist von dem oberflächlichen Spiel, vom äußerlichen Schein der Mienen und Faxen zum innern Kern, dem anatomisch greifbaren Wesen durchgedrungen. Schon Bratranek hat in der Berücksichtigung des Schädelbaues von seiten jener Physiognomisterei Goethes Einfluß nachgewiesen; wie denn Goethe selbst (bei Eckermann) bestätigt: „Was in Lavaters Physiognomik über Tierschädel vorkommt, ist von mir." Gleichfalls schon Virchow hat die im Gedicht-„Typus" zum Ausdruck gelangende Erkenntnis

Es ist nichts in der Haut
Was nicht im Knochen ist —

in Beziehung gesetzt zu dem berühmten Bekenntnis

Nichts ist drinnen, nichts ist draußen,
Denn, was innen, das ist außen —

und zu der Absage an Hallers oberflächliche Resignation

„Ins Innere der Natur"
— O du Philister! —
„Dringt kein erschaffner Geist."
Mich und Geschwister
Mögt ihr an solches Wort
Nur nicht erinnern!
Wir denken: Ort für Ort
Sind wir im Innern.

Täuscht sich jemand in der Interpretation dieser in sich gegründeten Zeichensprache der Natur — „der Schein trügt" — so liegt es am Leser, nicht an der Schrift:

Was freut denn jeden? Blühen zu sehen,
Das von innen schon gut gestaltet —

und nur

vor schlechtem Gebilde jedem graut,
Das ein Augenschmerz ihm ist!

wobei im übertragenen Sinne zu bedenken, daß nicht „jeder" und in jedem Augenblick ein kundiger Leser ist.

Dies ist die hart gescholtene „Metaphysikfeindschaft" Goethes, jenes tiefsinnige Naturerkennen der sinnlichen und geistigen Welt, welches die ersten seiner Zeitgenossen, ohne Unterschied des Forschungsgebiets und der Geistesrichtung — die Loder, Blumenbach, Martius, Nees

von Esenbeck, Seebeck, Berzelius, Purkinje, von Leonhard und Alexander von Humboldt, wie die Wilhelm von Humboldt, F. A. Wolf, C. L. F. Schultz, Schelling, Hegel und Schopenhauer — einmütig in Bewunderung und Dankbarkeit zu seinen Füßen zwang. Auf diesem Wege ist die Naturbeschreibung aus einem Gemenge zufälliger Beschäftigungen für Liebhaber und materielle Interessenten selbständige, in sich zusammenhängende Wissenschaft geworden. Auch die Erkenntnis der Natur geistiger Vorgänge (wir erinnern nur an W. von Humboldts Physiognomik des menschlichen Sprachbaus) hat zu viel auf diesen Wegen gewonnen, als daß sie grade als das Hindernis anzusehen wären, „reine Begriffe in der hüllenlosen Nacktheit ihres essentiellen Seins zu erfassen".

Hier endlich wurzelt das überragende Verdienst der Goetheschen Dichtung auf dem gesamten Gebiete der neueren Kunst. Ihr Geheimnis liegt eben in diesem innerlichen, das Einzelne genetisch und systematisch zum Ganzen in Beziehung setzenden Naturerkennen. Die angewandte Metaphysik darin ist es, die diesem Naturerkennen im eminenten Sinne den Ehrennamen poetisch eintragen dürfte. Goethe sieht die Natur poetisch und eben deshalb ist ihm die Poesie so natürlich. Bekanntlich muß man, wenn man Goethen als Menschen in seinem Hauskleide kennen lernen will, wenn man ihn z. B. schimpfen und zwar recht grob schimpfen, Dinge und Personen bei ihrem rücksichtslosesten Namen nennen hören will, bekanntlich muß man dann zu seinen Arbeiten in poetischer Form, seinen Versen greifen. Seine Prosa dagegen läßt ja wieder alles so rein, unschuldig, in sich berechtigt, würdig und weihevoll erscheinen, als störte nie Gestümper oder Mißklang die Harmonie des menschlichen Daseins und der Natur, als lebten wir wirklich „in der besten der möglichen Welten." Darum eben erscheint Goethen alles und jedes — das Wort in seinem Grundsinn: — „bedeutend", d. h. es bedeutet ihm etwas, ist ihm wichtig und wertvoll, was dem Philister und Durchschnittsmenschen selbstverständlich und gleichgültig vorkommt. Jesuitische Biographie hat sogar daraus Anlaß genommen, Goethes Geistesart mit der des sehr ehrenwerten Herrn Pickwick in eins zu setzen, dem das Alter der Droschkenpferde und die Statistik ihrer Lebensdauer „bedeutend" erscheint. Ja, der ganze Ausdruck ist zum gesellschaftlichen Schlagwort heruntergekommen („ist er [sie] bedeutend?"), nachgerade unleidlich geworden. Allein ursprünglich charakterisierte er in hohem Grade Goethes besonderen Genius in der modernen Menschheit, die Natur, deren Tatsächlichkeit und Wirklichkeit ihr heute leider wieder in so ganz anderem Lichte erscheinen will, poetisch zu sehen.

Auf dieser geistigen Durchdringung der Natur beruht denn schließlich, wie die natürliche poetische Aussprache seines menschlichen und allzu menschlichen Selbst, so auch die natürliche, ungesuchte, durch sich selbst sprechende Symbolik von Goethes Dichtung. Diese große künstlerische Macht, in ihrer unbewußten Allgegenwart keiner

großen Kunst gänzlich fremd, die unsre Zeit wieder (nur zu bewußt!) in ausgesuchten Trivialitäten oder unnatürlichen Fratzen mit byzantinisch-gotischen Spruchbändern zu sich hinabzwängen möchte: in Goethes Dichtung spricht sie so vernehmlich und dabei vielsagend und stark anklingend mit, daß niemand sich ihrem Zauber entziehen kann. Denn Gestalten und Bezüge der Goetheschen Dichtung sind eben schon in ihrer reinen Natürlichkeit „bedeutend" aufgefaßt. Man denke an den Gegensatz von Philine und Mignon im Wilhelm Meister oder an das durchaus symbolische, gar kein offenes Verständnis beabsichtigende und darum nur um so viel mehr sagende „Mährchen". Diese tiefsinnigen (recht eigentlich: „metaphysischen") Bezüge zwischen Naturauffassung und Poesie betont ein Naturforscher, der — von Goethe vermeintlich gekränkt und darum von ihm zurückgezogen lebend — als unbestochener Beurteiler wird gelten können, Seebeck in Berlin: „Unter allen lebenden Naturforschern ist Goethe der größte, der einzige, der weiß, worauf es ankommt" . . . „Von allen unsern Dichtern hat keiner des Menschen Wesen so tief erfaßt als Goethe" . . . „Goethe versteht die Natur, weil er den Menschen kennt und er versteht den Menschen, weil er die Natur kennt". (Nach dem Bericht seines Sohnes Moritz Seebeck.)

Wir sagten oben, daß Goethe die Sprache der Natur verstehen lehrt, in der das Wesen der Welt zu jedem von uns spricht. Wir betonen das noch einmal, um zu erinnern, daß es keine Mysterien esoterischer Weisheit, keine Hieroglyphen einer abgeschlossenen Priesterklasse sind, um die es sich hier handelt. Damit aber sind wir nun gerade an dem Punkte, an dem wir mit den Bestreitern von Goethes Bedeutung für sein Volk zusammentreffen. Nur nicht in ihrem Sinne! Gerade jener allen zugängliche Tiefsinn (im Gegensatz von Schillers abstraktem, ins Ungreifbare sich verlierenden Gedankenflug) raubt Goethen die Volkstümlichkeit damals wie heute und in Zukunft. Das Volk in seinen Massen — wir meinen keineswegs den Pöbel — kann offene Weisheit nicht brauchen, am wenigsten ihre Allgemeinsamkeit. Es will das Unverständliche, Dunkle, nicht weiter zu Durchdenkende, das sich in starke, eindrucksvolle, erregende Worte wie in Signale zusammenfassen läßt! es braucht sie zu einseitigen, entschiedenen, das will sagen: parteiischen Zwecken. Darum halten wir jedweden Versuch einer Nutzung von Goethes Namen für solche Zwecke, und seien sie auch dringend geboten, für heil- und sinnlos. Und wir halten die Aussprache einer solchen Einsicht, von welcher Seite und aus welchem Interessenkreise sie immer komme, für nützlich; denn sie setzt, ohne dies zu wollen, Goethe sofort wieder in die ihm von Anbeginn zuerkannten und in seinem Volke für alle Zeit unverlierbaren Rechte ein: die unparteiische, allen wahrhaft geistigen Richtungen gerechte, offene und klare Instanz, gleichsam das Naturorakel abzugeben in allen Angelegenheiten des Geistes. Wie nötig, wie unentbehrlich, man darf sagen: geradezu als

Geschenk der Vorsehung ein solcher Geist gerade in seinem Volke und in einem politischen Gebilde, wie das Deutsche Reich, erscheint, darüber kann unter den der Geschichte Kundigen kein Zweifel obwalten. Ebensowenig wie die Prüfer der Zeichen der Zeit dagegen Einspruch erheben werden, daß an ihrer Konservierung viel gelegen sei. Goethe steht, wie schon seine äußere menschliche Erscheinung in eine glückliche Mitte zwischen allerlei Gegensätze hineingestellt ist, über allem Meinungs- und was für unsere Zeit wichtiger: über allem Völker-, Rassen- und Klassenhaß. Wie der Ruhm des zu seinen Lebzeiten nur den ersten seiner Nation zugänglichen Geistes vom Auslande, Frankreich und England, begründet ward, so stehen an der Wiege dieses Ruhmes Vertreter heterogenster Menschenart einträchtiglich im Verkehre mit dem Großen nebeneinander: Franzosen, Engländer, Italiener, Skandinavier, Czechen, Polen, Russen, Juden, Angehörige aller deutschen Stämme, Reiche und Arme, Hohe und Niedrige. Das Bemühen um die möglichste Erhaltung solcher geistigen Güter, mag ja äußerlich weder so dankbar, noch so interessant sein als das entgegengesetzte. Aber es ist notwendig. Der Vorwurf, den man ihm früher zu machen pflegte, daß man dadurch neue Gestaltungen unmöglich mache, die Bewegung hemme, hat gerade die Erfahrung der letzten Jahrzehnte nur allzu gröblich widerlegt. Gerade das „Neue", das „Bewegende", das von diesen geistigen Gütern abführt, hat heute die überwältigende Mehrheit gleich so ausschließlich, die materielle Macht gleich so vollständig für sich; es zieht mit der Bewegung leicht einen solchen Tumult, eine so heillose Verwirrung nach sich, daß man immer wieder schließlich durch die einfache Notwendigkeit, sich zu orientieren, auf die alten treuen und bewährten Leitsterne zurückgewiesen wird. Die Aussicht nach ihnen offen zu erhalten, mögen auch diese Zeilen an ihrem Teile behülflich sein.

München. *Dr. Karl Borinski.*



Eine Reise nach dem russischen Orient.

4. Die Armenier.

Für die Armenier hat die gesamte Kulturwelt infolge der türkischen Metzeleien vor acht Jahren das größte Interesse gewonnen. Augenblicklich ist dort alles ruhig. Aber die armenische Frage ist geblieben, und ihre Lösung ist nicht leicht. Die Armenier sind ein indogermanisches Volk, das von jeher seine Hauptstärke in den Siedelungen der Araxesebene gehabt hat, wie auch sonst alle großen orientalischen Reiche sich um die Kultur in großen Flußtälern herum gruppiert haben, da Hochebenen und Gebirge meist unfruchtbar sind. In Armenien z. B. fährt man stundenlang mit der Eisenbahn durch öde Lavagefilde, deren Gesteinsmassen in dem hellen Sonnenschein wunderbar scharfe Linien zeichnen, die aber nur im Frühjahr mit einer zarten Gras- und Blumenschicht bedeckt sind. Im Sommer ist alles versengt und verdorrt. Allerdings sind auch die Flußtäler nicht ohne weiteres dem Ackerbau zugänglich. Nur wo das Flußwasser durch die Kanäle über das Land geleitet wird, lohnt der Acker die Bestellung. Leider sind die alten Kanäle in der Araxesebene längst nicht mehr alle in gutem Zustand, sondern zum großen Teil versandet.

Im heutigen Armenien saß um das Jahr 800 ein anderes Volk, das den Summeriern im alten Babylon und den heutigen Georgiern im Kaukasus verwandt war. Wir hören von ihm in den Kämpfen, die die Assyrer gegen sie führten. Wie die Summerier schon ein paar tausend Jahre vor Christo eine außerordentlich hohe Kultur besaßen, so finden wir auch im heutigen Armenien an uralten, heute verfallenen oder ausgegrabenen armenischen Kirchen noch Reste von Bausteinen und Säulen alter vorgeschichtlicher Tempel mit Keilinschriften. Die Armenier, die sich selbst Heikh nennen, machen sich erst unter den Seleuziden einigermaßen selbständig. Hannibal hilft ihnen die Hauptstadt Artaxata befestigen. Im ersten Jahrhundert vor Christo unter Tigranes machen sie den Römern viel zu schaffen, können sich aber ihnen gegenüber auf die Dauer nicht halten. Im vierten Jahrhundert haben sie wieder ihr eigenes Reich und machen das Christentum zur Staatsreligion, geraten dann aber bald unter die Herrschaft der Araber und später der Neuperser. Vom 11. bis 13. Jahrhundert sind sie wieder eine Zeitlang unabhängig, dann aber fallen sie endgültig den Türken anheim. Mit dem Vordringen Rußlands bekommen sie diese wieder zum Feind. 1827 bereits wird die wichtige Festung Alexandrapol russisch, 1877 Kars, das als Hauptschlüssel zu Armenien gilt. Von den bedeutenden armenischen Festungen ist nur noch Erzerum in türkischen Händen.

Dabei sind die Russen, wie in allen eroberten Landesteilen, so auch in Armenien außerordentlich tätig. Sie legen Straßen und Eisenbahnen

an, daß Handel und Wandel gedeihen kann. Sie bauen die Festungen aus, um das Land militärisch zu beherrschen und zugleich, um für weiteres Vordringen Stützpunkte zu erhalten. Ardaghan, Kars, Alexandrapol bilden für die Russen eine vorzügliche Operationslinie. In Kars, Alexandrapol, Eriwan reichen die Russen mit der Bahnverbindung fast bis an die Grenze, und wo die Bahn nicht hinreicht, hat man Chausseen hingebaut.

Die Türken tun von alledem nichts. Die Befestigungen von Konstantinopel sind so mangelhaft wie möglich und einem Angriffe der Russen in keiner Weise gewachsen. In Erzerum ist alles beim alten geblieben, trotzdem die Russen sich mit der Chaussee durch das Tschorahtal von Batum aus einen bequemen Zugang zu Erzerum geschaffen haben. Den Knotenpunkt Bajaset hat man nicht nutzbar zu machen verstanden. Dabei haben die Türken nach den gefährdeten Punkten gar keine Bahnlinie, daß sie etwa schnell Truppen hinwerfen könnten. Die Russen aber sollen sich noch dazu das Recht gesichert haben, mit der Bahn die türkische Grenze zu überschreiten, etwa in der Richtung auf Erzerum und noch über diesen Punkt hinaus, als Entgelt für ihre Zustimmung zum Bau der Bagdadbahn. Die Russen bekommen auf diese Weise ohne Blutvergießen ihre Krallen ins türkische Fleisch.

Durch die Bagdadbahn wird die Türkei ja eine bedeutende Stärkung erfahren, sowohl wirtschaftlich als militärisch. Die Bahn wird die vorderasiatischen Gebiete der Türkei mitten durchschneiden. Vorderasien aber ist für die Türkei viel wichtiger als irgend ein europäischer Besitz, denn in Vorderasien sitzen die Osmanen gedrängt, während sie in Europa Fremdlinge geblieben sind. Die Türken in Kleinasien setzen darum auf diese Bahn mit Recht große Hoffnungen. Selbst die Armenier, die mit der Bahn in keine unmittelbare Berührung kommen, erzählten uns, daß sie sich für ihr Gebiet einen Aufschwung versprechen. Aber wenn diese Bahn nur erkauft wird mit dem weitern Vordringen Rußlands im Nordosten des Reiches, so ist dies für die Türkei sehr verhängnisvoll. Macht sich etwa Rußland zum Herrn der Wilajets Erzerum und Trapezunt, so besitzt es ein tüchtiges Kernstück des osmanischen Reiches, und der Appetit wird dann beim Essen schon weiter kommen.

Auf dem östlichen armenischen Flügel nach dem Kaspischen See hin dringt Rußland gleichfalls vor. Die persische Provinz Aserbeidschan, das alte Medien, steht heute schon sehr stark unter russischem Einflusse. Die Bewohner geben selbst zu, daß in absehbarer Zeit das russische Regiment bei ihnen den Ausschlag gibt, und die Russen verstehen es ja, Fremden ihr Regiment in rosigstem Lichte erscheinen zu lassen. Dann ist es nicht mehr weit bis zu dem russischen Ideal, daß der Kaspische See ein spezifisch russischer Binnensee ist.

Unter diesen Umständen ist von der Zukunft der Armenier nicht viel zu hoffen. Einzelne armenische Phantasten träumen ja davon,



daß Tiflis einmal die Hauptstadt eines großen armenischen Reiches werden könnte. Aber jeder besonnene Armenier hat auf den russischen Teil Armeniens — und dieser beträgt ziemlich ein Dritteil — Verzicht geleistet. Nur daran glauben viele noch, daß der türkische Teil einmal selbständig werden könnte. Aber Rußland wird sich hüten, einen armenischen Pufferstaat an seiner Grenze aufkommen zu lassen.

Die Armenier hassen darum auch die Russen mehr noch als die Türken. Zur Zeit der großen Metzeleien sind gegen 60 000 Armenier nach Rußland geflüchtet, aber heute sehnen sie sich vielleicht schon wieder nach der Türkei zurück. Denn augenblicklich ist im türkischen Teil keine Klage. Beim armenischen Patriarchen in Edschmiadzin, bei dem wir Audienz hatten, einem würdigen Greis von 83 Jahren, sagte man uns: die Türken nehmen uns den Leib, die Russen aber die Seele. Andere Armenier drückten dasselbe so aus: die Türken schneiden die Spitzen des Baumes ab, die Russen reißen ihn mit der Wurzel aus.

Die Russen sind gegen Völkerschaften, die sich ihnen fügen, ziemlich milde und lassen ihnen weitgehende Selbständigkeit. Die Georgier in Kaukasien dürfen machen, was sie wollen, sie sind gefügig. Sie dürfen ihre Sprache pflegen, ja, sie dürfen ihre Sprache bei kleinen Völkerschaften, die eine wenig marktfähige Sprache reden, noch ausbreiten. In der Rechtsprechung sehen die Russen die unterworfenen Völkerschaften sehr darauf an, ob sie willig sind oder nicht. Den Armeniern sind vor einigen Jahren an einem Tage 360 Schulen geschlossen worden. Nur die armenische Hochschule in Edschmiadzin darf noch bestehen. Bei der Patriarchenwahl hat Rußland einen ausschlaggebenden Einfluß. Die Türken überlassen die Armenier meist ganz sich selbst, wenn sie nur ihre Steuern zahlen.

Den Armeniern geht es ähnlich wie den Juden. Weil sie seit Jahrhunderten keine staatliche Selbständigkeit besitzen und in ihrem eignen Lande nicht schalten können, wie sie wollen, hat sich ein großer, gerade der regsamste Teil in alle Winde zerstreut und sich auf den Handel geworfen. In Tiflis, das ursprünglich eine rein georgische Stadt war, herrscht heute der Armenier. Er hat dort den Handel, das Handwerk, die Häuser. In Konstantinopel, in Smyrna, Trapezunt, Alexandrien, Baku und andern großen orientalischen Städten ist ein großer Teil des Handels in armenischen Händen. Und es scheint, die Armenier verstehen zu handeln. Ein orientalisches Sprichwort sagt: Ein Grieche schlägt zwei Juden, und ein Armenier zwei Griechen. Die Armenier sind als Händler im ganzen Orient sehr unbeliebt. Viele machen ihnen daraus einen persönlichen Vorwurf. Viele urteilen womöglich, es sei den Türken gar nicht zu verdenken gewesen, wenn sie die Armenier, die sie ausbeuteten, tot geschlagen hätten. Doch dies Urteil ist ebenso verwerflich, als wenn man die Judenhetzen im Mittelalter verteidigen wollte. Der Händler ist selten beliebt. Noch heute treffen wir bei uns auf starke Vorurteile gegen



den Handelstand. Namentlich aber auf einer niedrigen Kulturstufe scheint es ziemlich allgemein, daß der Handel nicht viel mehr ist als Schacher und mit unreellem Gebaren sehr stark behaftet ist.

Die Armenier haben ganz unleugbar ihre Verdienste. Ihre Kultur steht entschieden höher als die sie umgebende mohammedanische. Das Kloster Edschmiadzin ist weit und breit ein Kulturträger ersten Ranges. Der Prozentsatz der Armenier, die auf europäischen Hochschulen studieren, ist sehr groß. Dabei ist es erfreulich, daß die Theologen meist nach Deutschland gehen und die religiösen Ideen des deutschen Protestantismus in sich aufnehmen. Wie gut bekannt gerade unsere deutsche Kultur in Armenien ist, ging mir daraus hervor, daß bei einem Gastmahl in Edschmiadzin ein armenischer Geistlicher, der nicht über den Kaukasus hinaus gekommen war, ein Hoch auf Deutschland ausbrachte, worin er betonte, daß wir uns nicht den Idealismus eines Kant, Schiller und Goethe rauben lassen möchten von der alles zersetzenden materialistischen Weltanschauung, die sich leider in Deutschland immer mehr Bahn bräche.

Doch die Armenier mit ihren 2½ Mill. Seelen sind ein zu winziger Bestandteil, um in dem großen Völkerkampfe im Orient eine staatliche Selbständigkeit erlangen zu können, heute mehr noch als früher. Denn wie die Sonne die kleinen Asteroiden an sich zieht, so werden die kleinen Völkerteilchen von den großen Reichen heute verschluckt. Dies ist für die Armenier ein Verhängnis, aber es ist nicht zu ändern.

Wir wollen schließen mit dem armenischen Nationalliede, das man beim Gastmahle uns vorsang und das so recht die Stimmungen der Armenier ausdrückt:

Araxes*)

„Ach, sag' mir, Mutterstrom Araxes,
Warum fehlt dir die Heiterkeit?
Warum bist du wie ich in Trauer
Selbst zu des Lenzes Wonnezeit?

Laß wieder duftige Rosenhecken
Aufblühn auf deinen Uferau'n
Und Nachtigallen auf ihren Zweigen
Froh trillern bis zum Morgengrau'n!

Mag wieder ziehn an deinem Ufer
Der Hirte mit Schalmeienklang,
Und mögen furchtlos Lamm und Rehe
Sich kühlen an deinem frischen Trank."

*) Die Übersetzung von Arthur Leist in Tiflis befindet sich in Dr. Rohrbachs Vorderem Asien. Verlag d. Hilfe.

Aufschwellend grollte der Araxes,
Ließ Schaum aus seiner Tiefe sprühn,
Und tobend wie die Blitzeswolke
Warf er mir diese Worte hin:

„Sahst je du nach des Gatten Tode
Die, der er lieb und teuer war,
In prächtigen Gewändern prangen
Mit goldnem Schmuck um Haupt und Haar?

O, einst, in weit entlegenen Zeiten,
War ich geschmückt wie eine Braut,
Mit allen Reizen froher Jugend,
Hell war mein Wellenspiel und laut.

Was ist von jener Zeit geblieben?
Wo ist noch eine helle Spur
Von jener Pracht, die einst geblühet
An meiner Ufer üpp'ger Flur?

In weiter Ferne ohne Obdach
Ziehn meine Kinder sorgenschwer,
Erschöpft von Durst und langem Hunger,
Zu vielen Tausenden umher.

Weit hat man ja nach allen Winden
Verjagt mein Volk aus seinem Land
Und mir statt seiner wilde Horden
Ungläub'ger Türken hergesandt.

So lange meine Kinder schmachten
In bitterer Verbannung Not,
So lange werde ich auch trauern,
Und heilig ist mir dies Gebot."

Darnach verstummte der Araxes,
Ließ Schaum aus seiner Tiefe sprühn,
Und sich wie eine Schlange windend
Zog weit er nach dem Meere hin.

Düsseldorf. *H. Kötzschke.*



Die Herzogin von Palliano.

Von Stendhal (H. Beyle). Übersetzt von M. Frhrn. v. Münchhausen.

Palermo, den 22. Juli 1838.

Ich bin kein Naturforscher, auch besitze ich eine nur mäßige Kenntnis der griechischen Sprache; meine besondere Absicht, als ich mich entschloß, Sizilien zu bereisen, war nicht, die Naturerscheinungen des Ätna zu beobachten, oder für mich und andere einige Klarheit in das zu bringen, was die alten griechischen Schriftsteller über Sizilien geschrieben haben. Ich suchte vor allem Entzückungen für das Auge, wie sie dieses Land in hervorragendem Maße bietet. Es ähnelt, wie man sagt, dem afrikanischen Festland; jedenfalls steht für mich unumstößlich fest, daß es Italien nur durch die wahnsinnige Leidenschaftlichkeit seiner Bewohner ähnlich ist. Man kann wohl von den Sizilianern behaupten, daß das Wort unmöglich für sie nicht besteht, sobald sie in Liebe oder Haß entbrannt sind, und der Haß in diesem schönen Lande hat nie seinen Ursprung in Geldfragen.

Ich bemerke hier, daß man in England und besonders in Frankreich oft von der italienischen Leidenschaftlichkeit spricht, von der zügellosen Leidenschaftlichkeit, die im Italien des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts herrschte. Heutzutage ist diese schöne Leidenschaftlichkeit erstorben, völlig erstorben, wenigstens in jenen Bevölkerungsklassen, die von der Nachahmung französischer Sitten und von der Lebensart von Paris oder London angesteckt sind.

Man könnte hier einwenden, daß ja seit den Zeiten Karls des Fünften (1530) Neapel, Florenz und selbst Rom ein wenig sich spanischen Sitten beugten; aber waren denn nicht diese stolzen gesellschaftlichen Gewohnheiten auf der unendlichen Ehrfurcht gegründet, die jeder wahre Mensch für die Regungen seines Herzens haben sollte? Weit davon entfernt, die Tatkraft zu lähmen, steigerten sie diese noch, während, hingegen der erste Grundsatz der Laffen war, die ums Jahr 1760 dem Herzog von Richelieu nachahmten, durch nichts bewegt zu erscheinen. Und besteht nicht der erste Grundsatz der englischen Dandies, die man heute zu Neapel in Vorzug vor den französischen Laffen kopiert, darin, von allem gelangweilt und über alles erhaben zu erscheinen?

So findet man denn seit einem Jahrhundert die italienische Leidenschaftlichkeit nicht mehr in der guten Gesellschaft dieses Landes.

Um mir ein Bild dieser italienischen Leidenschaftlichkeit zu verschaffen, von der unsere Romanschreiber mit solcher Gewißheit reden, sah ich mich gezwungen, die Geschichte zu befragen; dabei geben die größeren, von Männern von Talent vielleicht von einem zu hohen Standpunkt aus verfaßten Geschichtswerke, fast gar nichts von diesen Einzelheiten. Sie würdigen nur diejenigen Streiche der Erwähnung, die von Königen oder Fürsten begangen wurden. So mußte ich denn



zur besonderen Geschichte jeder Stadt greifen, war aber erschrocken über die Fülle des Stoffes. Jede beliebige kleine Stadt bietet uns stolz ihre Geschichte in drei oder vier gedruckten Quartbänden und sieben oder acht geschriebenen Folianten; diese fast unentzifferbar, gefüllt mit Abkürzungen, indem den Buchstaben eine besondere Form gegeben ist, und an den interessantesten Stellen mit besonderen Ausdrucksweisen wie sie nur dort im Gebrauch sind, zwanzig Meilen davon aber nicht mehr verstanden werden. Denn, in diesem ganzen schönen Italien, in dem die Liebesleidenschaft so viele Trauerspiele geschaffen hat, spricht man in nur drei Städten, Florenz, Siena und Rom, etwa so, wie man schreibt; überall anders ist die Schriftsprache von dem gesprochenen Worte grundverschieden.

Die sogenannte italienische Leidenschaftlichkeit, das heißt jene Art der Leidenschaft, die nur die Befriedigung ihrer Begierden sucht und es nicht etwa nur darauf anlegt, sich der Mitwelt gegenüber als etwas Besonderes aufzuspielen, beginnt zur Zeit des Beginnes der Renaissance, im zwölften Jahrhundert, zuerst sich zu zeigen und erlischt, wenigstens in der guten Gesellschaft, ums Jahr 1734. Zu dieser Zeit begann zu Neapel die Herrschaft der Bourbonen in der Person des Don Carlos, des Sohnes einer Farnese, die in zweiter Ehe mit Philipp dem Fünften, jenem traurigen Enkel Ludwigs des Vierzehnten, vermählt worden war; des Don Carlos, der so unerschrocken inmitten des Kugelregens, so gelangweilt, und so leidenschaftlich für die Musik begeistert war. Es ist bekannt, daß vierundzwanzig Jahre lang der göttliche Kastrat Farinelli ihm täglich drei Lieblingslieder, und zwar stets die gleichen, vorsingen mußte.

Einen philosophischen Geist muß notwendigerweise gerade die Art, wie man zu Rom oder Neapel leidenschaftlich empfindet, besonders fesseln; und so scheinen mir jene Romane geradezu absurd, die, statt diese Art zu schildern, ihren gewöhnlichen Romanfiguren nur italienische Namen geben. Denn es steht doch wohl fest, daß um alle hundert Meilen nordwärts sich auch die Leidenschaften ändern? Die Liebe zu Marseille ist doch wohl von der Pariser Liebe recht verschieden? Und man kann höchstens zugeben, daß die seit längerem einer gleichen Regierungsform unterworfenen Länder auch in den äußeren gesellschaftlichen Gewohnheiten eine gewisse Ähnlichkeit aufweisen.

Die Landschaft, die Leidenschaften, die Musik, alles wechselt, sobald man um drei oder vier Grade nach Norden hin vorrückt. Ein neapolitanisches Landschaftsbild würde in Venedig durchaus unwahr erscheinen, wenn man nicht allgemein, selbst in Italien, darin übereinstimmte, daß die herrliche Natur Neapels bewunderswert sei. In Paris dagegen wissen wir es besser, wir bilden uns ein, der Anblick der Wälder und der bebauten Ebenen sei in Neapel wie in Venedig genau der gleiche, und wir wünschen zum Beispiel, Canaletto solle seinen Bildern genau dieselbe Farbentönung geben wie Salvator Rosa.

Ist es nicht höchst lächerlich, wenn man glaubt, eine mit allen Eigenschaften ihres Volks begabte englische Dame sei unfähig, Haß und Liebe in richtiger Weise zu zeigen, so daß Madame Anna Radcliffe, auf der britischen Insel selber den leidenschaftlichen Persönlichkeiten ihres berühmten Romans „Der Beichtstuhl der großen Sünder“ nur italienische Namen gibt.

Ich nun will keineswegs versuchen, die Einfachheit und die manchmal geradezu abstoßende Roheit der allzuwahren Geschichte zu mildern, die ich der Nachsicht des Lesers unterbreite; und so übersetze ich zum Beispiel wortgetreu die Antwort, die die Herzogin von Palliano ihrem Vetter Marcellus Capecce auf dessen Liebeserklärung gibt. Die hier folgende Monographie einer Familie fand sich, ich weiß nicht recht warum, am Ende des zweiten Handschriftenbandes einer Geschichte von Palermo, über die ich nichts Genaueres anzugeben vermag.

Die Erzählung, die ich zu meinem Bedauern um vieles verkürze (ich unterdrücke eine Fülle charakteristischer Einzelheiten), umfaßt, weit über den Rahmen der interessanten Erzählung einer einzigen Leidenschaft hinaus, die letzten Schicksale der unseligen Familie Carafa. Schriftstellerische Eitelkeit flüstert mir zu, daß es mir vielleicht nicht unmöglich gewesen wäre, die Teilnahme an einzelnen Geschehnissen durch Erfindung und Erzählung von Empfindungen der handelnden Personen zu erhöhen. Aber bin denn ich, ein junger, nördlich von Paris geborener Franzose, sicher, das zu erraten, was diese italienischen Seelen im Jahre 1559 empfanden? Höchstens kann ich doch das zu erraten hoffen, was den französischen Lesern des Jahres 1838 fein und anziehend erscheinen dürfte.

Die ungeheure Leidenschaftlichkeit der Empfindung, die den Italiener des Jahres 1559 beherrschte, verlangte Taten und keine Worte. Man wird daher wenig Wiedergaben von Gesprächen in der nachfolgenden Erzählung finden. Vielleicht ein Nachteil der Übersetzung in unseren Augen, die wir an lange Gespräche unserer Romanhelden gewöhnt sind; ist doch für diese ein Gespräch gleich einer Schlacht. Außerdem weist diese Erzählung, für die ich den Leser um alle Nachsicht bitte, auch noch eine Besonderheit auf, die durch die Spanier in die Sitten Italiens eingeführt wurde. Im ganzen bin ich meiner Rolle des Übersetzers treu geblieben. Die genaue Erwägung der Art, im sechzehnten Jahrhundert zu empfinden, und die getreue Wiedergabe der Erzählungsweise des Geschichtschreibers, der allem Anschein nach ein Edelmann aus der Umgebung der unglücklichen Herzogin von Palliano war, bildet, meiner Ansicht nach, den Hauptwert dieser traurigen Geschichte, falls ihr überhaupt irgend welcher Wert beizumessen sein sollte.

Am Hofe des Herzogs von Palliano herrschte die strengste spanische Etikette. Wenn man bedenkt, daß jeder Kardinal, jeder römische Fürst einen ähnlichen Hof um sich hatte, so kann man sich



einen Begriff von dem Schauspiel machen, das im Jahr 1559 das öffentliche Leben Roms darbot. Es war zu jener Zeit, als König Philipp der Zweite, der für einen seiner Umtriebe der Unterstützung zweier Kardinäle bedurfte, jedem derselben zweihunderttausend Livres Rente in kirchlichen Pfründen verlieh. Rom, ohne bedeutendes Heer, war doch die Hauptstadt der Welt. Paris dagegen war im Jahr 1559 nur eine Stadt voll mangelhaft abgeschliffener Barbaren.

Getreue Übersetzung einer ums Jahr 1566 niedergeschriebenen Geschichte.

Johann Peter Carafa, obzwar einer der vornehmsten Familien des Königreichs Neapel entsprossen, hatte die habgierige, rohe und heftige Lebensart eines gewöhnlichen Hirten. Schon in jungen Jahren nahm er das geistliche Gewand und ging nach Rom, wo er durch seinen Oheim Olivier Carafa, den Kardinal und Erzbischof von Neapel, alle Förderung fand. Alexander der Sechste, dieser große Mann, der alles wußte und alles vermochte, machte ihn zu seinem Kämmerer (eine Stellung, die etwa in unserer Zeit der eines Ordonnanzoffiziers gleichkommen würde). Julius der Zweite ernannte ihn zum Erzbischof von Chieti; der Papst Paul machte ihn zum Kardinal, bis er endlich am 23. Mai 1555, nach den heftigsten Spaltungen und Kämpfen der zum Konklave eingeschlossenen Kardinäle, unter dem Namen Pauls des Vierten den päpstlichen Thron bestieg. Er war damals achtundsiebzig Jahre alt. Jene selbst, die ihn zum Papst gemacht hatten, zitterten bald vor der Härte und der fanatischen, unerbittlichen Frömmigkeit des Meisters, den sie erwählt hatten.

Die Nachricht dieser unerwarteten Wahl rief in Neapel und Palermo die größte Bewegung hervor. In wenigen Tagen trafen zu Rom eine große Anzahl der Mitglieder der angesehenen Familie Carafa ein. Alle erhielten bedeutende Stellungen; doch zeichnete, wie natürlich, der Papst seine drei Neffen, die Söhne des Grafen von Montorio, seines Bruders, besonders aus.

Don Juan, der Älteste derselben, schon verheiratet, wurde zum Herzog von Palliano erhoben. Dieses Herzogtum, das man Marc-Antonio Colonna genommen, dem es früher gehörte, umschloß eine große Anzahl von Dörfern uud kleinen Städten. Don Carlos, der zweite der Neffen Seiner Heiligkeit, war Maltheserritter und war im Kriege gewesen; er wurde zum Kardinal, Legaten von Bologna und ersten Minister ernannt. Er war ein Mann von starken Entschlüssen; den Überlieferungen seiner Familie getreu, wagte er, den mächtigsten König der Erde zu hassen (Philipp den Zweiten, König von Spanien und Indien), und ihm Beweise seines Hasses zu geben. Was den dritten Neffen des neuen Papstes betrifft, Don Antonio Carafa, der verheiratet war, so machte ihn der Papst zum Marquis von Montebello. Schließlich versuchte er, Franz, dem Dauphin von Frankreich und Sohne König Heinrichs des Zweiten, eine Tochter seines Bruders



aus zweiter Ehe zu geben; Paul der Vierte gab an, ihm das Königreich Neapel als Mitgift zuweisen zu wollen, das man Philipp dem Zweiten, dem Könige von Spanien, abgenommen hätte. Die Familie Carafa haßte nämlich diesen mächtigen König, dem es, wie wir sehen werden, unterstützt von den Fehlern dieses Hauses, schließlich gelang, die Familie auszurotten.

Paul der Vierte gab, seitdem er den Thron des heiligen Petrus, den mächtigsten der Erde, der zu dieser Zeit selbst den Thron Spaniens verdunkelte, bestiegen, das Beispiel der höchsten Tugend; dem ja auch die meisten seiner Nachfolger in gleicher Weise nachahmten. Er war ein großer Papst und ein großer Heiliger zugleich; er ließ es sich angelegen sein, die kirchlichen Mißstände zu bessern, um so ein allgemeines Konzil zu vermeiden, das man allerseits von der römischen Kurie verlangte und das doch eine weise Politik nicht zulassen durfte.

Gemäß dem Gebrauch jener, von uns allzuwenig gekannten Zeit, in der ein Herrscher nur zu jenen Persönlichkeiten Vertrauen haben durfte, die der gleiche Vorteil mit ihm vereinte, wurden die Staaten Seiner Heiligkeit unumschränkt von seinen drei Neffen regiert. Der Kardinal war erster Minister und leitete den Willen seines Onkels; der Herzog von Palliano war zum Oberbefehlshaber der päpstlichen Truppen ernannt, und der Marquis von Montebello, Hauptmann der Palastgarden, ließ dort niemand zu, der ihm etwa nicht paßte. Bald begingen diese jungen Leute die größten Ausschreitungen; sie fingen damit an, sich die Güter der Familien anzueignen, die ihrer Herrschaft abgeneigt waren. Das Volk wußte nicht mehr, an wen es sich um Gerechtigkeit wenden sollte. Nicht nur mußte es um seinen Besitz fürchten, nein, zur Schmach der Vaterstadt der keuschen Lukrezia, waren auch seine Frauen und Töchter bezüglich ihrer Ehre in steter Gefahr. Der Herzog von Palliano und seine Brüder entführten die schönsten Frauen; man brauchte nur das Unglück zu haben, ihnen zu gefallen. Man sah mit Entsetzen, daß sie selbst auf edles Blut keine Rücksicht nahmen, und noch mehr, daß selbst die heilige Abgeschlossenheit der Klöster für sie kein Hindernis bildete. Das Volk, der Verzweiflung nahe, wußte nicht, bei wem es seine Klagen vorbringen sollte, so groß war die Furcht, welche die drei Brüder allen, die dem Papste nahe kamen, einzuflößen gewußt hatten; waren sie doch selbst gegen die Gesandten der fremden Staaten äußerst hochfahrend.

Der Herzog hatte sich schon vor der Erhebung seines Onkels mit Violante von Cardone vermählt. Ihre Familie war spanischer Herkunft und gehörte zu den vornehmsten Neapels.

Sie wurde zum Seggio di nido gerechnet.

Violante, berühmt durch ihre seltene Schönheit wie durch die Gefälligkeit des Benehmens, das sie sich da, wo sie gefallen wollte, zu geben verstand, war noch bekannter wegen ihres unerhörten



Stolzes. Doch man muß hier gerecht sein, war sie doch auch geistig aufs Höchste veranlagt (den Beweis hierfür lieferte sie später der Welt besonders dadurch, daß sie vor ihrem Tode selbst dem Kapuziner, der ihre Beichte abnahm, gar nichts gestand). Den bewundernswerten Orlando des Meisters Ariosto, die meisten Sonette des göttlichen Petrarka, die Erzählungen des Pecorone und viele andere Dichtungen kannte sie auswendig und verstand sie aufs wirkungsvollste vorzutragen. Doch war sie am anziehendsten, wenn sie ihre Umgebung mit den besonderen Gedanken zu unterhalten geruhte, die ihr feiner Geist ihr eingab.

Sie hatte einen Sohn, der den Titel eines Herzogs von Cavi führte. Auch ihr Bruder Don Ferdinand, Graf von Aliffe, kam nach Rom, angezogen durch die glänzende Lage seiner Schwäger.

Der Herzog von Palliano hielt einen glänzenden Hof; die jungen Leute der ersten neapolitanischen Familien stritten sich um die Ehre, diesem angehören zu dürfen. Unter denen, die ihm am teuersten waren, bewunderte man in Rom am meisten Marcellus Capecce, einen jungen Edelmann, der in Neapel sowohl wegen seines Geistes als auch wegen der göttlichen Schönheit, die ihm der Himmel verliehen, berühmt war.

Die Herzogin hatte als begünstigte Freundin Diana Brancaccio bei sich, damals dreißig Jahre alt, eine nahe Verwandte ihrer Schwägerin, der Marchesa von Montebello. Man behauptete in Rom, sie lasse dieser Freundin gegenüber allen Stolz fahren und vertraue ihr alle ihre Geheimnisse an. Diese letzteren bezogen sich allerdings nur auf die Politik, da die Herzogin wohl manche Liebesleidenschaft erregte, sich selber aber durchaus von jeder solchen freihielt.

Zu dieser Zeit führte, auf den Rat des Kardinals Carafa, der Papst Krieg mit dem Könige von Spanien, wobei ihn der König von Frankreich mit einer unter dem Befehl des Herzogs von Guise stehenden Armee unterstützte.

Doch müssen wir zunächst bei den inneren Verhältnissen am Hofe des Herzogs von Palliano verharren.

Capecce war seit langem wie toll, er beging die sonderbarsten Handlungen; war er doch heftig in die Herzogin, seine Herrin, verliebt. wagte jedoch nicht, ihr solches zu gestehen. Doch verzweifelte er nicht völlig daran, sein Ziel zu erreichen, da er die Herzogin über die Vernachlässigung durch ihren Gatten aufs äußerste erbittert sah, Wußte doch die Herzogin ohne Zweifel, daß ihr in Rom allmächtiger Gemahl fast alle Tage von den berühmtesten Schönheiten Roms in ihrem eignen Palaste Besuche empfing, eine Herausforderung, die zu ertragen ihr unmöglich war.

Unter den Kaplänen nun des heiligen Papstes Paul IV. befand sich auch ein ehrenwerter Geistlicher, mit dem in Gemeinschaft jener sein Brevier zu beten pflegte. Dieser wagte auf die Gefahr eignen Verderbens hin, vielleicht auch durch den spanischen Gesandten dazu angetrieben, eines Tages dem Papste all die Nichtswürdigkeiten seiner



Neffen zu enthüllen. Der Papst erkrankte vor Kummer, er wollte zweifeln, aber die Bestätigung des ihm Mitgeteilten erfolgte von allen Seiten. So kam der erste Tag des Jahres 1559 heran und mit ihm ein Ereignis, das alle Vermutungen des Papstes bestätigte und Seine Heiligkeit vielleicht noch besonders zu einem Entschlusse trieb. An diesem selben Tage nämlich, dem Tage der Beschneidung des Herrn, ein Umstand, der das Vergehen in den Augen des frommen Papstes nur noch erschwerte, gab Andreas Sanfranchi, der Geheimschreiber des Herzogs von Palliano, dem Kardinal Carafa ein glänzendes Nachtmahl. Da er neben den Genüssen der Tafel auch die der Sinne nicht missen lassen wollte, so bestellte er zu diesem Gastmahl auch die Martuccia, eine der schönsten, berühmtesten und reichsten Kurtisanen der stolzen Stadt Rom. Nun wollte es das Unglück, daß Capecce, der Günstling des Herzogs, eben jener, der im Geheimen zur Herzogin in Liebe entbrannt war und der für den schönsten Mann der Hauptstadt der Welt galt, seit einiger Zeit ein Verhältnis zur Martuccia unterhielt und diese gerade an jenem Abend allerorten, wo er ihr zu begegnen hoffen durfte, suchte. Da er sie nirgends fand und gehört hatte, daß man im Hause Sanfranchi ein Nachtmahl feiere, schöpfte er Verdacht und begab sich um Mitternacht in Begleitung zahlreicher Bewaffneter zu Sanfranchi.

Hier öffnete man ihm das Tor und forderte ihn auf, sich zu setzen und an dem Feste teilzunehmen; er jedoch gab, nachdem er einige gezwungene Worte erwidert, der Martuccia ein Zeichen, sich zu erheben und mit ihm das Fest zu verlassen. Während sie noch, verwirrt und in Voraussicht der Dinge, die kommen würden, zögerte, erhob sich Capecce von seinem Sessel, näherte sich dem jungen Mädchen, ergriff ihre Hand und versuchte sie mit sich fortzuziehen. Der Kardinal aber, zu Ehren dessen sie geladen war, widersetzte sich aufs lebhafteste ihrem Fortgang, während Capecce auf seinem Willen bestand und sich anschickte, jene wegzuführen.

Der Kardinal und erste Minister, der an diesem Abend ein anderes Gewand angelegt hatte, das seine hohe Stellung nicht verriet, ergriff nun seinen Degen und widersetzte sich mit der Kraft und dem Mute, die ganz Rom an ihm kannte, dem Fortgang des jungen Mädchens. Marcellus, trunken vor Zorn, rief seine Leute herein; doch als diese, zumeist Neapolitaner, zuerst den Geheimschreiber des Herzogs und dann den Kardinal erkannten, der in seinem besonderen Gewande bisher unerkannt geblieben war, steckten sie ihre Degen in die Scheide, weigerten sich zu kämpfen und suchten vielmehr den Streit zu schlichten.

Während dieses Aufstandes gelang es Martuccia, die man umringte und deren Hand Capecce mit seiner Linken gehalten, geschickt zu entweichen, während Marcellus, sobald er ihren Fortgang bemerkt, ihr, von all' seinen Leuten begleitet, folgte.

Die Dunkelheit der Nacht nun, in der all dieses geschehen, war



die Veranlassung, daß alles mit größten Übertreibungen weiter erzählt wurde, und so war am Morgen des zweiten Januar die Hauptstadt erfüllt von Geklatsch über den Zweikampf, der, wie man sagte, zwischen dem Kardinal-Nepoten und Marcellus Capecce stattgefunden hatte. Der Herzog von Palliano, der Oberstkommandierende der päpstlichen Truppen, hielt die Sache für bedeutender, wie sie war, und ließ, da er nicht allzu gut mit seinem Bruder, dem Minister, stand, noch in der Nacht Sanfranchi und zu früher Stunde am nächsten Morgen Marcellus selber in Gewahrsam nehmen. Als man dann feststellte, daß niemand das Leben verloren hatte und daß diese Verhaftungen den Skandal, der allein auf den Kardinal zurückfiel, nur mehrten, beeilte man sich, die Gefangenen in Freiheit setzen zu lassen, und vereinigte den gewaltigen gemeinsamen Einfluß der drei Brüder, um womöglich die ganze Sache zu unterdrücken. Solches schien auch zuerst zu gelingen; am dritten Tage jedoch kam alles zu Ohren des Papstes. Dieser ließ seine beiden Neffen rufen und redete so zu ihnen, wie man es von einem so frommen und tiefbeleidigten Fürsten erwarten mußte.

Als dann der fünfte Januar eine große Anzahl von Kardinälen in der Kongregation des heiligen Offiziums versammelt sah, sprach der heiligmäßige Papst zuerst von dieser schauderhaften Angelegenheit; er fragte die anwesenden Kardinäle, wie sie hätten wagen können, ihm alles Geschehene zu verschweigen:

„Ihr schweigt, obgleich der Skandal bereits die hohe Würde beschmutzt, die ihr bekleidet! Hat doch der Kardinal Carafa gewagt, in der Öffentlichkeit zu erscheinen in Laienkleidung und den blanken Degen in der Faust. Und zu welchem Zwecke? Um sich einer nichtswürdigen Kurtisane zu bemächtigen!“

Man kann sich das Todesschweigen vorstellen, das während dieses Ausfalls auf den ersten Minister unter den Höflingen herrschte. Erboste sich doch hier ein vierundachtzigjähriger Greis gegen einen geliebten Neffen, der bis dahin ihn völlig beherrscht hatte. Der Zorn des Papstes ging so weit, daß er davon sprach, seinem Neffen die Kardinalswürde nehmen zu wollen.

Der Unwille des Papstes wurde dann durch den Gesandten des Großherzogs von Toskana noch gesteigert, der sich bei ihm über eine neuerliche Unziemlichkeit des Kardinal-Ministers beschwerte. Dieser, einst allmächtig, erschien bei Seiner Heiligkeit zur gewohnten Arbeit. Der Papst jedoch ließ ihn vor aller Öffentlichkeit vier lange Stunden im Vorzimmer warten und entließ ihn dann, ohne ihn auch nur empfangen zu haben. Man kann sich vorstellen, wie heftig der maßlose Stolz des Ministers unter dieser Behandlung litt. Doch war er nur erzürnt und keineswegs niedergeschlagen; er glaubte, ein vom Alter gebeugter Greis, dessen ganzes Leben durch die Liebe zu seiner Familie bestimmt gewesen war, der außerdem in zeitlichen Geschäften wenig Erfahrung besitze, werde gezwungen sein, auf seine Tätigkeit



zurückzukommen. Doch schließlich trug die Tugend des heiligmäßigen Papstes den Sieg davon; er rief die Kardinäle zusammen, brach, nachdem er sie lange sprachlos angesehen, schließlich in Tränen aus und scheute sich nicht, am Ende sogar eine Art Schuldbekenntnis vor ihnen zu machen:

„Die Schwächen des Alters," sprach er, „und die Sorgfalt, die ich auf die Dinge der Religion verwende, in der ich, wie ihr wißt, alle Mißstände zu beseitigen versuche, haben mich dazu verleitet, meine zeitliche Macht meinen drei Neffen anzuvertrauen; sie haben dieselbe mißbraucht, so verbanne ich sie denn für immer aus meinen Augen."

Dann wurde ein Breve verlesen, durch welches die Neffen aller ihrer Würden ledig gesprochen und in elende Ortschaften verbannt wurden. Der Kardinal und erste Minister wurde nach Civita Lavinia, der Herzog von Palliano nach Soriano und der Marchese nach Montebello verwiesen; durch dieses Breve wurde auch der Herzog seiner regelmäßigen Einnahmen, die sich auf zweiundsiebzigtausend Piaster beliefen (mehr als eine Million nach dem Geldwert von 1838) beraubt.

Es konnte nicht die Rede davon sein, diese strengen Befehle zu mißachten; hatten doch die Carafa das ganze römische Volk, welches sie haßte, zu Feinden und Wächtern.

So ließen sich denn der Herzog von Palliano, gefolgt von seinem Schwager, dem Grafen d'Aliffe, und von Leonardo del Cardine, in dem Örtchen Soriano nieder, während die Herzogin und ihre Schwiegermutter, Galesse, einen elenden Flecken zwei kleine Meilen von Soriano bewohnten.

Die Lage dieser Orte war eine herrliche, doch waren sie Verbannungsorte, in die man aus Rom, wo man einst mit Übermut herrschte, verwiesen war.

Marcellus Capecce war mit den übrigen Höflingen seiner Herrin in das elende Dorf gefolgt, in das diese verbannt war. Anstatt der Ehrenbezeugungen, die ihr ganz Rom gewährt, sah sich diese Frau, die noch vor kurzem so mächtig gewesen und mit höchstem Stolze die Vorzüge ihrer Stellung genossen, nunmehr nur von einfachen Bauern umgeben, deren Staunen selbst ihr nur ihren Fall in die Erinnerung brachte. Kein Trost war ihr geblieben; ihr Onkel war so alt, daß er voraussichtlich vom Tode abgerufen wurde, ehe er seine Neffen zurückberufen konnte, die sich zu allem Unglück noch untereinander haßten. Ging man doch so weit, zu behaupten, daß der Herzog und der Marquis, die keineswegs die ausschweifenden Leidenschaften des Kardinals teilten, durch seine Ausschweifungen erschreckt, ihn selber dem Papst, ihrem Onkel, verraten hätten.

Inmitten all dieses Mißgeschicks fiel ein Ereignis, das, zum schließlichen Unheil der Herzogin und Capecces selber, deutlich zeigte, daß es zu Rom keine wahre Leidenschaft gewesen, die ihn in die Arme der Martuccia geführt.

Als ihn die Herzogin eines Tages hatte rufen lassen, um ihm einen Auftrag zu erteilen, sah er sich nämlich allein mit ihr, eine Gelegenheit, wie sie sich vielleicht in einem ganzen Jahre nicht zweimal darbot. Da nun Capecce sah, daß in dem Saal, in dem ihn die Herzogin empfangen, niemand weiter anwesend war, blieb er unbeweglich und schweigend stehen. Dann schritt er zur Tür, um zu sehen, ob im Nebenraum jemand sei, der ihn hören könne, und wagte schließlich folgendes zu sagen:

„Madame, ich bitte Sie inständigst, weder in Verwirrung zu geraten, noch die Worte, die ich an Sie zu richten die Kühnheit habe, übel aufzunehmen. Seit langem liebe ich Sie mehr wie mein Leben. Wenn ich es gewagt, Eure herrliche Schönheit mit zu kühner Liebe zu betrachten, so werft die Schuld dafür nicht auf mich, sondern auf die übernatürliche Gewalt, die mich treibt und bewegt. Ich bin wie gefoltert, ich brenne vor Liebe; ich bitte um keine Befreiung von der Flamme, die mich verzehrt, ich bitte nur darum, daß Eure Großmut Mitleid haben möge mit einem Diener, den Verehrung und Demut erfüllen.“

Die Herzogin schien überrascht und erzürnt:

„Marcellus, was hast du an mir bemerkt,“ sagte sie ihm, „das dir die Kühnheit verleiht, Liebe von mir zu fordern? Hat sich etwa meine Lebensart oder meine Rede von den Regeln des Anstandes so weit entfernt, daß du darin eine Berechtigung für deine Unverschämtheit zu finden glaubtest? Was konnte dir die Verwegenheit geben, zu glauben, ich könnte mich dir oder irgend einem anderen Manne neben meinem Gemahl hingeben? Ich vergebe dir deine Worte, weil ich weiß, daß du leidenschaftlicher Natur bist; aber hüte dich, von neuem dich ähnlich zu vergehen, sonst werde ich für das erste und das zweite Mal zugleich dich zu strafen wissen.“

Die Herzogin entfernte sich dann, vor Zorn bebend, denn Capecce war wirklich den Regeln der Klugheit nicht gefolgt; er hätte, statt zu reden, erraten lassen sollen. Er blieb aufs höchste bestürzt, da er fürchtete, daß die Herzogin die Sache ihrem Gatten erzählen würde.

(Schluß folgt.)



Novemberabend.

Auf den sehr schmalen Wiesenweg
Senkt sich die Dunkelheit.
Von fern dringt der Schreckensruf eines Vogels
Durch die Stille.
Ward er im Schlaf überfallen?
Der Schrei klang
Wie die Angst des Lebens vorm Tode.

Große, weiche, schwammige, schwarze Wolken,
Die langsam, kaum sichtbar ziehen,
Lassen die Sterne nicht durch.
Ich kenne die Gegend genau
Und wandre darum getrost den Pfad,
Nur begleitet von meinen Gedanken:
Das Leben ist kurz,
So kurz oft, daß wir im Keim,
In der Knospe, in der Blüte schon sterben müssen.
Und der so stirbt, hat das große Los gewonnen.
Nichts ward ihm offenbar
Von allen Qualen, Wirrsalen, Widersprüchen.
Nur das Kind, nur die Jugend
Hat noch Furcht, hat noch Ehrfurcht
Vor dem verhüllten Bilde von Sais.
Uns, die wir schon längst
In die helle Wüste hineinschritten,
Ist dies Bild entschleiert:
Das nackte Leben
Mit seinen Roheiten und Rücksichtslosigkeiten,
Seinen unerhörten Ungerechtigkeiten,
Seinen Lieblosigkeiten und Verlogenheiten,
Mit seinem schändlichen Hochmut,
Mit seiner verbrecherischen Eitelkeit und —
Mit seinen bitterwenigen Maiblütentagen.

Andre Gedanken kommen.
Ein Wort fällt mir ein,
Das ich nie vergessen habe,
Das mir von meiner Amme
Oder von wem immer
In frühster Zeit vorgeträllert worden:
Eine Rose ohne Blatt
Schenk' ich dem,
Der seine Ehre verloren hat.



Ein Wort aus dem Volke?
Wer hat's zuerst gesprochen?
Hat's nicht einen tiefen, verborgnen, poetischen Sinn?
„Der seine Ehre verloren hat."
Wie oft verlieren wir sie, wir Heuchler,
Im Innern!
Äußerlich: O, wir Ehrenwerten!
Und weil das ganze Dasein, Zusammensein
Ohne tägliche, stündliche Heuchelei
Ein Unding wäre, eine Unmöglichkeit,
Nun, da ist es unser ernstestes Bestreben,
Unsre äußere Ehre
Blank zu halten.
Unsre innere?
Wer weiß davon? Wer sieht sie denn?

Wie ein dunkelfahlgelber Kreisausschnitt
Liegt am westlichen Horizont
Der Lichtschein der großen Stadt,
Ein Abglanz ihrer unzähligen Laternen.
Da keucht, rast das Leben!
Da rast auch „das Vergnügen",
Der natürliche Drang, Mensch mit Menschen zu sein,
Affe mit Affen, Spatz mit Spatzen.
Denn schnell ist unser bißchen Hinundhergehüpfe vorbei,
Schnell gleich einer Regenbö.

Ich wohne in meiner selbstgewählten Einsamkeit,
In meiner unantastbaren Einsamkeit.
Auf meinen abgelegenen Spaziergängen
Begegne ich keinem Menschen — aaah!
In mein Zimmer kommt kein Mensch — aaah!
Ja: ah, aah, aaah!
Dies blödsinnige Ah
Ist das unausdrückbare Zeichen
Meiner höchsten Wonne.
„Wer im Verborgnen lebt, lebt gut."
Und Ehrgeiz und Ruhm,
Diese beiden gefräßigen Bestien?
Ich mag mich nicht auffressen lassen.
Und was ist die Sternenwelt des Nachruhms?
Die kleine Spielmaus der großen Katze Vergessenheit.
La, la, la, la,
Bleibt mir vom Halse mit ihnen
Und stört mir nicht meinen gesunden Schlaf!



Der mattglänzende Kreisausschnitt
Am westlichen Horizont:
Die große Stadt
Mit ihren Blumensälen „und dergleichen".
Warum soll ich nicht auch mal ausspannen?
Mein Bahnhof liegt in der Nähe,
Stündlich fährt ein Zug.
In neunzehn Minuten bin ich da.
Und dann zwölf Stunden hindurch tanzen:
Rechts herum und links herum,
Immer mang das Publikum.
Zwölf Stunden Walzer tanzen:
Ist denn Liebe ein Verbrechen,
Darf man denn nicht zärtlich sein?
Das erfrischt und erquickt Seel' und Leib
Nach dem vielen Alleinsein;
Und „das Herz" muß ab und an auch ausruh'n,
Wie die Arbeit.
Was seh' ich dort?
Mein erleuchtetes Häuschen.
Es entsteht in mir eine kleine Balgerei:
Ahriman und Ormuzd geben sich Maulschellen.
Ormuzd siegt:
Mein erleuchtetes Häuschen.
Und ich schreit' ihm zu mit Dank und Sehnsucht.
Wie traulich ist's, wenn ich eintrete:
Wie erfreun mich immer wieder an den Treppenwänden
Meine Ridiger und Woolletts.
In meinem Arbeitszimmer
Wartet schon auf mich die brennende Lampe.
Hurra, was ist das?
Meine Kinder rufen mir
Aus ihren Bettchen: Papa, Papa!
„Ich k o m m e gleich!"
Gute Nacht, gute Nacht.
Dann geht's an den Schreibtisch.
Und ich stülpe mir über den Schädel
Das Bequemste auf unsrer Erde:
Die große, behaglich schützende, angstmeiergenähte,
Jottedochlaßtmichzufrieden-Nachtmütze
Des Philisters.

Detlev von Liliencron.



CHRONIK.

Die japanische Moderne.

Vor zwanzig Jahren hat Nietzsche das Ideal „des guten Europäers" aufgestellt. Hätte er die Entwicklung der letzten Jahre erlebt, wo der ferne Westen und der ferne Osten in intime Berührung mit Europa getreten sind, er wäre wohl zum Ideal des „guten Weltbürgers" gelangt. In der Tat, so sehr man auch von gewissen Seiten bemüht sein mag, zwischen den einzelnen Nationen geistige Scheidewände aufzurichten, die Tatsachen spotten dieser Bestrebungen, und die Tendenz unserer Zeit geht dahin, eine allgemeine Weltkultur zu schaffen, innerhalb deren die einzelnen Völker in geistigem Güter-Austausch stehen.

Das zeigt sich wieder einmal klar an dem Verhältnis zwischen europäischer und japanischer Kultur. Es ist erst ein Menschenalter her, daß Japan erschlossen ist, und schon kann man mannigfache gegenseitige Beeinflussungen feststellen. Japan hat durch seine bildende Kunst auf Europa stark eingewirkt; die moderne Malerei und vielleicht noch mehr die moderne dekorative Kunst sind dafür ein deutlicher Beweis. Rezeptiv ist dagegen Japan auf literarischem Gebiete. Die gelesensten Schriftsteller sind jetzt dort: Schopenhauer, Nietzsche, Gorki. Man behandelt sie in zahlreichen Vorlesungen, man studiert, man erläutert sie in viel verbreiteten Büchern. Namentlich zählt Nietzsche zahlreiche Anhänger, die ihn als ihren Meister auf dem Gebiete der Religion, Philosophie und Moral betrachten. Ein kleines Büchlein über die Nietzschesche Ethik wird in Tausenden von Exemplaren abgesetzt. Man beginnt auch nach den Vorläufern Zarathustras zu forschen, und da wird namentlich auf Byron hingewiesen. Bei Byron, so meint ein japanischer Kritiker, findet sich das Wort „Whatever is, is right" (Alles, was ist, ist gerecht), was im Grunde mit der Nietzscheschen Ansicht übereinstimme: „Nichts ist wahr, alles ist erlaubt." (Allerdings scheint das Wort Byrons mehr an das Hegelsche: „Alles was ist, ist vernünftig" zu gemahnen.) Der Byronismus, so meint derselbe Kritiker, würde ein gutes Gegenmittel gegen die japanischen Nationalfehler: die Heuchelei und die Charakterschwäche.

Eine eindringende Analyse der modernen japanischen Psyche findet man in dem kürzlich erschienenen Roman „Omoide No Ki" (Erinnerungen) von Tokutomi. Es ist die Selbstbiographie eines jungen Japaners, Shintaro, der zunächst ein zweck- und zielloses Dasein führt. Er würde so weiter vegetieren, wenn seine Mutter in ihm nicht das Pflichtgefühl wachrufen würde. Sie hat nur dies eine Kind und sieht verzweifelt mit ihm die Familie erlöschen, um deren ruhmreiche Vergangenheit er sich gar nicht kümmert. Völlig blasiert, denkt er nur an sich selber; alles, was ihn nicht persönlich betrifft, ist ihm gleichgültig. Eines Tages führt sie ihn an das Grab seines Vaters, und dort wirft sie ihm leidenschaftlich sein untätiges Leben



vor. Dann eine Waffe schwingend, die sie verborgen hatte, ruft sie: „Stirb lieber, weil du ein unnützes Wesen bist; stirb, und ich werde dir folgen." Shintaro weiß, daß mehrere seiner Ahnen vor dem Selbstmord nicht zurückgeschreckt sind. Er weiß auch, daß zahlreiche junge Japaner unserer Zeit dies Ende gesucht haben, ohne Furcht vor dem Jenseits. Er ist bereit, das gleiche zu tun, und er richtet die Waffe gegen seine eigne Brust; da ruft ihm die Mutter zu: „Feigling! Du hast also nicht den Mut zu leben?!" Bei diesem moralischen Überfall erwacht in Shintaro die lange schlummernde Lebenskraft. Er sieht nun einen Horizont, der weiter ist als der seiner individuellen Existenz. Er beginnt den Sinn des Lebens zu erfassen und schwört, ein nützlicher Mensch zu werden. Er gibt sich nun eifrig philosophischen Studien hin, und nach mannigfachen harten Seelenkämpfen und Zweifeln tritt er zum Christentum über. Gleichzeitig verliebt er sich in ein junges Mädchen, und die Schilderung dieser Liebe ist mit großer Zartheit und Feinheit durchgeführt. Die beiden jungen Leute beschließen, bis zum Tage ihrer Verehelichung einander fern zu bleiben und sich nicht einmal zu schreiben. Es wird dann weiter gezeigt, wie Shintaro sich zu einem tätigen, glücklichen Leben durchringt. Die Überwindung des Pessimismus ist das eigentliche Leitmotiv des ganzen Romans. —

Franzosen und Engländer.

Unter dem Titel „*Français et Anglais*" hat Jean Finot ein Buch veröffentlicht, in dem er die Gründe erörtert, die England veranlassen müßten, sich Frankreich zu nähern, damit die beiden Länder stark genug würden, um das allgemeine Schiedsgericht durchzusetzen und die föderative Vereinigung der europäischen Staaten vorzubereiten.

Zunächst werden die Ursachen der Krise nachgewiesen, die im gegenwärtigen England zweifellos besteht. Sie sind zu suchen in der Verminderung der Geburten, der Vermehrung der Steuern, dem Wachstum der Armut und der Entartung der städtischen Bevölkerung. Die amerikanische Konkurrenz bildet eine große Gefahr für das Gedeihen Englands. Eine andere nicht minder große Gefahr ist der Niedergang Ostindiens, das von Jahr zu Jahr durch anhaltende Hungersnot verarmt, so daß man die Zeit voraussehen kann, wo diese Kolonie, die einst so produktiv gewesen ist, an England nichts mehr abgeben wird. Die Hauptschuld trägt hier die habgierige und gewissenlose Oligarchie, die das Land seit einem Jahrhundert ausplündert. Das alles wird durch Dokumente englischer Herkunft belegt. Bemerkenswert ist besonders in Bezug auf Ostindien ein Brief Gordons, in dem es heißt: „Indien ist das elendste Land der Welt. Die Europäer, die dort wohnen, treiben törichterweise einen geradezu unsinnigen Luxus. Was soll man wohl dazu sagen, wenn unsere Regierung an vier Richter die Summe von 22000 Pfund Sterling zahlt?"

Was die übrigen Kolonien betrifft, so streben sie danach, dem



Mutterlande nur noch eine nominelle Souveränität zuzugestehen. In Europa selbst ist Irland eine ewig blutende Wunde.

Nun ist von angelsächsischer Seite ein Mittel gegen diesen Niedergang vorgeschlagen worden. Carnegie, von seinem amerikanischen Standpunkte aus, aber auch Stead, vom englischen Standpunkte aus, treten für eine Verschmelzung Englands mit den Vereinigten Staaten ein; England soll einfach der Union beitreten. „Wir wollen ein Staat der amerikanischen Union werden," meint Stead (Die Amerikanisierung der Welt), „sonst laufen wir Gefahr, langsam herabzugleiten und auf das Niveau von Holland und Belgien zu gelangen ... England soll eben anerkennen, daß die Hegemonie der Rasse von Westminster nach Washington übergegangen ist." Finot glaubt nun nicht, daß eine solche Verbindung wünschenswert oder möglich ist. Er schließt daraus nur, daß England nach einem Stützpunkt im Ausland sucht, und als ein solcher scheint ihm Frankreich besonders geeignet. Er weist darauf hin, daß beide Völker, trotz zahlreicher Kriege, stets einen sehr bedeutsamen und glücklichen Einfluß auf einander ausgeübt haben, sowohl in materieller wie in geistiger Beziehung, daß namentlich der kommerzielle und industrielle Austausch zwischen ihnen von solcher Wichtigkeit ist, daß es wohl angebracht wäre, ihn für alle Zeiten durch ein festes Bündnis zu schützen. Dieses Bündnis würde der Vorläufer der Konstituierung der Vereinigten Staaten von Europa sein. „Europa ist in feindliche Länder und bewaffnete Lager geteilt. Der Gewerbetreibende trifft auf seinem Wege verschiedene Gesetze und überflüssige Zölle und sonstige Unbequemlichkeiten." Um aus dieser Sackgasse herauszukommen, gibt es nur ein einziges Mittel, das durch so viele scharfsinnige Geister verkündigt wurde: die Vereinigten Staaten von Europa. Vor zehn Jahren noch als Phantasie behandelt, wird dieser Gedanke allen Einsichtigen immer vertrauter. Die Annäherung dürfte nur das im Auge haben, was die Völker eint, und nicht, was sie trennt .... Aber da es unmöglich ist, die Vereinigten Staaten von Europa sogleich zu konstituieren, muß man zunächst eine Vereinigung der einflußreichsten Einzelteile veranlassen. Von diesem Gesichtspunkte aus würde eine franko-englische Union sich als Vorläufer des Friedens und des Fortschrittes der Welt ankündigen. Die beiden Völker werden eine Vereinigung von Interessen und Kräften bilden, die sie in Stand setzen wird, nicht allein das alte Europa vor drohenden Gefahren zu retten, sondern auch der Menschheit eine friedliche Entwickelung zu sichern. Diese Vereinigung würde eine Garantie für alle Welt sein, ohne jemand zu bedrohen. Europa würde sich endlich befreit sehen von dem Alpdruck des künftigen Krieges und des bewaffneten Friedens, der es entehrt und ruiniert. In diese Kombination würden dann vielleicht Rußland und Italien eintreten können .... Die Annäherung zwischen den beiden Völkern würde sie von einem Chaos von unförmlichen Ideen und Empfindungen befreien und die Wohlfahrt der alten Welt sichern."



Frauenrechte unter den Pharaonen.

Daß die Vertreterinnen der modernen Frauenbewegung in der ältesten Epoche der Geschichte ihre Vorläuferinnen finden können, dürfte wenig bekannt sein. Und doch genoß die Frau unter den ältesten Pharaonen eine Stellung, wie sie sie heute erst anstrebt. Dies geht aus einem Vortrag hervor, den der Ägypter Attia Wahby, in dem Ägyptischen Institut von Kairo, einer Gesellschaft von Ägyptologen, hielt. Die Wahrheit über die damalige Stellung der Frau scheint dazu bestimmt zu sein, bei der Lösung eines sozialen Problems von großer Bedeutung mitzuwirken; denn sie unterstützt jene sehr, die Anspruch darauf erheben, daß die Frau dem Manne gleichgestellt sein sollte. Bei den alten Ägyptern war die Frau dem Manne nicht nur gleichgestellt, sondern sie hatte einen vorherrschenden Einfluß auf ihn. Von allen Ländern des Altertums war Ägypten das einzige, das die Rechte der Frau voll anerkannte. Aus Papyri und Grabinschriften ist nachzuweisen, welche wichtige Stellung im öffentlichen und privaten Leben der Ägypter die Frauen eingenommen haben. Es sind darin Namen von weiblichen Gouverneuren der alten Gaue Ägyptens aufgezeichnet. Titel und Würden vererbten sich vom Thron abwärts auch auf die Töchter. Die noch vorhandenen Gräber von Beni-Hassan beweisen, daß die erblichen Rechte des ägyptischen Adels auf die weibliche Linie übergingen. Derselbe Gebrauch bestand in allen Klassen der Bevölkerung. Denkmäler aus der dritten und vierten Dynastie zeigen, daß Frauen persönlich, abgesehen von der Stellung ihres Mannes, mit priesterlichen Würden und bürgerlichen Stellungen von Bedeutung belehnt wurden. Frauen konnten Dokumente unterzeichnen, Zeugnis ablegen und über ihr eigenes Besitztum verfügen. Die Heirat war bei den Ägyptern ein heiliger Vertrag, der die Frau mit dem Mann auf gleiche Stufe stellte. Treue wurde von beiden Gatten gleich gefordert; der im modernen Gesetz so oft gemachte Unterschied zwischen dem Ehebruch der Frau und dem des Mannes war in Ägypten unbekannt. Ein Mädchen war ganz frei, ihren Gatten zu wählen. Aus der Gleichheit der Frauen in der Familie folgte, daß eine Tochter gleiche Erbfolgerechte wie der Sohn hatte. Es gab kein Vorrecht für die Söhne, und die Familie starb nicht aus, wenn sie aus Mädchen bestand. Die Frau hat ihr eigenes väterliches Erbe und schaltet frei darüber, und im Heiratskontrakt wurde ihr jährlich eine bestimmte Summe und eine Entschädigung, falls sie verlassen würde, ausgesetzt. Der Beruf der Mutter, der Herrin des Hauses, war die Sorge für die Familie, und die im Hause gefertigten Waren, das Erzeugnis ihrer Arbeit, konnte sie, wie sie wollte, frei austauschen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. S. Simchowitz, Köln.
Für die Inserate: W. H. Sinzig, Köln.
Druck von M. DuMont Schauberg, Köln.



Schafsteins Verlag

für neu-deutsche  KINDER-KUNST ·

wurde auf der Industrie- und Gewerbe-Ausstellung in Düsseldorf 1902 mit der silbernen Medaille ausgezeichnet.

Einige Urteile der Presse über

Die Wiesenzwerge.

Ein Bilderbuch mit Text von **Ernst Kreidolf.**
PREIS 3 MARK.

„Dieses Märchen ist ein voller Treffer. Vor allem schon erfreut der Text, diesmal in Prosa geschrieben, aber in einer Prosa voll poetischen Duftes, voll Anschaulichkeit und der kindlich-volkstümlich knappen Sprache unserer Märchenklassiker. Es sind Gedichte in Prosa, fein empfundene Skizzen, die schon ohne Bilder wirken würden. Die Illustrationen Kreidolfs aber sind reifer, abgeklärter geworden. Die alten Vorzüge sind geblieben: die feine Beobachtung, der lebendige Fluß der Darstellung, die Hervorhebung des Hauptsächlichen, der Humor, die Reinheit der Empfindung, das Einsenken in kindliches Empfinden und die lebendige Phantasie; aber die Phantasie schlägt nicht mehr so hinüber ins Phantastische, und das ist ein neuer Vorzug." **„Fränkische Nachrichten."**

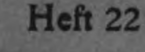
„Wieder ein neues liebreizendes Büchlein, von dem wir statt aller Empfehlungen die Worte anführen, welche der Kunstwart darüber schreibt: ‚Ein echtes Kinderbuch ohne jede Künstelei, reich an Innerlichkeit und voll starken Naturgefühles.' Dasselbe zeigt auf dem ganz originellen Anfangsblatte die freundliche Widmung an seine beiden Schwestern und bringt im folgenden wieder eine neue geheimnisvolle Welt, die der Zwerglein in den Grashäuschen, in einem erstaunlichen Ideenreichtum zur Darstellung. Die Heupferde (behufte Heuschrecken) spielen im Leben der zwerghaften Wiesenbewohner die Rolle der Haustiere; man fährt mit ihnen — und auf was für einem seltsamen Gefährte — zu einer illustren Zwergenhochzeit, auf der es ganz seelenvergnügt zugeht. Man fühlt sich beim Betrachten dieser lebensvollen phantasiereichen Gnomengestalten wirklich ungemein angezogen und kann sich unschwer hineinfinden in die Idylle, die uns der Künstler mit seiner Palette vorgezaubert hat. Wie heimisch spricht das laubbedeckte Waldhäuschen an, in dem die alten Mummelzwerge beim Preißelbeermahle sitzen! Aber daß es auch unter diesen winzigen Geschöpfen, wie es nun die Zwerge einmal sind, auch zanksüchtige Naturen gibt, das wird uns glaubhaft im Bilde mit den beiden streitsüchtigen Nachbarn vorgeführt. Doch die erbitterte Feindschaft, die sogar noch einen Zweikampf auf dem Stoppelberge zur Folge hatte, findet einen tröstlichen Ausgang durch das Zwischentreten des Mondes, der die beiden Zwergenmännchen zur Versöhnung und gemeinsamen Heimkehr ins Grasdörflein veranlaßt, wo sie ihre friedlichen Graswohnungen, die in der Grasschopfbedachung so allerliebst aussehen, in gewohnter Zufriedenheit aufsuchen. ‚Kleine Englein aber spielen mit der Silberkette, die aus dem Brunnen vor dem Hause perlt.' Durch die beiden ergötzlichen Vignettenbildchen mit dem Mond und dem tutenden Zwerge, ebenso durch das glücklich gewählte Vorsatzpapier mit den weißen Grillenjägern ergänzt sich das Ganze zu einem einheitlichen Abschluß."

Aus einem Feuilleton der „Germania".

„Hier sind Farbe und Form überall kräftig, einfach und deutlich, und doch kommt alles Feinste heraus. Wie kühn und traulich zugleich im freien Spiele der Phantasie, wie köstlich in der Beobachtung, wie groß in der Naturstimmung, wie innig in dem echt kindlichen Humor, der alles überleuchtet, sind diese Blätter!"

Carl Meifsner in der „Schlesischen Zeitung".





I. Jahrgang ⋆ 1903 ⋆ Heft 22

DIE KULTUR

Halbmonatsschrift

HERAUSGEBER Dr S. SIMCHOWITZ

INHALT

ZWEITES MAIHEFT

Preis des Heftes 75 Pfg. ✶ Vierteljährlich 4 Mark
Jährlich 16 Mark

SCHAFSTEIN & Co. VERLAG
BADSTR. 1. KÖLN a. Rh. BADSTR. 1.



Die „Kultur“

erscheint *zweimal monatlich* in Heften von ca. 4 Bogen (64 Seiten).

Der Abonnementspreis beträgt (für 24 Hefte mit ca. 1500 Seiten Text) Mk. 16.— pro Jahr, also Mk. 4.— pro Quartal. Bei direktem Bezug vom Verlag Mk. 4.50; für das Ausland Mk. 5.—. Einzelne Hefte kosten 75 Pfg.

Bestellungen werden von allen Buchhandlungen des In- und Auslandes, von allen Postanstalten (Post-Zeitungs-Nummer 4449a) sowie von der Verlagsbuchhandlung entgegengenommen.

Alle für die „Kultur“ bestimmten Sendungen sind zu richten an

„die Redaktion der Kultur“, Köln, Badstraße 1.

Sprechstunde der Redaktion wochentäglich im Bureau, Köln, Badstr. 1, von 11—12.
Privatwohnung des Herausgebers, Dr. S. Simchowitz, Köln, Boisseréestr. 3.

Manuskripte werden stets einseitig beschrieben mit breitem Rande erbeten.

Für unverlangte Manuskripte wird keine Verantwortlichkeit übernommen; ihre Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt.

Alle einlaufenden Rezensions-Exemplare werden in einer „Bücher-Liste“ registriert. Eine eingehende Besprechung erfolgt nach Gutdünken der Redaktion. Eine Verpflichtung zur Rücksendung wird nicht übernommen.

Den verehrl. Redaktionen ist nach eingeholter Einwilligung der Autoren Nachdruck aus dem Inhalt der „Kultur“ gestattet, jedoch nur mit genauer Quellenangabe „Halbmonatsschrift „Die Kultur“ (Herausgeber Dr. Simchowitz, Verlag von Schafstein & Co., Köln)“.

Das XXIII. Heft der „Kultur“

erscheint Anfang Juni 1903 und wird u. a. enthalten:

Arthur Möller-Bruck (Paris): *Reinhold Lenz.*

Dr. Georg Korn (Berlin): *Degenerieren die Kulturvölker?*

Dr. E. Platzhoff-Lejeune (Tour de Peilz): *Das Neue und das Alte.*





DIE KULTUR

Halbmonatsschrift

Alles Große bildet, sobald wir es gewahr werden.
(Goethe.)

Kultur heißt Übung aller Kräfte auf den Zweck der völligen Freiheit, der völligen Unabhängigkeit von allem, was nicht wir selbst, unser reines Selbst ist.
(Fichte.)

I. Jahrgang. ⋆ 1903. ⋆ Zweites Maiheft.

INHALT

HERAUSGEBER DR S. SIMCHOWITZ
VERLAG SCHAFSTEIN & C^O

KÖLN a. Rh.





Druck von M. DuMont Schauberg, Köln



Die Bestimmung Österreichs.

Der Osterrummel der interessanten Nationalitäten hat weder den Bestand der Türkei erschüttert noch die Kriegsfackel entzündet. Die greise apostolische Majestät liebt den Frieden aufrichtig, und der Zar muß, zum Schmerz patriotischer Großrussen, aus der Not eine Tugend machen, weil er einen bedeutenden Teil seiner Soldaten im fernsten Osten braucht, weil der Kredit Rußlands erschöpft ist, und weil der Krieg von 1876 seine Staatsmänner gewitzigt hat; ungeheure Opfer an Geld und Menschenleben haben damals Rußland seinem seit mehr als hundert Jahren erstrebten Ziele keinen Schritt näher gebracht. So wird denn der Sultan, von den Großmächten vorwärts gestoßen, Albanesen wie Makedonier vorläufig wieder zur Ruhe bringen. Aber einem Leichnam neues Leben einhauchen, das vermag keine Diplomatenkunst eifersüchtiger Mächte. Die Türken bleiben trotz aller guten Eigenschaften, die man an ihnen rühmt, ein absterbendes Volk, und das türkische Reich zerfällt den unermüdlich restaurierenden Staatsbaukünstlern unter den Händen. Die Katastrophe mag noch ein paar Jahrzehnte hinausgeschoben werden, einmal tritt sie ein, und endlich einmal muß es sich entscheiden, ob russische Barbarei die Balkanländer und Anatolien der westlichen Kultur verschließen und die türkische Barbarei übertrumpfen, oder ob Österreich am Goldenen Horn gebieten soll.

Österreich aber — das bedeutet: die Deutschen; denn Österreich muß trotz allem, was seine Deutschen seit vierzig Jahren — nicht ohne eigene Schuld — erlitten haben, ein deutsches Reich bleiben. Das Geschick, das die Deutschen mit zwei Großstaatkeimen und zwei festgewurzelten Dynastien gesegnet hat, konnte niemand ändern, und da ein Leib mit zwei Köpfen eine unbehilfliche Mißgeburt ist, so blieb nichts übrig, als durch einen blutigen Schnitt die beiden Hälften vorläufig wenigstens aktionsfähig zu machen. Aber in einer Zeit, wo drei Weltmächte den Globus unter sich teilen, einem edlen, an Zahl nur den Russen nachstehenden, durch Körper und Geistesgaben ausgezeichneten Volke zumuten, daß es zehn Millionen seiner Angehörigen für immer von sich abstoßen und sich auf einen winzigen, lächerlich gestalteten, zipfligen Erdenfleck mit militärisch unmöglichen Grenzen beschränken solle, das hieße dieses Volk für ein Volk von Irrenhäuslern erklären. Die elende geographische Gestalt und Lage — man vergleiche damit das deutsche Reich unter Kaiser Heinrich III. und noch den deutschen Bund — hat zunächst das deutsch-österreichische Bündnis, das den Schnitt wenigstens militärisch heilt, zur unbedingten Notwendigkeit gemacht. Der zweite Schritt, den wir zu tun haben, ist der Abschluß eines mitteleuropäischen Zollbundes, wozu hoffentlich recht bald die amerikanische Konkurrenz die aus Selbstsucht widerstrebenden Parteien zwingen wird. Wie sich die Dinge dann, nach Beseitigung der Zollschranken, politisch weiter entwickeln werden, muß der Zukunft überlassen bleiben. Die Blütezeit der Kornblumendeutschen, die den österreichischen Kaiser kopfscheu gemacht und, indem sie ihn zwangen, sich auf die Slaven zu stützen, die natürliche Entwicklung verzögert haben, ist glücklicherweise vorüber. Es hat einen Moment gegeben, der uns die radikale und endgültige Lösung der deutschen Frage nahe gebracht hat. Als am 30. Juli 1866 der Militärbevollmächtigte Preußens am russischen Hofe, von Schweinitz, über russisch-fran-

zösische Einmischungsgelüste zu Gunsten des geschlagenen Osterreich berichtete, da telegraphierte Bismarck zurück, ohne Revolution könne Preußen auf die Früchte seiner Siege nicht verzichten; er müsse dem Könige raten, „wenn die Einwirkung des Auslands auf unsre Verhältnisse schärfere Umrisse annehmen sollte, die volle nationale Kraft Deutschlands und der angrenzenden Länder zum Zweck des Widerstands zu entfesseln." Nachdem die Ereignisse in das Bett einer nichts weniger als revolutionären Kabinettspolitik zurückgezwängt worden sind, ist auf lange hinaus an eine revolutionäre Lösung schon darum nicht zu denken, weil die Hohenzollern, die Bureaukratie und die Mehrheit der reichsdeutschen Protestanten einen starken Zuwachs von Slaven und katholischen Deutschen ebensowenig mögen, wie ihn Bismarck mochte. Darüber reden wir später einmal. Die österreichischen Brüder müssen also vorläufig allein mit ihren Gegnern fertig werden, und sie werden es. Ihre Lage erscheint weit gefährlicher als sie in Wirklichkeit ist. Der Nationalitäten- und Parteikampf tobt mehr an der Oberfläche als in der Tiefe; er ist zwar unschöner, aber im ganzen harmloser Parlaments- und Zeitungslärm, Lärm von Parteiführern und Hetzern; die Bevölkerungen verschiedener Nationalität, deutsche Bürger und Bauern, die in verschiedenen Parteilagern wählen, vertragen sich untereinander vortrefflich und leben ganz gemütlich zusammen. Wenn die Kraft zum Radaumachen erschöpft und der Nimbus der Parteihelden zerflossen sein wird, werden sich die Deutschen einigen, und sobald sie einig sind, sind sie die Gebieter Österreichs. Den Wahnsinn der Politik, in die sie sich eine Zeitlang haben hineinhetzen lassen, hat die Tetschen-Bodenbacher Zeitung (zitiert von einem genauen Kenner der österreichischen Verhältnisse, Albin Geyer, in der vorjährigen Nr. 50 der Grenzboten) sehr gut charakterisiert: „Wenn den Deutschen der Kampf gegen Rom als die wichtigste nationale Aufgabe erscheint, dann müssen sie trachten, im Abgeordnetenhause eine antiklerikale Koalition der frei-



heitlichen Parteien aller Nationen zustande zu bringen. Stellen sie dagegen das nationale Moment am höchsten, dann müssen sich alle Deutschen ohne Rücksicht auf ihr politisches Bekenntnis zusammenschließen. Eins nach dem andern kann Erfolg haben; aber der kraftmeierische Versuch, gleichzeitig gegen drei Fronten kämpfen zu wollen, muß notwendig zur Vereinsamung und Ohnmacht führen." Sehr richtig, nur müßte der letzte Satz noch korrekter gefaßt werden. Nicht sowohl um einen Kampf gegen drei Fronten handelt es sich, sondern um einen Krieg gegen das Einmaleins. Im Parlament muß man Mehrheit sein, wenn man herrschen will, und wenn sich die deutschen Abgeordneten, die für sich allein noch nicht ganz die Hälfte der Mandate haben, in ein halbes Dutzend einander wütend befehdende Klubs spalten, so heißt das, auf die Herrschaft verzichten. Selbstverständlich kann die Einigung nur in Beziehung auf nationale Fragen gefordert werden; in wirtschaftlichen und politischen Dingen können die verschiedenen Berufstände nicht immer zusammengehen.

Sind die Deutschen bisher zu — sagen wir höflich, zu indolent gewesen, die ihnen zukommende politische Rolle zu spielen, so werden sie schließlich zur Erfüllung ihrer Pflicht gezwungen werden — von den Nationalitäten. Gegen den Zwang der lebendigen Kräfte und der tatsächlichen Verhältnisse hilft kein Sträuben. Welches sind nun in Österreich, überhaupt im Südosten Europas, diese Kräfte und Verhältnisse? Wir lassen uns nicht auf anthropologische und geschichtsphilosophische Untersuchungen ein und fragen nicht, woher die Rassenunterschiede stammen. Die Politik hat es nur mit dem zu tun, was in der Gegenwart wirklich ist. Und das ist nun folgendes. Keine der kleinen Nationalitäten hat eine eigne Kultur; was sie von Kultur besitzen, verdanken sie den Deutschen. Einige dieser Völker haben Künstler und Dichter hervorgebracht, aber keinen einzigen ersten Ranges. Wenn die ganze gelehrte Literatur der Slaven und der Magyaren zu Grunde ginge, so würde

die Wissenschaft nicht das mindeste verlieren. Verschwände dagegen die wissenschaftliche Literatur der Deutschen aus der Welt, so wären alle jene Nationalitäten zusammen nicht imstande, eine Universität zu schaffen, die diesen Namen verdiente. Der Deutsche bedarf einer der östlichen Sprachen nur in besonderen Fällen aushilfsweise; der Slave oder Magyar, der nicht deutsch kann, ist von dem ihm zunächstliegenden Kulturzentrum und damit von der Kultur überhaupt und von der Möglichkeit, in die höheren Gesellschaftskreise aufzusteigen, ausgeschlossen. Keine der kleineren österreichischen Nationalitäten ist imstande, für sich einen Staat zu bilden, weil sie, abgesehen von ihrer Kulturschwäche, entweder zu klein sind oder kein geschlossenes Gebiet bewohnen oder an beiden Mängeln kranken. In einem Staat vereinigt aber können sie nur unter deutscher Führung politisches Leben entwickeln; nicht bloß deswegen, weil die Deutschen fähig sind, zu verwalten und zu regieren, sondern auch, weil jene die deutsche Sprache als Verständigungsmittel nicht entbehren können. Wenn slavische Versammlungen einen Kriegsrat abhalten, um den Plan eines Feldzugs gegen die Deutschen zu vereinbaren, so — müssen sie sich der verhaßten deutschen Sprache bedienen. Aus alledem folgt, daß die deutsche Herrschaft, die man ja in schöne parlamentarische Redensarten einhüllen und dadurch verletzlichen Augen unsichtbar machen kann, eine Lebensbedingung für die Slaven selbst ist, und daß diese, wenn sie von ihr befreit würden, um ihre Wiederherstellung zu betteln gezwungen sein würden. Die polnische Wirtschaft in Galizien kann nicht ewig währen; die unausgesetzten Hilferufe der armen polnischen Bauern und der Ruthenen gegen die Schlachta werden Wien zwingen, einzugreifen.

Das alles gilt nun auch von den Magyaren. Sie haben in ihrem eignen Staate die Minderheit. Mit $7^1/_2$ Millionen gibt die amtliche Statistik ihre Zahl zu hoch an, weil viele Mußmagyaren, magyarisierte Rumänen, Slaven, Deutsche, Kroaten darunter sind, denen die magyarische Tünche ab-



fällt, sobald der Zwang aufhört. Und dieser wird nicht mehr lange aufrecht erhalten werden können. Die Magyaren sind gleich den heutigen Franzosen eine unfruchtbare Nation; ihre Zahl nimmt ab, nicht zu. Daraus erklärt sich die Magyarisierungssucht; ohne deren vorübergehende Erfolge würde schon jetzt das Mißverhältnis: 5 Millionen Vollblutmagyaren unter 19¹/₄ Millionen ungarischer Seelen, so auffällig sein, daß die magyarische Komödie kaum weiter gespielt werden könnte. Jedenfalls wird das Magyarisieren nicht mehr lange dauern; nicht einmal bei den elenden Slovaken dringt es durch, viel weniger bei den fanatischen Kroaten und den zähen und in der Kultur überlegenen Deutschen. Daß sich ihre Stammessprache zur Staatssprache nicht eignet, haben die Magyaren vor Ausbruch des großen Nationalitätenrappels selbst eingesehen und haben sich deshalb bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts im amtlichen Verkehr der lateinischen Sprache bedient. Soweit es ihnen gelungen ist, aus dem eignen Volke die Kenntnis des Deutschen zu verbannen, haben sie diesem eine empfindliche moralische und intellektuelle Schwächung zugefügt und den Prozeß, der das Ende ihrer Herrschaft herbeiführen muß, beschleunigt. Daß ihnen der Kamm so schwellen konnte, daran sind zum Teil die Deutschen schuld. Allerdings ist es der Kaiser Franz Josef persönlich gewesen, der Ungarn 1867 Autonomie verliehen und den unglückseligen Dualismus begründet hat. Aber die Deutschliberalen, die damals diesseits der Leitha am Ruder waren, haben diese Neugestaltung befördert; sie haben die jenseitige Reichshälfte gern den Magyaren ausgeliefert, um diesseits ungestört herrschen zu können. Die Herren Liberalen gingen noch weiter: sie lieferten Galizien den Schlachzizen aus, gaben aber diesen Sitz und Stimme im cisleithanischen Abgeordnetenhause, und versetzten dadurch die Deutschösterreicher in die Unmöglichkeit, für sich allein eine Mehrheit zu bilden. Die Schlachta mußte, wenn man denn durchaus den Staat zerreißen wollte, den Magyaren auf den Nacken gesetzt



werden, auf dem sie ja schon geographisch sitzt. Nicht genug an dieser Förderung aus Interesse werden die Magyaren durch törichte Schmeicheleien übermütig gemacht und in ihren unberechtigten Ansprüchen bestärkt, und sogar leitende Staatsmänner beteiligen sich an diesen Torheiten. Die Zurückweisung der Klagen Hasses über die Magyarisierung der Deutschen durch die Berufung auf ein paar diplomatische Noten Bismarcks in der Reichstagssitzung vom 19. März war kein Meisterzug unseres gegenwärtigen Reichskanzlers, und wenn Herr von Koerber am 21. April auf eine Anfrage Schönerers wegen dieser Bülowschen Heldentat antwortet, das sei eine Angelegenheit Deutschlands und Ungarns, also zweier fremder Staaten, in die sich Österreich nicht einmischen dürfe, so ist das ein kläglicher Verzicht auf die unveräußerlichen Rechte der Deutschen und sogar der habsburgischen Dynastie. Fürchtet man sich etwa vor Rebellion? Ein neuer Unabhängigkeitskrieg der Magyaren ist heute so wenig mehr möglich wie eine demokratische oder sozialistische Revolution.

Die Aussichtslosigkeit der Zwangsmagyarisierung fangen die Verständigeren unter den Magyaren an einzusehen, und einer von ihnen, Paul Hoitsy, rät, man solle die großungarische Idee nicht auf diesem Wege zu verwirklichen suchen, sondern durch die Angliederung und politische Organisation der kleinen Balkanvölker. Politiker, die keine Magyarenfreunde sind, haben diesen Vorschlag vernünftig gefunden, weil die Magyaren doch einmal politisch hervorragend begabt seien, und weil zunächst Bosnien und Herzegowina, wenn sie der Monarchie einverleibt werden sollen, geographisch zu deren östlichem Teile gehören. Allein, worin besteht denn die politische Begabung des ungarischen Adels (denn von diesem allein kann nur die Rede sein; der Bauer — ungarische Kleinbürger gibt es nicht viele — hat nichts zu sagen). Er versteht sich vortrefflich auf die Wahlmache und auf die parlamentarische Technik mit allen ihren Ränken und Finten, er setzt mit eiserner Stirn seine Ansprüche gegen

die Krone durch und unterdrückt rücksichtslos alle anderen Nationalitäten sowie die Zinsbauern und die Lohnarbeiter, die er jetzt durch harte Zwangsarbeit hindern will, ihrem Elend durch Auswanderung zu entfliehen. Dagegen ist seine Verwaltung schlecht und bestechlich, seine Finanzwirtschaft liederlich, und wirtschaftlich ist der Magyar so unfähig wie alle anderen Asiaten. Was Ungarn wirtschaftlich leistet, verdankt es den Deutschen und den Juden, und selbst mit deren Hilfe hat die ungarische Regierung eine lebenskräftige Großindustrie trotz aller fieberhaften Anstrengungen und ungerechter Begünstigungen nicht zu züchten vermocht. Sie hat das weise Wort vergessen, das ihr Friedrich List vor 60 Jahren zu meditieren empfahl, daß man vergebens nach einer lebenskräftigen Großindustrie strebt, wenn man noch kein tüchtiges Kleingewerbe hat. So fehlt also den Magyaren die Wurzel aller höheren Kultur; mit ihren politischen Schein- und Prunktugenden können sie nicht einmal selbst ein Kulturvolk werden, geschweige denn den Balkanvölkern Kultur bringen. Das kann nur der Deutsche, und der Deutschösterreicher wird diese Aufgabe unter dem Druck einer unabwendbaren Entwicklung übernehmen müssen, er mag wollen oder nicht. Er ist berufen, als Pionier den Reichsdeutschen die Pforten zu ihrem vorderasiatischen Kolonisationsgebiet zu erschließen. An sich hat der französische Kammerdeputierte Baron d'Estournelles de Constans recht, wenn er am 22. Februar in der Wiener „Zeit" schreibt: „Man behauptet, daß uns die wirtschaftlichen Interessen Europas zwingen, mit dem Sultan sanft umzugehen. Mit diesem schönen Gedankengang hat Europa aus der Türkei eine Militärmacht ersten Ranges geschaffen, das heißt eine ruinierte Macht. Das ist aber das grade Gegenteil des politischen und wirtschaftlichen Interesses von Europa. Welch eine Unklugheit, einen barbarischen Nachbar zu bewaffnen, und welcher Wahnsinn, einen reichen Kunden zu ruinieren! Europa hat mit eignen Händen das herrlichste Feld für seine wirtschaftliche



Expansionskraft unfruchtbar gemacht. Sein wahrer Kunde ist nicht der Sultan, sondern die Türkei; Europa aber opfert die Türkei dem Sultan." Das ist, wie gesagt, an sich richtig. Nur handelt es sich in der Wetterecke um mehr als um Kundschaft für Pariser Modewarenhändler, und so lange die Gefahr nicht ausgeschlossen ist, daß Rußland seine todbringende Tatze auf jene an Zukunftskeimen reichen Gebiete legt, so lange auch die Deutschen beider Reiche über ihre Aufgabe noch nicht klar und zu deren Übernahme noch nicht bereit sind, so lange ist es klug von der deutschen Regierung gehandelt, daß sie den Sultan als Platzhalter zum Widerstand stärkt und ihm militärische Instrukteure schickt. Wenn die Zeit gekommen sein wird, werden die Deutschen beider Reiche dort im Südosten zusammenwirken, mit ihren überschüssigen Kräften das ihnen dort erschlossene weite Tätigkeitsfeld zu beackern, Halbbarbaren zu zivilisieren, ihnen eine gerechte und verständige Verwaltung zu schenken, und in Vorderasien die Paradiese wieder herzustellen, die dort vor Jahrtausenden geblüht haben.

Neiße, Anfang Mai. *Karl Jentsch.*

Stand und Bedeutung der heutigen Antialkoholbewegung.

Der IX. internationale Kongreß gegen den Alkoholismus, der im April in Bremen seine Sitzungen abgehalten hat, verdient eine ganz besondere Beachtung. Es war zugleich der erste in Deutschland tagende und der am stärksten besuchte, bedeutungsvollste der Antialkoholkongresse. Letzteres hatte man nach dem durchschlagenden Erfolg des Wiener Kongresses vom Jahre 1901 kaum erwartet, und dies beweist das kräftige Anwachsen der Bewegung. Kongreßkarten haben 1431 Teilnehmer gelöst, wovon 1254 anwesend waren. Außerdem wurden zirka 600 Zuhörerkarten ausgeteilt. Fast 200 verschiedene Vereine waren vertreten, und die Durchschnittsfrequenz der Sitzungen betrug 600 bis 700 Personen. Bis zum letzten Moment war die Frequenz gleich stark. Um so charakteristischer sind die systematischen Entstellungen, mit welchen die am Alkoholhandel interessierte oder verkaufte Presse (dem „Gasthaus" in Berlin ist es noch am wenigsten übel zu nehmen) darüber berichtet. Um den Kongreß als bedeutungslos oder lächerlich hinzustellen, bringt es diese Presse fertig, so ziemlich genau das Gegenteil von der Wahrheit davon zu erzählen.

Der Kongreß wurde feierlich von Sr. Exzellenz dem Staatsminister des Innern des Deutschen Reichs, Dr. Graf v. Posadowsky-Wehner, Ehrenpräsident des Kongresses, mit einer vorzüglichen Rede eröffnet, in der er die hohe Wichtigkeit der Nüchternheitsreform für das deutsche Volk eindringlich betonte. Ebenso hieß Se. Magnifizenz der Bürgermeister von Bremen, Dr. Pauli, den Kongreß herzlich willkommen. Alle Anerkennung verdient das Bremer Komitee, das den Empfang mit unendlicher Aufopferung und Mühe in meisterhafter Weise gestaltet hatte. Einen liebenswürdigeren, sachkundigeren und unparteiischeren Präsidenten als den Direktor der Bremer Irrenanstalt, Herrn Dr. Del-



brück, der die ruhigste Gelassenheit mit der unermüdlichsten Tätigkeit verband, hätte sich der Kongreß nicht wünschen können. Eine hochinteressante und lehrreiche Ausstellung über die Tätigkeit der Antialkoholorganisationen war im Hause des Künstlervereins zu sehen und enthielt eine große Zahl von Schriften, graphischen und bildlichen Darstellungen etc. Eine Reihe großer Antialkoholorganisationen, wie der „Deutsche abstinente Frauenbund", der „Guttemplerorden", das „Blaue Kreuz", der „Alkoholgegnerbund", der „Deutsche Verein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke", die „Abstinenten Arbeiter und Arbeiterinnen Deutschlands", die „Katholischen Vereine gegen den Alkoholismus", hielten neben dem Kongreß besondere Sitzungen ab, die sich teilweise zu großen öffentlichen Veranstaltungen für die Kongreßmitglieder erweiterten. Besonders großartig gestaltete sich das Frühlingsfest der Bremer Guttemplerlogen in den Zentralhallen am 16. April, ein Fest, an welchem sich zwischen 2500 und 3000 Personen beteiligten und wo ein von zwei Guttemplern (Musik von Wilh. Meyer-Schierloh, Worte von F. Hähnel) komponiertes Chorwerk mit Orchester, „Lenzerwachen", von zirka 200 Mitwirkenden erfolgreich aufgeführt wurde.

Folgende Themata wurden im Kongreß selbst von Referenten erläutert und diskutiert:

1. Alkoholismus und Tuberkulose (Dr. med. Legrain-Paris).
2. Der Alkohol im Lebensprozeß der Rasse (Dr. med. Ploetz-Berlin und Dr. med. Rüdin-Berlin).
3. Die Rolle des Alkohols im Budget der Kulturvölker (Dr. K. Helenius-Helsingfors).
4. Der Alkohol als Genußmittel (Prof. Dr. Martius-Rostock und Prof. Dr. A. Forel-Chigny, Schweiz).
5. Vereinstätigkeit (Senatspräsident Dr. jur. von Strauß und Torney-Berlin [Mäßigkeit] und Dr. med. Lidström-Upsala [Abstinenz]).
6. Die Entmündigung wegen Trunksucht (Prof. Dr.



Cramer-Göttingen und Prof. Dr. jur. Endemann-Halle a. d. S.).

7. Die Gasthausreform (Dir. Peter Fitger-Gothenburg, Joseph Bentley-Bradford und Dr. Eggers-Bremen).
8. Trinkerheilstätten, in bes. öffentl. Versammlung (Pastor Kruse-Lintorf, Sanitätsrat Dr. Schäfer-Lengerich, Direktor Dr. Frank-Münsterlingen, Pfarrer Neumann-Mündt, Dr. Fock-Hamburg).
9. Erziehung und Schule im Kampf gegen den Alkoholismus (Lehrer Ant. Don-Rotterdam, Charles Wakely-London, Mrs. Mary Hunt-Boston).
10. Aufgaben der Frau im Kampf gegen den Alkoholismus (Frl. M. Lammers-Bremen).
11. Alkoholismus und Bier (Dr. med. Keferstein-Berlin, Direktor Dr. Delbrück-Bremen).

Außerdem wurden einleitende Vorträge von Prof. Dr. Bergmann-Stockholm, über „Die moderne Kultur und der Kampf gegen den Alkohol" und Prof. Hueppe-Prag, über „Körperübungen und Alkoholismus" gehalten.

Eine lebhafte Diskussion fand überall unter spannender Aufmerksamkeit statt. Hervorheben möchte ich das Thema No. 2,* das in meisterhafter und ausführlicher Weise von den Referenten an Hand eines umfangreichen Materials behandelt wurde. Dieses Thema wurde, sowie mein Referat im Thema 4, vom evolutionistischen Standpunkt aus behandelt. Herr Dr. Ploetz wies klar nach, wie der Alkohol als großer Entartungsfaktor im Lebensprozeß der Rasse wirkt. Der unzweideutige evolutionistische Standpuukt der Referenten (speziell wohl auch viel zu weitgehende Forderungen des Herrn Dr. Rüdin für die menschliche Zuchtwahl), sowie besonders meine Anerkennung der Evolution der Arten, mit Einschluß des Menschen, als wissenschaftliche Tatsache, rief einen schriftlichen Protest von seiten der anwesenden katholischen Geistlichen hervor, welchem sich einige evangelische anschlossen. Diesen beantwortete ich mit der Erklärung, daß die Aussprache wissenschaftlicher Fest-

stellungen die religiöse Neutralität des Kongresses nicht verletzen dürfe, und daß derartige Proteste so wenig am Platze seien, wie seinerzeit diejenigen der Geistlichkeit gegen Kopernikus und Galilei, als diese Gelehrten feststellten, daß die Erde sich um die Sonne dreht und nicht umgekehrt die Sonne um die Erde.

In ihren Referaten über Alkoholismus und Bier bewiesen die Herren Keferstein und Delbrück, daß der Bieralkoholismus mindestens so gefährlich, wenn nicht gefährlicher, als der Schnapsalkoholismus ist. Die graphischen Karten sprachen hier eine beredtere Sprache als alle Worte.

Das Thema 9 brachte ebenso belehrende als auch traurige Tatsachen zutage. Von der Volksschule bis zur Hochschule werden die Trinksitten bei der männlichen Jugend in Deutschland systematisch gezüchtet, obwohl die Verteidiger des Mäßigkeitsstandpunktes mit den Anhängern der Abstinenz darin völlig übereinstimmen, daß der Jugend durchaus keine alkoholischen Getränke verabreicht werden dürfen, und obwohl sozusagen alle Ärzte damit einverstanden sind. Empörende und gut beglaubigte Fälle von Trinkzwang bei Schülern wurden angeführt. Um so erfreulicher war es auf der andern Seite, den Ausführungen der abstinenten Lehrer zu folgen und die Worte des jungen Präsidenten der abstinenten Schülerverbindung Germania anzuhören, der die Gründung dieses Vereins (1902) schilderte und hierbei auf seine Schule, das deutsche Landerziehungsheim Haubinda, zu sprechen kam, wo die größte Freiheit für die Schüler, verbunden mit der größten Verehrung und Liebe der Schüler für die Lehrer herrscht. Auch er mußte die traurige Tatsache feststellen, daß teils aus Vorurteil, teils aus Angst vor den Alkoholfreunden, die Rektorate und Schulbehörden der Schulen, Gymnasien etc. vielfach die Gründung abstinenter Schülerverbindungen in Deutschland verbieten, während in England, Frankreich, Belgien etc. solche Verbindungen direkt gefördert werden.

Ohne einen Kampf zwischen Abstinenten und Mäßigen

konnte der Kongreß nicht ablaufen. Erstere bildeten im Kongreß die weitaus überwiegende Mehrheit, und die Vertreter des Mäßigkeitsstandpunktes im Alkoholgenuß, insbesondere Herr Prof. Hueppe aus Prag, waren durchaus nicht imstande ihre kleine Zahl durch die Klarheit oder Gründlichkeit ihrer Vorträge zu ersetzen. Sie haben im Kongreß durchweg Niederlagen erlitten, sowohl bezüglich ihrer praktischen Erfolge, als bezüglich ihrer logischen Argumentation. Sie werfen den Abstinenten Fanatismus und Übertreibung vor, erklären die allgemeine Abstinenz für eine Utopie und beschweren sich darüber, daß die Abstinenten aggressiv gegen sie vorgehen. Letztere antworten mit Tatsachen. Sie stellen fest, daß in manchen Ländern, wie Norwegen, Schweden, den Vereinigten Staaten etc. die Abstinenz bereits eine Macht geworden ist, und daß sie sogar in Neu-Seeland und Canada schon die Mehrheit der Bevölkerung für sich und für das Alkoholverbot gewonnen hat. Sie fügen hinzu, daß Konsequenz und Enthusiasmus für die Durchführung einer einmal erkannten sozialwissenschaftlichen Wahrheit mit Fanatismus und Übertreibung nicht verwechselt werden dürfen. Ein Gift gehört nicht zur Normaldiät, am allerwenigsten ein soziales Rassengift. Ihrerseits werfen sie den Mäßigen ihre beständigen Sticheleien sowie ihre Taten- und Erfolglosigkeit vor.

„Wenn Sie uns beständig Fanatiker und Übertreiber schelten, um Ihr angeblich unschuldiges mäßiges Gläschen zu verteidigen, arbeiten Sie immerwährend daran, unser Trinkerrettungswerk zu zerstören und die Trinksitten zu stützen. Wer hat Erfolge errungen, wer hat tausende von Familien aus den Schlingen der Trunksucht gezogen und wieder zu guten Bürgern gemacht; wer beugt weiteren Opfern vor? Wir Abstinenten allein! Sie zwingen uns zu derben Antworten mit Ihren Angriffen. Schweigen Sie lieber, meine Herren, und lassen Sie uns unser Werk vollbringen; dann werden wir nicht mehr mit Ihnen streiten!“ So ungefähr rief Herr Ingenieur Asmussen, der Führer

der Guttempler in Deutschland, denjenigen „Mäßigen“ zu, die die Abstinenz angreifen. Und recht geben ihm die 2000 Guttempler der Stadt Bremen und die 6000 der Stadt Hamburg. Die gleichen Guttempler haben jedoch denjenigen Bezirksvereinen des deutschen Vereins gegen den Mißbrauch, die die Enthaltsamen unterstützen, statt sie zu bekämpfen, nämlich insbesondere Dresden, München und Bremen, eine Dankadresse abzusenden beschlossen.

Nach der schönen Dampferfahrt, die der Norddeutsche Lloyd dem Kongreß gab, beim Essen auf dem Dampfer „Kaiser Wilhelm der Große“, toastete der Syndikus des Lloyd mit warmen Worten auf den Kongreß und erkannte rückhaltlos die günstige Einwirkung der Antialkoholbewegung auf das Schiffspersonal, sowie das Rettungswerk der Guttempler bei den Lloydarbeitern an. „Die Zeit der trinkenden Kapitäne ist vorbei,“ sagte er, „und wir erkennen immer mehr die Notwendigkeit der Nüchternheit an, denn wir fühlen unsere hohe Verantwortlichkeit für unsere Passagiere. Die Unmäßigkeit eines einzigen kann an der Vernichtung von Leben und Gut schuld werden; das ist uns mehr wert, als der Profit aus dem Alkoholverkauf.“

Den Glanzpunkt des Kongresses bildete das schöne Fest im Künstlervereinshaus am Sonnabend und insbesondere die dort gehaltene Rede des Herrn Prof. Peter Behrens, Direktor der Kunstgewerbeschule in Düsseldorf, über „Alkohol und Kunst“. In dieser denkwürdigen Ansprache entwickelte eine Kunstautorität ersten Ranges auf Grund persönlicher Erfahrungen und einer feinen psychologischen Analyse in überzeugender Weise die verderbliche Einwirkung des Alkohols, selbst in mäßigen Dosen, auf die Arbeitskraft sowohl wie auf die Feinheit und Vertiefung des Künstlers und seiner Werke. Herr Prof. Behrens ist abstinent geworden und kann daher aus Erfahrung urteilen. Mit Recht betont er, daß nicht nur die Künstler und ihre Werke bedeutend gewinnen werden, sondern auch, daß das Publikum durch die Abstinenz kunstsinniger und mehr

Geschmack an Kunstwerken gewinnen wird. Im Anschluß an den Kongreß fand am 22. April im Konventsaal in Hamburg eine von ca. 1500 Personen besuchte Versammlung statt, in welcher Landrichter Dr. Poppert über „Warum Abstinent?“ und ich selbst über „Hygiene und Alkohol“ redeten. Eine lebhafte Diskussion folgte nach.

Der nächste Kongreß wird 1905 in Budapest stattfinden. Der Bremer Kongreß gibt ein getreues Bild des heutigen Standes der Antialkoholbewegung und zeigt mit neuer Evidenz, daß dieselbe voll und ganz von der völligen Enthaltsamkeit aller alkoholischen Getränke getragen wird, was übrigens die Erfolge der Länder, die länger im Kampfe stehen (die oben genannten) längst erwiesen haben. Die einfache Mäßigkeit ist eine erste Vorstufe des Kampfes; sie bereitet denselben durch Schriften und philanthropische Gründungen vor, sie begeistert jedoch niemanden und kann keine Reform durchführen. Geschlossen, begeistert und werktätig schreitet dagegen die Phalanx der Abstinenten langsam, aber sicher und siegesgewiß, von Norden nach Süden fort. Früher, vor 50 bis 70 Jahren, waren Canada, Norwegen, Schweden und die Vereinigten Staaten die am ärgsten alkoholisierten Länder der Welt; heute sind sie die nüchternsten. Schweden zählt z. B. allein 125000 Guttempler, im ganzen 300000 organisierte Abstinenten. Die Flutwelle des Alkoholismus schreitet gegen wärmere Gegenden fort und steht gegenwärtig in Mitteleuropa am höchsten.

Die Abstinenzreform ist ein hoher Kulturkampf, dessen Bedeutung bei uns noch lange nicht erkannt worden ist. An sich ist die Abstinenz des Alkohols nur eine negative Tugend. Sie richtet sich aber gegen einen sozialen Sumpf, in welchem alle Formen der sozialen Korruption sich zusammenfinden, um unsere Rasse und unsere Kultur zu entnerven und entarten zu lassen. Der Alkohol ist kein Kulturträger, wie viele behaupten, sondern ein Schmarotzer der Kultur, deren Technik ihn gedankenlos der menschlichen

Schwäche massenhaft als Futter gibt. Die Tempel des Bacchus, die Kneipen aller Sorten, sind die Brutstätten der Prostitution und des Verbrechens, die Quelle eines unsäglichen Elendes, des größten Teiles der Entartung unseres Gehirns und unserer Nachkommen. Wer sich als Abstinenter dem Kampf anschließt, wird daher zum Vorkämpfer für eine bessere Zukunft, für höhere Ideale der Ethik und Ästhetik, des Wissens und Könnens, einer gesunderen, fähigeren Menschheit. Fast jeder seufzt heute nach einer Erlösung aus überlebten, starren, verdorrten, von alten Kleriseien aufgestellten religiösen Dogmen auf der einen, sowie aus einem feigen, egoistischen, in der Dekadenz und im Elend sich ergebenden Pessimismus auf der andern Seite. Die Alkoholabstinenz gibt dem Menschen seine verloren geglaubte normale Elastizität, seine normale Kraft und Ausdauer, seine normale Lebensfreudigkeit zurück. Sie feuert ihn infolgedessen zu neuem Enthusiasmus für Ideale und für höhere soziale Lebensziele an. Daher finden sich auch die Abstinenten mit den Kämpfern gegen Mammon (gegen die kapitalistische Ausbeutung), auf dem Boden der sozialen Reformen, mit den Erziehungsreformatoren und allen Freunden der geistigen Freiheit zusammen. Die Arbeiterpartei tritt überall der Abstinenzbewegung näher; das war auch ein Zeichen des Bremer Kongresses.

Es ist daher von der weiteren Entwickelung der Abstinenzbewegung in Deutschland ein gewaltiger Aufschwung der Kunst, der Wissenschaft, der Ethik, der Volkskraft und der Gesundheit, mit einem Wort, der Kultur im reinsten und höchsten Sinne des Wortes zu erwarten*).

Chigny, Ende April 1903.

Prof. Dr. Aug. Forel.

*) In der Presse wird mit entsprechenden Randglossen der Unsinn kolportiert, ich hätte im Kongreß zu Bremen erklärt: „Jeder Mensch, der einmal einen Rausch gehabt, sei ein Geisteskranker!“ In Wirklichkeit sagte ich nur: „Jeder Rausch sei eine kurze, vorübergehende Geistesstörung, und zwar, wie Kräpelin richtig betont, die gemeingefährlichste, da sie erwiesenermaßen viel mehr Verbrechen verursacht als alle anderen zusammen. Meine bezügliche Berichtigung wurde totgeschwiegen!



Die englische Volksschule.

II. Einrichtung und Lehrmethode.

Das englische Volksschulhaus ist, soweit es neueren Datums, außerordentlich zweckentsprechend eingerichtet. Die einzelnen Klassenräume sind alle um die sogenannte Zentralhalle herumgebaut, in welcher die Kinder sich versammeln; von der Zentralhalle aus werden sie vom Lehrer zu den Spielplätzen entlassen. Die Kinder ordnen sich in der Weise, daß die Kleinsten dem in der Mitte stehenden Lehrer am nächsten, die größten und ältesten am entferntesten von ihm im Kreise herumstehen; auf diese Weise vermag der Lehrer die Kinder alle ziemlich leicht und schnell zu überblicken. Viele englische Volksschulen besitzen Vorrichtungen für Sitz- und Schwimmbäder. Die Kinder lernen dort untertauchen und schwimmen. Außerdem haben Elementarschulen mit höheren vorgeschrittenen Klassen chemische und physikalische Laboratorien; dort experimentieren die Kinder ganz auf eigene Hand. Ebenso besitzt die Schulabteilung für die Knaben Räume, in welchen die handliche Geschicklichkeit durch das Arbeiten in Holz und Metall ausgebildet wird. Die Mädchenabteilung ist mit einer Art Wäscherei und mit einem größeren Raum versehen, in welchem die Kleinen zu Kochexperimenten angehalten werden; selbstverständlich ist er mit allem zu diesem Zwecke Nötigen, wie Gasöfen, Gaskochöfen, einer Kochmaschine, einem Anrichtetisch und was dergleichen mehr ist, ausgerüstet. Die Klassenräume sind nicht, wie meistenteils in unseren deutschen Schulen, leer, jedes Schmuckes bar; freundliche, zum Kindergemüte sprechende Bilder schauen auf die Kleinen herab; daneben hängen Karten und manchesmal auch Modelle oder Zeichnungen, welche sich auf die Handtätigkeit der Kinder beziehen. Die bei deutschen Lehrern obwaltende Furcht, daß solcher Wandschmuck die Kinder von dem Lehrvortrage in den Schulstunden ab-



lenke, wird von englischen Schulmännern mit Recht für unbegründet gehalten. Sehr bald nimmt das Kind die Schulstube mit all dem, was dazu gehört, als eine psychologische Totalität in sich auf; das Bild des Schulzimmers mit all dem, was dazu gehört, wird zu einem selbstverständlichen seelischen Besitztum des Kindes, welches der Vortrag des Lehrers nach der einen oder anderen Richtung, dem vorgetragenen Lehrgegenstande entsprechend, erweitert und ergänzt.

Ich habe auf die volle Unabhängigkeit in der Lehrmethode der einzelnen Schulen, wie sie aus der außerordentlich mangelhaften Kontrolle der obersten Schulbehörde erwächst, bereits hingewiesen. So viele Schattenseiten die Organisation des englischen Volksschulwesens nun immerhin aufweist, einen großen Vorzug hat sie trotzdem: sie verhütet eine bloße Uniformierung und Schablone des Unterrichts. Leider hat ja das Streben, den möglichst höchsten finanziellen Staatszuschuß zu erhalten, sowie der Einfluß der Geistlichkeit in vielen Fällen die ursprüngliche Methode des englischen Volksschulunterrichts vielfach gefälscht. Im großen und ganzen ist jedoch bis heute der originale Grundzug erhalten geblieben: der englische Lehrer ist in allererster Linie bestrebt, die Selbsttätigkeit des Kindes zu wecken und die Individualität seiner Zöglinge, so zu sagen, ans Licht zu locken; wo immer ihm solches gelingt, vergibt er sogar gerne ein Fehlen gegen die allgemeine Schuldisziplin. Die englische Schuljugend und vor allem der gesunde englische Knabe ist, alles in allem genommen, überhaupt viel unruhiger und rastloser als unsere deutschen Jungens. Disziplin in einer englischen Schule nach Muster unserer deutschen Disziplin aufrecht zu erhalten, ist außerordentlich schwer, ja beinahe eine Unmöglichkeit. Der englische Lehrer hat deshalb auch, besonders bei den größeren Volksschulklassen, die selten weniger als sechzig Schüler umfassen, eine viel schwerere pädagogische Aufgabe als der deutsche Lehrer. Und doch löst er diese

Aufgabe häufig mit einer wirklich bewundernswerten Geschicklichkeit. Möglich wird ihm das nur dadurch, daß er jedem einzelnen Kinde den für die Schule denkbar freiesten Spielraum gewährt und sein Auge vor allem auf die Charaktererziehung der Kinder lenkt: der englische Schulmeister fragt weniger darnach, wieviel seine Zöglinge wissen, als darnach, wieviel sie moralisch wert sind. Er erzieht die Kinder zur Wahrhaftigkeit, Ehrlichkeit und zu einem durch ihre eigne Tätigkeit unterstützten Selbstvertrauen. In den besten und besseren englischen Volksschulen wird von den Lehrbüchern ein möglichst geringer Gebrauch gemacht; der Lehrer hält seine Zöglinge an zum Selbstfinden und Selbstentdecken; ihnen dabei taktvoll und den kindlichen Fähigkeiten entsprechend zu helfen, versteht er vortrefflich und oft geradezu mit bewundernswürdiger Meisterschaft. Er ist, um es mit einem einzigen Worte zu sagen, bei weitem mehr der Erzieher als der Wissen spendende Lehrer seiner Zöglinge. Ich denke, gerade in dieser Beziehung könnte die englische Volksschule der deutschen Volksschule gar wohl zum Muster dienen. Die englische Volksschule mag nach der entgegengesetzten Richtung gar manches zu wünschen übrig lassen; sie legt, wie der gesamte Unterricht in Großbritannien, vielleicht gar zu wenig Wert auf die zu erwerbenden Kenntnisse und das heutzutage nun einmal notwendige Maß von Wissen; dennoch, gerade für die ersten Schuljahre des Kindes besitzt die englische Methode zweifellos ganz außerordentliche Vorzüge. Leider ist auch in Großbritannien während der letzten Zeit vielfach die natürliche Methode des tüchtigen, englischen Volksschullehrers durch einen rein formalen Unterricht von vorwiegend literarischem Charakter verdrängt worden. Neben den früher erwähnten Verhältnissen haben das meiste zu dieser beklagenswerten Veränderung beigetragen der bereits erwähnte Mangel an wirklich pädagogisch durchgebildeten Lehrern und die allzugroße Zahl der in ein und derselben Klasse zu unterrichtenden Schüler. Wie

ja allbekannt, stehen wir in Deutschland vielfach gleichen Verhältnissen gegenüber.

III.

Englische und deutsche Volksschule; Ausblick.

Ein amerikanischer Schriftsteller hat das Verhältnis der Schule zum praktischen Leben in die wenigen treffenden Worte zusammengefaßt: „In der Schule wird gefragt: was weißt du? im Leben, was kannst du?"

Das Wissen in Können umzusetzen, ist eines der großen Probleme menschlicher Existenz; den rechten und leichtesten Weg zur Lösung dieses Problems zu lehren, eine der schwierigsten Hauptaufgaben jeglicher Erziehung. Viel mehr als unser Wissen entscheidet unser Tun und Handeln über unseren wirklichen Wert. In Deutschland hat die immer noch nicht ganz aufgegebene Abrichtungsmethode zwar ein Heer sehr tüchtiger, wohldisziplinierter Beamten erzogen; zu gleicher Zeit hat sie uns Deutsche jedoch an wirklich hervorragenden Individualitäten ärmer gemacht. Viele unserer bedeutendsten Männer nicht nur auf dem Gebiete der Kunst und Literatur, sondern auch der Wissenschaft und der Technik sind außerhalb unserer gewohnten Bildungsschablone, ja oft geradezu gegen letztere revoltierend, der Stolz des deutschen Volkes geworden. Gewiß, das sind Ausnahmen, und die Schule kann und darf nicht für Ausnahmen, sondern für durchschnittliches Mittelgut organisiert und in ihren Anforderungen berechnet werden. Aber sind es denn erhöhte Forderungen an Kenntnissen, welche die englische Volksschule auszeichnen? Gerade das Gegenteil ist, wie ich bereits ausgeführt, der Fall. Die englische Volksschule leistet wissenschaftlich weniger als die deutsche Volksschule; sie kommt aber bis jetzt durch eine bei weitem gleichmäßigere Ausbildung aller in dem Kinde liegenden, körperlichen, sittlichen und geistigen Eigenschaften dem Ideale einer harmonischen Kindererziehung um vieles näher als die deutsche Methode. Der deutsche



Lehrer ist — das wird selbst von ersten Schulautoritäten in England eingestanden — philosophisch und theoretisch viel gebildeter als der englische Lehrer; er hat höhere Ideale und könnte diesen Idealen mehr in der Praxis gerecht werden, da seine finanzielle Stellung und Zukunft gesicherter und seine ganze Existenz unter seinen Mitbürgern gesellschaftlich höheres Ansehen besitzt als die des englischen Volksschullehrers, welcher von der Ortsbehörde abhängig und dem Geistlichen in der öffentlichen Achtung weit nachstehend, gegen ein tief gewurzeltes Vorurteil der englischen Landbevölkerung wider jeden Unterricht und jede Schule zu kämpfen hat. Gibt es doch kaum eine schwerere, mühevollere und undankbarere Stellung in vielen Teilen Englands als die des Dortfschullehrers! Dennoch und trotz alledem ist bis jetzt die englische Volksschule, soweit sie in ihrer vom Gesetze geforderten Vollständigkeit der Ausrüstung und des Lehrmaterials besteht, der schwierigen Aufgabe, ihre Zöglinge nicht sowohl für die Schule als für das Leben zu erziehen, um vieles näher gekommen als ihre deutsche Schwesteranstalt. Zwar hat auch sie das große Erziehungsproblem: Wissen in Können umzusetzen, noch keineswegs voll gelöst, obgleich der Schulsack der englischen Kinder bei aller wesentlichen Gleichartigkeit der in der englischen und deutschen Schule gelehrten Gegenstände um vieles leichter ist als der unserer deutschen Schuljugend. Die englische Volksschule erreicht das dadurch, daß sie die weisen pädagogischen Grundsätze Julius Fröbels und Pestalozzis besser und reichlicher für die Lehrpraxis benutzt als die deutsche Volksschulpädagogik. Zuvörderst bemüht sich der englische Volksschullehrer, an die das Kind umgebende Natur anzuknüpfen.

Die Natur ist — richtig benutzt — die große, stets gegenwärtige, an Lehren unerschöpfliche Vermittlerin zwischen Schule und Leben, nicht die todte, entseelte Natur, sondern die lebende, ewig blühende und ewig wechselvolle Natur. Ich spreche selbstverständlich hier in allererster Reihe von

Pflanzen, Tieren und auch vom Erd- und Mineralreich, da das, obgleich mit dem wissenschaftlichen Terminus „todtes Naturreich“ bezeichnet, dennoch lebt und sehr leicht durch eine richtige Lehrmethode für die Kinder voller Leben werden kann. Trotz Grundwig und Fröbel, Pestalozzi und Diesterweg stehen wir hier erst am Anfange echt pädagogischer Kunst. Der Lehrer, welcher es versteht, im edelsten Sinne des Wortes ein Kind mit Kindern zu werden und bewußt die immer durchaus originale Welt, in welcher Kinder leben, auch zu der seinigen zu machen, findet hier ein kaum noch betretenes Feld pädagogischer Tätigkeit, pädagogischer Triumphe und — pädagogischen Entzückens ohnegleichen. Unsere Elementar- und Volksschulen machen meistenteils den ungeheuren Fehler, daß sie nach Überschreitung der allerersten pädagogischen Stufen die Fröbelsche Anschauungsmethode zugunsten einer trockenen Memoriermethode fallen lassen, statt sie auf den gesamten Volksschulunterricht anzuwenden und auszudehnen. Möge man nie vergessen, daß das Kind nur voll begreift, was es wirklich sieht oder zu sehen glaubt! Ein Mitleben des Kindes mit der Natur, verbunden mit Anleitung zur Selbstbeobachtung der Naturerscheinungen in Feld und Wald, auf Erden drunten und von Erscheinungen am Himmel droben, ist für seine Zukunft als Mensch und Bürger viel wichtiger und vorteilhafter als alle bloße Buchgelehrsamkeit und für die Erweckung wahrer und echter Religiösität viel fördernder als alle Katechismusweisheit. Laßt uns echte, treue Menschen in unseren Volkschulen erziehen, Menschen, welche, individuell gefestigt, auf sich selbst vertrauen und dabei doch vor dem großen, weiten Weltganzen sich in Ehrfurcht beugen; religiös sein, heißt demütig sein. Wenn wir solchen Samen in die Seelen unserer Kleinen pflanzen, dann werden wir vielleicht weniger Menschen aufwachsen sehen, geeignet dazu, steifnackige oder vor ihrem Vorgesetzten buckelnde Bureaukraten zu werden; dafür aber werden sie etwas Besseres und Höheres sein: echte Kultur-



menschen, das heißt frei und stark entwickelte Persönlichkeiten. Der Staat ist zum mindesten ebenso sehr für seine Bürger, wie der einzelne Bürger für den Staat da. Und nur der Staat ist im wahren und rechten Sinne des Wortes ein wirklicher Kulturstaat, welcher die aufwachsenden Geschlechter, auf denen die Zukunft jedes Volkes beruht, zu freien selbstbewußten Persönlichkeiten zu erziehen weiß*).

Hastings. *Dr. E. E. Lehmann.*

*) Allen, die sich für Unterrichtsfragen näher interessieren, sei das große, im Auftrage der obersten englischen Schulbehörde von R. Sadler herausgegebene Werk: Special Reports (Eyre & Spettiswoode, London) aufs angelegentlichste empfohlen. Soweit mir die Literatur über das Unterrichts- und Erziehungswesen bekannt, existiert kein zweites Werk, weder in deutscher noch französischer noch italienischer Sprache, so voll von wissenschaftlich verarbeitetem, zuverlässigem Material und in so ausgezeichnet klarer, sprachlicher Darstellung. Eine deutsche Übersetzung des Sadlerschen Werkes, in welchem auch die deutschen Schulzustände eingehend behandelt sind, möchte ich aufs dringendste empfehlen.

Militär-Psychologie.

I.

„Die Flinte schießt, der Säbel haut", so meinte vor etwa einem Menschenalter ein preußischer Minister des Innern, der den Volksvertretern eine heilsame Furcht einjagen wollte. Es gab damals eine heftige Entrüstung ob dieser Offenherzigkeit, und doch hatte man eigentlich allen Grund, diesem „Realpolitiker" für die klare Formulierung einer Tatsache dankbar zu sein; die Gegner von Flinte und Säbel in erster Reihe. Ganz gewiß: eine Flinte, die nicht schießt, ein Säbel, der nicht haut, haben ihren Beruf verfehlt. Daher der Völker löblicher Gebrauch, das Recht



des Waffentragens einzuschränken. Will man sich vor Schüssen und Hieben schützen, so bleibt nichts übrig, als Flinte und Säbel da unterzubringen, wo sie in gewöhnlichen Zeitläuften hingehören: im Waffenmagazin. Das ist die einfachste logische Konsequenz, die sich aus dem Eulenburgschen Diktum ergibt.

Ich habe daran denken müssen, als die Bluttat des Seekadetten Hüssener in Essen jüngst die Gemüter in Aufregung versetzte. Was war geschehen? Die Waffe, die man dem Soldaten in die Hände gegeben, hatte ihren Beruf erfüllt; sie hatte tötlich getroffen. Und nun war es recht kurios zu beobachten, wie ein Teil der Volksvertreter, der Presse und des Publikums sich krampfhaft bemühte, den Nachweis zu führen, daß es sich hier um einen rein individuellen Vorgang handelt, bei dem jede Verallgemeinerung ausgeschlossen, dem alles Typische fehlt, und triumphierend wird darauf hingewiesen, daß derartige Fälle ja so selten sind. Welch eine klägliche Logik! Als ob nicht gerade das Typische es wäre, das so selten zur Realität wird!

Die patentierten Patrioten mögen sich nur beruhigen. Wenn man in dem Fall Hüssener etwas Charakteristisches findet, so braucht sich das deutsche Offizierkorps als solches nicht dadurch getroffen zu fühlen. Es handelt sich vielmehr um eine Folge des Militarismus im allgemeinen, wie er in ganz Europa zu finden ist, und wie er vielleicht auch in nicht allzu langer Zeit sich jenseit des großen Wassers geltend machen wird.

Es wird darauf hingewiesen, daß Hüssener ein minderwertiger Mensch sei, dem es an Selbstzucht und Erziehung fehlt. Damit wird es schon seine Richtigkeit haben. Aber solche Menschen gibt es auch in anderen Kreisen; trotzdem werden sie schwerlich jemals sich durch Bagatellen zu Mordtaten hinreißen lassen. Sie sind eben einfach Flegel, unter Umständen höchst lästige Gesellen, aber im ganzen doch nicht weiter ernst zu nehmen. Erst wenn sie unter



das Militär geraten, wachsen sie sich zu einer wirklichen Gefahr aus.

II.

Der Fall Hüssener hat in mir die lebhafte Erinnerung wachgerufen an ein Buch, das vor etwa einem Jahrzehnt erschienen ist: „Die Psychologie des Berufsmilitärs" („Psychologie du militaire professionnel") von dem Franzosen A. Hamon. Ganz gewiß: jeder Beruf, der den ganzen Menschen in Anspruch nimmt, drückt ihm seinen Stempel auf. Schon äußerlich kann man ganz gut nicht bloß einen militärischen Typus, sondern ebenso gut einen medizinischen, juristischen, theologischen Typus usw. feststellen. Stärker noch als auf die Erscheinung ist der Einfluß des Berufes auf die seelische Beschaffenheit, und die Professions-Psychologie, die bis jetzt wenig beachtet wird, kann ein sehr dankbares Thema abgeben. Zum wenigsten hat Hamon ihr in seinem Fall sehr interessante Seiten abgewonnen. Da Hamon den berufsmäßigen Militär untersuchen will, so kann er nicht den einfachen Soldaten, der nur vorübergehend dem Heere angehört, sich dazu wählen, sondern muß sich an das Offizierkorps halten, dessen Mitglieder in unserer Zeit die eigentlichen professionellen Soldaten sind. Die Unteroffiziere richten sich ganz nach dem Beispiele ihrer Vorgesetzten und bedürfen deshalb keiner gesonderten Betrachtung.

Vor allen Dingen stellt es Hamon in Abrede, daß die Berufssoldaten hauptsächlich aus Patriotismus der Armee angehören; es ist eben eine Karriere wie andere mehr. Das wird man schwerlich bestreiten; aus Patriotismus wird man so wenig Offizier, wie man aus demselben Grunde, trotz dem Frhrn. v. Hammerstein, Regierungsreferendar wird. Hamon geht so weit, daß er behauptet, „das schöne Waffenhandwerk" bilde eine Art von sympathischem Band zwischen den Offizieren der verschiedenen Länder, und der Einfluß des gemeinsamen Berufs bedinge es, daß z. B. ein französischer Offizier und ein deutscher Offizier psychologisch



einander näherstehen als etwa ein französischer Offizier und ein französischer Zivilist. Für die völlige Berufsmäßigkeit des Soldatentums wird aber ein sehr illustres Beispiel angeführt: das Moltkes, der zuerst in dänischen und türkischen Diensten gestanden, bevor er preußischer Offizier wurde.

Worauf läuft nun die militärische Erziehung hinaus? Auf Tapferkeit, so lautet die übliche Antwort. Aber Hamon meint, daß diese Art von Tapferkeit etwas durchaus Atavistisches sei, ein Rest aus jener Zeit, da der Krieg aller gegen alle herrschte, also etwas eminent Antisoziales. Die spezifisch militärische Tapferkeit ist für ihn identisch mit Gewalttätigkeit.

Und diesen Satz sucht er nun durch Beispiele zu belegen. Er wählt seine Belege nicht aus dem eigentlichen Krieg, wo ja schließlich jeder Angreifende auch Angegriffener ist, sondern aus Situationen, in denen die Gewalttätigkeit klar zu Tage tritt. Es sind da drei Kategorien von Handlungen zu unterscheiden: Brutalitäten gegenüber ohnmächtigen Gegnern in Kolonialkriegen, Mißhandlungen von Untergebenen, Ausschreitungen gegenüber dem Zivil. Bei all diesen Handlungen ist das Eigentümliche, daß sie gewöhnlich völlig unnütz sind. Sie resultieren nicht aus dem Gefühl des Hasses, und sie sind sogar für den Täter wie für die Gesamtheit, der er angehört, oft schädlich.

Hamon weiß für alle drei Kategorien Beispiele aus allen europäischen Ländern anzuführen. Es zeigt sich, daß hier kein Kulturvolk dem anderen etwas vorzuwerfen hat. Nur die Uniformen sind verschieden, die Handlungen sind überall so ziemlich die gleichen. Und die Beispiele kann ein aufmerksamer Zeitungsleser alljährlich um eine erkleckliche Anzahl vermehren. Dabei ist aber zu bedenken, daß nur der kleinere Teil dieser Akte bekannt wird.

Und so gelangt Hamon zu dem Schluß, daß es kein Zufall ist, wenn so unerhörte Roheiten sich in keinem anderen Stande zutragen, dessen Mitglieder auf gleicher

Bildungsstufe stehen. Die Brutalität ist seiner Ansicht nach ein Berufsmerkmal.

III.

Tapferkeit ist das eine Ziel der militärischen Erziehung, das andere ist Subordination. Die absolute Unterordnung unter den Vorgesetzten bildet die Basis des Heerwesens, und das *„perinde ac cadaver“* wird im Militarismus weit eifriger gepredigt als im Jesuitismus. Und das grotesk klingende Wort, daß der Feldwebel der Stellvertreter Gottes auf Erden ist, hat sich in manchen Fällen als traurige Wahrheit erwiesen. Denn mit der Einprägung der Subordination ist ja ein Zweites untrennbar verbunden: der Vorgesetzte muß notwendig von seiner Macht über die Untergebenen eine ganz ungeheure Vorstellung bekommen. In keinem anderen Berufe ist es einem einzelnen ermöglicht, das Wohlbefinden einer größeren oder kleineren Gruppe so bis ins kleine und kleinliche hinein zu beeinflussen wie beim Militär. Die Gewalt, die z. B. die ökonomische Überlegenheit dem Arbeitgeber über seine Arbeitnehmer verschafft, verblaßt daneben vollständig. Diese Autorität des militärischen Vorgesetzten ist in ihrem Prinzip so groß, daß die Instruktionen, die sie im einzelnen einschränken sollen, ihr doch nur wenig entgegenarbeiten, so daß sich schließlich das Autoritätsbewußtsein zu einer Art von Eigentumsbewußtsein auswächst, das sich auf Menschen erstreckt, und da mit dem Begriff des Besitzes die Vorstellung völliger Rücksichtslosigkeit gegenüber dem Objekt verbunden ist, so ergibt sich aus ihr die Tatsache des Mißbrauchs.

So sucht Hamon die Ausschreitungen gegenüber den Untergebenen psychologisch zu erklären. Diese Ausschreitungen beginnen mit Worten. Die Kasernenhofblüten, die auch etwas durchaus Internationales sind, hauchen einen so üblen Duft aus, daß man sie keineswegs bloß scherzhaft auffassen kann. Die Ausdrücke, die auf den europäischen Exerzierplätzen gebraucht werden, sind von einer Roheit,



ja Unflätigkeit, das Schimpflexikon von einer Mannigfaltigkeit, wie man sie bei keinem anderen Stande findet. Und diese Ausdrücke werden von Leuten angewandt, die sich sonst einer äußersten formalen Korrektheit und Höflichkeit befleißigen, werden Leuten gegenüber angewandt, die den „Vorgesetzten“ oft an Alter und Bildung voraus sind. Ein solches Verfahren steht in einem unüberbrückbaren Gegensatz zu der Lehre vom militärischen Ehrgefühl, das in dem Soldaten doch gepflegt werden soll.

Die nächste Stufe nach den Verbalinjurien sind die tätlichen Mißhandlungen. Mit Püffen und Schlägen, die „impulsiv“ „im Diensteifer“ erteilt werden, fängt es an; dann kommen raffiniert ausgeklügelte Quälereien, die an die Zeiten der Folter gemahnen, und endlich die Anordnung von Handlungen, die so ekelhaft und bestialisch sind, daß sie hier nicht einmal angedeutet werden können: das Autoritätsbewußtsein geht ins Pathologische über. Ist es erst so weit gekommen, dann ist es bis zum Totschlag nicht mehr weit. Wer in seinem Mitmenschen die Menschenwürde nicht mehr achtet, der wird ihm auch, wie einem Tier, ohne sonderliche Skrupel das Leben rauben.

Und so wären wir denn, von Hamon ausgehend, bei Hüssener angelangt. Der neugebackene Fähnrich fühlte sich in seiner Würde gekränkt: ein „Untergebener“ hatte ihm „den Gehorsam verweigert“, hatte sich „plumpe Vertraulichkeiten“ ihm gegenüber herausgenommen. Und darum Mord und Totschlag! Hüssener hat nicht nach der Instruktion gehandelt, so ist im Reichstag ausgeführt worden, er hat die Vorschrift überschritten. Mag sein. Er hat aber eben aus seinem Bewußtsein als Vorgesetzter gehandelt. Und daß dies Bewußtsein noch in anderen jungen Kriegern, die auf gleicher Rangstufe mit Hüssener stehen, sehr stark entwickelt ist, beweisen einige an sich harmlose Vorkommnisse, die sich zu gleicher Zeit wie die Essener Bluttat ereignet haben. Von einigen Orten wurde berichtet, daß dort Fähnriche z. S. die „Gemeinen“, die sie über-



sehen und ihnen nicht die schuldigen Ehrenbezeugungen erwiesen hatten, auf offener Straße in recht auffälliger Weise zur Rede stellten. O diese Honneurs! Es liegt etwas Groteskkomisches in ihnen, das so recht zu Tage tritt, wenn man sie in einer möglichst bürgerlich-modernen Umgebung beobachtet. Man stelle sich z. B. in der Leipziger Straße in Berlin auf. Ein unaufhaltsam wogender Menschen- und Wagenstrom; selbst gute Bekannte finden kaum Zeit und Gelegenheit, sich flüchtig zu begrüßen. Ein Soldatentrupp zieht mitten durch die Menge. Da — mit einem Mal, ein scharfer Ruf: Augen rechts! Und so und so viele Stiefelpaare schlagen auf den Asphalt. Was ist geschehen? Welch einen Würdenträger galt es zu begrüßen? Ein Leutnant ging vorüber. Muß denn aber nicht „tant de bruit“ in dem jungen Mann einen außerordentlichen Autoritätsdünkel großziehen?!

IV.

Gewiß ist Hamons Buch sehr einseitig. Er betrachtet die Menschen, die Berufssoldaten werden, gewissermaßen als *tabula rasa,* auf die nur der Militarismus einwirke. Er übersieht, daß sie doch auch gleichzeitig Kinder ihrer Epoche sind, daß die unwiderstehliche Einwirkung des allgemeinen Milieus sich auch bei ihnen geltend machen muß. Die sozialen und humanen Ideen, die sie zum Teil vielleicht unbewußt in sich aufnehmen, wirken den atavistischen und antisozialen Einflüssen des Militarismus entgegen. Aber verschwunden sind darum die Ausschreitungen nicht. Man hat jetzt vielfach an den Fall Brüsewitz erinnert. Man hätte auch den Fall Salisch anziehen können, der sich vor etwa zehn Jahren ereignet hat. Leutnant Salisch von der Coblenzer Garnison verfolgte aus Eifersucht wegen einer Kellnerin einen Kommis, als dieser die Wirtschaft verließ. Der Kommis floh, Salisch holte ihn ein und stach ihm, ganz wie Hüssener, seinen Säbel durch den Rücken, daß der Tod erfolgte. Charakteristisch ist das Nachspiel zu diesem Vorfall: Salisch erhielt ein Jahr Festungshaft. Die



Mutter des Ermordeten schrieb ihm einen entrüsteten Brief. Salisch verklagte die Frau, die mit 30 Mk. bestraft wurde. Nach wenigen Monaten wurde Salisch begnadigt und durfte wieder Dienst tun.

Hüssener wird sicherlich nicht so leichten Kaufes davon kommen. Aber mit seiner Bestrafung ist niemanden geholfen. Was unbedingt geschehen muß, ist: vorzubeugen, daß sich Ähnliches wiederholt. Und hier wird man zunächst unbedingt zwei Forderungen aufstellen:

Zunächst muß bei der Auswahl der Persönlichkeiten, die zu Vorgesetzten befördert werden, mit äußerster Strenge vorgegangen werden. Von Hüssener wurde zugegeben, daß seine Entlassung schon während der Marineschuljahre ernsthaft erwogen, doch ein nochmaliger Versuch beschlossen wurde. Derartige Versuche dürfen aber in Zukunft nicht gemacht werden, besonders dann nicht, wenn es sich, wie behauptet wird, um den Schützling eines mächtigen Gönners handelt. Die furchtbare Gewalt militärischer Autorität darf nur ganz reinen Händen anvertraut werden.

Die zweite, noch wichtigere Maßregel aber ist die Entziehung der Waffe außerhalb des Dienstes. Es ist absolut nicht einzusehen, warum der Soldat beständig die Waffe bei sich haben muß. Sie ist das Werkzeug seines Berufs, hat also nur im Dienst Sinn und Zweck. Ein biederer Volksvertreter meinte zwar, er könne sich keinen Soldaten ohne Waffe denken; eine solche Enge des Gedankenkreises ist bedauerlich. Der Soldat trägt außerhalb des Dienstes die Waffe nicht als Auszeichnung, sondern damit er sie in bestimmten Fällen, die durch die Instruktion genau vorgeschrieben sind, auch gebrauchen soll. Dieses Vorrecht „mit dem Schwerte zu richten", wie es in Brentanos Soldatenlied heißt, ist ein Atavismus schlimmster Art: ein Rest des Faustrechts innerhalb des modernen Rechtsstaates, in dem nur das Gesetz herrschen soll. *S. S.*



Georg Joachim Göschen*).

Wer, wie der Unterzeichnete, die Hochflut der Verstimmung zwischen Deutschland und England — oder vielleicht besser zwischen der Tagespresse des einen und der des anderen Landes — mit Betrübnis wahrnahm und das Versiegen dieser hochangeschwollenen, vielfach unreinen Gewässer herbeiwünscht, damit wenigstens eine beiden Ländern drohende Gefahr abgewendet werde und ein Zustand sich wieder begründe, wie ihn die schöne Freundschaft zwischen Thomas Carlyle, Goethe und Walter Scott einst bezeichnete, der kann nicht anders als diese beiden starken und inhaltreichen Bände mit Freuden begrüßen. Nicht als ob ein Hinblick auf den eben erwähnten Zustand sie veranlaßt hätte und sie als ein Versöhnungsversuch des Augenblicks zu bezeichnen wären. Nicht so: sie sind die Erfüllung einer Aufgabe, die der Verfasser sich vor vielen Jahren gestellt, und in deren Ausführung er durch wichtige Staatsgeschäfte oft, zweimal auf je fünf Jahre, unterbrochen wurde. Jetzt erst ist dem alternden Manne durch seinen Rücktritt von der Regierung die Muße geworden, das Werk zum Abschluß zu bringen. Und der vieltätige Staatsmann hat in seinem Tusculum das *Otium cum dignitate* gefunden, das Werk pietätvoll zu vollenden. Hier erzählt der vielseitige und mannigfach verdiente Staatsmann des britischen Reiches das Leben seines Bremer Großvaters des Verlegers und Typographen, und seiner reichen und zahlreichen Verbindungen und engen Berührungen mit den leitenden Männern einer großen deutschen Literaturperiode, — die wir einst die Heroen unseres goldenen Zeitalters nannten, und die vielleicht manchem noch als solche erscheinen.

*) The Life and Times of Georg Joachim Goschen, Publisher and Printer, of Leipzig, 1752—1828. By his Grandson Viscount Goschen. In two volumes. London, John Murray.



Ein Wort zunächst über den Verfasser. Der Viscount Goschen wurde im Jahre 1831 zu London geboren als Sohn eines Bankiers. Seine Tante Lotte Göschen hatte den Bremer Frühling geheiratet, und ihr Bruder, unseres Autors Vater, Wilhelm Heinrich Göschen, hatte mit diesem das noch bestehende Bankhaus Frühling and Goschen in London begründet. Es sei hier bemerkt, daß der englisch gewordene Zweig der Familie, mit Fug und Recht, — wie mir dünkt — den Umlaut ö aufgab, welcher zu mancher Unbequemlichkeit Veranlassung gab, wie der junge Verfasser unseres Buches schon auf dem Gymnasium zu Rugby und nachher auf der Universität Oxford zu finden Gelegenheit hatte. Dies schloß keineswegs eine Verleugnung der deutschen Herkunft ein, hatte doch schon ein Vorfahr, ein lutherischer Geistlicher, dem ö untreu, sich Gosenius genannt.

Nach beendeter Studienzeit trat der junge Mann selbst als Teilhaber ins Geschäft, wurde schon 1863 zu einem der Vertreter der City-of-London erwählt, — welche damals noch vier Abgeordnete ins Haus der Gemeinen sandte, — machte sich durch sein Werk *The Theory of foreign Exchanges* auch weiterhin einen guten Namen in der Finanzwelt. So wurde er schon 1865 von Gladstone als Vizepräsident des Handelsministeriums (Board of Trade) in den Staatsdienst berufen, in welchem er von Stufe zu Stufe aufstieg, erst als gemäßigter Liberaler, dann als gemäßigter Konservativer unter Lord Salisbury. Er trat an die Spitze der Armenverwaltung, war zweimal bürgerlicher Chef der Admiralität — und auch Gesandter in Konstantinopel zur Zeit der ägyptischen Wirren, wo er zur Ordnung der Finanzen wesentlich beitrug. Als englischer Finanzminister führte er die vorher von andern vergeblich versuchte Konvertierung der konsolidierten Staatsschuld auf einen niedrigeren Zinsfuß durch. Im Jahre 1900 wurde er geadelt und trat als Viscount Goschen ins Oberhaus.

* * *

Die Familie Göschen hatte in Bremen eine geachtete Stellung eingenommen. Aber der Vater unseres Georg Joachim, der Seehandel trieb, hatte weniger Festigkeit als Unglück, mußte sein Geschäft aufgeben und die Stadt verlassen. Er wandte sich nach Vlotho, verheiratete sich zum drittenmal, vernachlässigte die Kinder, floh und verschwand. Mildtätige Seelen nahmen sich einige Wochen lang des verlassenen Knaben an und gaben ihm dann das Reisegeld nach Bremen. Dort wandte sich der dreizehnjährige, 1752 geborene Knabe in einem für sein Alter höchst merkwürdigen Briefe an wohlhabende Verwandte. Es wurde eine Sammlung gemacht und ihm ein kleines Jahrgehalt bis zu seiner Volljährigkeit ausgesetzt. Ein wackerer Menschenfreund, namens Rullfs, nahm ihn als Pflegesohn an und gab ihn späterhin einem Buchhändler in die Lehre, wo er sich gut hielt. Unbegrenzt war die Dankbarkeit des Verlassenen. Als zur Zeit der französischen Revolution die Stadt Mainz sich an Frankreich anschloß, unter der Führung eines Jakobinerklubs — dessen Geschichte u. a. Eduard Duller erzählt hat und in dem der hochbegabte Reisende und Schriftsteller Georg Forster eine Hauptrolle spielte —, nahm der enthusiastische Rulffs die Stelle eines „Vaters der Armen“ an. Ob und wieweit der Philanthrop in das Treiben der Jakobiner eingeweiht war, ist nicht klar. Aber wir wissen aus Goethes Schrift „Die Belagerung von Mainz“, wie dieser selbst persönlich der gegen die Revolutionäre hereinbrechenden Volkswut entgegenzutreten hatte und mutig entgegentrat. Auch Rulffs ward mißhandelt und gefangen gesetzt. Als der unterdes wohlhabend gewordene Verlagsbuchhändler G. J. Göschen im damals fernliegenden Leipzig (1793) davon Kunde erhielt, ließ er, der keineswegs ein Revolutionär war, sich durch keinerlei Vorstellungen kühlerer Freunde abhalten, mit Geld und Empfehlungsbriefen nach Mainz zu reisen, um dem früheren Pflegevater zu Hülfe zu kommen und seine leidende Familie zu unterstützen. Es gelang ihm teilweise; doch währte

es noch bis 1798, ehe der Appellhof in Wetzlar dem Angeklagten völlige Gerechtigkeit zu teil werden ließ.

* * *

Wir sind etwas vorausgeeilt. Nach beendigter Lehrzeit war Göschen bei dem Verleger Crusius in Leipzig als Gehülfe eingetreten, und sowohl die freundliche Haltung seines Chefs als die Atmosphäre von „Klein-Paris" entwickelten ihm Geist und Herz. Nun schloß er die lebenslange Freundschaft mit Christian Gottfried Körner — später in Dresden —, dessen vierbändiger Briefwechsel mit Schiller uns vorliegt, dem Vater Theodor Körners, mit dem jungen Ludwig Ferdinand Huber, dessen wechselvolle Schicksale noch im Schoß der Zeiten lagen, und mit den beiden geistreichen Schwestern, deren eine die Gattin Körners wurde. Von Crusius ging Göschen zu einem eigentümlichen kooperativen Verlagsunternehmen über, das, mit dem Sitz in Dessau, Buchhändler und Autoren verbinden sollte. Das Experiment war interessant, aber nicht dauernd befriedigend. Es erweiterte Göschens persönliche Beziehungen, unter denen diejenige mit Bertuch in Weimar von besonderer Bedeutung ward. Er verließ 1785 das sinkende Schiff und zeigte an, daß er sich auf eigne Rechnung als Verleger in Leipzig etabliere. Sein erster Meßkatalog war bescheiden genug, aber vielversprechend. Er erlangte die Agentur von Wielands sehr einflußreicher Zeitschrift „Der deutsche Merkur" und die der Universität Straßburg; er gab die Zeitschrift „Literatur und Völkerkunde" von Archenholz heraus, der später durch seinen „Siebenjährigen Krieg" einen großen Namen erwarb. Er unternahm mit seinem Freunde, dem Philanthropen Rudolf Zacharias Becker, dessen damals hochbedeutendes Werk „Not- und Hülfsbüchlein", wovon er die damals unerhörte Auflage von 30000 Exemplaren machte. Er knüpfte Verbindungen nach allen Seiten an; er entfaltete eine große Tätigkeit.



Nun trat auch **Schiller** in Göschens Leben. Das Quartett Körner, Huber und die beiden Mädchen wandten sich, zuerst anonym und in der damals gang und gäbe überschwänglichen Redeweise, an den Dichter, der in bedrängten Verhältnissen in Mannheim lebte. Späterhin entstand ein eingehender Briefwechsel, der dahin führte, Schiller von seinen Sorgen und Mühen loszureißen und nach Leipzig zu ziehen. Bei dieser Gelegenheit ging die „**Thalia**" aus dem Verlage meines Großonkels **Schwan** in den Göschens über, der natürlich dem Bunde beigetreten war, und eine Zeitlang lebten der Dichter und Verleger in demselben noch stehenden Hause in Gohlis als Hausgenossen und, wie aus einem hier mitgeteilten Briefe (Bd. I., p. 79) hervorgeht, als Gast und Wirt in lebhafter Verbindung mit dem Leipziger Kreise.

Bald darauf nahm Körner den Freund nach Dresden, wo er im nahen Loschwitz die Arbeit am **Don Carlos** weiterführte, die für die „Thalia" bestimmt war. In Göschens Verlag gingen auch der „Geisterseher", der „Menschenfeind", von dem sich Schiller selbst so viel versprochen hatte, wie auch später in dem „Historischen Kalender" der „Dreißigjährige Krieg". Den „Abfall der Niederlande" aber überließ Göschen neidlos seinem früheren Brotherrn Crusius.

Das Verhältnis zwischen Schiller und Göschen blieb ungetrübt bis zu des ersteren Heimreise nach Württemberg, 1793, zu welcher Zeit man sich von **Cottas** Seite aus an den Dichter wandte, der nun mit seinen Werken an den Rivalen überging. Göschen war empört; es gab eine heftige Szene auf der Buchhändlerbörse. Zwischen Dichter und Verleger blieb eine Friktion zurück, die erst mehr als zwei Jahre später durch A. W. Schlegels Vermittelung beigelegt wurde. Im Jahre 1801 besuchte Schiller seinen alten Verleger auf dem Landhause, das dieser sich in Hohenstädt bei Grimma gekauft, und die freundschaftlichsten Beziehungen wurden nicht mehr unterbrochen.

Wenige Stunden vor Goethes Flucht nach Italien, am

2. Sept. 1786, wurde zu Karlsbad der Vertrag unterzeichnet, wodurch der Dichter seine gesammelten Werke an Göschen übergab, — acht Bände, von denen aber ein großer Teil erst noch zu schreiben war: Egmont, Elpenor, Tasso waren unvollständig, Faust war natürlich noch Fragment. Die statistischen Angaben, die vorliegen, zeigen wieder, wie wenig populär Goethe damals war. Göschen druckte, aber der Verkauf stockte. Goethe war unzufrieden. Auch er ging zu Cotta über. Die Verstimmung dauerte länger als die mit Schiller. Erst 1805 erhielt Göschen wieder den Verlag einer Goetheschen Arbeit: es war die Übersetzung von Diderots „Rameaus Neffe".

Ein sehr großes und gewagtes Unternehmen war die Herausgabe von Wielands sämtlichen Werken, der noch ein Liebling der Nation war. Die Verhandlungen mit ihm begannen schon 1786. Aber viele Schwierigkeiten standen im Wege; alte Verbindungen waren zu lösen, Prozesse folgten daraus. Erst im November 1793 gab das Gericht die Entscheidung zugunsten Göschens. Noch lagen zwei Appellinstanzen vor. Aber Göschen fing unverzüglich an, die dreißig Bände zu drucken, dann die Supplementbände; Wieland revidierte seine Sachen. Es war beiderseits ein großes Unternehmen; Göschen gab zugleich vier Ausgaben heraus: vom Prachtfolio zum Kleinoktav. An jenem verlor er wohl, nicht an diesem. — Schließlich wurde auch Wieland ihm untreu und ging auf eine Weile zu Cotta über. Aber nur auf eine Weile, sein letztes Buch: „Euthanasia" erschien wieder bei Göschen.

In jene Zeit fällt Göschens großes und verdienstliches Bestreben, die deutsche Typographie zu verbessern. Er wollte ein „deutscher Didot" werden. Er war sein eigener Drucker geworden; er verlegte dann die Druckerei von Leipzig nach Grimma, wendete auf Papier und Lettern die unermüdlichste Sorgfalt, ließ das erstere von fernher kommen, ließ diese neu schneiden und gießen. Seine griechischen Lettern für die Prachtausgabe von Wolfs „Homer" sind von

größter Schönheit. Alles das ging wieder zurück in dem nächsten Vierteljahrhundert. Die Vergleichung seiner Druckwerke vom Anfang der Periode mit denen späterer Verleger wäre beschämend, läge nicht die Erklärung in dem Rückgange alles Wohlstandes und berechtigten Luxus in der fortdauernden Kriegsnot.

Sie stieg auf den Gipfel im Jahre 1813. Da hörte überhaupt das Bücherkaufen auf. Auch in der Familie wie im Geschäft ward die Zeit für Göschen und seine treffliche Gattin sehr ernst. Zwei ihrer Söhne standen im Feld; einer, im Lützowschen Freikorps, wurde neben Theodor Körner verwundet. Merkwürdigerweise, als das Geschäft wieder anfing, sich zu beleben, kamen die ersten bedeutenden Aufträge aus Großbritannien. Dahin zog es Göschen sehr; aber es gelang ihm nicht, auch eine englische Tour zu machen, wie seine Schweizerreise, die er selbst beschrieben. Er verstand englisch wohl, liebte die englische Literatur, hoffte auch die Bekanntschaft Walter Scotts der Galerie so vieler bedeutenden Menschen hinzuzufügen, denen ihn das Leben nahegebracht.

Von anderen literarischen Größen, die Klienten Göschens waren, können hier nur Namen genannt werden: Klopstock, Johann Georg Jacobi, und dessen Bruder, Seume, Hufeland usw.; auch die längst vergessenen, einst berühmten Meißner, Alxinger, in späteren Jahren Müllner und Houwald. Er selbst hat außer dem obenerwähnten Reisebuch vieles geschrieben, ohne seinen Namen zu nennen, als Mitarbeiter an den fünf Zeitschriften, die er besaß. Und oft war er ein freimütiger Kritiker und Ratgeber seiner Autoren.

Wir haben einen würdigen, tätigen, tapfern Mann auf seinem langen Lebenswege begleitet, nicht einen fehlerfreien, aber einen guten, in dem das Gute und Gütige weit überwog. Nicht ohne Sentimentalität und Schwärmerei — das war der Dialekt der Epoche — wesentlich mild, doch heftiger Aufwallung fähig, wenn gereizt, aber auch zu ver-

söhnlicher Stimmung willig und bereit. Ein liebevoller Gatte, ein guter Vater, ein treuer Freund. Kaum ein Politiker; kein Parteimann, aber bereit, wo sich Gelegenheit bot, an tatsächlichen Verbesserungen mitzuwirken. Die Literatur wurde von ihm hochgehalten, zumal die deutsche. Sein Patriotismus war eher sächsisch als deutsch. Aber weithin und in der Nähe war er vor allem und für alle ein Menschenfreund.

London. *Dr. Eug. Oswald.*

Die zeichnenden Künste.

Eine Ausstellung der Berliner Sezession vereinigte 766 Einzelwerke: Die zeichnenden Künste. Radierungen. Lithographien. Holzschnitte. Zeichnungen. Stiche. Skizzen. Pastelle. Aus dieser Fülle ergibt sich ein annähernd festes Bild, das wertvoll bleibt. Selten wird man ein so reiches Material in solcher Auswahl wieder beisammen sehen. Man gewinnt einen festen Durchschnitt und damit feste Anhaltspunkte für später, von denen man immer ausgehen kann. Jedes hat hier seinen Platz. Das Einzelne ordnet sich ein zum Ganzen. Die Grenzen sind nicht zu fest gezogen. Immer bleibt noch ein Spielraum. Der Grund liegt fest und wird im ganzen nicht leicht verrückt werden. Im einzelnen, da mag sich manches in Zukunft ändern. So muß man demnach auch das Bild festhalten: Freiheit und Vorübergang. Und beides muß man wieder einen.

Drei Kollektionen hoben sich heraus: Steinlen, Lautrec, Greiner. Sie wirken von vornherein durch die Anzahl ihrer Werke. Greiner füllt einen ganzen Saal für sich, sechzig Nummern. Doch man fühlt sich leer bei ihm. Er erreicht nichts mit dieser Zahl. Wohl ist man auch hier bereit, von vornherein gern manches zuzugestehen. Und plötzlich merkt man, wie er einen verläßt, vollkommen im Stich läßt. Nicht wir geben ihn preis, — er uns. Es ist so furchtbar, bei ihm zu sehen, wie aller gute Wille versagt. Traurig und verzagt wird man bei ihm und geht von ihm. Man sieht immer das Streben und vermißt ein Resultat. Er macht so sehr den Eindruck eines ge-



lehrigen Schülers. Etwas unsäglich Gespreiztes hat er. Man merkt genau, wo seine Natur aufhört und die vorgefaßte Absicht beginnt. Und diese vorgefaßte Absicht wird zur Phrase. Er will groß wirken. Er strebt zu einer gebändigt elementaren Wucht, die das Sichverflüchtigende zu einem Zentrum sammeln, verdichten möchte. Eine Wucht, die ausstrahlen will. Und doch erreicht er dies nur durch Übertreibung des Momentanen, durch ein ewig markiertes Unterstreichen des Zufälligen. Er findet nicht jene Mittellinie, die seinem Wesen kongruent ist, auf der er leicht und sicher gehen dürfte. Einmal klebt er sklavisch an dem Zufall, an dem Einzelnen und befriedigt nicht. Und dann wieder schwingt er ganz unvermittelt nach der anderen Seite und erfreut nicht. Er ist weder Idee noch Hingabe. Auch nicht die Vermählung beider, sondern in jedem Falle geht er zu abschweifend weit über den Sinn hinaus. Seine Kraßheit ist nicht Temperament, sondern nur verirrter, mißleiteter Wille. Dieser Wille ist nicht erhöht. Er hat es nicht verstanden, ihn hinüberzuleiten, sich leiten zu lassen. Er findet nicht den Weg ins Freie. Immer ist er so — Schüler einer bestimmten Klasse. Und doch ein Schüler so ohne alle Demut. So trocken und doch so selbstbewußt! So eng umgrenzt in seinem Vermögen und doch mit so wichtiger Miene weit ausholend! Er verstimmt, weil er keinen Reiz auslöst. Wie Schülerarbeiten sind diese Werke. So fremd ist er. Und auch dies nicht im Übermaß. Gewiß, ich meine das alles nicht im kleinlichen Sinn. Es ist kein verstandesmäßiges Richten. Und so bleiben so viel Fragen übrig. Nicht viel anderes als Fragen. Ist er noch ganz ein Lernender? Weshalb diese anmaßende Gebärde! Dieser Mangel an echter und rechter Hingebung! Ist er fertig, ein Abgeschlossener? Wo ist die Summe! Das, was hervorblüht! Aus dem tiefsten Wesen! Wo ist die Sammlung! Das Ruhen in sich! Weshalb man ihm — ihm allein — auf der Ausstellung einen ganzen Saal zubilligte, es bleibt unerfindlich. Sollte es Ironie sein? Man kann nur den Kopf schütteln! Seltsam sind hier die Wege!!

Steinlen zeigt sich, wie wir ihn kennen. Höchstens inhaltlich gibt er noch Neues. Sein Wesen ist leicht zu erkennen und festzuhalten. Seine Haupteigenschaft ist die Vielseitigkeit. Man könnte ihm direkt den Beinamen geben: der Vielseitige. Er bringt so ziemlich alles, was sich sonst an verschiedene Persönlichkeiten verteilt. Er gibt Folgen, die die Kultur eines ganzen Jahrhunderts glossieren. Er gibt Szenen aus der Pariser Vorstadt: Streikende, Bettler, Spitalszenen, Arbeiter, Spelunken, Nachtlokale, literarische Satiren. Dann wieder einfache Studien: Akte, geschmackvolle Zeichnungen, wo er nichts ist als ein Künstler, der gut sieht und fein wiedergibt. Dann wieder landschaftliche Bilder. Er macht alles. Man kann es alles gar nicht beschreiben. Von dieser Überfülle des Stoffs zehren sonst im einzelnen eine Unzahl anderer Künstler. Es ist alles durchweg interessant. Dies ist die beste Bezeichnung für ihn. Er interessiert

immer. Doch hat diese inhaltliche Fülle zugleich einen Nachteil. Sie drückt das Niveau seines künstlerischen Wertes herunter. Man merkt, daß er über ein sehr geschicktes Können verfügt und dieses Können ihn verführt hat, recht zufrieden mit sich zu sein. Er sucht nicht mehr. Man gestattet ihm nicht den Zutritt zu dem Höchsten. Er macht im gewissen Sinne den Eindruck eines fixen und sehr gewandten Reporters. Doch niemals wirkt er geschmacklos. Niemals entgleist er. Er ist, so wie er ist, ein voller und natürlicher Klang Würde man wenig von ihm sehen, es wäre vielleicht besser für ihn Etwa 140 Blätter waren von ihm da. Bei einer geringeren Anzahl würde man vielleicht mehr vermuten, mehr hinter ihm ahnen. So aber ergeht es ihm wie Greiner. Man sieht gar zu sehr hinter die Kulissen. Man bekommt einen vollkommenen und lückenlosen Überblick. Man weiß nun genau, was beide wollen und was sie sind. Sie gestatten ein abschließendes Urteil. Man ist fertig mit ihnen. Doch ist da eben noch ein Unterschied. Dieses fertige Urteil lautet für Steinlen günstig, zufriedenstellend.

Neben Steinlen steht Toulouse-Lautrec.

Hier sind wir auf einem anderen Niveau. Schon stofflich ein Unterschied. Toulouse-Sautrec bevorzugt nur eines: den Menschen. Diesem widmet er sich ausschließlich. Alles — 28 Blätter — bewegt sich auf diesem Gebiet. Meist wählt er Schauspielerinnen und setzt seinen Ehrgeiz darein, die charakteristische Linie ihres Seins, wie sie sich ihm in dem augenblicklichsten Moment, in der flüchtigsten Bewegung, im vorbeihuschenden Ausdruck enthüllt, zu finden! Und dann diese Linie ebenso flüchtig und augenblicklich zu bannen. Doch hebt er gerade mit dieser Art den Augenblick zu einem festen Sein empor. So — und nicht anders — müssen diese Menschen sein. Er entdeckt den Kern ihres Wesens. So ist diese Augenblickskraft kein Zufall, sondern ein charakteristisches *Muß*. Diese Zeichnungen werden bedeutsam bleiben. Es ist die Zeit da hineingebannt. Wenn man diesem Können nachspürt, so kommt man dahinter, welche enorme Arbeit dahinter steckt. Er destilliert tausendfach das zufällige, vielfarbige Sein, und es bleibt etwas übrig, das nur den Umriß gibt, die *eine* Linie. Aber in dieser Linie ist all das verborgen, es lebt darin, was vielfältig zersplittert das Sein darstellt und verwirrt. Und nicht nur das, sondern auch lebt *er* darin. In der Art, wie er die Dinge sah, wie er sie vereinfachte, wie er diese letzte, bleibende Linie führte, gab er *sich*. So ist Toulouse-Lautrec in seiner Art schlechthin etwas *Vollendetes*. Was schon an seinen Plakaten erfreute — dieses ihm innewohnende, todsichere Gefühl für das charakteristische Leben der Linie, hier bezeugt er es auf jedem Blatt. Nur Heine, mit dem er manche Ähnlichkeit besitzt, könnte man in mancher Beziehung ihm gleichwertig gegenüberstellen.

Und doch ist etwas in dieser Art, das fremd wirkt. Es sind schließlich Rassenfragen. Es ist alles sehr fein und durchaus auf



einer Höhe, wo jede Kritik aufhört. Viel ist von ihm zu lernen. Doch ist ein Mangel noch da. Ein Mangel, den nur wir empfinden können. Etwas Fremdes. Etwas fehlt. Man könnte schwer sagen, was es ist. Wo alles doch so vollkommen ist. Vielleicht zu vollkommen. Doch im letzten Grunde regt sich doch noch etwas, an das er nicht rührt, an dem er — nichtbeachtend — vorüberging. Hierfür gibt vielleicht nur seine Nation die Erklärung.

Und dann kommen jene drei, die Deutschland repräsentieren. Man muß sie zusammennennen, kraft innerlichen Zwanges. Nicht wie jene, weil sie räumlich überwiegen. Heine, Liebermann, Ludwig von Hofmann. Sie haben anderen so viel Raum zugestanden. Sie treten selbst zurück. Und doch überwiegen sie mit wenigem. Slevogt fehlt. Dann wäre das Bild vollständig. Sie geben nicht viel, doch so viel, daß eine gute Mitte da ist, die sich gleich fern hält von zu viel, gleich fern von zu wenig. Dies ist sehr reizvoll. Man sieht klar das Bild, das die Leiter der Ausstellung von der Entwicklung haben; von der Entwicklung, in der sie selbst noch stehen. Sie gehen da sehr fein vor, ordnen sich ein, treten scheinbar zurück. Und doch siegen sie auf der ganzen Linie, nachdrücklich und unweigerlich. Es ist wenig, was man über sie sagen kann. Hier ist das, was den andern fehlt. Das regt sich hier ganz jung, in den ersten Anfängen. Ob dieser Weg der richtige ist, fragt man sich? und zweifelt wieder. Der Weg, der *hier* hindurchgeht? Warten wir ab, wie das Bild sich in einigen weitern Jahrzehnten gestaltet hat!

Sie sind alle drei sehr verschieden geartet. Liebermann glaubt man zu kennen, und kennt ihn doch nicht. Er versucht sich immer neu, geht neue Wege. Da sind Pastelle aus Florenz, so fein, so beinahe unglaublich, daß man einfach verstummt. Er ist ein ganz anderer hier. Beinahe ein Neuling schien er; so zart, so tastend, so zurückhaltend, so hingebend sind diese Sachen. Nur die Reife die man dahinter merkt, die spricht dagegen. Es ist ein auserwählter Geschmack; eine Farbigkeit, so erlesen! So frisch und elastisch die Empfindung, die sich darin ausspricht. Er ist anscheinend auf seiner Höhe. Und doch gebietet er sich dann immer wieder halt und lernt. Das ist das Schöne an ihm. Eine elegante und wundervolle Feinheit führt seinen Stift. Es steht alles in gleicher Linie; man weiß nicht, was man besonders hervorheben soll. Wie fein sind die rotbraunen Dächer auf dem Florentiner Bild. Und das dunkle Grün des Abhangs dagegen! Und alles so breit, so samtartig weich! So flächenhaft-wohltuend und doch plastisch sich rundend. Beinahe noch übertroffen werden diese Pastelle von einer ganz kleinen Skizze — gleichfalls aus Florenz —, die in einem feinen und zarten Blau leuchtet: florentinische Häuser. Und auf derselben Höhe halten sich die Pastelle aus Blankenese und Nienstedten. Eine ganz andere Luft darin. Feucht, frisch, lebendig. Dort — in Florenz — schien alles in Versunkenheit getaucht, zu träumen. Hier ist sonniges, junges Leben.

Am schönsten ist hier das „Wohnzimmer in Nienstedten“, das so wundervoll „räumlich“ wirkt. Dann das „Restaurant Jakob in Nienstedten“, bei dem der rosige Schein des Lichtes auf den Dingen so leuchtet. Doch wäre hier alles zu nennen. Und noch dazu die feinen Kreidezeichnungen aus Italien und die Radierungen. Es ist hier alles restlos gelöst, so wie die Aufgabe gestellt war, unnachsichtlich. Ein geschärftes Auge! Eine feine und sicher führende Hand! Und eine auslesende und wählende, abwägende Empfindung!

Was Liebermann erreicht, zu dem kommt Ludwig von Hofmann auf anderem Wege. Er überrascht nicht so wie Liebermann. Aber er erfreut nachhaltig. Bei Hofmann strömt alles aus dem tiefsten Innern. Selbst Nachbildungen von Gesehenem, z. B. „Port d'Ischia“ und „Bretonische Küste“, — sie wirken wie seelische Bekenntnisse. Es ist ein Zufall, daß diese Dinge auch wirklich existieren. Hofmann schenkt den Dingen, schenkt ihnen unablässig, leiht ihnen Glanz, und sie strahlen. In Liebermann wird durch die Dinge etwas geweckt. In Hofmann ist immer alles wach. Doch sind das alles nur Andeutungen. Die Wahrheit werden sie schwerlich wiedergeben können.

Sehr fein in der Bewegung sind die „Mädchen am Meer“. Wie das Ruhelose, das Endlose des Meeres sich darstellt! Und der nie schlafende Wind! Die Gewänder der Mädchen flattern. Ihre nackten Körper freuen sich am Winde, geben sich ihm hin und jauchzen! Dazu die merkwürdige Stumpfheit der graubraunen und blauen Farben! Sie passen so schön hinzu! So eigentümlich malen sie das ein wenig fahle Licht an dem Ufer des Meeres!

Wie eine Weltabgeschiedenheit wirkt „Port d'Ischia“. So einsam! So still! „Der Wanderer.“ „Auf der Klippe.“ „Allegretto.“ „Drachentöter.“ „Flußübergang.“ „Märchenbrunnen.“ „Kalte Sonnen.“ Alles Werke, deren Bezeichnung schon andeutend eine Vorstellung weckt. Und das Schönste: sechs Entwürfe für dekorative Malereien für ein Berliner Standesamt. Sie krönen das Ganze. Hier leuchten die Farben so jung, so frisch. Es ist echtester Hofmann in reinster Offenbarung. Auf allen sechs Bildern ein gleiches Motiv, nur variiert. Im Vordergrund, zwischen Bäumen, die nackten Körper der kleinen Kinder. Sie reichen sich Guirlanden, flechten Sträußchen, die sie weiter geben. Sitzen da und schauen ihren anderen Gespielen zu, oder reichen Blumen, oder lehnen sich träumend an den Stamm. Ihr Leben ist noch unbewußt wie die Blumen, die Blätter, die Bäume. Sie kümmern sich um nichts sonst, sind ganz in ihr Tun versunken. Wie abgeschlossen sind sie von der Welt. Ganz vertieft sind sie in sich. Ihrem Tun ganz hingegeben, sehen sie nur sich und was sie tun. Und darüber sind diese kleinen Geschöpfe ganz ernst und still geworden. Und hinter ihnen dehnen sich weit die Wiesen. Die hellen, lachenden Wiesen! Wie sie nur Hofmann malt. Die Sonne leuchtet auf dem zarten Grün der Wiesen. Alles strahlt in reinster

Frühlingshelle! Und da tanzen Mädchen frohe und übermütige Reigen. Auch sie ganz Freude, ganz Frohsinn, ganz Glück, ganz Sonne. Auch dies Mädchen, wie sie nur Hofmann malt. Sie scheinen so fern von uns zu weilen. Und doch sind sie aus unserem innersten Sehen und Sehnen geboren. Sie sind ein Teil von uns, gehören zu uns, unverbrüchlich. Ein Strahlen geht von ihnen aus, als wären sie Weltkörper und alles in ihnen beschlossen; jede für sich schwebt in ihrer Bahn. Fern seid ihr uns, doch nun entrinnt ihr uns nicht mehr! Leicht flattern ihre Gewänder. Sie achten dessen nicht. Das Licht umstrahlt sie. Und so ziehen sie wie Lichtgeburten, wie Kinder des Lichts dahin. Eine Gefährtin verweilt noch. Sie winken, schauen sich nach ihr um und eilen davon. Komm zum Tanz! Und da ist dann noch eine. Die steht ganz abseits. Sie trägt ein ganz einfaches Kleid, einen Rock, violettrosa mit einem Silberton darüber. Ganz einfach und anspruchslos. Und die Brust bedeckt bis zum Halse ein schneeweißes Hemd. Und das Haar wallt ihr lang, in ganz einfachen, schlichten Strähnen und kunstlos, den Rücken hinunter. Und sie steht so verlassen da. Sie tanzt nicht. Sie hält sich abseits. Sie folgt nicht ihren Gefährtinnen. Als empfände sie etwas, das die anderen nicht empfinden, nicht *so* empfinden. Sie gibt es nicht preis. Ihre Lippen bleiben geschlossen, und nichts dringt über sie. Und da langt sie ganz schüchtern hinauf zu dem Baum, bei dem sie steht, der so wundersam leuchtet, der so schwer trägt an der Fülle seiner weißen Blüten, der auch ein Glück hegt — und nicht redet. Und hebt den Körper ein wenig. Und taucht ihr Gesicht leise und wie in verlangender Scheu und in schüchternem Bitten in den Duft dieser weißen Blüten.

Die Zeichnungen, die Thomas Theodor Heine im „Simplicissimus“ gab und gibt, haben ihn bekannt gemacht. Doch diese Zeichnungen geben nur eine Seite von ihm. Diese Karikaturen und Parodien, die er da verschwenderisch ausstattete, — sie ließen schon ahnen, daß mehr hinter ihm steckt. Nun sieht man den Untergrund, das solide und gründliche, ehrliche Können und die Bemühung. Will man Vergleiche anstellen, so könnte man sagen, er steht zwischen Steinlen und Lautrec in der Mitte. Schon früher gab er einmal auf einer Ausstellung eine Probe davon, wie fein er malerisch empfindet und wiedergibt. Und hier sind nun Zeichnungen, einfache, schlichte Studien, die Zeugnis davon ablegen, wie ruhig und ohne Voreingenommenheit er sieht, lernt und wiedergibt. Zeichnungen, von einer solchen Reife und Bescheidenheit! Diese Zeichnungen werden später wertvoll werden. Daneben dann ein famoses Porträt des Agitators Björnson, stilisierte Parodien, in denen er bekannt ist, wie die geradezu köstliche „Abundantiastatue“.

Im Park. Blätter liegen am Boden. Arbeiter machen sich da zu schaffen. Die Stille eines abgeschiedenen Winkels in einem solchen Park. Da steht die Statue der Abundantia. An das Postament ist



eine Leiter gelehnt. Ein abgerissener. verhungerter, zerlumpter Strolch lustwandelt hier. Er hat dicke Lippen, einen struppigen Bart und jene Strolchphysiognomie, wie sie Heine liebt. Und im Anblick dieser strotzenden Statue mit dem dicken Bauch packen diesen Strolch förmlich wollüstige Träume von Reichtum und Wohlleben, Essen und Trinken und vollbesetzter Tafel. Sie erfüllen sein Hirn. Und in dieser Verzückung seines Inneren kann er sich nicht mehr halten. Niemand sieht ihn. Hurtig und scheu hüpft er kriechend die Leiter hinauf und drückt seine dicken Lippen und seinen struppigen Bart voll innigster Hingebung und Verehrung im Blick an das fette steinerne Gesicht der Abundantia. Und küßt es in langem Kusse. Ganz Bewunderung, ganz schmatzende Demut, ganz Gier, ganz Andacht.

Und dann ist da noch eine einfache Zeichnung: Siesta. Dies Blatt ist ganz wundervoll. Ein ganz einfaches Interieur. Nur das Innere einer Stube, eine Zimmerecke. Zurückhaltend in stumpfer Farbe, sehr fein. Wie außerordentlich malt diese Farbe die traumumfangene Stille des stillen Zimmers. Der Ausschnitt ist vorzüglich gesehen, sicher erfaßt, sicher festgehalten. Ein Mädchen liegt in einem Sessel am Tisch und liest. Man beobachte die Haltung dieses lesenden Mädchens, die Wiedergabe in der Zeichnung! Wie groß wirkt diese kleine Ecke, wie groß in der räumlichen Wirkung! Es ist ein kleines Meisterwerk.

Daneben erfreuen noch anspruchslose Zeichnungen von Blumen und Käfern. Ohne Stilisierung, einfach, getreu. Neben diesen Kollektionen treten die anderen Künstler zurück. Rein äußerlich. Bei vielen ist Vorbedingung, daß man mehr von ihnen sieht. Immerhin fallen noch eine ganze Reihe von Namen auf, die mithelfen, das Gesamtbild zu vervollständigen.

Man merkt sich die Radierungen Zorns. Und gleich daneben stellt man die feinen Werke von Whistler. Ein einziger Besnard — weiblicher Akt — genügt, auch hier das sichere Wollen dieses Künstlers zu dokumentieren. Ein einziger Rodin — Aktstudie — steht gleichwertig daneben. Und Manets wählende Kunst. Sie alle stehen in gleicher Linie.

Es fesseln die exakten, altmeisterlichen Porträts von Jan Veth. Valloton geht auf dem Wege weiter, den er schon immer ging.

Leistikows landschaftliches Können — Aquarelle und Zeichnungen — gibt ein volles Bild. Das Selbstbildnis von Käthe Kollwitz sowie der Kopf einer Arbeiterfrau derselben Künstlerin zeigen die selbständige Hand.

Weiterhin — als Gruppe — die Worpsweder: Modersohn, Mackensen, Hans am Ende. Jeder eine besondere Note. Doch treffen sie sich in einer gemeinsamen Art der Anschauung.

Weiterhin Baluschek, Baum, Behmer, Brandenburg, Carrière, Chavannes, Corinth, Erler, Hagemeister, Hitz, Israels, Oberländer, Orlik, Raffaelli, Shannon, Somoff (er ist allerdings so wenig — russisch,



ein sehr verfeinerter Russe), Stöving, Strang, Strahtmann, Volkmann, Zuloaga. Ein breites Bild — ziehen sie alle vorüber. Der Name genügt. Er weckt sofort bestimmte Vorstellungen. Diese Vorstellungen ändern sie hier nicht. Sie zwingen nicht dazu. Werk und Name deckt sich in Art und Sinn, wie wir sie kennen. Und so treten sie auch hier auf: als Note, als Mitklang.

Im ganzen. Von Jahr zu Jahr mag sich schließlich ein anderes Bild von dem jeweiligen Stand ergeben. Das ist der Reiz. Das Aussehen wechselt. Es liegt in der Sache. Wenn man überhaupt Ausstellungen veranstaltet, muß es so sein. Es gilt nur, das eine zu fixieren, — wie eben das Bild sich in der einen Zusammenfassung jeweilig zeigt. Andere werden anders sehen. Gerade wenn es Persönlichkeiten sind, die ihre eigene Auffassung haben. Ihnen wird sich dann die Entwicklung vielleicht anders darbieten. Man muß bedenken: vieles stellt sich anders, je mehr man sieht. Im ganzen verwischt sich vielleicht manches. Eine Ausstellung kann nie vollständig sein. Klinger ist z. B. hier nur mit einem Blatt vertreten. Es fehlen Slevogt, Galln, Munch. Und noch andere vielleicht. Eine Vollständigkeit ist hier nicht gut möglich. Man muß sich das offenhalten.

Und manche wird es wiederum geben, die sind wohl vertreten, aber sie zeigen nur eine Seite. Kehrten wir ganz bei ihnen ein, wie anders gestaltete sich wohl das Bild! Sich ganz in jedem Strich zu geben, ist wohl nur wenigen gestattet. Und bei vielen würde es — wäre es so — keinen Vorteil bedeuten. Viele gibt es, deren Vorbedingung ist: man muß viel von ihnen sehen, erst dann formt sich das Ganze. Diese kommen also zu kurz. Sie kommen nicht nach ihrem ganzen Wert zur Geltung.

Es wird also das Bild sein, wie es — rückschauend und überschauend — den Leitern der Sezession sich darstellt. Ohne Zwang natürlich, daß es ganz und gar sie bände. Denn auch hier haben sie dem Zufall viel überlassen müssen. Aber im ganzen, im Kern wird man daran festhalten müssen.

Es ist merkwürdig verteilt. Steinlen zeigt sich — und verschwindet. Lautrec — verschwindet, wenn er sich auch länger hält. Die erhöhte Potenz von Steinlen. Von Greiner nicht zu reden.

Versteckt sich hinter dieser Höflichkeit ein Urteil? Hinter dieser Bescheidenheit der Leitung eine Absicht? Sie lassen anderen weit den Vortritt. Lassen sie sich ganz ausleben und begnügen sich selbst mit dem Gelegentlichen, wo auch sie zur Sprache kommen. Kennen sie ihren Wert, ihre volle Note?

Denn unwillkürlich wendet man sich zu anderen hin: zu Liebermann, zu Heine, zu Hofmann. Vor diesen Kollektionen — (Greiner), Steinlen, Lautrec — erwacht nach dem Genuß die Kritik — und wendet sich ab. Sucht etwas anderes. Man weiß noch nicht, was. Man

fühlt es nur. Ein Gefühl des Unbefriedigtseins. Irgendwo anders zieht es einen hin: zu jenen, die nicht so zahlreich auftreten, nicht so aufdringlich; die versteckter, die einfacher wirken. War das beabsichtigt?

Ihre Fäden gehen weiter, verlieren sich. Das ist das Schöne an ihnen. Noch sind sie nicht so umgrenzt, ihre Silhouette ist nicht so scharf umrissen. Sie sind weniger Blender; sie wirken, sie werden. Noch haben sie nicht ein so scharfes Bild aus sich geformt, das nun hart dem Beschauer sich aufdrängte, in die Augen fiele. Alles lebt noch bei ihnen, ist in unberuhigter Bewegung. Man weiß nicht, wo sie enden werden, nicht einmal die nächste Station weiß man. Nimmt man dieses Material als gegeben, so bleibt eines: Deutschland überwiegt. Hier hat Deutschland den Sieg. Von hier aus wird der Weg nun aufwärts und stetig weiter gehen. Das Weiter ist gewährleistet. Mag diese Ausstellung unwillkürlich dahin arrangiert sein!!? Es ist schwer zu behaupten. Sie wäre dann raffiniert geschickt verteilt und ausgesucht. Und diese Raffiniertheit erschiene schon der Zwecklosigkeit wegen als Geschmacklosigkeit; doch das könnte nicht täuschen. Es scheint gerade anders. Man ließ willig den anderen den Vortritt und ordnete sich ein. Doch all dies kann nichts an der Tatsache ändern, weder Zufall noch Absicht. Und diese Tatsache ist: Deutschland überwiegt. Vieles hat das Ausland, wovon wir immer lernen können, lernen werden. Toren nur können es leugnen. Aber das, was zu lernen ist, — gibt das den Ausschlag in der endlich letzten Wertung?

Gewiß, — jede Ausstellung gibt ein anderes Bild. Manches einzelne wird man vielleicht späterhin korrigieren müssen: nach vorwärts, nach rückwärts. Aber hier siegt Deutschland; zum ersten Male kann man es rückhaltlos betonen. Es soll kein Ruhepunkt werden. Aber um deswillen war es gut, dies Bild als solches festzuhalten, daß es von nun ab Ausgangspunkt sei: als Grundlage. Mag sich im einzelnen manches ändern, mag manches nicht richtig gegeben sein, manches fehlen: es wird korrigiert werden, wenn es an der Zeit ist.

Dies muß man festhalten. Dann findet man den richtigen Standpunkt; vielmehr den Standpunkt, der die weiteste Fläche übersieht. Das, was bleiben wird, werden wir mitnehmen. Und dies, was wohl bleiben wird, zu ahnen, reizt und lohnt. Daran müssen wir uns halten, an diesem Einzig-Lebendigen. Weiterhin warten wir in Geduld, was nun kommen wird. Dieses wird eingefügt werden. Schwerlich — dieser Vermutung darf man Raum geben — wird es an den Grund rühren, den Kern erschüttern. Und diesen zu finden, war hier Gelegenheit.

Hier siegt Deutschland. Und zwar mit Heine, Hofmann, Liebermann. Wie dem jungen Nachwuchs in Deutschland gegenüber, so behaupten sich diese drei auch dem Ausland gegenüber. Zu ihnen wendet man sich immer wieder zurück. In ihnen ist Harmonie. Und

auch von jenem Gegenteil die gute Zugabe. Sie streben unaufhörlich und sind doch in Ruhe und im Gleichgewicht. Dies ist das Geheimnis. Meister und Schüler sind sie zugleich. Rastlos, ruhig, stetig und stetig fleißig, werden sie immer weiter gehen und sorgsam immer neue Ernten einsammeln. Diese drei und die, die von ihrer Art sind. Sie werden in vieler Beziehung das Gewissen unserer Kraft sein. Denn diese Art will und arbeitet an sich um eines anderen willen, wenn dieses Streben auch sehr tief liegt. Wenn wir also jene loben und ihnen solches Vertrauen schenken, so sind nicht sie es, sondern die Art. Und diese Art will: Zukunft. Und heißt: Zukunft. Ein gebändigtes Spiel der Kräfte, Fruchtbarkeit, Fülle, Freude, Kraft, Bändigung, heiterste Überwindung, Befreiung. Und die Frage liegt nahe: Bedeutet nun diese Kurve einen Wendepunkt deutschen Seins? Dauernd?

Und das Schöne ist: Keiner stellt eine Weiterentwicklung dar im Verhältnis zum anderen, so daß sich eine einförmige Linie ergäbe, ein allen dreien gleichmäßiges Charakteristikum, ein eintöniger Klang.

Vielmehr stehen sie alle voll gegeneinander. Jeder eine Persönlichkeit für sich, jeder ein Kreis in sich.

Und ganz tief nur mischen sich Merkmale, Merklinien, die sie einem bestimmten Volk zuweisen, zuführen, die die drei einen. Es sind Ausstrahlungen eines — zeitlich und lokal — begründeten Empfindens nach verschiedenen Seiten des Seins, dessen Wollen sie darstellen.

Und in diesem — letzten — Sinne erscheint Ludwig von Hofmann als die reinste Offenbarung.

Berlin. *Ernst Schur.*

Die Herzogin von Palliano.

Von Stendhal (H. Beyle). Übersetzt von M. Frhrn. v. Münchhausen.

(Schluß.)

Doch war die Folge durchaus von dem, was er erwartet, verschieden. Vielleicht durch die Abgeschiedenheit ihres Aufenthaltsortes mitteilsam gemacht, erzählte die stolze Herzogin von Palliano ihrer Ehrendame, Diana Brancaccio, alles, was man ihr zu sagen gewagt hatte. Diese war eine Frau von dreißig Jahren, dabei von der heftigsten Leidenschaftlichkeit und mit roten Haaren. (Der Erzähler kommt zu verschiedenen Malen auf diese Tatsache zurück, die ihm alle Unüberlegtheiten Diana Brancaccios zu erklären scheint.) Sie liebte aufs



leidenschaftlichste Domitian Fornari, einen Edelmann aus dem Gefolge des Marquis von Montebello. Sie wünschte sich mit jenem zu vermählen, war aber im Zweifel, ob der Marquis und seine Frau, denen sie durch die Bande des Blutes verbunden zu sein die Ehre hatte, jemals zu ihrer Vermählung mit einem in deren Diensten stehenden Manne ihre Erlaubnis geben würden. Dem Augenschein nach war dieses Hindernis unüberwindlich.

Nur eine Möglichkeit auf Erfolg war vorhanden: wenn es nämlich gelang, die Fürsprache des Herzogs von Palliano, des älteren Bruders des Marquis, zu gewinnen. Sie wandte also ihre Hoffnung nach dieser Seite. Der Herzog behandelte sie mehr als Verwandte wie als Dienerin. Er war ein Mann von einfachem Sinn und großer Herzensgüte, der weniger wie seine Brüder auf Etikettenfragen Gewicht legte. Obzwar er, ausgelassen und jung wie er war, alle Vorteile seiner hohen Stellung ausgiebig genoß und seiner Gattin nichts weniger wie treu war, liebte er sie doch zärtlichst und hätte, allem Anscheine nach, ihr keine Gunst verweigert, welche diese etwa mit einem gewissen Nachdruck von ihm gefordert hätte.

Das Geständnis, das Capecce der Herzogin zu machen gewagt, erschien der grübelnden Diana als unerhörter Glückszufall. Ihre Herrin war bis dahin zum Verzweifeln zurückhaltend gewesen; wurde sie nun von einer Leidenschaft ergriffen, beging sie einen Fehltritt, so bedurfte sie alle Augenblicke der Hülfe Dianens, die dann von einer Frau, deren Geheimnisse sie kannte, alles erhoffen durfte.

Anstatt der Herzogin von dem, was diese sich selber schuldete, zu sprechen, oder von den großen Gefahren, die diese an einem so scharf beobachtenden Hofe lief, redete Diana, von der Glut ihrer Leidenschaft ergriffen, so von Marcellus Capecce zu ihrer Herrin, wie sie von Domitian Fornari zu sich selber zu sprechen pflegte. Während der langen einsamen Gespräche, zu denen beide die Abgeschiedenheit ihres Aufenthaltsortes führte, fand sie täglich Gelegenheit, den Anstand und die Schönheit des bedauernswerten Marcellus Capecce, der so traurig schien, der Herzogin in die Erinnerung zurückzurufen; entstammte er nicht, wie die Herzogin, einer der ersten Familien Neapels, waren nicht seine Sitten ebenso edel wie sein Blut! Nur der Güter ermangelte er, die ihm doch ein gütiges Geschick täglich zu verleihen vermochte, um in jeder Weise der Frau gleichzustehen, die er zu lieben wagte.

Bald nahm Diana mit Freuden wahr, daß der nächste Erfolg dieser Reden war, das Vertrauen, das die Herzogin ihr zuwandte, noch zu verdoppeln.

Sie verfehlte nun nicht, von dem, was vorging, Marcellus Capecce zu unterrichten. Oft ging während der überheißen Tage jenes Sommers die Herzogin in den Wäldern, die Galesse umgeben, spazieren. Sie erwartete dann, bei Anbruch des Abends, die Meereskühle auf den schönen Hügeln, die inmitten dieser Wälder sich er-



heben und von deren Gipfel das Meer in kaum zwei Meilen Entfernung zu erblicken ist.

Ohne die strengen Regeln der Etikette zu verletzen, konnte Marcellus hier in diesem Wald sich aufhalten: er verbarg sich also dort, wie man sagte, und erschien nur dann vor der Herzogin, wenn diese durch die Reden Diana Brancaccios wohlgeneigt hierfür erschien, nachdem jene Marcellus dazu ein Zeichen gegeben.

Als nun Diana ihre Herrin im Begriff sah, der verhängnisvollen Neigung, die sie selber in deren Herzen genährt, Gehör zu geben, da ergab sie sich selber rückhaltlos der leidenschaftlichen Liebe, die sie für Domitian Fornari empfand. Hielt sie sich doch fürderhin für gesichert, jenen heiraten zu können. Domitian jedoch war ein gesetzter junger Mann, von kühlem und zurückhaltendem Wesen; die leidenschaftliche Liebe seiner Geliebten, statt ihn zu fesseln, erschien ihm vielmehr beschwerlich. Da nämlich Diana Brancaccio eine nahe Verwandte der Carafa war, war er sicher, erdolcht zu werden, wenn auch nur das Geringste über seine Liebschaft dem schrecklichen Kardinal Carafa verlautbarte, der, obgleich jünger wie der Herzog von Palliano, doch tatsächlich als das Haupt der Familie sich fühlte.

Schon hatte eine Zeitlang die Herzogin der Leidenschaft Capecces nachgegeben, als eines schönen Tages Domitian Fornari aus dem Ort, in den der Hof des Marquis von Montebello verbannt war, verschwand. Er war verschollen und man erfuhr erst später, daß er sich in dem kleinen Hafen Nettuno eingeschifft; unzweifelhaft hatte er seinen Namen geändert und so hörte man nie wieder etwas von ihm.

Wer beschreibt die Verzweiflung Dianens? — Nachdem die Herzogin von Palliano eine Zeitlang mit Güte ihre Klagen gegen das Schicksal vernommen, ließ sie sie fühlen, daß ihr dieser Gegenstand der Unterhaltung erschöpft schien. Diana, die sich von ihrem Geliebten verlassen sah, deren Herz von allen Schmerzen einer verschmähten Liebe zerrissen war, zog die wunderlichsten Schlüsse aus dem Mißfallen, das die Herzogin über die fortwährende Wiederholung ihrer Klagen geäußert. Diana redete sich ein, die Herzogin sei es gewesen, die Domitian Fornari veranlaßt, sie für immer zu verlassen, und die ihm außerdem noch die Mittel zur Abreise gewährt. Im ganzen stützte sich dieser unsinnige Gedanke nur auf einige Vorhaltungen, die die Herzogin ihr einst gemacht. Ihr Verdacht führte bald zum Gefühle notwendiger Rache. Sie bat den Herzog um eine Unterredung und enthüllte ihm alles, was sich zwischen seiner Gemahlin und Marcellus begab. Doch weigerte sich zunächst der Herzog, ihr Glauben zu schenken.

„Bedenkt," sprach er zu ihr, „fünfzehn Jahre lang habe ich der Herzogin nicht das geringste vorzuwerfen gehabt; allen Verführungen des Hoflebens, selbst dem Rausche der glänzenden Stellung, die wir in Rom einnahmen, hat sie fest wiederstanden; die glänzendsten Fürsten, selbst der Herzog von Guise, der Oberbefehlshaber der

französischen Truppen, haben sie vergeblich umworben, und da wollt ihr, ich solle glauben, sie habe sich einem einfachen Stallmeister hingegeben?"

Da der Herzog zu Soriano, wohin er verbannt war, einer nur zwei kleine Meilen vom Wohnsitz seiner Frau entfernten Ortschaft, sich unglücklicherweise außerordentlich langweilte, so gelang es Diana, häufige Unterredungen mit ihm zu erhalten, ohne daß die Herzogin von solchen unterrichtet wurde. Die kluge Diana war durch ihre Leidenschaft nur noch beredter geworden. Sie erzählte dem Herzog die genauesten Einzelheiten; sie sah in der Rache ihr einziges Vergnügen; sie beschrieb, wie alle Abende gegen 11 Uhr Capecce in das Zimmer der Herzogin eindringe, um dasselbe erst gegen 2 oder 3 Uhr morgens zu verlassen. Dem Herzoge machten diese Reden zunächst so wenig Eindruck, daß er es nicht einmal für der Mühe wert hielt, die zwei Meilen um Mitternacht zu durcheilen, um Galesse zu erreichen und unverhofft das Gemach seiner Gemahlin betreten zu können.

Als er jedoch eines Abends selber in Galesse war, es war trotz des Sonnenunterganges noch völlig hell, erschien Diana mit aufgelöstem Haar in dem Saal, in dem sich der Herzog befand. Nachdem alle anderen sich entfernt, sagte sie ihm, Marcellus Capecce habe soeben das Zimmer der Herzogin betreten. Der Herzog, ohne Zweifel übel aufgelegt, ergriff nun seinen Dolch und eilte zu dem Zimmer seiner Gemahlin, das er durch eine verborgene Tür betrat. Hier fand er Marcellus Capecce. In der Tat wechselten die beiden Liebenden die Farbe, als sie ihn eintreten sahen; doch war im übrigen die Stellung, in der sie sich befanden, eine durchaus unverfängliche. Die Herzogin war im Bett und verzeichnete eine kleine Ausgabe, die sie gehabt hatte, eine Kammerfrau war im Zimmer; Marcellus stand aufrecht drei Schritte vom Bett entfernt.

Der ergrimmte Herzog ergriff Marcellus an der Gurgel, schleppte ihn in ein benachbartes Kabinett und befahl ihm dort, Dolch und Messer, mit denen er bewaffnet war, zur Erde zu werfen. Hierauf rief der Herzog die Leute seiner Leibwache und ließ durch diese Marcellus auf der Stelle in den Kerker von Soriano führen.

Die Herzogin verblieb in ihrem Palaste, wurde jedoch genau bewacht.

Der Herzog war keine grausame Natur; wie es scheint, dachte er sogar daran, die ganze Sache zu vertuschen, um nicht zu jenen äußersten Mitteln greifen zu müssen, die die Ehre von ihm gefordert hätte. Er wollte glauben machen, Marcellus sei aus einem ganz anderen Grunde in den Kerker geworfen, und so ließ er, unter Hinweis auf einige mächtige Kröten, die Marcellus für viel Geld zwei oder drei Monate vorher gekauft, das Gerede verbreiten, der junge Mann habe den Versuch gemacht, ihn zu vergiften. Doch war die wahre Schuld bereits zu wohlbekannt, und so ließ ihn sein Bruder, der Kardinal, eines Tages befragen, wann er in dem Blute der Schuldigen



die Beleidigung auslöschen wolle, die man ihrer Familie zugefügt habe.

Nun zog der Herzog noch den Grafen d'Aliffe, den Bruder seiner Gemahlin, hinzu und Antonio Torando, einen Freund des Hauses. Alle drei bildeten eine Art Gerichtshof und verhandelten nun gegen Marcellus Capecce, als einen des Ehebruchs mit der Herzogin Angeklagten.

Der Wandel menschlicher Geschicke brachte es mit sich, daß der Papst Pius der Vierte, der dem Papst Paul dem Vierten folgte, der spanischen Partei angehörte. So durfte er dem Könige Philipp dem Zweiten, der den Tod des Kardinals und des Herzogs von Palliano von ihm forderte, nichts verweigern. Beide Brüder wurden vor einen Gerichtshof gestellt, und es sind die Einzelheiten dieses gegen sie eingeleiteten Prozesses, die uns am besten alle Umstände des Todes von Marcellus Capecce überliefern.

Einer der zahlreichen Zeugen, die verhört wurden, erzählt nachfolgendes:

Wir waren in Soriano, der Herzog, mein Herr, hatte eine lange Unterredung mit dem Grafen d'Aliffe. . . Abends spät stiegen wir auf einer Treppe in die Gewölbe hinab, in denen der Herzog die notwendigen Werkzeuge hatte vorbereiten lassen, um den Schuldigen zu foltern. Es waren dort der Herzog, der Graf d'Aliffe, der Ritter Antonio Torando und ich.

Der erste vorgerufene Zeuge war der Hauptmann Camillo Grifone der Busenfreund und Vertraute Capecces. Der Herzog sprach zu ihm folgendermaßen:

Sage die Wahrheit, mein Freund. Was weißt du von dem, was Marcellus im Zimmer der Herzogin getan?

Ich weiß durchaus nichts; da ich mich seit mehr als zwanzig Tagen mit Marcellus verzürnt habe.

Da er dabei verharrte, nichts weiter zu sagen, so ließ der Herr Herzog von draußen einige Soldaten hereinrufen. Grifone wurde dann von dem Podesta von Soriano auf der Streckleiter befestigt, die Soldaten zogen die Stricke an und erhoben auf diese Weise den Schuldigen bis drei Finger hoch über die Erde. Als der Hauptmann so eine gute Viertelstunde gehangen, sagte er:

Laßt mich herunter, ich will sagen, was ich weiß.

Als man ihn auf die Erde herabgelassen, entfernten sich die Soldaten, und wir blieben allein mit ihm.

Es ist wahr, ich habe zu verschiedenen Malen Marcellus bis zum Zimmer der Fürstin geleitet, sagte der Hauptmann, doch weiß ich weiter nichts, da ich ihn in einem benachbarten Hofe bis gegen 1 Uhr nachts erwartete.

Sogleich ließ der Herzog die Soldaten zurückrufen, die auf seinen Befehl ihn von neuem streckten, und zwar derartig, daß seine Füße die Erde nicht mehr berührten. Bald rief der Hauptmann von neuem:



Laßt mich herab, ich will die Wahrheit gestehen. Es ist wahr, fuhr er fort, ich habe schon seit einigen Monaten bemerkt, daß Marcellus ein Liebesverhältnis mit der Herzogin unterhielt, und ich beabsichtigte, Eurer Exzellenz oder Don Lionardo hiervon Mitteilung zu machen. Alle Morgen erkundigte sich die Herzogin nach Marcellus' Befinden; auch sandte sie ihm kleine Geschenke, unter anderen Dingen eine Art von Süßigkeiten, die mit vieler Sorgfalt bereitet und sehr teuer waren; auch habe ich bei Marcellus Goldkettchen von wunderbarer Arbeit gesehen, die er zweifellos von der Herzogin erhalten hatte.

Nach dieser Aussage wurde der Hauptmann ins Gefängnis zurückgeführt. Man brachte nun den Türhüter der Herzogin herbei, der erklärte, er wisse gar nichts; man band ihn auf die Streckleiter, und er wurde in die Luft gezogen. Nach einer halben Stunde sagte er:

Laßt mich herab, ich werde sagen, was ich weiß.

Einmal zu Boden gelassen, gab er vor, er wisse gar nichts; worauf man ihn von neuem auf die Folter spannte. Nachdem eine halbe Stunde vergangen, ließ man ihn wieder zu Boden; er erklärte, er stehe erst seit kurzem im besonderen Dienste der Herzogin. Da es in der Tat möglich war, daß der Mann nichts wußte, so schickte man ihn ins Gefängnis zurück. All diese Maßnahmen hatten lange Zeit in Anspruch genommen, da man jedesmal die Soldaten hinausgelassen. Man wollte nämlich die Soldaten glauben machen, es handle sich um einen Vergiftungsversuch mit Krötengift.

Die Nacht war schon weit vorgeschritten, als der Herzog Marcellus Capecce kommen ließ. Nachdem die Soldaten wieder den Raum verlassen und die Tür sorglich mit dem Schlüssel verschlossen war, sagte er:

Was hattet ihr in dem Zimmer der Herzogin zu tun, daß ihr bis 1 Uhr, 2 Uhr, oder gar 4 Uhr morgens in demselben bliebet?

Marcellus leugnete alles; man rief die Soldaten und er wurde gestreckt; der Strick renkte ihm die Arme aus; da er den Schmerz nicht ertragen konnte, bat er, herabgelassen zu werden; man setzte ihn auf einen Stuhl, doch einmal dort, verwirrte er sich in seiner Aussage und wußte augenscheinlich selbst nicht mehr, was er sagte. Nun rief man wiederum die Soldaten, die ihn von neuem streckten; nach langer Zeit bat er, herabgelassen zu werden.

Es ist wahr, sagte er, ich habe zu solch ungewohnten Stunden das Zimmer der Herzogin betreten; doch unterhielt ich eine Liebschaft mit Diana Brancaccio, einer der Damen Ihrer Exzellenz, der ich die Ehe versprochen hatte, und die mir alles gestattet hat, ausgenommen Dinge, die ihre Ehre befleckt hätten.

Nun wurde Marcellus ins Gefängnis zurückgebracht, wo man ihn dem Hauptmann und Dianen gegenüberstellte, die jedoch alles leugnete.

Hierauf führte man Marcellus wiederum zu der Folterkammer; als wir der Tür nahe waren, sagte er:



Herr Herzog, Eure Exzellenz wird sich erinnern, daß sie mir das Leben zugesichert, falls ich die ganze Wahrheit sage. Es ist überflüssig, mich von neuem zu foltern; ich werde alles gestehen.

Nunmehr näherte er sich dem Herzog und gestand ihm mit zitternder und kaum verständlicher Stimme, es sei wahr, daß er die Gunst der Herzogin erhalten habe. Worauf sich der Herzog auf ihn stürzte und ihn in die Wange biß; dann zog er seinen Dolch, und ich sah, er würde den Schuldigen niederstechen. Worauf ich mich ins Mittel legte und sagte, es sei besser, wenn Marcellus sein Geständnis eigenhändig niederschreibe, damit dies Selbstzeugnis zur Rechtfertigung Seiner Exzellenz dienen könne. Man betrat also die Folterkammer, wo sich alles Nötige zum Schreiben vorfand; doch hatte die Folter Marcellus derart am Arm und an der Hand verletzt, daß er nur diese wenigen Worte zu schreiben vermochte: Ja, ich habe meinen Herrn verraten; ja, ich habe ihm die Ehre genommen!

Der Herzog überflog mit dem Blick, was Marcellus geschrieben, warf sich dann auf ihn und versetzte ihm drei Dolchstöße, die ihm das Leben raubten. Hierbei war Diana Brancaccio zugegen, wenige Schritte nur entfernt, mehr tot wie lebendig, und die ohne Zweifel tausend und abertausendmal bereute, was sie getan.

Weib, unwürdig, einer vornehmen Familie entsprossen zu sein! rief der Herzog, einzige Ursache meiner Schande, die du vorbereitet, um deinen schändlichen Lüsten zu dienen, du sollst den Lohn all deiner Verrätereien erhalten.

Nach diesen Worten ergriff er sie bei den Haaren und durchschnitt ihr mit einem Messer die Gurgel. Die Unglückliche vergoß einen Strom Blutes und stürzte endlich tot zu Boden.

Nun ließ der Herzog beide Leichname in eine dem Gefängnis benachbarte Kloake werfen.

Der junge Kardinal Alfonso Carafa, Sohn des Marchese von Montebello, der einzige aus der ganzen Familie, den Paul der Vierte bei sich behalten, glaubte, diesem das Geschehene mitteilen zu müssen. Worauf der Papst nur fragte:

Und was ist mit der Herzogin geschehen?

Man glaubte allgemein in Rom, daß diese Worte das Todesurteil jener unglücklichen Frau besiegeln würden. Doch konnte sich der Herzog nicht zu diesem großen Opfer entschließen, sei es, weil die Herzogin sich im Zustand der Schwangerschaft befand, sei es infolge der großen Zärtlichkeit, die er einst für sie gehegt hatte.

Drei Monate nach dem großen Tugendopfer, das er durch die Verbannung seiner ganzen Familie vollbracht hatte, befiel den heiligmäßigen Papst Paul den Vierten eine Krankheit, an der er weitere drei Monate später, am 18. August 1559, verschied.

Währenddem schrieb der Kardinal Brief nach Brief an den Herzog von Palliano und wiederholte ihm unaufhörlich, daß ihre Ehre den Tod der Herzogin verlange. Da er den Onkel tot sah und nicht



wußte, wie der neu zu erwählende Papst gesinnt sein würde, so wünschte er alles in kürzester Frist erledigt zu sehen.

Der Herzog dagegen, ein schlichter Mann, gutmütig und viel weniger empfindlich in Ehrensachen wie der Kardinal, konnte sich nicht zu dem schrecklichen Schritt entschließen, den man von ihm forderte. Er gestand sich ein, daß er selber in zahlreichen Fällen, noch dazu ohne sich die Mühe zu geben, ihr solches zu verheimlichen, der Herzogin untreu geworden, und daß diese seine Untreue sehr wohl eine so stolze Frau zur Wiedervergeltung getrieben haben könne. Aber im Augenblick selber, wo er in das Konklave zu gehen sich bereitete, nachdem er die Messe gehört und die heilige Kommunion empfangen, schrieb der Kardinal nochmals: er fühle sich durch diesen fortwährenden Aufschub gequält und beunruhigt, er werde, wenn der Herzog nicht endlich das zu tun sich entschlösse, was die Ehre ihres Hauses erfordere, sich nie mehr um ihn bekümmern und weder versuchen, ihm im Konklave, noch bei dem neuen Papste Nutzen zu schaffen. So trieb endlich eine Erwägung, die den Ehrenpunkt außer acht ließ, den Herzog zur Entscheidung. Indem fand die Herzogin, trotz der strengen Aufsicht, unter der sie gehalten wurde, Mittel und Wege, dem Marc-Antonio Colonna, dem Hauptfeinde des Herzogs infolge des Herzogtums Palliano, das dieser sich hatte geben lassen, sagen zu lassen: wenn Marc-Antonio ein Mittel fände, ihr das Leben zu retten und sie zu befreien, so würde sie ihrerseits ihn in den Besitz der Festung Palliano bringen, die von einem ihr ergebenen Manne befehligt sei.

Am 28. August 1559 sandte der Herzog zwei Kompagnien Soldaten nach Galesse. Am 30. trafen auch Don Lionardo del Cardine, ein Verwandter des Herzogs, und Don Ferrante, Graf von Allife, der Bruder der Herzogin, in Galesse ein und drangen in der Herzogin Gemächer, um ihr das Leben zu nehmen. Sie verkündeten ihr ihr Todesurteil, das sie ohne die geringste Bewegung aufnahm; sie verlangte nur, zu beichten und die heilige Messe zu hören. Als dann die beiden Ritter ihr nahten, glaubte sie zu bemerken, daß beide nicht einig untereinander waren. Sie fragte also, ob ein Befehl des Herzogs, ihres Gatten, vorliege, sie zu töten.

„Ja, Madame," antwortete Don Lionardo.

Nun verlangte die Herzogin, diesen zu sehen, worauf Don Ferrante ihr denselben vorzeigte.

(Ich habe hier in den Prozeßakten des Herzogs von Palliano die Aussage der Mönche gefunden, die der furchtbaren Begebenheit beiwohnten. Diese Aussagen überragen die der anderen Zeugen bei weitem, was daher rührt, wie mir scheint, weil die Mönche ohne Furcht vor Gericht aussagten, während alle anderen Zeugen mehr oder weniger Mitschuldige ihres Herrn gewesen waren.)

Der Bruder Antonio von Pavia, ein Kapuziner, sagte folgendes aus: Nach der heiligen Messe, während der sie voll Ergebenheit die



heilige Kommunion empfangen, und während wir ihr noch Trost zusprachen, betrat der Graf d'Aliffe, der Bruder der Frau Herzogin, das Gemach, eine Schnur und einen etwa daumendicken und eine halbe Spanne langen Eisenpfriem in Händen. Er verhüllte die Augen der Herzogin mit einem Taschentuche, welches sie mit großer Kaltblütigkeit noch mehr herabzog, um ihn nicht sehen zu müssen. Der Graf legte ihr die Schnur um den Hals; da sie jedoch sich nicht eignete, entfernte sie der Graf wieder und ging einige Schritte zur Seite, worauf die Herzogin, die ihn gehen hörte, ihr Taschentuch über die Augen emporschob und sagte:

Wohlan! Was machst du denn?

Der Graf antwortete:

Die Schnur war nicht recht passend, ich werde eine andere nehmen, um euch nicht zu viel Schmerz zu bereiten.

Als er dies gesagt, ging er hinaus; kehrte aber bald mit einer anderen Schnur in das Zimmer zurück. Er legte ihr dann von neuem das Taschentuch über die Augen, legte die Schnur wieder um ihren Hals, steckte den Eisenpfriem in den Knoten der Schlinge, drehte denselben und erdrosselte sie. Alles verlief von seiten der Herzogin völlig wie bei einer gewöhnlichen Unterhaltung.

Der Bruder Antonius von Salazar, ein anderer Kapuziner, endet seine Aussage mit folgenden Worten:

Aus Gewissensskrupel, um sie nicht sterben zu sehen, wollte ich mich aus dem Gemach zurückziehen; doch sagte mir die Herzogin:

Um der Liebe Gottes willen, entferne dich nicht von hier.

(Hier erzählt der Mönch die näheren Umstände des Todes, genau wie wir sie eben schon wiedergegeben haben.) Er fährt dann fort:

Sie starb als gute Christin, indem sie oft wiederholte: Ich glaube, ich glaube.

Beide Mönche, die offenbar hierzu die notwendige Genehmigung ihrer Oberen erhalten hatten, wiederholen in ihren Aussagen, die Herzogin habe stets ihre völlige Unschuld versichert, sowohl wann immer sie mit ihr gesprochen, als auch in all ihren Beichten und besonders in jener, die der heiligen Messe, in der sie die heilige Kommunion empfing, vorangegangen. War sie wirklich schuldig, so hätte sie durch diesen Zug des Stolzes sich selber der Höllenpein überliefert.

In der Gegenüberstellung des Bruders Antonio von Pavia, Kapuziners, mit Don Lionardo del Cardine sagt der Bruder:

Mein Gefährte sagte dem Grafen, es sei wohl besser, zu warten, bis die Herzogin geboren habe; sie ist im sechsten Monat schwanger, fügte er hinzu, man sollte die Seele des armen Kindes, das sie unter dem Herzen trägt, nicht der Verdammnis überantworten, man muß dasselbe taufen können.

Worauf der Graf d'Aliffe erwiderte:

Ihr wißt, daß ich nach Rom gehen muß, und ich will dort nicht



mit dieser Maske auf dem Antlitz erscheinen (mit dieser ungerächten Ehrenkränkung).

Sofort nach dem Tode der Herzogin bestanden die beiden Kapuziner darauf, man solle den Leichnam unverzüglich öffnen, um das Kind taufen zu können; doch hörten der Graf und Don Lionardo nicht auf ihre Bitten.

Am folgenden Morgen wurde die Herzogin unter einer Art von Feierlichkeit in der Kirche des Ortes bestattet. Das Geschehnis, dessen Mitteilung sich überallhin verbreitete, machte wenig Eindruck, man hatte es zu lange erwartet; hatte man doch bereits mehreremale die Neuigkeit dieses Todes in Galesse und Rom verkündet, und im übrigen hatte ein Mord außerhalb der Stadt, noch dazu in einem Augenblick, wo der päpstliche Stuhl erledigt war, nichts Außergewöhnliches an sich. War doch das Konklave, das dem Tode Pauls des Vierten folgte, besonders stürmisch; es dauerte nicht weniger wie vier Monate.

Am 26. Dezember 1559 mußte der bedauernswerte Kardinal Carlo Carafa die Wahl eines Kardinals unterstützen, der von Spanien gewünscht war und aus diesem Grunde keine der Maßregeln verweigern durfte, die Philipp der Zweite gegen ihn, den Kardinal Carafa, sich ausbedingen würde. Der neu Erwählte nahm den Namen Pius der Vierte an.

Wäre der Kardinal nicht im Augenblick des Todes seines Onkels verbannt gewesen, so wäre er wohl Herr der Wahl geblieben, oder hätte doch zum mindesten die Wahl eines Feindes verhindern können.

Bald nachdem wurden der Kardinal wie der Herzog verhaftet; der Befehl Philipps des Zweiten ging offenbar dahin, sie völlig zu vernichten. Sie mußten sich über vierzehn hauptsächliche Anklagepunkte verantworten, auch wurden alle jene vernommen, die über diese vierzehn Hauptanklagepunkte Aufschluß zu geben vermochten. Die wohlgeführten Akten dieses Prozesses füllen zwei Foliobände, die ich mit größter Teilnahme gelesen. Begegnet man doch in ihnen auf jeder Seite einzelnen Sittenbildern, deren Überlieferung die größeren Geschichtschreiber der eigentlichen Historie für unwert erachtet haben. So fand ich in ihnen bemerkenswerte Einzelheiten über einen Mordversuch, den die spanische Partei gegen den einst allmächtigen Minister, den Kardinal Carafa, einstmals geleitet.

Zum Schluß wurden er und sein Bruder wegen vorgeblicher Verbrechen verurteilt, die für niemand anders die Bedeutung solcher gehabt haben würden; zum Beispiel für die Tötung einer ungetreuen Gattin und von deren Liebhaber. So vermählte sich einige Jahre später der Fürst Orsini mit der Schwester des Großherzogs von Toskana; da er seine Gattin für untreu hielt, vergiftete er sie mit Genehmigung ihres Bruders, des Großherzogs, in Toskana selber, und doch wurde ihm diese Tat nie als Verbrechen angerechnet. Auf diese Weise sind dann noch mehrere Prinzessinnen aus dem Hause Medicis ums Leben gekommen.



Als der Prozeß der beiden Carafa beendet war, verfertigte man einen langen Auszug desselben, der zu verschiedenen Malen von Kardinals-Kongregationen begutachtet wurde. Es ist nur zu klar, daß, wenn man einmal übereingekommen war, den Mord, der den Ehebruch rächte, mit dem Tode zu bestrafen, eine Art von Verbrechen, mit dem sich das Recht sonst niemals befaßte, sowohl der Kardinal schuldig war, seinen Bruder zu dem Verbrechen angetrieben zu haben, als auch dieser selber der Ausführung desselben schuldig befunden werden mußte.

Am 3. März 1561 hielt der Papst Pius der Vierte ein Konsistorium, das acht Stunden lang währte. Am Ende dieses sprach er das Urteil der Carafa mit diesen Worten: „*Prout in schedula.*" (Es möge geschehen, was das Urteil fordert.)

In der Nacht des folgenden Tages sandte der Fiskal den Henker in die Engelsburg, um das Todesurteil an den beiden Brüdern vollstrecken zu lassen; an Karl, Kardinal Carafa, und an Johann, Herzog von Palliano; so geschah es denn auch. Zunächst vollstreckte man das Urteil am Herzoge. Er wurde von der Engelsburg in die Kerker von Tordinone gebracht, wo alles dazu bereitet war. Hier wurden der Herzog, der Graf d'Aliffe und Don Lionardo del Cardine enthauptet.

Der Herzog ertrug dieses schreckliche Schicksal nicht nur wie ein hochgeborener Ritter, sondern auch wie ein Christ, der sich in die Schickungen Gottes fügt. Er feuerte seine beiden Gefährten durch trostreiche und edle Worte an; dann schrieb er noch seinem Sohn.

Der Henker kehrte dann zur Engelsburg zurück und verkündete dem Kardinal Carafa seinen nahen Tod, indem er ihm nur eine Stunde zur Vorbereitung auf denselben gewährte. Der Kardinal zeigte eine der seines Bruders um so überlegenere Seelengröße, als er weniger Worte machte. Bedeuten doch in solchem Augenblick viel Worte eine Stärkung, die man außer sich selbst sucht. Bei Verkündigung der furchtbaren Botschaft sprach er nur halblaut folgendes:

Sterben soll ich! O, Papst Pius! O, König Philipp!

Er beichtete, betete die sieben Bußpsalmen, dann setzte er sich auf einen Stuhl und sprach zum Henker:

Vorwärts!

Der Henker erdrosselte ihn mit einer seidenen Schnur, welche zersprang; zweimal mußte der Versuch erneuert werden. Aber der Kardinal blieb fest und ruhig; er blickte dem Henker ins Auge, ohne eine Silbe zu äußern.

(Nachwort.)

Wenige Jahre später ließ der heilige Papst Pius der Fünfte den Prozeß revidieren. Das Urteil wurde umgestoßen, die Ehre des Kardinals und seines Bruders wurde für unverletzt erklärt und der Prokurator, der zumeist auf ihren Tod hingearbeitet, wurde gehenkt. Dann befahl Pius der Fünfte die Aufhebung des Prozesses; alle Akten und Abschriften des Prozesses, die die Bibliotheken enthielten, wurden verbrannt und ein Weiterverwahren derselben mit Exkommunikation bedroht. Doch vergaß der Papst, daß seine eigene Bibliothek eine Wiedergabe des Prozesses enthielt, nach welcher später all jene Abschriften gemacht wurden, die noch heute vorhanden sind.



CHRONIK.

Neue pädagogische Methoden.

Bemerkenswerte Versuche, die Kindererziehung auf die Grundlage einer exakten psychologischen Beobachtung zu stellen und besonders die Ergebnisse der modernen Forschung dafür zu verwerten, werden von den Erziehungsbehörden der Vereinigten Staaten gemacht. Unter dem Titel „Inhibition“ veröffentlicht das „Bureau of Education“ der Vereinigten Staaten eine Flugschrift, die eine Fülle von Tatsachen über den Gesundheitszustand der Schulkinder, ihr Wachstum, ihre geistige Entwickelung usw. enthält. Die Schrift beschäftigt sich in der Hauptsache mit den Bedingungen, die die Entwickelung des Kindes hemmen oder verzögern. Wächst ein Kind ungewöhnlich schnell, so ist es gegen Körperbewegung abgeneigt. Umgekehrt hemmt zu starke körperliche Bewegung das Wachstum; am schlimmsten aber sind die Wirkungen übermäßiger Körperbewegung auf das Gehirn. Eine Form der Tätigkeit (z. B. Verdauung) kann eine andere hemmen (z. B. Geistesarbeit). Kinder sind bekanntlich unruhig, eine Eigenschaft, die sie mit allen jungen Tieren teilen. Daraus entspringt der Impuls zum Spielen, ein Überschuß der Kraft, der Betätigung verlangt. Versuche mit einem Schrittmesser zeigten, daß die Beweglichkeit bei Kindern vor dem Schulalter am größten ist, und daß Landkinder beweglicher als Stadtkinder sind. Die Beweglichkeit ist bei beiden Geschlechtern etwa gleich. Bei den kleinen Kindern ist die Beweglichkeit am geringsten am Sonntag und am größten am Samstag. Mittwoch und Donnerstag sind die Tage geringer Beweglichkeit. Um zu ermitteln, ob die Unruhe der Kinder physiologisch notwendig ist, mußten die Kinder so lange als möglich still sitzen, und Eltern und Lehrer berichteten dann, wie bald sich die Kinder bewegten und welchen Körperteil zuerst. Es ist eine alte Erfahrung, daß Kinder gewöhnlich nur sehr kurze Zeit still sitzen. Bei dem Versuch ballen sie die Hände zur Faust, ziehen die Brauen zusammen und knirschen mit den Zähnen. Die Beobachtungen scheinen zu zeigen, daß die Unruhe der Kinder eine physiologische Notwendigkeit ist. Kinder unter 10 Jahren können in der Regel nur. 1½ Minute still sitzen. Auch Erwachsene sagten aus, daß sie sehr unangenehme Empfindungen hatten, wenn sie eine Zeitlang ganz still saßen. Von 97 Kindern und Erwachsenen, die im Schlaf beobachtet wurden, bewegten sich 83 häufig. An 152 sehr unruhigen Kindern machte man folgende Beobachtungen: eine gute Gesundheit hatten 93, kränklich waren 25, geistig begabt waren 123 (darunter 71 sehr begabt), dumm 10. Das unruhige Kind scheint also gesund zu sein. Von 108 ausgesprochen ruhigen Kindern waren gesund 44, kränklich 22, geistig begabt 57, nachdenklich 45, fleißig 27.

Kinder und Erwachsene sind am unruhigsten im Frühling. Sie sind auch unruhig bei schlechtem Wetter und unruhiger an Tagen vor einem Gewitter. Wird eine Klasse unruhig, so sollte der Lehrer die Arbeit wechseln. Der mit der Untersuchung beauftragte Kommissar betont daher auch, daß körperliche Übungen für Kinder unbedingt notwendig sind. Das Kind befindet sich im tierischen Stadium des Lebens, in dem es den unbezwingbaren Trieb zur Bewegung empfindet. Fast sämtliche untersuchten Kinder sagten, sie gingen nicht gern zur Schule, weil sie im Zimmer bleiben und still sitzen müßten. Übermäßige Geistesarbeit kann die Entwickelung des Wuchses hindern oder die Körperkonstitution schwächen. Der Kommissar hält daher die ganze gegenwärtige Handhabung der Erziehung für grundfalsch. Er verwirft den Unterricht „aus zweiter Hand" — durch Bücher. „Wir leben in einem Zeitalter der Wissenschaft; Beobachtung und Experiment sind ihre Fundamentalmethoden. Besser als aus Büchern können wir aus der Beobachtung der Umgebung lernen. Die Stadt mit ihren Parks, Museen, Bibliotheken, Theatern, Kirchen, Geschäften usw. bietet jedem, dessen Gemüt offen ist, reichliche Erziehung."

Diese Ideen sind nun in den öffentlichen Schulen Washingtons in die Praxis übertragen worden. Die Nerven und das Gehirn des Kindes werden nicht überanstrengt. Die Kinder werden klassenweise in die Museen und zoologischen Gärten geführt; sie lernen das Zeichnen lebender Tiere, und Naturgeschichte und Zeichnen werden mit der Arbeit im Freien verbunden.

Das „Bureau of Education" sammelt ferner statistisches Material über Körpermessungen und die nervöse Empfindlichkeit der Schulkinder. Zu diesem Zweck hat Dr. Arthur Mac Donald eine Anzahl sinnreicher Instrumente angegeben. Der Algometer oder Schmerzmesser besteht aus einem Messingzylinder mit einem Stahlstab. An einem Ende dieses Stabes ist eine Scheibe, das andere zeigt einen bestimmten Druck auf einer abgestuften Skala in dem Messingzylinder an. Diese Skala ist in 4000 Grad geteilt. Der Algometer wird an die Schläfe des Kindes gelegt und so lange gedrückt, bis das Kind Schmerz empfindet. Die Skala zeigt dann an, welchen Grad des Schmerzes das Kind fühlt. Die Versuche mit dem Algometer haben gezeigt, daß die Kinder reicher Leute empfindlicher sind gegen Schmerz als die Kinder armer Leute, und zwar dreimal so empfindlich. Mädchen sind empfindlicher als Knaben.

Andere Instrumente sind der Palatograph zur Aufzeichnung der Bewegungen des Gaumens, der Myograph zur Messung der Muskelkraft im Schlaf oder in der Ruhe, der Ergograph zur Bestimmung der Ermüdung und dadurch der Arbeitsfähigkeit der Schulkinder, der Glossograph zur Bestimmung der Bewegungen der Zunge und der Labiograph zur Bestimmung der Bewegungen der Lippen.



Die Grundsätze des Buddhismus.

Daß der Buddhismus eine von Jahr zu Jahr wachsende Anhängerschaft in Europa, namentlich in Frankreich und England, gewinnt, ist eine unbestreitbare Tatsache. Man darf sich daher auch nicht wundern, daß der buddhistische Katechismus von Henry S. Olcott (der übrigens von Dr. Erich Bischoff ins Deutsche übertragen ist) bereits in 35. Auflage vorliegt. Das Buch enthält alles Wissenswerte aus diesem Gebiet und gibt am Schluß eine Zusammenstellung der wichtigsten Grundsätze, die die Basis des Buddhismus bilden. Einiges davon, namentlich soweit es sich auf das ethische Gebiet bezieht, mag hier mitgeteilt werden:

Den Buddhisten wird gelehrt, allen Menschen ohne Unterschied die gleiche Duldsamkeit, Nachsicht und brüderliche Liebe und allen Gliedern des Tierreichs eine unwandelbare Güte entgegenzubringen.

Das Weltall hat sich entwickelt, ist nicht erschaffen worden, und in ihm waltet das Gesetz, nicht irgend eines Gottes Willkür.

Die Wahrheiten, auf die sich der Buddhismus gründet, sind natürlicher Art. Sie sind, so glauben wir, in einander folgenden Kalpas oder Weltperioden durch gewisse erleuchtete Wesen, Buddhas genannt, gelehrt worden; der Name Buddha bedeutet „Erleuchteter". Der vierte Lehrer des gegenwärtigen Kalpa war Sakya Muni oder Gautama Buddha, der vor ungefähr 2500 Jahren in einer königlichen Familie Indiens geboren wurde. Er ist eine historische Persönlichkeit.

Das Wesen des Buddhismus, wie es von Buddha selbst zusammengefaßt wurde, ist: Von aller Sünde zu lassen, Tugend zu erringen, das Herz zu reinigen. Die Gebote des buddhistischen Moralkodex lauten:

Töte nicht!

Stiehl nicht!

Gib dich nicht verbotenem geschlechtlichem Genusse hin!

Lüge nicht!

Genieße keine berauschenden oder betäubenden Spezereien oder Getränke!

Der Buddhismus warnt vor abergläubischer Leichtgläubigkeit. Es ist Pflicht der Eltern, ihre Kinder in Wissenschaft und Literatur zu unterrichten. Niemand soll etwas glauben, was von irgend einem Weisen gesprochen, in irgend einem Buche geschrieben oder durch Tradition bekräftigt ist, sofern es nicht mit der Vernunft im Einklang steht.

Die Entzifferung einer aztekischen Bilderhandschrift.

Das älteste bekannte Werk amerikanischer Literatur, ein alter mexikanischer Kodex, ist zum erstenmal vollständig entziffert worden,



und zwar von der amerikanischen Forscherin Mrs. Zelia Nuttall. Das Werk behandelt die Zeit von 1468—1519, also kurz vor und während des Einfalls von Cortez in Mexiko. Es waren viele derartige Codices vorhanden, die jedoch meist von den spanischen Eindringlingen als Teufelswerk vernichtet wurden.

Der erhaltene Kodex, der sich jetzt in England befindet, besteht aus Bildern und erklärenden hieroglyphischen Zeichen. Diese Bilder und Zeichen sind eine Art „Stenographie“ und berichten verschiedene Geschichten, in denen zahlreiche Individuen auftreten und die ein helles Licht auf die hoch entwickelte Kultur der alten Azteken werfen.

Aus dem Inhalt sei hier als Beispiel der Roman einer adligen Dame des alten Mexiko wiedergegeben. Das Zusammentreffen der Dame „Drei Kiesel“ und des Herrn „Fünf Blumen“ wird in folgender Bilderreihe geschildert: Im Rücken der Dame, die einen Glockenrock und eine sehr künstliche Frisur trägt, befindet sich das ihren Namen anzeigende Zeichen „Drei Kiesel“. Die Türkisen in der Nase bezeichnen ihren Adel. Sie spricht mit „Fünf Blumen“ in der Zeichensprache. Über beiden Figuren hängt ein dreieckiger Shawl mit einer Muschel auf braunem Feld, dem Symbol der Mütterlichkeit. Die Frau und der Mann erscheinen dann in einem höchst feierlichen Aufzug, und ihnen folgen zwei junge Leute und zwei hohlwangige Alte. Alle tragen Gegenstände, die zu einer Zeremonie gehören. Die Dame bereitet offenbar ihre Hochzeit mit „Fünf Blumen“ vor. Aber man sieht sie zunächst im Wasser schwimmend. Sie trägt eine Schlangenfrisur, und eine gefiederte Schlange schwimmt hinter ihr her. In einer Hand hält sie einen Zweig, in der anderen einen Weihrauchbaum. Eine alte sitzende Priesterin hält ein rundes Gefäß mit einem Maisschößling und scheint einen heiligen Ritus zu vollziehen. Dann finden wir das Paar vor dem heiligen Schlangentempel von Chalco. Sie verbrennt Weihrauch und er bringt ein Blutopfer dar, indem er sich mit einem beinernen Gerät das Ohr durchbohrt.

Auf dem nächsten Bild sieht man den blauen gestirnten Himmel, von dem Figuren herabsteigen. Von der Mitte des Himmels steigt an einem Seil der Gott „Zwölf Winde“ mit einem Haus auf dem Rücken herab. Der größte Teil des Bildes wird von einem großen Berg eingenommen, der den Hintergrund für eine Anzahl von Personen abgibt, die bei der Zeremonie beschäftigt sind. Über den Berg kommt ein prächtiger Aufzug; die wichtigste Figur dabei ist ein Priester, der eine Frau auf dem Rücken trägt. So wurde im alten Mexiko die Braut in das Haus des Bräutigams getragen.

Weiter sieht man dann den Mann und die Frau auf zwei verschiedenen Seiten, jeder mit zahlreichen anderen Individuen, und zuletzt trägt jeder ein auf seinem Rücken befestigtes Haus. Ob das bedeutet, daß sie an einen anderen Ort zogen, oder daß ihre Ehe geschieden wurde? Denn die Ehescheidung war im alten Mexiko etwas durchaus Gewöhnliches.



Überhaupt erfährt man über das Leben und Treiben der Azteken sehr viel aus der Handschrift. Man sieht, daß sie Stein- und Ziegelhäuser mit farbigen Vorhängen hatten, daß eine den türkischen Bädern ähnliche Einrichtung bei ihnen beliebt war u. a. m.

BÜCHER-LISTE.

Bei der Redaktion der „KULTUR“ sind vom 1. April bis 5. Mai eingelaufen:

C., J. van, Der Mond und der Mai oder Don Juan. Lose Blätter und Wandelbilder aus dem Leben. Eine Dichtung. Herausgegeben von Peter Valentin. Dresden und Leipzig 1902. E. Pierson.

David, Dr. M., Amos und Hosea (Biblische Lesestücke I.). Bochum 1903. Selbstverlag des Verfassers.

Emerson, R. W., Essays, I. Folge. Deutsch von Wilh. Schölermann. Leipzig 1903. Eugen Diederichs.

Emerson, R. W., Vertreter der Menschheit. Deutsch von Heinr. Conrad. Leipzig 1903. Eugen Diederichs.

Frapan-Akunian, Ilse, Arbeit. Roman. Berlin 1903. Gebr. Paetel.

Fuchs-Talab, A., Edelfäule. Eine Wiener Aristokratenkomödie in vier Aufzügen. Dresden und Leipzig 1903. E. Pierson.

G., L. J. v., Abrüstung! Dresden und Leipzig 1903. E. Pierson.

Hanfstaengls Galerie. Publikationen alter Meister (Verlagskatalog II. Teil). München 1903. Franz Hanfstaengl.

Hartmann, Franz, Was ist Theosophie? Leipzig 1903. Theosophische Central-Buchhandlung.

Hauffe, Rudolf, Liebesfrühling. Gedichte. Dresden und Leipzig 1903. E. Pierson.

Hoesslin, Julius Konst. v., Figeni. Drama in vier Aufzügen. Berlin 1903. Axel Juncker.

Kappstein, Theodor, Emil Frommel. Ein biographisches Gedenkbuch (Männer der Zeit, Bd. XIII). Leipzig 1903. Hermann Seemann Nachf.

Kretzer, Max, Die Sphinx in Trauer. Roman. Berlin 1903. F. Fontane & Co.

Lasius, Otto, Arnold Böcklin (1884—1889). Herausgegeben von Maria Lina Lasius. Berlin 1903. F. Fontane & Co.

Matthies-Masuren, F., Die photographische Kunst im Jahre 1902. Ein Jahrbuch für künstlerische Photographie. Halle a. S. Wilhelm Knapp.

— Die bildmäßige Photographie. Mit Benutzung von B. H. Robinsons „Der malerische Effekt in der Photographie“. Halle a. S. 1903. Wilhelm Knapp.

Möbius, Dr. P. J., Über den physiologischen Schwachsinn des Weibes. 5. unveränderte Auflage. Halle a. S. 1903. Karl Marhold.

Mulert Dr., Gottes Welt. Dresden 1903. E. Pierson.



Nansen Fridtjof, Eskimoleben. Aus dem Norwegischen von M. Langfeldt. 5.—10. Tausend. Leipzig und Berlin 1903. Georg Heinrich Meyer.

Nestor, Ernst, Eine Marsgeschichte. Dresden und Leipzig 1903. E. Pierson.

Perret, Auguste, La Chimie dans l'Industrie, dans la Vie et dans la Nature. Paris 1903. Schleicher frères & Co.

Puchner, Rudolf, Anna Ruland. Sittenbild aus dem Westen der Vereinigten Staaten. Dresden und Leipzig 1903. E. Pierson.

Püttner, Jane, Italienisches Novellenbuch. Dresden und Leipzig 1902. E. Pierson.

Raaben, Eugen, Zwischen Gut und Bös. Volksstück in drei Anfzügen. Dresden und Leipzig 1903. E. Pierson.

Reclus, Elie, Les Primitifs. Études d'ethnologie comparée. Paris 1903. Schleicher frères & Co.

Rudolph, Hermann, Warum vertritt die „Theosophische Gesellschaft" das Prinzip der Toleranz? (Geheimwissenschaftliche Vorträge, herausgegeben von Arthur Weber, Heft 4.) Leipzig. Theosophische Central-Buchhandlung.

Saudek, Robert, Das Drama der Kinderseele in bühnentechnischer Beleuchtung. Berlin 1903. Deutsche Bühne, G. m. b. H.

Souby-Bey, Fabeln und Parabeln des Orients. Mit einem Vorwort von Prof. Dr. Rieder Pascha. Berlin 1903. F. Fontane & Co.

Spiero, Heinrich, Kranz und Krähen. Neue Gedichte. Hamburg 1903. Verlagsanstalt und Druckerei Akt.-Ges. (vorm. J. F. Richter).

Stumpf, E. J. G., Das Alter der Menschheit. Heidelberg 1902. Verlag des Verfassers.

Suran, Théodore, Les Esprits Directeurs de la Pensée Française du Moyen-Age à la Révolution. Paris 1903. Schleicher frères & Co.

Tusa, Paul, Der graue Stein, Dichtung. Dresden und Leipzig 1903. E. Pierson.

Wilde, Oskar, Das Bildnis Dorian Grays. Deutsch von F. P. Greve. Minden i. W. J. C. C. Bruns.

„ Ernst sein! Komödie. Deutsch von H. v. Teschenberg.

„ Lady Windermeres Fächer. Drama.
„ Salome. Drama. 2. Aufl.
„ Eine Frau ohne Bedeutung. Komödie.
„ Ein idealer Gatte. Komödie.
} Deutsch von J. L. Pavia und H. v. Teschenberg.

„ Das Sonettenproblem des Herrn W. H.
„ Der glückliche Prinz, und andere Erzählungen.
„ Dorian Gray.
} Deutsch von Joh. Gaulke.

Sämtlich Leipzig 1902—1903. Max Spohr.

Ziegler, Leopold, Das Wesen der Kultur. Leipzig 1903. Eugen Diederichs.

Wir erlauben uns, unsere Leser auf die diesem Hefte beigefügten Prospekte von S. Fischer, Verlag Berlin, betr. „Strauß, Freund Hein", ergebenst aufmerksam zu machen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. S. Simchowitz, Köln.
Für die Inserate: W. H. Sinzig, Köln.
Druck von M. DuMont Schauberg, Köln.





I. Jahrgang ★ 1903 ★ Heft 23

DIE KULTUR

Halbmonatsschrift

HERAUSGEBER DR S. SIMCHOWITZ

INHALT

ERSTES JUNIHEFT

Preis des Heftes 75 Pfg. ✶ Vierteljährlich 4 Mark
Jährlich 16 Mark

SCHAFSTEIN & Co. VERLAG
BADSTR. 1. KÖLN a. Rh. BADSTR. 1.



Die „Kultur“

erscheint *zweimal monatlich* in Heften von ca. 4 Bogen (64 Seiten).

Der Abonnementspreis beträgt (für 24 Hefte mit ca. 1500 Seiten Text) Mk. 16.— pro Jahr, also Mk. 4.— pro Quartal. Bei direktem Bezug vom Verlag Mk. 4.50; für das Ausland Mk. 5.—. Einzelne Hefte kosten 75 Pfg.

Bestellungen werden von allen Buchhandlungen des In- und Auslandes, von allen Postanstalten (Post-Zeitungs-Nummer 4449a) sowie von der Verlagsbuchhandlung entgegengenommen.

Alle für die „Kultur“ bestimmten Sendungen sind zu richten an

„die Redaktion der Kultur“, Köln, Badstraße 1.

Sprechstunde der Redaktion wochentäglich im Bureau, Köln, Badstr. 1, von 11—12.
Privatwohnung des Herausgebers, Dr. S. Simchowitz, Köln, Boisseréestr. 3.

Manuskripte werden stets einseitig beschrieben mit breitem Rande erbeten.

Für unverlangte Manuskripte wird keine Verantwortlichkeit übernommen; ihre Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt.

Alle einlaufenden Rezensions-Exemplare werden in einer „Bücher-Liste“ registriert. Eine eingehende Besprechung erfolgt nach Gutdünken der Redaktion. Eine Verpflichtung zur Rücksendung wird nicht übernommen.

Den verehrl. Redaktionen ist nach eingeholter Einwilligung der Autoren Nachdruck aus dem Inhalt der „Kultur“ gestattet, jedoch nur mit genauer Quellenangabe „Halbmonatsschrift „Die Kultur“ (Herausgeber Dr. Simchowitz, Verlag von Schafstein & Co., Köln)“.

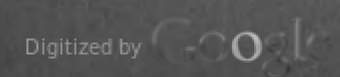
Das **XXIV. Heft** der „Kultur“

erscheint Ende Juni 1903 und wird u. a. enthalten:

Dr. Wilhelm von Scholz (Weimar): *Günther und Goethe.*

Detlev von Liliencron: *Ausklang.*

Deutschland in amerikanischer Beleuchtung.



DIE KULTUR

Halbmonatsschrift

Alles Große bildet, sobald wir es gewahr werden.
(Goethe.)

Kultur heißt Übung aller Kräfte auf den Zweck der völligen Freiheit, der völligen Unabhängigkeit von allem, was nicht wir selbst, unser reines Selbst ist.
(Fichte.)

I. Jahrgang. ★ 1903. ★ Erstes Juniheft.

INHALT

HERAUSGEBER DR S. SIMCHOWITZ
VERLAG SCHAFSTEIN & CO

KÖLN a. Rh.





Druck von M. DuMont Schauberg, Köln.



Präsident Theodor Roosevelt.

Eine Charakterstudie.

Mehr als jeder andere moderne Staat haben die Vereinigten Staaten das Glück gehabt, daß ihnen in den kritischen Wendepunkten ihrer Existenz die richtigen Männer erstanden sind, Männer, die mit stählerner Faust das Schiff an den gefahrdrohenden Klippen vorbei in den sicheren Port gesteuert haben.

Es genügt, hier die Namen George Washington, Thomas Jefferson, Abraham Lincoln, William McKinley zu nennen.

Auch Theodor Roosevelt, der jetzige Präsident des großen amerikanischen Freistaates, ist eine so eigenartige und interessante Erscheinung, daß es aus mehrfachen Gründen von großer Wichtigkeit für Europa ist, sich diesen Mann etwas näher anzusehen, um ein richtiges Bild von ihm zu gewinnen. Denn man darf behaupten, daß in Europa im allgemeinen ganz falsche Ansichten über ihn verbreitet sind. Vielfach wurde er dort als ein Popanz hingestellt, dessen unruhiger Ehrgeiz nur darauf brenne, sein Land in neue Verwickelungen, in Eroberungskriege zu stürzen.

Diese stark verbreitete, aber ganz irrige Idee ist wohl nur daraus entsprungen, daß Theodor Roosevelt eben in seinen Äußerungen und in seinem ganzen Wesen nicht mit demselben Maßstab gemessen werden muß, mit dem man

europäische Staatsmänner und Politiker mißt. Er ist aus anderem Holze geschnitzt, ist ein so typischer Amerikaner wie seit Lincoln keiner auf dem Präsidentenstuhl gesessen hat. Aber wohlgemerkt, typisch für den Amerikaner von heute.

Er verkörpert wie wenige hier die treibenden Kräfte der jungen Nation. Mit anderen Worten: was er erstrebt, das erstrebt das amerikanische Volk von heute; seine Hauptideen und Überzeugungen sind die des entscheidenden Teiles der Nation, deren anerkannter Führer er jetzt ist und wahrscheinlich auch auf eine Reihe von Jahren hinaus bleiben wird; denn er steht im besten, schaffensfreudigsten Mannesalter, ist von eiserner Gesundheit, und sein Einfluß auf die breiten Massen ist in stetigem Wachsen. Bedeutet die amerikanische Expansionsidee eine ernste Gefahr für Europa, wie viele meinen, so bedeutet auch Theodor Roosevelt eine solche Gefahr, denn er ist ihr fähigster und mächtigster Vertreter hier. Bedeutet der zunehmende Einfluß, den die Vereinigten Staaten in ihrer Politik, ihrem Handel und Wandel auf Europa ausüben, eine Gefahr, so muß man den Mann studieren, der berufen erscheint, diese Elemente vorzubereiten, zu sammeln und zu verdichten.

Es darf wohl angenommen werden, daß der interessante Entwicklungsgang Roosevelts genügend bekannt ist. Einer der ältesten und dem Allgemeinwohl nützlichsten Patrizierfamilien New-Yorks entsprossen, einer Familie, deren Urahn unter den ältesten holländischen Ansiedlern von Neu-Amsterdam (nachmals New-York), den sogenannten Knickerbockers, und die auch reichlich mit Glücksgütern gesegnet war, wandte sich der junge Roosevelt, anstatt gemächlich die Güter zu genießen, die ihm Fortuna in den Schoß geschüttet, von Anbeginn einer unkonventionellen und an Mühsalen reichen Laufbahn zu, schon dadurch die Originalität seines Wesens und Strebens dokumentierend. Nach genossener gründlicher Schul- und Universitätsbildung wählte er aus freien Stücken eine Reihe von Jahren das

rauhe, aber alle geistigen und körperlichen Kräfte stählende Ansiedlerleben im fernsten, ursprünglichsten Westen. Es ist bekannt, wie er, der Sohn reicher und vornehmer Eltern, sich dort Respekt unter den von der Zivilisation noch nicht beleckten Rinderhirten, Trappern, „Prospektors“ und Rancheros zu verschaffen wußte, indem er immer unter ihnen seinen ganzen Mann stellte. Der Zug rücksichtsloser Energie, der bei ihm dort ausgebildet wurde, eignet ihm auch heute noch. Es ist vielleicht sein hervorstechendster Charakterzug. Dies ist allgemein bekannt. Aber um das ganze komplizierte Seelenleben des Mannes zu kennen, muß man seine Reden und Schriften studieren. Sie spiegeln sein ganzes Bild getreulich wieder.

Nichts ist so bezeichnend für ihn wie das von ihm verfaßte Buch mit dem eigentümlichen Titel: „The Strenuous Life“, also etwa: das harte, arbeitsame, alle Kräfte anspannende Leben. Es erschien vor knapp zwei Jahren, während er noch Gouverneur von New-York, des volkreichsten und mächtigsten Staates der Union war. Einige kurze Auszüge daraus werden dies beweisen.

In seiner vor dem Hamilton-Klub in Chicago, einer der leitenden republikanischen Parteiorganisationen des Landes, gehaltenen Rede über das „Strenuous Life“ sagt er u. a.:

Es muß die frohe Pflicht des Mannes sein, Mannesarbeit zu tun, zu wagen, zu ertragen und zu arbeiten: sich selbst und die von ihm Abhängigen zu ernähren. Das Weib muß die Hausfrau sein, die Gehülfin des Heimmachers, die weise und furchtlose Mutter vieler gesunder Kinder. In einem von Daudets eindrucksvollen und traurig stimmenden Büchern spricht er von der „Furcht vor der Mutterschaft, dem Schreckensgespenst der jungen Gattin von heutzutage.“ Wenn solche Worte mit Recht von einer Nation geschrieben werden können, die Nation ist verrottet im Kerne ihres Herzens. Wenn Männer sich vor Arbeit oder vor gerechtem Kriege fürchten, wenn Frauen die Mutterschaft scheuen, so zittern sie am Rande des Verderbens; und recht ist es, daß sie von der Erde verschwinden, wo sie nur den gerechten Gegenstand der Verachtung bilden für alle Männer und Frauen, die selbst stark und mutig und hochgesinnt sind.

Und wie mit dem einzelnen, so auch mit der Nation. Es ist eine niedrige Unwahrheit, wenn man sagt, glücklich sei das Volk, das keine Geschichte habe. Dreimal glücklich und gepriesen ist das Volk, das eine ruhmvolle Geschichte hat. Denn besser ist es, große und mächtige Dinge zu wagen,



ruhmvolle Siege zu gewinnen, selbst wenn diese durch Niederlagen unterbrochen werden, als seinen Rang zu nehmen mit den armseligen Geistern, die weder viel Freude noch Leid kennen, weil sie in dem grauen Dämmerlicht leben, in dem man nicht Sieg noch Niederlage kennt.

Wenn im Jahre 1861 die Männer, die die Union liebten, geglaubt hätten, daß Friede der Endzweck aller Dinge sei, und Krieg und Streit das schlimmste aller Dinge, und hätten ihrem Glauben gemäß gehandelt, so würden wir Hunderttausende von Leben erspart, Milliarden von Dollars nicht verausgabt haben . . . . . . Und wenn wir alles dies vermieden hätten, so wären wir Schwächlinge gewesen, und wir hätten nicht das Recht gehabt, uns zu den großen Nationen der Erde zu zählen. Dankt Gott für das Eisen im Blute unserer Väter, der Männer, die Lincolns Weisheit unterstützten und Büchse und Schwert in den Armeen Grants trugen.

Man sieht, es sind große, mannhafte Gedanken, auf kräftige, ganz ungezwungene Art ausgedrückt. Es ist eine Art Paraphrase zu dem Wort: „Das Leben ist der Güter höchstes nicht" und eine Apotheose auf kriegsbereiten Patriotismus.

Ähnlich ist der Gedankengang in dem Essay „Expansion and Peace" (Expansion und Friede), den Roosevelt am 21. Dezember 1899 veröffentlichte. Darin sagt er:

Der große Fleck auf Europas internationaler Sittlichkeit in dem zu Ende gehenden Jahrzehnt war nicht ein Krieg, sondern ein schamloser Friede, geschlossen durch die vereinte Tätigkeit der Großmächte, während die Türkei die letzten Schrecken der Metzelei, Tortur und namenloser Verbrechen den Männern, Weibern und Kindern des verzweifelnden Armenien zufügte. Der Krieg war vermieden, der Friede wurde nicht gestört, aber welch ein Friede!

Jede Ausdehnung der Zivilisation wirkt zu gunsten des Friedens. In anderen Worten, jede Expansion einer großen, zivilisierten Macht bedeutet einen Sieg für Gesetz, Ordnung und Recht. Dies trifft zu auf jeden einzelnen Fall von Expansion während des Jahrhunderts, ganz gleich ob die sich ausdehnende Macht Frankreich, England, Rußland oder Amerika war.

Heute sind es die großen, sich ausdehnenden Völker, welche künftigen Zeitaltern das große Vermächtnis ihrer Erinnerungen und die greifbaren Ergebnisse ihrer Anstrengungen hinterlassen, und die Nationen, welche ihren Lenden entsprangen, und unter ihnen allen ist es England, welches dasteht als der Erztypus und das beste Beispiel aller solchen mächtigen Nationen. Dagegen die Völker, die sich nicht ausdehnen, hinterlassen nichts und können nichts hinterlassen.

Das ist sein Evangelium der Expansion, das er durch das ganze Land getragen hat mit bedeutendem Erfolg. Von diesem Gesichtspunkt aus verficht er die amerikanische Politik auf den Philippinen und billigte den britischen Krieg in Südafrika.



Ein anderes Register, das der inneren, moralischen Reinigung, schlägt er an in „Latitude and Longitude among Reformes“ (Länge und Breite bei den Reformbefürwortern), worin er sagt:

> *Wir werden niemals unsere Republik zu dem machen, was sie sein sollte, bis wir als Ganzes zu der Einsicht kommen — und darnach handeln —, daß der Erfolg verabscheuenswert ist, welcher auf Kosten der fundamentalen Sittlichkeitsgrundsätze errungen ist . . . . . . Unser Ideal von öffentlichem und privatem Charakter wird nicht erhöht werden dahin, wo es sein sollte, bis wir den erfolgreichen Bösewicht die Schärfe einer mißbilligenden öffentlichen Meinung noch schwerer empfinden lassen als den erfolglosen Bösewicht.*

In einem kürzeren Artikel, der „Sympathie als ein politischer Faktor“ betitelt ist, macht er dies interessante Geständnis:

> *Außer Studenten und Politikern waren meine ersten intimen Gefährten Rancheros, Rinderhirten und Jäger, und ich gewann schnell die Überzeugung, daß es im ganzen Lande niemand mehr gebe, der ihnen ebenbürtig zur Seite stehe.*

Allerdings schwächt er dies merkwürdige Urteil im weiteren Verlaufe desselben Artikels ab.

In seiner Rede über „The Best and the Good“ (das Beste und das Gute) kommt folgender Passus vor:

> *Es ist ein großer Irrtum zu glauben, daß der Extreme ein besserer Mann als der Mäßige sei. Gewöhnlich ist der Unterschied zwischen ihnen nicht der, daß der erstere sittlich stärker, sondern daß er geistig schwächer ist. Er ist nicht der tugendhaftere; er ist einfach törichter. Dies trifft in unserem amerikanischen Leben namentlich auf viele zu, die die größten Pessimisten sind betreffs unseres politischen Lebens.*

Und der Grundgedanke der ganzen Rede geht dahin, daß man als praktischer Politiker immer mit gegebenen Faktoren rechnen muß, um praktische Ergebnisse zu erzielen, und das Bessere nicht deshalb verwerfen muß, weil es ein zur Zeit unerreichbares Bestes gibt.

In einer Rede: „Promise and Performance“ (Versprechen und Halten) kommen wahrhaft staatsmännische Gedanken vor. Die Art, wie er gewisse Lehren Machiavellis in dessen „Prinzipe“ durchleuchtet und anwendet, ist klar und scharf durchdacht. Ein Satz aus dieser Rede läßt einen von Roosevelts hervorstehenden Charakterzügen hell hervortreten. Er lautet:



Heuchelei ist ein ganz besonders abstoßendes Laster, sowohl im öffentlichen wie im privaten Leben — wenigstens in hohen Stellen: es kann aber nur in solchen Orten auf längere Zeit und in großem Maßstabe ausgeübt werden, wo die große Maße des Volkes wirklich der Beschreibung Machiavellis entspricht und wo dieselbe zufrieden ist mit einer völligen Scheidung zwischen Versprechen und Halten.

In der leitenden amerikanischen Jugendzeitschrift St. Nicholas veröffentlichte Roosevelt einen kurzen Aufsatz über den „amerikanischen Knaben". In lapidaren Sätzen, von denen jeder so kurz und prägnant ist, daß er sich dem Gedächtnis einverleibt, sagt hier Roosevelt, wie er sich den amerikanischen Knaben denkt und wünscht — den typischen, nicht den idealen; strebsam, unerschrocken, mit vernünftigen, greif- und erreichbaren Zielen im Leben, tüchtig in allem, was er unternimmt, arbeitsam, ein guter „Lerner" und ein gleich guter „Spieler". Er illustriert das, was er sagt, mit allgemein bekannten Beispielen aus der amerikanischen Jetztzeit sowie aus der klassischen und neueren Geschichte. Es ist immer dasselbe Ideal, das ihm vorschwebt, im Knaben wie im Mann. Der Einfluß seiner Schriften wie seiner Persönlichkeit auf die heranreifende Jugend Amerikas ist ein gewaltiger.

In seinen Reden, Monographien und Essays über nationale Helden, vor allem über Lincoln, Grant, Dewey, trifft man auf dieselben Hauptideen. In seiner in Galena, Illinois, im Sommer 1900 gehaltenen Ansprache über General Grant sagt er u. a.:

Es ist nur durch Arbeit und Mühe, daß eine Nation oder ein Individuum zur Größe gelangt. Der große Mann ist immer der Mann des mächtigen Entschlusses und gewöhnlich der Mann, den die drückende Not zu diesem mächtigen Entschluß erzogen hat.

Und weiterhin in derselben Ansprache sagt er:

Noch hat es keine Nation gegeben, die ihre Freiheit auf die Dauer behalten hätte, nachdem sie ihre Achtung vor dem Gesetz eingebüßt, nachdem sie den gesetzbewahrenden und -erhaltenden Geist verloren, den Geist, der tatsächlich die ordnungsliebende Freiheit schafft.

Und weiter:

Der Charakter ist die Hauptsache in einer Nation wie in dem einzelnen.

Wir brauchen keine Männer von unstätem Genie oder unzuverlässiger Kraft. Was wir brauchen sind, Männer von starkem, ernstem, solidem Charakter,



Männer, welche die hausbackenen Tugenden besitzen und zu diesen noch weiter unerschütterlichen Mut, Ehrlichkeit und unwandelbaren Entschluß hinzufügen.

Wir müssen unser Schicksal selbst bestimmen, durch eigene Kraft. Eine regsame junge Nation wie die unsrige bleibt nicht ewig auf demselben Fleck stehen.

Er ist ein echter, rechter, aufrichtiger Demokrat, — das Wort im besten Sinne genommen, unkonventionell, voll Mannesstolz, unbeugsam, wenn er im Recht zu sein glaubt. Es ist, als wenn ein zweiter Andrew Jackson im Weißen Hause eingezogen sei, ein Mann so einfach und beinahe patriarchalisch in seinen Sitten wie Cincinnatus, daß es wie ein Anachronismus wirkt im Zeitalter der Vanderbilts, Astors und Rockefellers, im Zeitalter des rasenden Luxus und des im Lande aufkeimenden Klassenbewußtseins. Seine Reden sind voll von der Doktrin der Väter, daß es hierzulande keine Klassen gebe, daß es in einem Freistaate keine geben dürfe und daß die Anfänge davon, die sich scheu ans Tageslicht getrauen, mit rauher Strenge wieder in den Boden gestampft werden müssen. Und dazu gibt er selbst das beste Beispiel, ein besseres als irgend ein amerikanischer Präsident seit achtzig Jahren.

So recht bezeichnend für seine Art war deshalb eine längere Ansprache, die er am 6. November 1902 in der Großloge von Pennsylvanien hielt bei Gelegenheit der Denkfeier zu Ehren von George Washingtons Einführung daselbst in den Freimaurerorden. Er pries den Geist der Brüderlichkeit, der stets den Orden ausgezeichnet habe und der das echte Vorbild der Demokratie sei, und warnte am Schluß vor zwei Extremen, nämlich der höfischen Schmeichelei und deren Gegenteil, dem Mangel an Ehrfurcht vor den Taten wirklich großer Männer. „Der Geist der echten Gleichheit und Brüderlichkeit", sagte er, „nicht der falschen, muß mehr gepflegt werden in unserem Lande."

Die kristallhelle Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit des Mannes, die einen schlagenden Kontrast zu der Gewissenlosigkeit und Doppelzüngigkeit des amerikanischen Durchschnitts-



politikers bildet; die Tatsache, daß er genau meint, was er sagt; die pittoreske Art, in der er alles vorbringt, und die wuchtige Energie, die er bei all seinem Streben einsetzt, — dies alles macht ihn zu einer geradezu phänomenalen Erscheinung im öffentlichen Leben Amerikas. Seit Lincolns Zeit, also seit zwei Generationen, hat es dort keinen solchen Mann gegeben.

Seine „sayings“, seine mit packender Kürze und Anschaulichkeit in die Nation geworfenen Schlagworte und Illustrationen bilden schon heute einen Schatz des amerikanischen Schrifttums und politischen Lebens, und dieser Schatz wird stetig von ihm vergrößert.

Seine Rhetorik ist vor allem volkstümlich und allgemeinverständlich, auch dem gewöhnlichen ungebildeten Manne. Das ist einer der Hauptgründe, warum Roosewelt in wenigen Jahren eine wahrhaft kolossale Popularität errungen hat.

Sein unerschütterlicher Optimismus ist ein weiterer, sehr bemerkenswerter Zug an ihm. Auch er ist typisch amerikanisch. Immer und immer kehren solche Sätze in seinen Reden und Schriften wieder wie der folgende:

. . . . . . und der hausbackene Verstand, mit dem das amerikanische Volk in seiner großen Mehrzahl eine solche Taktik (nämlich das Erstreben und das Versprechen von praktisch unmöglichen Dingen in der Politik, Anm. des Übers.) zurückweist, ist der bestmögliche Beweis dafür, daß es das Zeug in sich hat, die hohe und schwierige Aufgabe, die größte Republik, welche die Sonne je beschienen, zu regieren, auch wirklich zu erfüllen.

Sein Zutrauen zu dem in der großen Mehrzahl der Fälle triumphierenden nüchternen Verstand, dem „common sense“, des amerikanischen Volkes ist ein felsenfestes. Kein zeitweiser Fehlschlag kann ihn daran unsicher machen.

Nur in einer Beziehung ist Roosevelt unamerikanisch: ihm fehlt der Humor. Man wird vergeblich in seinen Schriften und Reden nach dem leisesten Anflug davon suchen. Aber es ist nicht zu leugnen: die jüngste Generation des amerikanischen Volkes ist weniger humorvoll als die „älteren Jahrgänge“. Die bedeutendsten der amerikanischen Humoristen, die, welche Weltruf erlangten, wie Mark



Twain, Artemus Ward, Frank R. Stockton u. a., ruhen entweder schon im Grabe oder gehören in ihrem Entwicklungsgange einer verflossenen Periode an. Auch hierin ist also in gewissem Sinne Roosevelt typisch. Das „strenuous life“ — das harte, arbeitsame, alle Kräfte anspannende Leben —, von dem er so viel spricht und schreibt und das zum Titel seines populärsten Buches geworden ist, läßt nicht viel Zeit noch Raum für die Pflege des Humors. Wer die heutigen Kongreßreden mit denen vergleicht, die vor vierzig, fünfzig Jahren gehalten wurden, wird erstaunen darüber, wie dieser Umschwung darin zur Anschauung kommt. In dieser Beziehung erreicht Roosevelt seine Vorbilder Lincoln und Grant nicht, denn der erstere floß über von einem „racy humor“, wie er unverfälschter noch keinem bedeutenden Manne eigen gewesen ist, und Grant war bekannt wegen seines trockenen, beißenden Witzes.

New-York. *Wolf v. Schierbrand.*

Degenerieren die Kulturvölker?

Die Klagen über die Entartung des Menschengeschlechts, insbesondere über den angeblichen körperlichen Rückgang der Kulturvölker, sind nicht erst in den letzten Jahrzehnten vernehmbar gewesen; sie scheinen einem uralten Zuge des Volksgeistes zu entsprechen, der sehnsüchtig nach der „guten, alten Zeit“ zurückschaut und das goldene Zeitalter in die ferne Vergangenheit verlegt. Von den uralten Sagen und Märchen an bis zu den Angriffen auf die moderne Hygiene seitens der modernen Spartaner, die ihr Rüstzeug der Lehre



Darwins entlehnen, ist eine seltene Einmütigkeit zu verzeichnen: sie alle nehmen die köperlichen Vorzüge der Ahnen und die Entartung der Epigonen als feststehende Tatsache an. Der körperliche Niedergang der Kulturmenschen galt als ein Dogma, das auch in wissenschaftlichen Kreisen nur Gläubige fand. Indessen nimmt der kritische Geist unseres Zeitalters auf die Dauer auch die scheinbar augenfälligen Tatsachen nicht ohne eigene Nachprüfung hin, und so wurde die Frage, ob unsere Zeitgenossen an Größe, Körperkraft, Leistungsfähigkeit, Lebensdauer ihren Ahnen denn wirklich nachstehen, ob die Menschen immer schwächer werden, von verschiedenen Forschern in jüngster Zeit nach einwandsfreien Methoden geprüft.

Zunächst erwies sich dabei der Glaube, daß die Menschen immer kleiner werden, daß die Kämpfer der entlegenen Vorzeit ihren heutigen Enkeln gegenüber Riesen gewesen wären, als völlig unhaltbar. Man maß die Gebeine in den aufgedeckten prähistorischen Gräbern und fand eine Länge von 169, höchstens 180—190 cm, also keinen allzu hochragenden Wuchs. Wir treffen in denselben Gegenden annähernd die gleichen Maße, wie jetzt im Durchschnitt der Bevölkerung, z. B. in Oberbayern 1,686 m für das 5.—7. Jahrhundert (nach Lehmann u. Nitsche) und 1,68 (nach Ranke) für die jetzige Bevölkerung. An Gräbern aus der Karolingerzeit in Andernach ergaben die Messungen, daß die dort zur Ruhe bestatteten Merowinger und Karolinger den heutigen Bewohnern der freundlichen Rheinstadt an Wuchs und Umfang nicht voraus waren. Für die Franzosen und ihre Vorfahren haben Topinard und andere französische Anthropologen die gleichen Verhältnisse festgestellt. Die römischen Gardetruppen waren, wie wir aus den Berichten der alten Schriftsteller wissen, 1,725 m hoch, und noch heute erreicht ein entsprechender Prozentsatz der Italiener diese Körpergröße. Interessant ist Pettenkofers Nachweis, daß nach den Angaben Homers die Helden des Trojanischen Krieges viel schwächer und kleiner



gewesen sein müssen als unsere heutigen Soldaten. Wir finden jetzt bei den Rekruten, welche jedoch in Nordeuropa zur Zeit der Messung nie ganz ausgewachsen sind wie in Süd- und Westeuropa: in Norwegen 1,73 m, in Schottland 1,71 m, in England und Schweden 1,70 m, in Dänemark und Norddeutschland 1,695 m, in Deutschland im Gesamtdurchschnitte 1,68 m, Irländer 1,68 m, Russen 1,67 m, Franzosen 1,66 m, Magyaren 1,63 m, Finnen 1,62 m. Die Durchschnittsgröße der ausgewachsenen Männer ist bei den holländischen Buren in Afrika 1,71 m, in Britisch-Amerika 1,72 m, in Kentucky 1,76 m. In Bayern ist die Größe der Rekruten im Isarwinkel 1,70 m, im Bezirk von Lenggries 1,78 m. Von einer Entartung des Menschen in Bezug auf die Größe kann nach diesen Zahlen also gar keine Rede sein.

Sehr wesentlich zur Entscheidung der Frage nach dem körperlichen Rückgang der Kulturvölker ist auch die Rekrutierungsstatistik der zivilisierten Völker, die Kruse in Bonn und andere Forscher genauer geprüft haben. Allerdings ist in einzelnen Ländern das Militärmaß, insbesondere unser Gardemaß, herabgesetzt worden, aber diese Maßregel war nur veranlaßt durch den wachsenden Bedarf des stehenden Heeres, nicht durch einen körperlichen Rückgang der Rekruten oder der Bevölkerung. Die genauen Forschungen haben ergeben, daß in allen Kulturländern während des neunzehnten Jahrhunderts weder die Körpergröße, noch die Körperkraft der Soldaten zurückgegangen ist; im Gegenteil, O. Ammon hat z. B. für Baden eine Zunahme der Rekruten an Körpergröße von 1840—1878 nachgewiesen, die zwischen 1 und 1 1/2 cm schwankt.

Überraschend war das Ergebnis der Messungen an den alten Ritterrüstungen, die in Museen und Burgen aufbewahrt werden. Wie oft hört man bei ihrer Besichtigung den Ausruf: „Heutzutage wären die Männer viel zu schwach und klein für solche Riesenpanzer!“ Aber der Schein trügt; das Umgekehrte ist der Fall. Wir wissen jetzt, daß



diese Rüstungen für einigermaßen stattliche Menschen von heute viel zu klein und zu eng sind. Nicht nur die Messungen in Deutschland haben dies ergeben, sondern die schottischen Edelleute erfuhren es am eigenen Leibe, als sie zur Krönung der jungen Königin Viktoria die Prunkrüstungen und Prunkgewänder ihrer Vorfahren anlegen wollten. Sie sowohl wie ihre Damen erwiesen sich als viel größer und stärker als ihre Vorfahren, und „her gracious queen“ sah ihre schottischen Vasallen in neu angefertigten Rüstungen und Prunkgewändern, als sie ihr den alten Huldigungseid schwuren.

Auch die Lebensdauer der Kulturmenschen zeugt nicht von körperlichem Verfall. Soweit es sicher beglaubigte Zahlen gibt, hat die Lebensdauer unserer Vorfahren die unserer Zeitgenossen nicht übertroffen. Eine Verlängerung des durchschnittlichen Lebens um mehrere Jahren kann man im Gegenteil, wenigstens für die letzten hundert Jahre, in allen Kulturländern feststellen. Die gewaltige Entwicklung der öffentlichen Gesundheitspflege und das gemeinsame Vorgehen von Wissenschaft, Gemeinde und Staat haben eine bedeutende Abnahme der Sterblichkeit zuwege gebracht, insbesondere in den großen Städten. So starben in London im 17. Jahrhundert, als London noch nicht eine Million Einwohner zählte, jährlich noch 42 von 1000 Einwohnern, während gegenwärtig, trotz des engen Zusammenlebens von mehr als fünf Millionen, die Sterblichkeitsrate weit unter der Hälfte der obigen Zahl bleibt. Ähnliche Fortschritte haben Berlin, München und andere Großstädte aufzuweisen. Früher richteten die Seuchen weit gewaltigere Verheerungen an als jetzt. Der schwarze Tod soll im 14. Jahrhundert 25 Millionen, etwa den vierten Teil aller damals lebenden Menschen in Europa, fortgerafft haben; Blattern und Hungertyphus allein verursachten regelmäßig mehr Todesfälle als jetzt alle Infektionskrankheiten zusammengenommen. Im preußischen Heer erkrankten im Jahre 1869 noch 22000, ein Jahrzehnt darauf nur noch

11000, im Jahre 1895 nur noch 4000 Soldaten an Infektionskrankheiten, obwohl die Kopfstärke des Heeres seit 1870 gewaltig gewachsen ist; so sehr ist die Widerstandskraft und der erfolgreiche Kampf gegen die Krankheitsschädlichkeiten gewachsen. Die Pocken haben ihre Schrecken durch die Impfung verloren und sind gegenwärtig bei uns fast unbekannt, während ihnen noch im 18. Jahrhundert durchschnittlich der zehnte Teil aller Kinder und eine große Anzahl von Erwachsenen erlag; nicht selten rafften sie mehr als die Hälfte der Kranken hinweg und hinterließen den dem Tode Entronnenen Siechtum, Gebrechen und Entstellung. Andere Krankheiten, viele bösartige Fieber, Malariafieber, die schweren Wundkrankheiten (Hospitalbrand usw.), sind durch die Fortschritte der Heilkunde zu Seltenheiten geworden. Neuerdings ist auch die Lungenschwindsucht, dank den Maßregeln der öffentlichen Gesundheitspflege, um ein Drittel in der Zahl der Sterbefälle zurückgegangen, die Sterblichkeit an Diphtherie ist durch Behrings Heilserum seit 1894 bereits auf ein Drittel bis ein Viertel der früheren Höhe gefallen. Der Unterleibstyphus, dem noch in den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts z. B. in München 203 von 100000 Einwohnern erlagen, ist so erfolgreich bekämpft, daß jetzt dort nur noch 5 von 100000 ihr jährlich erliegen, und in andern Großstädten ist es ähnlich gegangen. Eine der häufigsten Ursachen der Blindheit, die infektiöse Augenentzündung der Neugeborenen, ist durch einfache antiseptische Auswaschungen von 12 Prozent auf 0,1 Prozent in den letzten Jahren herabgedrückt worden; die Trichinosis und andere Krankheiten sind durch die strenge Fleischschau fast verschwunden. Die verhältnismäßig wenigen Krankheiten, die anscheinend an Verbreitung gewonnen haben, wie Krebs, Herzleiden, Nerven- und Geisteskrankheiten, kommen diesen Erfolgen gegenüber schon deshalb weniger in Betracht, weil deren Zunahme zum Teil wohl nur eine scheinbare, durch die bessere Erkenntnis dieser Leiden und das vermehrte Aufsuchen der ärztlichen Behandlung bedingte ist.

Auch das Anwachsen der Millionenstädte, gegen welche die heftigsten Anklagen geschleudert werden, hat eine körperliche Entartung ihrer Bewohner nicht herbeigeführt. Auch hier kann der laute Schall der Behauptungen nicht die nüchterne Sprache der Statistik und der wirklichen Beobachtung übertönen. Selbst in Paris, dem als fürchterlich entartet verschrieenen Sündenbabel, kann die Degeneration keine sehr große sein, denn Paris liefert verhältnismäßig mehr wehrfähige Rekruten als das übrige Frankreich, einschließlich der sicher doch unverdorbenen Dorfbevölkerung! Auch die allgemeine Sterblichkeit weist für Paris kein ungünstiges Verhältnis auf; in Frankreich war von 1886—90 die allgemeine Sterblichkeit 22,21 von 1000, in Paris betrug sie 23,4, also nur wenig über dem Durchschnitt, und seitdem hat sie noch abgenommen. Die Erscheinungen, welche als Entartungserscheinungen beschrieben werden, beschränken sich eben auf einen verschwindend kleinen, meist erblich belasteten Teil der Großstädter und kommen nicht allzuselten übrigens auch auf dem Lande vor, wie denn Nervenschwäche, Hysterie und andere Nervenleiden keineswegs ein ausschließliches Privileg der Großstädter und der Neuzeit sind. Daß eine große Menge fragwürdiger Existenzen in den Großstädten ihr Spiel treiben, ist ohne weiteres zuzugeben, aber diese Erscheinung erklärt sich sehr einfach aus dem günstigeren Nährboden und der größeren Möglichkeit, in der Menge zu verschwinden, nicht aber aus der körperlich degenerierenden Atmosphäre der Großstadtluft. Überhaupt sind soziale Verhältnisse, Ernährung, Beschäftigung und andere äußere Momente häufig Ursache von Erscheinungen, die man als physische Degeneration der Rasse auffassen möchte und die doch beim Wegfall der äußeren Einflüsse rasch verschwinden.

Es braucht in dieser Hinsicht nur an die Fortschritte erinnert zu werden, welche die körperliche Entwicklung der Arbeiterklassen infolge der sozialen Gesetzgebung der neueren Zeit offenbar gemacht hat und in Zukunft in noch

weit größerem Umfange machen wird. So schrieb der englische Arzt Dr. Smith, Chirurg am Krankenhause zu Leeds, über die Wirkung der Fabrikgesetze: „Ich bin erstaunt über die große Veränderung, die seit der Durchführung dieser Gesetze mit der weiblichen Hälfte unserer Bevölkerung vorgegangen ist. Die Frauen sind jetzt schön und haben ein blühendes Aussehen; sie sind kräftig und gut entwickelt und nicht nur munter, sondern beständig zu Scherzen aufgelegt; statt der eckigen Figuren, die sie früher darstellten, sieht man jetzt schöne runde Linien. Ich hätte eine solche Veränderung in verhältnismäßig kurzer Zeit nicht für möglich gehalten, wenn ich sie nicht mit eigenen Augen sähe." Andere Engländer bezeugen, daß das Körpergewicht der Fabrikkinder zugenommen hat, seitdem sie nicht mehr schrankenlos ausgenutzt und namentlich des Nachts nicht verwendet werden dürfen. Auch in Deutschland hat die Arbeiterschutz-Gesetzgebung in der kurzen Zeit ihres Bestehens bereits ähnlich gewirkt. Die Quecksilbervergiftung, der früher die Spiegelbeleger z. B. in Fürth massenhaft erlagen, ist seitdem verschwunden, ebenso die Phosphornekrose aus den Kreisen der Zündholzarbeiter und eine Reihe anderer Gewerbekrankheiten mit schlimmen Folgen. Die gesetzliche Ausdehnung des Kinderschutzes auf die Hausindustrie wird auch für das heranwachsende Proletariat bessere hygienische Verhältnisse schaffen und dessen oft jammervolle Lage bessern. So trägt der Arbeiterschutz zur Verbesserung der Rasse bei; die Nachkommen der elenden, kranken und liederlichen englischen Arbeiter der dreißiger und vierziger Jahre sind heute, nach eingetretener Besserung ihrer Lage, kräftig, gesund, arbeitsfreudig, tüchtig und gesittet.

Auf die deutschen Städte des Mittelalters trifft es vielleicht zu, daß sie ohne den beständigen Zuzug vom Lande allesamt ausgestorben sein würden, denn die Zusammendrängung der Menschen auf einen engen, ummauerten Raum, der niemals eine gründliche Reinigung von dem durch



Menschen und Vieh erzeugten Unrat erfuhr, und die ewigen Parteikämpfe, bei denen man sich gegenseitig die Köpfe einschlug, hatten natürlich eine sehr hohe Sterblichkeit zur Folge. Außerdem aber beförderte, wie Jentsch hervorhebt, eine väterlich gesinnte Obrigkeit alljährlich eine ansehnliche Zahl von Schelmen, Ketzern und politischen oder geschäftlichen Gegnern durch Strick, Eisen und Feuer in ein besseres Jenseits. Auch das Zölibat der Geistlichen, die übliche Versorgung edler Damen in Klöstern, die zahlreichen Kämpfe mit ihrer Hinopferung des besten Volksteils, schwächten die Volkskraft im Mittelalter erheblich. Die Kindersterblichkeit, die heute noch als hoch zu beklagen ist, war früher weit stärker, wie man sich leicht aus den Kunstdenkmälern und Grabinschriften der vornehmsten Familien überzeugen kann. Übrigens zeigt uns auch die Betrachtung der älteren und neueren Porträts, daß entschieden eine Verbesserung, nicht eine Degenerierung eingetreten ist, namentlich in geistiger Beziehung. Immer mehr gewinnen die Gesichter an individueller Ausprägung, an durchgeistigter Physiognomie, und auch die Geschlechter erscheinen immer differenzierter, während noch zu Beginn der Neuzeit männliche und weibliche Porträts nicht große Verschiedenheiten aufweisen.

Andere Beweise für die Degeneration, die nun einmal da sein sollte, hat man in dem Aussterben der hohen Adelsgeschlechter und ihrer häufigen Kinderlosigkeit sehen wollen. Professor Hegar in Freiburg hat sich nun, um der Sache auf den Grund zu gehen, die Mühe genommen, den Gothaer Almanach daraufhin durchzumustern, und siehe da! diese allgemein verbreitete Annahme erwies sich, wie die meisten Behauptungen der Degenerations-Pessimisten, als eine Legende. Die Fruchtbarkeit und die Sterbeverhältnisse der regierenden Häuser und des hohen Adels entsprach vollkommen den normalen Verhältnissen der übrigen Sterblichen.

Ebenso unbegründet erweist sich der allgemeine Satz, daß

man die heutige Kulturwelt deshalb degenriert nennen müsse, weil die Mischung der Rassen vorgeschritten sei und Mischrassen immer eine Verschlechterung darstellen. Daß Mischlinge schlechter als Völker und Menschen von reiner Rasse seien, erklären Ratzel und andere Anthropologen für ein durch die Völkerkunde widerlegtes Vorurteil. Bei Mischungen wirklicher Kulturrassen, wie sie unsere Kulturwelt bietet, werden körperliche, sittliche und geistige Leistungen ermöglicht, die über die Masse der einzelnen ursprünglichen Rassenanlagen hinausgehen, und die Mischlinge weisen die guten Eigenschaften beider Rassen in verstärktem Maße auf.

Auch die Tatsache, daß die Geburtenziffer bei vielen Kulturvölkern nicht gleichmäßig zunimmt, ist keine Erscheinung der Degeneration, zumal ohnehin die gesamte Bevölkerungszunahme der Kulturwelt während des letzten Jahrhunderts eine gewaltige ist. Es handelt sich hier nicht um eine Abnahme der Körperkraft, um physische Entartung, sondern vielfach um eine gewollte Einschränkung der Nachkommenschaft aus sozialökonomischen Gründen, wie sie gerade bei wohlhabenden Völkern, z. B. in Frankreich, sich ausbreitet. Auch die Franzosen sind also keineswegs physisch degeneriert, weil sie sich langsamer vermehren, wenn sie auch im Wettbewerb der Nationen dadurch in Nachteil geraten.

Weit entfernt davon, der körperlichen Entartung zu verfallen, sehen wir vielmehr alle Kulturvölker zur Zeit eifrig beschäftigt, ihre Körperkraft und physische Entwicklung mit allen Mitteln zu erhöhen, durch soziale Gesetzgebung, Werke der Gesundheits- und Wohlfahrtspflege, Förderung der individuellen Leibespflege, des Sports und der Leibesübungen aller Art, die Schädlichkeiten, wie sie eine hochentwickelte Kultur immerhin im Gefolge hat, auszugleichen und einen kraftvollen, an Leib und Seele gesunden Nachwuchs zu schaffen. Nicht in der Vergangenheit, sondern in der Zukunft liegt das goldene Zeitalter der harmonischen Körper-



entwicklung und Kraft, von der uns die schönen Amerikanerinnen schon jetzt eine Vorahnung geben können. Aufsteigend, wenn auch manchmal in Spiralen, ist die Kulturmenschheit bisher stets auch körperlich geblieben, und auch in Zukunft bleibt es wahr: „Aufwärts geht der Menschheit Pfad!"

Berlin. *Dr. med. Georg Korn.*

Das Neue und das Alte.

„Was gibt es Neues?" fragt man sich auf der Straße. Um der Neuigkeiten willen kaufen wir die Zeitung. Der Buchhändler hängt das neue Buch aus, die Modistin preist die neue Mode. Wir reisen, um Neues zu sehen; wir reden, um Neues zu hören.

Das Neue beherrscht den Markt. Es drängt sich uns auf, es zwingt uns in seine Fesseln. So sehr sind wir unter seinem Banne, daß wir es aufsuchen und ihm nachlaufen, wenn es nicht zu uns kommt.

I.

Man halte das wohl fest: das Neue ist ein Argument. Einerlei welcher Art und welchen Wertes es sei: gebieterisch zwingt es uns zur Beschäftigung mit ihm, nicht weil es gut, groß oder schön wäre, sondern einfach, weil es neu ist. Sogar Dinge, die unserem Interessenkreis, unserer Kompetenz und selbst unserem Alter oder Geschlecht gänzlich fern liegen, treten uns auf eine Weile nahe, solange sie neu sind. Eine gesellschaftliche Pflicht existiert, die uns zwingt,

wenigstens aus Rücksicht auf unseren Nächsten uns über das Neue unterrichten zu lassen: man muß auf dem Laufenden sein, darüber reden können und zum mindesten wissen, worum es sich handelt.

Machen die einen aus dem Neuen ein positives Argument, so ist es selbstverständlich, daß andere es negativ wenden: hier ereifert man sich für das Neue, nur weil es neu ist; dort weist man es aus dem gleichen Grunde entschieden ab. Nur nichts Neues; man hat am Alten gerade genug. Es bedarf kaum der Andeutung, daß hier ebenso über das Ziel geschossen wird wie dort. Gleichwohl können wir uns der Frage nicht entziehen, ob denn dem Neuen wirklich kein argumentativer Charakter innewohnt, ob es, mit anderen Worten, uns gegenüber keinerlei Rechte hat, denen gewisse Pflichten entsprechen. Eine Frage, die natürlich nicht beantwortet werden kann, ohne daß wir das Verhältnis des Neuen zum Alten mit untersuchen.

Fraglos ist die Überschätzung des Neuen meist eine Bequemlichkeit: man hat nur zu ergreifen, was sich bietet. Auch bei stark passivem Verhalten werden wir über das Neue wohl oder übel unterrichtet. Es bricht über uns herein wie ein Gewitter, und es ist leichter, es über sich ergehen zu lassen, als sich davor zu schützen. Darum ist der Kult des Neuen ein Zeichen von Unbildung: seine Kenntnis setzt keine sichtende Wahl voraus, noch bedarf es zu seiner Assimilation einer besonderen Willensanstrengung. Kennzeichen wahrer Bildung aber ist eben gerade die umfassende Kenntnis des überreichen Bildungsmaterials aller Zeiten, die Auswahl unter dem Stoffe nach seiner dem individuellen Temperament entsprechenden Natur und die möglichst vollkommene Aneignung und Verbindung mit dem bereits gesammelten Schatz an Kenntnissen und Erfahrungen.

Das Neue ist zweifellos weder etwas absolut Wertvolles, noch etwas absolut Verwerfliches. Es ist nicht an sich wertvoll, denn man sieht nicht recht ein, warum gerade die unmittelbare Gegenwart in ganz beschränkter Zeit eine Fülle



beachtenswerter und bleibender Erscheinungen hervorbringen sollte. Es ist aber auch nicht an sich verwerflich; denn unter dem Vielen, das der Tag zum Leben erweckt, ist zweifellos einiges Bleibende. Man macht sich nicht genug klar, daß wir zu dem Schaffen der Gegenwart kritisch in einem ganz anderen Verhältnis stehen als zu der aus der Vergangenheit übernommenen Produktion. Wir wandeln durch die Geschichte wie durch einen Hochwald, der in gemessenen Abständen dem Blick mächtige, wetterharte Stämme zeigt, während die Arbeit der Gegenwart einem dicht und üppig wildwachsenden Gebüsch gleichsieht. Wer in hundert Jahren dort wieder vorübergeht, findet es gelichtet und vermag das verwelkte Gesträuch von dem aufgeschossenen Baum, das Vergangene von dem Gebliebenen zu unterscheiden. Daß für die Gegenwart diese Sichtung nötig ist und doch fast unmöglich scheint, während sie für die Vergangenheit schon nahezu vollendet wurde — das ist das eigentliche Problem des „Neuen". Wir schwanken hier gerne zwischen kritikloser Anbetung und kritikloser Verwerfung. Der Unwissende und halb Gebildete denkt sich stets seine Zeit mit Genien bevölkert, in deren Ruhm er sich sonnt. Er zweifelt keinen Augenblick daran, daß das Milieu, in das er gesetzt ist, von einer für alle Zukunft hervorragenden Bedeutung ist und von der Vergangenheit an Kulturwert nicht annähernd erreicht wurde. Seine Zeit, sein Volk, seine Provinz, seine Stadt dienen seinem eigenen Selbstgefühl als Reflex. Macht er aber die Probe auf die Größen der Vergangenheit, sofern ihn nicht die feine Erziehung sie ohne Prüfung zu respektieren gelehrt hat, so findet er sie offengestanden langweilig und altmodisch, und es ist ihm eine wahre Freude, auch Schöpfungen der unmittelbar vorhergehenden Generation als „veraltet" außerhalb des Kreises seiner Beachtung zu stellen. Daß freilich die folgende Generation mit ihm nicht besser verfahren wird, ist ein Gedanke, den er entweder als unbequem schnell von sich abschüttelt, oder der seinem gar zu stark entwickelten Gegenwartsbewußtsein überhaupt nicht kommt.

Das andere, kaum lobenswertere Extrem vertreten jene Freunde des Alten, die von der strengen Gewohnheit, die Dinge in geschichtlichem Abstand zu sehen, sich nicht befreien können. Ihnen ist nur das heilig, was die Probe der Dauer bestanden hat. Sie möchten es der Zeit überlassen, die Sichtung des Neuen vorzunehmen, und betrachten bis auf weiteres das junge, ins Kraut schießende Gebüsch mit unverhohlenem Mißtrauen. Sie klagen über Niedergang und Verfall, sie finden Vergangenes stets besser und bedeutungsvoller, weil die Berührung mit den schaffenden Persönlichkeiten den Eindruck des Erhabenen nicht aufkommen läßt, den die Werke der alten Zeit haben. Je unpersönlicher, dunkler und geheimnisvoller ein Geistesprodukt wird, desto höher steigt es in ihren Augen. Sie möchten am liebsten nicht zugeben, daß heutzutage überhaupt noch etwas geschaffen werden dürfe; kein Zweifel herrscht für sie, daß die Nachwelt über diese Epigonenmachwerke die Achsel zucken wird. Die großen Zeiten sind unwiderbringlich dahin.

II.

Man sieht, so kommen wir nicht weiter. Nur wenn wir aus der Neuheit einer Schöpfung keinerlei Argument für oder gegen ihren Wert schmieden, werden wir zu einer gerechten Schätzung gelangen können.

Unsere Pflicht gegen das Neue besteht in seiner provisorischen Sichtung, die ohne gründliche Kenntnisnahme natürlich unmöglich ist. Man begegne den neuen Namen mit Wohlwollen und Unparteilichkeit; man lasse sich durch das Verhalten der Menge nicht stören, die sich teils durch geschickte Reklame, teils durch ein rein stoffliches oder persönliches Interesse für das Minderwertige begeistern läßt. Man versage aber auch jenen Glücklichen die kritische Hochachtung nicht, die sofort nach ihrer Bedeutung geschätzt werden. Es ist gar zu bequem, sich bei dem Neuen nur an schon halb bekannte Namen zu halten

oder von einem Neuling um seiner Jugend willen gering zu denken, wie es auch unrecht ist, die Alten noch dann in den Himmel zu heben, wenn sie zu faseln beginnen. Wohlwollen schließt Strenge nicht aus. Man prüfe und ermutige jeden ehrlichen, auch nur Bescheidenes versprechenden Versuch, aber man sei unerbittlich gegen den unlauteren Wettbewerb, die geldsüchtige Reklame und hochmütige Aufgeblasenheit. Hier heißt es, den Anfängen zu widerstehen und den unwürdigen Neuling mit seinen Elaboraten um keinen Preis bis zu jenem Publikum durchdringen zu lassen, dem er schmeichelt und das ihn dafür anzubeten schnell bereit ist.

Wir haben zweifellos für die Zukunft eine Arbeit zu verrichten und dürfen das Neue nicht unverarbeitet weitergeben. Schließlich stehen wir dem Zeitgenossen doch am nächsten; wir empfinden am sichersten und tiefsten, ob sein Werk das Zeitbewußtsein wiedergibt. Finden wir uns darin, so ist es gut und verdient auch für die Zukunft Beachtung. Man verstehe wohl: es kann unsere Aufgabe nicht sein, eine zeitgenössische Schöpfung als ein klassisches Meisterwerk aller Zeiten zu proklamieren; damit machen wir uns vor unsern Enkeln bestenfalls lächerlich. Aussprechen dürfen und sollen wir es aber, wenn wir uns in einem neuen Werke finden, wenn es uns schildert, wie wir waren, sind oder sein könnten. Das für uns Charakteristische, das, was in unseren Seelen Widerhall findet, was uns niederschlägt und begeistert, was uns trifft wie ein Blitz oder uns entzückt wie ein Ausblick in unendliche Schönheit, — das sollen wir aus dem Neuen emsig und freudig heraussuchen, davon sollen wir reden und danach allein verlangen. Wenn dann eine spätere Generation die Kataloge unserer Bibliotheken wälzt und ratlos vor der unabsehbaren Fülle desMat erials steht, dann wird sie aus dem Anzeigenteil unserer Blätter und deren ewig gleichen, lärmenden Reklame für alles Neue sehr wenig erfahren; ein kritischer Bericht aber über das, was uns nahe ging, was uns froh

und traurig gemacht, wird ihr Goldes wert sein. Wenn sie dann unsere Eindrücke und Urteile verglichen hat, wird sie imstande sein, jenes endgültige Urteil über Menschen und Werke festzusetzen, das den Zeitgenossen versagt bleibt, das aber durch sie bei treu erfüllter Pflicht am Neuen wesentlich erleichtert, berichtigt und mächtig gefördert wurde.

III.

Alles Alte ist einmal neu gewesen, und alles Neue wird einmal alt. In dieser Binsenwahrheit steckt ein Problem: das nach den Gesetzen der Veraltung und des Vergessenwerdens. Das Neue erhält sich durch sich selbst, solange es neu ist; es wird durch das Neuere verdrängt, und je mehr Neueres und Neuestes ersteht, desto weiter rückt das Ältere ins Dunkel. Viel Altes wird vergessen, einiges erhält sich frisch und lebendig. Das finden viele selbstverständlich. „Das Beste bleibt eben bestehen, und das Schlechte vergeht." Die Frage wird erlaubt sein, woher man das weiß? Durch Zufall wissen wir z. B., daß von bekannten Schriftstellern Meisterwerke, deren Titel wir kennen, verloren sind. Das ist der erste schwere Schlag gegen jene bequeme Theorie von der ewigen Dauer des Besten. Aber, antwortet man uns, der Denker lebt doch in unserem Gedächtnis mit einigen seiner Werke, und das genügt uns. Es läßt sich allerdings nicht beweisen, daß ein Genius unverdient vergessen wurde, von dem wir keinen Buchstaben besitzen. Es läßt sich aber beweisen, fügt unser Gegner hinzu, daß ein kleiner Geist mit Recht vergessen wurde, dessen sämtliche Werke uns zur Nachprüfung vorliegen. Und in der Tat für die letzten vier Jahrhunderte unserer Zeitrechnung ist das geschichtliche Material so vollständig vorhanden, daß wir über die Gerechtigkeit der Geschichte eine umfassende Untersuchung anstellen können, die uns auch auf andere Perioden einen immerhin verwegenen Rückschluß erlaubt. Man betrachte z. B. jenen für die Psychologie des Veraltens so überaus lehrreichen



Versuch, wie ihn die Wiederbelebung Gottscheds bietet. Reichel unternimmt hier offenbar nichts anderes, als eine Korrektur der Geschichte; er sucht uns zu beweisen, daß sein Heros im Laufe der Zeiten bedauerlich unterschätzt wurde, daß andere auf seine Kosten im historischen Urteil zu unverdienten Ehren gekommen sind. Die überwiegende Mehrzahl hat in diesem Einzelfall der Geschichte recht und Reichel unrecht gegeben. Mag im einzelnen das Urteil über Gottsched der Berichtigung bedürfen, im wesentlichen bleibt es beim alten. Je häufiger nun solche Korrekturen des geschichtlichen Verlaufs versucht werden, je seltener sie gelingen, desto mehr wächst auch unser Vertrauen in die Sittlichkeit des historischen Gesamtverlaufs, die das Böse durch Vergessen straft und das Gute durch die Erinnerung belohnt. Ein induktiver Beweis ist freilich nie stichhaltig: neue Tatsachen können ihn jederzeit umstürzen. In Ermangelung derselben seien immerhin einstweilen einige notwendige Einschränkungen gemacht, die den Siegesjubel über den ethischen Charakter des Geschichtsprozesses bedeutend herabstimmen müssen.

Das Neue, wo es alt wird, also durch seinen inneren Wert dem Wechsel und der Vergessenheit widersteht, ist meist im Augenblick seines ersten Auftretens völlig ignoriert, wenn nicht gar verkannt und verschmäht worden. Es scheint zuweilen, als müsse man den Ruhm der Nachwelt durch den Spott der Mitwelt erkaufen, als sei das Gedächtnis im Buche der Zukunft um so sicherer, je länger die lebende Generation mit ihrer Anerkennung zurückhalte. Außer diesem spät auf dem Grabe großer Dulder erblühenden Lorbeer weist die Geschichte noch ein anderes sonderbares Phänomen auf: das des periodischen Vergessens eines Geisteshelden. Man denke etwa an die Wertung Shakespeares zwischen 1650 und 1750: kaum läßt sich eine größere Geringschätzung des Genius vorstellen. Und doch wurden dem großen Briten zu seinen Lebzeiten beinahe so große Ehrungen zuteil, wie das neunzehnte Jahrhundert sie ihm unermüdlich darbrachte.



Welches Gesamtergebnis stellt sich nun nach unserer Untersuchung über das Schicksal des altgewordenen Neuen heraus? Im wesentlichen scheint der innere Wert es nach mancherlei Schwankungen vor dem Tode zu bewahren: eine Gerechtigkeit, die meist zwar nur der Sache, nicht der Person zuteil wird. So bedenklich es auch scheint, in der Geschichte immer und überall ein Weltgericht zu sehen, so fehlen uns doch zum Glück die Beweise, die uns ermächtigen, sie als eine trostlose Sammlung von Irrtümern und Verfehlungen, von Willkür und Barbarei zu erblicken. Nur mache man aus diesem immerhin günstigen Resultat kein für alle Zeiten gültiges Gesetz. Insbesondere verhehle man sich nicht, daß bei einer so außerordentlich gesteigerten Produktion des Neuen, wie sie unsere immer eiliger schaffende Zeit bietet, die Aufgabe der Geschichte, die Spreu vom Weizen zu sondern, schwieriger und verantwortungsvoller wird. Pflicht der Zeitgenossen ist es, mit verdoppeltem Eifer das Wertvolle und Vielversprechende, auch wo es bescheiden im Winkel steht, ins rechte Licht zu setzen und von dem marktschreierisch sich gebärdenden, auf seine Neuheit pochenden Produkt sich nicht imponieren zu lassen. Pflicht ist es mit einem Wort, wohlwollend aber nicht übereifrig, vorsichtig aber nicht ängstlich zurückhaltend zu sein und allem Neuen gegenüber zu bedenken, daß es Geschichte werden wird, daß es als „wirklich" in gewissem Sinne „vernünftig" ist und daß es zum guten Teil von den Zeitgenossen abhängt, ob cs in Zukunft nach seinem Verdienst und inneren Wert behandelt wird, ob diese Behandlung den Glauben an die Gerechtigkeit der Geschichte bestätigt und erhöht.

La Tour-de-Peilz am Genfersee.

Dr. Eduard Platzhoff-Lejeune.



Ein spanischer Bauernroman.

I.

Wir haben im Deutschen eine sehr bezeichnende Wendung; wenn wir ausdrücken wollen, daß uns etwas fremdartig und unbekannt erscheint, so sagen wir: das kommt uns spanisch vor. In der Tat hat es seinen guten Grund, wenn für uns die Begriffe spanisch und unbekannt identisch geworden sind. Denn genau genommen, was weiß der deutsche Durchschnittsgebildete von Spanien? Ein paar historische Figuren, wie etwa Philipp II., Alba, Don Carlos, die man aber auch mehr von Schiller und Goethe her als aus der Geschichte kennt, ein paar poetische Typen, wie den Cid, Don Juan, Don Quijote, einige Institutionen der Vergangenheit und Gegenwart, wie die Inquisition und die Stiergefechte, und endlich, wenn es hoch kommt, einige Künstler- und Dichternamen.

Und doch darf nicht vergessen werden, daß Spanien im 16. und 17. Jahrhundert auf das politische und kulturelle Leben Europas einen tiefwirkenden Einfluß ausgeübt hat, daß speziell seine Literatur eine führende Stellung eingenommen hat. In Spanien sind die beiden literarischen Gattungen geschaffen worden, die die ganze moderne Literatur beherrschen: der moderne Roman und das moderne Drama. Im Drama hat es einen Rivalen, der ihm überlegen ist: England. Im Roman aber steht es einzig und tonangebend da: der „Don Quijote“ ist der erste und vorbildliche moderne Roman.

Diese Zeit des Ruhmes und Glanzes ist nun schon lange vorüber. Indessen ganz erloschen ist darum das literarische Leben in Spanien nicht, und von Zeit zu Zeit entfaltet sich eine duftende Blüte, die beweist, daß der Boden seine alte Fruchtbarkeit noch nicht verloren hat. Im Ausland, speziell in Deutschland lernt man allerdings solche Neuerscheinungen meist durch einen Zufall, auf dem Umweg

über Frankreich kennen. Ein solcher glücklicher Zufall vermittelt uns auch die Bekanntschaft eines Bauernromans von Blasco Ibañez, der den Titel führt „La Barraca“. Als „barracas“ werden in der Umgegend von Valencia die kleinen Bauernhäuser bezeichnet, die aus Holz und Tonerde aufgeführt sind und von den Pächtern bewohnt werden. Dieser Titel unterrichtet also den spanischen Leser von vornherein, daß es sich hier um eine Schilderung des bäuerlichen Lebens von den Ufern des Guadalaviar handelt.

Ins Französische ist das Buch von G. Hérelle, dem geschickten und glücklichen Übersetzer d'Annunzios, übertragen worden, der den Titel in „Terres maudites“ umgewandelt hat.*) Diese Anspielung auf das Bibelwort „Verflucht sei der Erdboden“ ist, wie wir sehen werden, recht geschickt auf den Inhalt des Buches bezogen.

II.

Die Erzählung beginnt mit einer Schilderung des Sonnenaufgangs über der Ebene von Valencia.

„Die unermeßliche Ebene erwachte unter der bläulichen Helligkeit der Morgendämmerung, die als breite leuchtende Zone aus dem Meere stieg. Die letzten der Nachtigallen, die mit ihren Trillern diese Herbstnacht, welche so warm war wie eine Frühlingsnacht, entzückt hatten, unterbrachen ihren Schlußgesang, als wenn das zunehmende Licht sie mit seinen stählernen Strahlen tödlich getroffen hätte. Von den Strohdächern flogen die Spatzen in Scharen herab. Nach und nach erstarben die Geräusche, die die Nacht belebt hatten: das Gurgeln der Wasserrinnen, das Rauschen im Schilf, das Bellen der Wachthunde. Andere Geräusche entstanden mit dem Tag, vergrößerten sich, pflanzten sich in der „Huerta“ fort.“

Das Wort „Huerta“ bedeutet im Spanischen „Garten“. Die Ebene von Valencia ist so fruchtbar, daß die Volks-

*) V. Blasco Ibañez, Terres maudites (La Barraca). Roman traduit de l'espagnol par G. Hérelle. Paris, Calmann Lévy, 1902.



geographie sich gewöhnlich dieser Bezeichnung bedient, um ihre Herrlichkeit zum Ausdruck zu bringen. Das bewässerte und angebaute Gefilde bietet dem Auge des Wanderers ein Bild entzückender Frische dar. Die üppige Entfaltung der Blätter, Blumen und Früchte beweist die treffliche Beschaffenheit der nahrungsprossenden Erde. Ein Duft von Orangen und Zitronen würzt die Luft, die von den Seewinden gekühlt wird. Gemüsebeete bedecken mit ihrem Grün die rötliche Scholle. Unter dem hellen Himmel erglänzen die Kanäle, die noch die Araber gebaut hatten, die Araber, die sich wie alle Orientalen so ausgezeichnet auf diese Art von Landbewässerung verstanden hatten. Die Kanäle sind dazu bestimmt, das Wasser des Guadalaviar den einzelnen Anlagen zuzuführen. Mitten zwischen Fruchtbäumen erblickt man die weißen Häuschen der Bauern. Die Früchte der Huerta sind wegen ihrer Schmackhaftigkeit berühmt. Die Felder strotzen von Korn und Mais.

Und in diesem irdischen Paradiese spielt sich nun eine Tragödie ab, die uns beweist, daß der Mensch mit seiner Bosheit auch ein Eden zur Hölle machen kann, daß er, um das furchtbare Wort Schopenhauers anzuwenden, „l'animal méchant par soi-même" ist. Wir sehen den Kampf des Einzelnen gegen die Niederträchtigkeit der Menge, die immer bereit ist, im Namen haßerfüllten Vorurteils und todbringenden Herkommens den Einsamen zu steinigen, den ein heiliger Beruf von dem Haufen trennt, der, allein mit seinem Gewissen, daran arbeitet, daß der Acker den künftigen Geschlechtern Frucht und Samen bringen möge.

Vielleicht, daß das, was in einem durchaus unliterarischen Milieu hier vorgeht, nur eine symbolische Darstellung dessen ist, was Ibañez selbst erlebt hat, als er über die Volksseele lauschend hingeneigt das Zischen der Schlangen hörte, die da unten im tiefen Abgrund ihr Wesen treiben, als er sah, daß diejenigen, die über die öffentliche Meinung verfügen, ihre Macht nur dazu benutzen, die Bestie im Menschen

wachzurufen. Daher die Kraft seiner Beredsamkeit, die Bitterkeit seiner Ironie, die Schärfe seiner Satire.

III.

Mitten in der gesegneten „Huerta“ sieht man ein ödes, verlassenes Stück Land, von Disteln und Dornen bewachsen. Warum dieser „verfluchte Acker“? Warum dieses zerfallende Bauernhaus? Vor Jahren hatte hier eine glückliche Familie gehaust, ein arbeitsamer Bauer mit den Seinen. Aber aller Fleiß konnte ihn nicht davor schützen, in die Hände eines bösartigen Wucherers zu geraten, der ihn ausbeutete und schließlich von Haus und Hof jagte. In seiner Verzweiflung hat der Bauer seinen Henker totgeschlagen; die Familie hat sich in alle vier Winde zerstreut.

Seitdem steht das Anwesen einsam und verlassen da. Die Bewohner der „Huerta“ haben sich das Wort gegeben, die Pachtung nicht zu übernehmen, damit die Erben des Wucherers keinen Nutzen aus dem „verfluchten Lande“ ziehen können. Sie wissen es auch mit Güte oder Gewalt zu verhindern, daß der Acker von anderer Hand angebaut wird.

So gehen zehn Jahre hin. Da erscheint eines Tages eine Bauernfamilie in dem verlassenen Haus. Batiste Borrull ist es, ein ehemaliger Müller aus Sagonta, ein energischer, tüchtiger Mensch, gewohnt an den Kampf ums tägliche Brot. Er hofft durch Beharrlichkeit und Ehrlichkeit die Undankbarkeit des Bodens und die Feindseligkeit seiner Nachbarn zu überwinden. Stark wie ein Riese und sanft wie ein Kind, widmet er sich ganz der Arbeit für seine Familie, die er zärtlich liebt. Seine Frau Teresa und seine Kinder machen seine ganze Welt aus.

Aber der ganze Haß und das ganze Übelwollen der Huerta wendet sich gegen die neuen Ankömmlinge, die man als Eindringlinge betrachtet, deren Gedeihen man als eine Herausforderung ansieht. Und es beginnen nun die Plackereien, die Beleidigungen, die Anschläge aller Art



gegen den Pächter des „verfluchten Landes“. Man erkennt da so recht die vorsichtige Bosheit der Bauern, ihr Geschick, Schaden anzurichten, ohne ertappt zu werden, ihre Findigkeit, der Verantwortung für ihre Taten zu entgehen.

Batiste Borrull, dieser friedliche Mensch, dieser gütige Vater, beginnt jetzt zu begreifen, „warum es Menschen gibt, die Totschlag verüben“. Aber er bezwingt seinen Zorn. Der Anblick der lieblichen Blondköpfe, die sich um seinen Tisch scharen, besänftigt seine Seele und hält den erhobenen Arm zurück.

Batiste hat fünf Kinder: eine Tochter, die jeden Morgen nach Valencia wandert, um dort in einer Seidenspinnerei zu arbeiten, und vier Buben, von denen der jüngste, der kleine Pascualet, die Freude und der Stolz der Eltern und Geschwister ist. Die drei jüngeren Brüder besuchen eine Dorfschule, die von dem väterlichen Anwesen entfernt liegt. Bei der Heimkehr werden die Kinder von ihren Mitschülern regelmäßig gehänselt und geknufft. Die beiden älteren wissen sich ihrer Haut zu wehren. Aber der kleine Pascualet verträgt das nicht so leicht.

„Eines Abends schrie Batistes Frau laut auf, als sie sah, in welchem Zustande ihre Kinder zurückkamen. Die Schlägerei war besonders heftig gewesen. Die beiden älteren waren mit blauen Flecken bedeckt; das war immer so, und man achtete nicht weiter darauf. Aber der kleine, „der Bischof“, wie seine Mutter ihn zärtlich nannte, war von Kopf bis zu Fuß durchnäßt, und er weinte, er zitterte vor Furcht und Kälte. Die bösen Buben hatten ihn in einen Sumpf geworfen und als seine Brüder ihn herauszogen, war er mit schwarzem, stinkendem Schlamm bedeckt. Teresa brachte ihn zu Bett, denn der arme kleine Kerl zitterte noch immer in ihren Armen, und er klammerte sich an ihren Hals, mit heiserer Stimme murmelnd: Mutter! Mutter!“

Das Kind erkrankt auf den Tod. Aber ein Unglück kommt nie allein. Das alte Arbeitspferd, der getreue Gefährte in allen Lebenskämpfen, der arme Morrut legt sich



auf seine Streu, um nicht wieder aufzustehen. Der Tod des Tieres erfüllt die Mutter Teresa mit bangen Vorahnungen. Noch liegt das Kind fieberglühend in seinem Bettchen. Aber es ist ihr, als ob der Hingang des vertrauten Haustieres eine Bresche geöffnet hätte, durch die noch andere folgen würden.

Der mütterliche Instinkt täuscht sich selten. Der Kleine stirbt bald darauf. Dies Ereignis wandelt nun die Stimmung der Huerta gegen Batiste und seine Familie. Es ist, als ob in den Nachbarn das Gewissen erwachte, als ob sie sich an dem Tode des Kindes mitschuldig fühlten. Sie finden sich in dem Hause ein, das der Tod gezeichnet hat. Sie trösten die Eltern in ihrer Art und erweisen dem kleinen Verstorbenen die letzten Ehren, wie es Brauch und Sitte der Gegend erheischen.

Eine Zeitlang lebt Batiste in leidlichem Frieden. Dann aber erwacht der alte Haß der Huerta gegen den Eindringling von neuem und mit vermehrter Stärke. Unter seinen Feinden ist es besonders der Taugenichts Pimentó, der ihm zu schaffen macht. Batiste wagt sich nicht mehr ohne seine Flinte ins Freie. Eines Abends werden ihm aus dem Hinterhalt, in dem Pimentó liegt, zwei Schüsse nachgefeuert. Batiste erwidert und trifft seinen Feind tödlich. Die Angelegenheit wird nicht den Behörden gemeldet, denn man ist in der Huerta gewöhnt, die Sachen unter sich abzumachen. Batiste weiß sehr wohl, daß ihm Pimentós Tod nicht geschenkt ist. Und als er in der Nacht erwacht, da sieht er, daß sein Haus brennt. Er weckt seine Frau, läuft in das Schlafzimmer der Kinder, jagt sie im Hemd, erschrocken, zitternd hinaus. Schon prasselt vom Dach ein Funkenregen auf die Betten. Geblendet und erstickt vom Rauch findet endlich Batiste die Ausgangstür. Und die Familie, halb nackt, wirr von Schrecken, läuft bis an die Landstraße. Dort zählen sie ihre Häupter; sie sind alle da, auch der kleine Hund, der heulend dem Brand des Hauses zusieht.

Man hatte es mit Umsicht ins Werk gesetzt! Das Haus war an allen vier Ecken angesteckt, daß es mit einem Mal aufloderte, und man hatte auch nicht den Stall vergessen. Die Nacht war ruhig und friedlich, und durch die trübe aufsteigende Rauchwolke sah man vom blauen Himmel herab die Sterne funkeln. Feuerzungen loderten durch Türe und Fenster. Weißliche Wirbel stiegen durch das Dach auf und bildeten eine riesenhafte Spirale, die im Widerschein des Brandes rosig aufleuchtete.

Batiste, der sich von seinem Schrecken erholt hatte, wollte in diese Hölle zurück, um das Geld zu retten, den Erlös der Ernte. Aber bevor er noch seine Absicht ausführen konnte, stürzte das Dach ein. Und nun begannen auch die Wirtschaftsgebäude dumpf zu dröhnen. Aus dem Inneren hörte man ein entsetzliches Heulen und Brüllen. Man sah die Hühner, die bei lebendigem Leibe brennend, einem feurigen Blumenstrauße ähnlich, wegzufliegen versuchten. Plötzlich stürzte ein Stück ein und durch die dunkle Öffnung flog wie ein Blitz ein entsetzliches Ungeheuer, das aus den Nüstern Rauch ausstieß, eine Mähne von Funken trug und einen Schweif, der einer Fackel glich, nachschleifte. Es war das neu gekaufte Pferd, das instinktiv auf den Kanal zulief und sich hineinstürzte, mit einem Zischen, als wenn es rotglühendes Eisen wäre.

Vergebens ruft Batiste: „Zu Hülfe! Feuer!“ Keine Türe öffnet sich in der Huerta. Und so schickte sie die schweigende Ebene für immer von sich weg. Sie waren an diesem Orte einsamer wie in der Wüste. Denn die Leere, die die menschliche Bosheit schafft, ist tausendmal schlimmer als die der Natur. Sie mußten fliehen, um ein neues Leben zu beginnen, und der Hunger würde ihnen folgen. Sie mußten den Trümmern ihrer Werke den Rücken kehren, dieser Gegend, wo sie den Leib eines der Ihrigen zurückließen, des armen Kleinen, der im Innern der Erde faulte, des unschuldigen Opfers des wahnsinnigen Kampfes. Und mit echt orientalischer Resignation setzten sie sich alle an

den Rand des Weges und erwarteten den Tag, die Schultern vor Kälte zitternd, das Gesicht erhitzt von diesem Scheiterhaufen, der auf sie blutige Reflexe warf, mit aufmerksamen Augen hinblickend auf das Feuer, das die Frucht ihrer Arbeit verzehrte und sie in dünne, flüchtige Asche verwandelte, so flüchtig wie ihre Hoffnungen auf Frieden und Arbeit.

* * *

Diese einfache Geschichte wird uns nun von einem echten epischen Künstler erzählt. Episch, insofern die Person des Erzählers völlig zurücktritt und die reine Gegenständlichkeit herrscht. Aber diese epische Ruhe ist nicht mit Kälte und Einförmigkeit zu verwechseln. Ibañez verfügt über eine ganze Skala von Tönen: er ist bald tragisch-pathetisch, bald naiv-idyllisch, bald humoristisch, immer aber durchaus wahrhaftig.

Den Grundzug seiner Kunst bildet der Realismus. Er bleibt damit in seiner nationalen Tradition, denn der spanische Roman hatte schon im 16. Jahrhundert eine realistische Gattung. Allerdings merkt man bald, daß Ibañez auch den modernen Realismus auf sich hat wirken lassen; die Knappheit seiner Erzählungsweise, die Präzision seines Ausdrucks ist ein deutlicher Beweis dafür. Und auf einen modernen Ursprung weist auch sein Humor hin: es liegt in ihm eine nahe Verwandtschaft mit der Art Alphonse Daudets.

Der deutsche Leser aber findet nicht ohne einige Verwunderung, daß die Erzählung des Ibañez eigentlich durchaus der Formel der „Heimatkunst" entspricht. Nicht der spanische Bauer schlechthin wird geschildert, sondern die Bewohner eines ganz bestimmten kleinen Bezirks. Und mit größter Treue wird ihr ganzes Wesen, bis auf den Dialekt dargestellt. *Tout comme chez nous!*

S. S.



Ein Blick in alte Gesangbücher.

(Nachdruck verboten.)

Wir sind in der Bethlehemskirche in Berlin, einem kleinen rundgebauten Kirchlein inmitten der Riesenstadt. Friedrich Wilhelm I. von Preußen hat sie vor 165 Jahren den eingewanderten böhmischen Protestanten errichtet. Schlichte Weiblein und einfache Handwerker, die mit ihrem Kultus voll altertümlicher Symbole wie ein Anachronismus wirken in der lauten, elektrisch geladenen Gegenwart. Der Geist ihrer großen Pastoren Jänicke, Goßner und der beiden Knak schwebt über ihnen. Knieend verrichten sie ihr stilles Gebet — und dann? Jede Familie hat vor ihrem Sitz ein Kästchen angebracht; sie schließen es auf und entnehmen ihm die nötige Anzahl Gesangbücher. Es ist der „alte Porst“, ein schmales dickes Gesangbuch des ehemaligen Berliner Propstes († 1728), das verschiedentlich sprachlich und orthographisch nachgebessert wurde, wesentlich aber unverändert geblieben ist. Kein Versuch der Konsistorien, sie zu dem ehemaligen wässerigen Berliner Gesangbuch oder zu dem jetzt eingeführten besseren Provinzialgesangbuch für Brandenburg zu bekehren, gelang; sie verblieben bei dem Väterbrauch und wären dafür gestorben wie die böhmischen Taboriten und Calixtiner für den Abendmahlskelch der Laien. Jahrelang habe ich in dem traulichen Kirchlein aus dem alten Porst mit den Deutschböhmen gesungen, die herrlichen, granitnen Lieder, die den Kern jeder Gesangbuchsammlung bilden, die wir in der Schule auswendig und später im Leben in schweren Stunden inwendig lernen, und auch viele wunderliche Lieder zu den Festen und zu den Bibelabschnitten der Sonntage. An meinem Einsegnungstage lagen die beiden Gesangbücher auf meinem Gabentisch: das kleine, von meinem Konfirmator Emil Frommel besorgte Militärgesangbuch, nur die keinem Wandel der Zeiten zugänglichen schlichten Kernlieder enthaltend und dazu eine Handvoll neuerer geistlicher Volkslieder, und daneben der archaistische dickleibige unmoderne Porst. Und als ich viele Jahre später in Vertretung des jetzt verstorbenen originellen Pastors Mühe im ehrwürdigen Dom zu Naumburg a. S. predigen durfte, da sang meine dortige Nachmittagsgemeinde aus dem vielverschrieenen Dresdener Gesangbuch, „mit Sr. Königl. Majestät in Pohlen und Churfl. Durchl. zu Sachsen sonderbarer Freyheit.“ Ich suchte nach dem Gottesdienst neugierig zwei Stunden lang vergeblich in dem umfänglichen Buch nach dem berüchtigten Vers vom Rabenaas, der, wie ich später erfuhr, nur eine Parodie gewesen ist auf allzu devote Kirchenlieder. Aber ich staunte doch die ehrenfeste Vergangenheit an, die diese hartknochigen Gesänge geschaffen, und noch mehr die Gegenwart, die man noch immer nötigt, sie ihrer sonntäglichen Erbauung zu Grunde zu legen. Werfen wir einmal einen Blick in



diese beiden alten Gesangbücher, die noch bis zur Stunde in Sachsen und Preußen im Gebrauch sind!

Wir durchwandern flüchtig das Kirchenjahr an der Hand dieser alten Gesänge der Frommen! Die Lieder auf Advent und Weihnacht stehen im Banne des Mysteriums der Menschwerdung des Gottessohnes. Luther verdeutscht des Ambrosius klangvollen Hymnus „Veni Redemptor gentium", und die protestantischen Gemeinden singen ohne Arg: „Der Jungfraun Leib schwanger ward, doch blieb Keuschheit rein bewahrt, leuchtt herfür manch Tugend schon, Gott da war in seinem Thron." Kindlich ist die Bereitschaft der Seele, den Himmelsgast aufzunehmen: „Komm, mein Liebster, laß mich schauen, wie du bist so wohlgestalt, schöner als die schönsten Frauen, allzeit lieblich, nimmer alt. Komm, du Aufenthalt der Siechen, komm, du lichter Gnadenschein! komm, du süßes Blümelein, laß mich deinen Balsam riechen. Du mein Leben, komm heran, daß ich dein genießen kan." Aber der moderne Leser zuckt zusammen, wenn er in so frommer Umgebung die Worte liest, die den Anfang eines innigen Liedes bilden: „O wie so niederträchtig kömmst du, Herr Jesu Christ." Es ist gemeint: leutselig, das Sichherunterhalten zu den Niedrigen, statt nach hohen Dingen zu trachten. Und nun kommt Luther, der auch in seinen Liedern „eines Bauern Sohn gewest"; die himmlische Gottesdreiheit schafft sich einen Erdenleib in dem Kinde von Bethlehem: „Die göttlich Gnad vom Himmel groß sich in die keusche Mutter goß; ein Mägdlein trug ein göttlich Pfand, das der Natur war unbekannt," so daß, seltsam aber wahr, „das züchtge Haus des Herzens zart gar bald ein Tempel Gottes ward." Die Volkspoesie ist hier so herzbezwingend lieblich am Werke und zugleich so dramatisch kraftvoll, daß der den dogmatischen Hirngespinsten zu viel Ehre antut, der sich durch sie die Freude an dieser feiernden Naivetät trüben oder gar rauben läßt. Lateinisch-deutsch geht's in dem ehrwürdigen Kantus zu: „In dulci jubilo, nun singet und seid froh, unseres Herzens Wonne liegt in praesepio, und leuchtet als die Sonne Matris in gremio," aus dem ich noch den letzten Vers hersetze: „Ubi sunt gaudia? Nirgends mehr denn da, da die Engel singen nova cantica, und die Schellen klingen in regis curia. Eya, wärn wir da! Eya, wärn wir da!" Ebenso kindlich wie unbeholfen hebt ein Lied an: „Laßt uns alle fröhlich sein, preisen Gott den Herren, der sein liebes Söhnelein uns selbst thut verehren," und grotesk wirkt das andere von Johann Rist, dem der Jesaiaspruch etwas unglücklich vorgeschwebt hat: „Ermuntre dich, mein schwacher Geist, und trage groß Verlangen, ein kleines Kind, das Vater heißt, mit Freude zu empfangen." Der reale Kontrast zu der idealen Gestalt des Göttlichen wird in vielen Liedern erörtert bis herab auf die erste mütterliche Ernährung des Säuglings: „Es war ein kleine Milch sein Speis, der nie kein Vöglein hungern ließ." „Ein Kindelein so löbelich," singt süßlich ein anderer, „ist uns geborn heute von einer Jungfrau



säuberlich," und doch ist es „der starke Mann, der Feur und Wolken zwingen kann, für dem die Himmel zittern und alle Berge erschüttern." Ergreifender hat dieser Doppelempfindung niemand Ausdruck gegeben als Paul Gerhardt in dem herrlichen Liede: „Ich steh' an deiner Krippe hier; — o daß mein Sinn ein Abgrund wär' und meine Seel' ein tiefes Meer, daß ich dich möchte fassen."

Die zahlreichen Passionslieder wirken im ganzen recht unerfreulich; man versteht Goethes Protest in dem abwehrenden Wort: „Wir ziehen einen Schleier über die Leiden Christi, eben weil wir sie so hoch verehren; wir halten es für eine verdammungswürdige Frechheit, mit diesen tiefen Geheimnissen, in welchen die göttliche Tiefe des Leidens verborgen liegt, zu feilschen und zu rechnen oder zu spielen und zu tändeln und nicht eher zu ruhen, als bis auch das Würdigste gemein und abgeschmackt erscheint." Unter dies herbe Urteil fällt mehr als die Hälfte der Passionslieder in allen älteren Gesangbüchern, — in den neuesten ist es darin nicht viel besser. Es ist nur ermüdend, wenn die Leidensgeschichte Jesu stückweise aberzählt wird wie eine Moritat, und nur langweilig, wenn die Kreuzesworte durchgenommen und auch der kleinste und äußerlichste Vorgang vor, bei und nach der Kreuzigung mit moralisierenden Glossen ausgeziert wird. Aber schlimmer ist das, was Goethe „eine Frechheit" nennt. In einem Liede singt die Gemeinde: „Jesu, liebste Seele, deiner Wunden Höhle ist mein Aufenthalt. Wenn die Höllengluten und die Sündenfluten toben mit Gewalt, lauf ich zu und finde Ruh in der offnen Seitenritze, da ich sicher sitze." Das ist der Geist, der durch Zinzendorf und seine Brüdergemeinde über die Kirche Deutschlands gekommen ist. „Unter Jesu Dornenhecken kann ich mich verstecken", so reimt der Dichter; selbst in Jesu Nägelwunden hat er Wohnung funden, und „in seinem teuren Blute hab ich alles Gute." Hier ist der Geist materialisiert, um mich spiritistisch auszudrücken! Beinahe chemisch-zoologisch macht es Joh. Heermann, der Jesus sagen läßt:

Ich bin ein Purpurwürmlein rot,
Das man zerquetscht bis auf den Tod,
Den Saft nur zu erlangen.
Mein Saft ist rosinfarben Blut,
Wohl denen, die es fangen.

So darf denn der Herzenswurm den Gläubigen fürder nicht nagen, dieweil Jesu Blut ihn „durchrötet". Gibt es etwas Geschmackloseres? Der kirchliche Lieblingsgedanke der Stellvertretung Christi für die Menschen wird vielfach traktiert; in einem Sang von Sacer heißt es:

„Weil dich aus Hochmut Sammt und Atlas kleiden, muß dein Herr Jesus Blöß und Armut leiden." Die ganze Natur fühlt den Schlag mit, den das Sterben Jesu für die Kreatur bedeutet; der Himmel zittert, die Felsen bersten, die Quellen weinen, die Sonne wimmert, die Meere brausen: er ist tot! Er ist das „früh gejagte



Rehe“, der Pelikan, der reine Schwan, die Zier der Geschöpfe und selber ihr Schöpfer. Nicht wenige der Passionslieder erschöpfen ihre Kraft in der denkbar naturalistischen Ausmalung der körperlichen Leiden Jesu: „Er hält seinen heilgen Rücken Geißel, Ruth und Peitschen dar, — wer kann dies ohn Reu erblicken? Wann die rohe Jüdenschar Hand anlegt an Gottes Bild, das so freundlich, fromm und mild, und doch nackend wird gehauen: wer kann solchen Greul anschauen?“ Oder fast unwürdig: „Seht, wie Gott so kläglich thut, seht sein Herzensklopfen! Sehet, Gottes Sohn schwitzt Blut, seht die Blutestropfen. — Seht, wie ist sein Haupt zerritzt, seht, wie ist's zerstochen; sehet, wie das Blut herspritzt, wo ein Dorn zerbrochen.“ Am erträglichsten noch, wenn die alttestamentlichen Parallelen herangezogen werden, wie Isaaks Opferung und Davids Kampf gegen Goliath.

Lustig wirkt für unser Ohr die alte Sprachfassung des Gerhardtschen Liedes auf die Grablegung:

Als Gottes Lamm und Leue
Entschlafen und verschieden,
Erwacht in Lieb und Treue
Ein Paar recht fromme Jüden.

In den Ostergesängen haben die Freude und die Hoffnung das Wort, am kräftigsten in Luthers lapidaren Sätzen:

Es war ein sonderlicher Krieg,
Da Tod und Leben rungen,
Das Leben behielt den Sieg,
Es hat den Tod verschlungen.
Die Schrift hat verkündigt das,
Wie ein Tod den andern fraß,
Ein Spott aus dem Tod ist worden,
Halleluja.

Neben diese Vorstellung des germanischen Zweikampfes zwischen Tod und Leben, der Winterstarre und dem Lenzerwachen, tritt die jüdische von dem Passahlamm: „Hier ist das rechte Osterlamm, davon Gott hat geboten, das ist an des Kreuzes Stamm in heißer Lieb gebraten; das Blut zeichnet unsere Thür, das hält der Glaub dem Tode für, der Würger kann uns nicht rühren.“ Kindlich beschreibt ein Lied das Gespräch zwischen Maria und dem Engel in dem Garten des Joseph von Arimathia am Ostermorgen: „Es gingen drei heilige Frauen, Halleluja, des Morgens früh im Thauen, Halleluja.“ Maria fragt nach dem Leichnam und erhält den Bescheid: „Der Herr ist hin, er ist nicht do, Halleluja; wenn ich ihn hätt, so wär ich froh, Halleluja.“ Die eigene Auferstehungshoffnung zielt auf eine körperliche restitutio in integrum, wie sie Paul Gerhardt orthodox ausspricht: „Da werd ich eben diese Haut und eben diese Glieder, die jeder jetzo an mir schaut, auch was sich



hin und wieder von Adern und Gelenken findt und meinen Leib zusammenbindt, ganz richtig wieder haben — was die Verfaulung hat verheert und die Verwesung ausgezehrt, wird alles wieder kommen." So ist denn die Lebenskraft Christi, der vom Tod erstanden, über alle Schranken erhaben; „er ist der Hölle Peste, des Todes starkes Gift, er ist der Stärkst und Beste, von ihm zeugt alle Schrift" — „er ruft Viktoria, schwingt fröhlich hier und da sein Fähnlein als ein Held, der Feld und Mut behält."

Pfingsten besingt den heiligen Geist als den Himmelsregen, der das Land befruchtet, und als die reine Taube, die das Ölblatt des Friedens trägt. Die Seele selbst ist ein girrender Hirsch.

In einem charakteristischen Liede — leider von Paul Gerhardt — will der Mensch, die Krone der Schöpfung, mit dem Hundeschicksal zufrieden sein: „Ich will, wenn ich nur kann liegen unterm Tisch, mir lassen genügen." Natürlich liegt die neutestamentliche Erzählung von dem kananäischen Weibe zu Grunde; aber was ändert das an dieser Würdelosigkeit? Germanisch klingt der Gedanke von dem Siegfried, der das Ungetüm überwältigt: „Gar heimlich führt er seine Gewalt, er ging in einer armen Gestalt, den Teufel wollt er fangen", und desto süßlicher, wenn Jesus nicht bloß der Hirt und die Weide der Seele, ihr König und ihr Schloß genannt wird, Schiff und Anker, Kompaß und Magnet, Mutter, Arzt und Wärterin, sondern auch „mein Zucker, wenn es bitter schmeckt." Das Abendmahl heißt der Malschatz, den der Bräutigam Jesus der Seele als seiner Braut schenkt, und die Seele dankt beglückt:

Ey meine Perl, du werthe Kron,
Wahrer Gottes- und Mariens Sohn,
Ein hochgeborner König;
Mein Herz heißt dich ein Lilium,
Dein süßes Evangelium
Ist lauter Milch und Honig.
Ey mein Blümlein, Hosiannah,
Himmlisch Manna,
Das wir essen,
Deiner kann ich nicht vergessen.

Der Junggeselle singt vor dem Essen: „Ein ziemlich Notdurft schaf dem Leib, doch daß er gleichwohl mäßig bleib"; ist er aber Hausvater, so ändert sich die zweite Zeile: „daß ich kann nehren Kind und Weib", — die Mäßigkeit entfällt dann. Und nach dem Essen erklingen die kostbaren Strophen: „Wie er Tier und Vögel ernährt, so hat er uns auch bescheert, welchs wir jetzund habn verzehrt" . . . Doch es kommt noch besser:

Alsbald der Mensch sein Leben hat,
Seine Küche vor ihm staht,
In dem Leib der Mutter sein
Ist er zugerichtet fein;



Ob es ist ein kleines Kind,
Mangel doch es nirgends findt,
Bis es an die Welt herkömmt.

Das ist ebenso geistreich wie die weitere naturwissenschaftliche Note: „Das Wasser das muß geben Fisch, die läßt Gott tragen zu Tisch; Eyer, von Vögeln eingelegt, werden Junge draus geheckt; — Berg und Tal die macht er naß, daß dem Vieh auch wächst sein Gras." Probat erscheint der Vorschlag, den Martin Opitz in einem Liede auf den Sonntag macht: „Gott wöchentlich gibt sieben Tage dir; gieb einen du, den ersten, ihm dafür: der erste wird die andern sechse zieren, wirst du heut Gott im Mund und Herzen führen."

Das Verhältnis des Leibes zur Seele ist dasjenige der Magd zu ihrer Herrin, der Geist soll das Regiment haben; „gleich wie vom kalten Wetter das Blumwerk leicht erstirbt, gleichwie die Zier der Blätter im feuchten Herbst verdirbt — also muß auch vergehen des Fleisches kurze Frist; nur dieses kann bestehen, was geist- und göttlich ist." Oder es heißt geradezu:

Fahr hin, Welt, mit deinem Dreck,
Du kannst mich nicht laben,
Jesus ist mein Lebenszweck.

Ein besonderes Kleinod der alten und neueren Gesangbücher sind ihre innigen Lieder vom schlichten herzhaften Gottvertrauen. In einem der originellsten stehen die Verse:

Mißt mir mein Gott mein Glück mit Löffeln,
Auch dies nehm ich in Demut an,
Und sehn mich nicht nach ganzen Scheffeln,
Ob er auch gleich so messen kann.
Gott pflegt mit Fleiß in diesem Leben
Oft manchem nicht gar viel zu geben.

Er tröstet sich: „Das sind die reichesten Gemüter, die nicht verlangen große Güter" und meint: „Das gibt die seligste Vergnügung, sich sättigen an Gottes Fügung." Nicht viele werden wissen, daß Paul Gerhardt unter den Gottesgaben auch das Bier — das sonst im Gesangbuch ein seltener Gast ist! — mit aufzählt. Er preist die Schönheit des menschlichen Organismus, z. B. des Auges: „Ach, wie bist du doch so blind und im Denken unbedacht! Augen hast du, Menschenkind, und hast doch noch nie betracht deiner Augen helles Glas; siehe, welch ein Schatz ist das!" und doch schlägt diese Freude immer wieder um in die Klage, daß alles so vergänglich:

Ach wie flüchtig, ach wie nichtig
Ist der Menschen Stärke!
Der sich wie ein Löw erwiesen,
Überworfen mit den Riesen,
Den schlägt eine kleine Drüsen. —



Ach wie flüchtig, ach wie nichtig
Ist der Menschen Dichten!
Der so Kunst hat lieb gewonnen
Und manch schönes Werk ersonnen,
Wird zuletzt vom Tod erronnen . . .

Nur ein Heilmittel gegen dies Ungeheuer Tod kennt das Gesangbuch: „Gott hat das Evangelium gegeben, daß wir werden frumm." Aber wehe, wer ihm widerstrebt! Die Hölle wartet sein mit den auserlesensten Martern. Sind die Beschreibungen der Freuden des Himmels matt und eintönig, im Grunde ein Hallelujasingen, abwechselnd mit dem Naschen von Süßigkeiten, so sind die Höllenlieder dramatisch, bunt und wild bewegt. Das massivste scheint mir das aus der Feder von Joh. Rist geflossene zu sein: „Kommt her, ihr Menschenkinder." Speise gibt's dort nicht, für den Durst nur Pech und Schwefel, die notwendigste Garderobe fehlt leider gleichfalls. Und die Gesellschaft läßt geradezu alles zu wünschen übrig:

Die täglich hier gesoffen,
Einander angetroffen
An manchem leichten Ort,
Die werden dort sich reißen,
Ja, wie die Hunde beißen
Und sich zerschlagen fort und fort.

Die sich bei guten Tagen
Mit Reiten, Fahren, Jagen
Recht lustig hier gemacht,
Die müssen heulend sitzen,
Bald frieren und bald schwitzen,
Denn da wird keiner Lust gedacht.

Wie unangenehm sind schon die Erkrankungen auf Erden: „Wie kann die Gicht uns kränken, wie kann der Schlag verrenken das Haupt, wie martert uns der Stein!" Aber dort ist gar keine Linderung zu hoffen!

Es werden dort die Ohren,
Die hier den leichtsten Choren
Der Huren zugehört,
Das Heulen, Knirschen, Dräuen,
Das Fluchen, Schmähen, Schreyen
Alsdann auch hören ganz verstört.

Du wirst für Stanck vergehen,
Wenn du dein Aas mußt sehen,
Dein Mund wird lauter Gall
Und Höllenwermuth schmecken,
Des Teufels Speichel lecken,
Ja, fressen Koth im finstern Stall.



Wir wenden uns mit Schauder ab von diesen Bildern einer zügellosen Phantasie. Und doch — wer die Sprüche der alttestamentlichen Propheten intimer kennt und etliche Stücke der neutestamentlichen Offenbarung St. Johannis, die ja freilich nur eine christlich überarbeitete jüdische Apokalypse ist, der weiß, daß selbst in diesen Phantasieexzessen noch nicht das Äußerste gesagt ist, was die fromme Einbildungskraft der Menschen sich in der guten alten Zeit ausgesonnen hat, um dem in der *bête humaine* schlummernden Urtrieb der Grausamkeit wenigstens in Gedanken zu frönen. Wollte Gott, es wäre immer nur bei Gedanken geblieben! —

Aber in unseren alten Gesangbüchern stehen nicht nur eintausend und mehr Kirchengesänge durch das Jahr hindurch. Ihnen sind mehrere Anhänge angegliedert mit Kirchengebeten und häuslichen Andachten, die denselben Geist gebundner Frömmigkeit atmen, mit naiven „Gewissens- und Lebensreguln", dem Psalter Davids, dem kleinen Katechismus Luthers und den Hauptsymbolen samt der Augsburger Konfession, und schließlich einer unkritischen Schilderung der Zerstörung Jerusalems im Jahre 70. Man sieht: Gesangbuch und Bibel waren die ganze oder doch die wesentlichste Bücherei unserer Alten; hier ist alles eigentlich Wissenswerte beisammen. Hier legten sie auch ihre Familienchronik an. In den Anstandsregeln heißt es: „Laß dich ja nicht verleiten, der Annehmlichkeit des guten Geschmacks zu folgen und den Bauch bis oben an zu füllen. Es wäre dir besser, daß du oft, aber wenig äßest . ."; noch famoser ist der Paragraph über das Lachen: „Alles Lachen ist nicht verboten. Denn es geschieht wohl, daß sich der Allerfrömmste, nicht über weltliche, aber über göttliche Dinge also inniglich erfreuet, daß sein Mund mit einem bescheidnen Lachen von der Lieblichkkeit, die in seinem Gemüt entstanden Zeugnis giebt." Wer lacht?! Eins leuchtet aus dem allen klar hervor: es fehlt dieser Zeit jeder Blick für den Wert der Erdengegenwart. Die Wirklichkeit ihres Leibes und ihres menschlichen Lebens ist ihnen von vornherein verdächtig; sie flüchten an den Realitäten des Daseins vorüber ins Reich der Ideale und der Träume. Die ganze Zeit der alten Gesangbücher ist mystisch. Man schlage eine solche Anweisung von 1709 zum Abendmahlsgang auf: sie umspannt einen ganzen, ziemlich stattlichen Band, zierlich in braunem Samt gebunden, mit dauerhaftem Goldschnitt. Die Vorbereitung geht durch Wochen und erreicht ihren Höhepunkt in den letzten Tagen vor dem hochnotpeinlichen Aktus. „Er entziehe sich von weltlichen Geschäften, soviel sein Beruf immer zulassen will . ." um zu fasten und zu beten! Devot und sittsam geht man in schlechten Bußkleidern zum heiligen Beichtstuhl — „hat er die Gnade, so lasse er die Bußthränen häufig dabei fließen" . . Der Verfasser beruft wohl „den Herrn Lutherus" oft und gern: aber Luthers derbe und ehrliche Art wußte von all dem Rokokogeschmack nichts, der die Natur ins Unnatürliche verkehrte. Die Welt war nur eine Nebensache, der

Zweck des Lebens war die Rüste auf das Jenseits. Das scheidet uns letztlich von der guten alten Zeit. Wir haben Rousseau erlebt und Kant, Goethe, Bismarck und Nietzsche. Das heißt mit andern Worten: wir haben den Sinn der Erde erkannt und haben die Menschen entdeckt. Wir haben weniger Zeit, weil die Zeit uns gehört; der Ewigkeit gegenüber sind wir weniger sicher. Wir sind diesseitiger geworden, selbst die Theologie hat sich modernisiert. Alles ist Entwicklung; wir stehen auf dem Naturgesetz, aus dem wir erst das Geistesgesetz bescheiden und stolz zugleich ableiten. Auch heute sind wir noch fromm; aber die Kreise derer, die die Frömmigkeit unserer alten Gesangbücher noch festgehalten haben, sind dünn gesät. Man kann die heute in Geltung stehenden Gesangbuchlieder und kirchlichen Liturgien gewiß nicht unbedingt billigen. Aber man muß ihnen im ganzen großen doch das Zeugnis ausstellen, daß sie nur das wirklich Wertvolle der fruchtbaren Hymnologen der Kirche festgehalten haben. Und auch das ist noch zu viel und zu alt. Es scheint, daß der schlichte Gemeindegesang sich immer mehr überhaupt umsetzen will in den kunstvollen Chorgesang . . . .

Berlin. *Th. Kappstein.*

Lenz.

Wir wollen nicht vergessen, wer Jakob Michael Reinhold Lenz war und was er in der Entwicklungsgeschichte des deutschen Dichtens bedeutet, was er für diese Entwicklung gewesen. Alle Mühe haben wir uns ja gegeben, das Gedächtnis an seine arme Gestalt entweder überhaupt zu verlieren oder es doch wenigstens so zu trüben, daß wir sie nicht nur undeutlich, sondern sogar in schiefer Stellung sehen; denn Lenz figuriert für uns bekanntlich als „das eine“ Mitglied jenes Sturms und Drangs, aus dem zuerst Goethe und hernach Schiller groß aufstiegen; Klinger ist dann „das andere“. . . und sie beide sollen es gewesen sein, die aus dem Sturm und Drang in typischer Weise nicht herauszukommen oder doch ihre wesentlichen Gaben nur in seinem Zeichen zu bringen vermochten, während die übrigen — Wagner, Müller und andere — für uns überhaupt nicht mehr zählen. Das ist so die geläufige Meinung, gegen die ich nun meine beson-



dere setzen möchte, daß Lenz überhaupt kein Stürmer und Dränger im eigentlichen Sinne gewesen, daß es sich bei ihm vielmehr durchaus, um eine Sondererscheinung handelt, deren Bedeutung zwar auf einer Bahn liegt, die auch durch den Sturm und Drang ging, aber zugleich auch weit über ihn hinaus und unmittelbar zu uns hin und dem, was wir heute von der Kunst glauben und ihrem Wesen wissen.

Die Quellen zu Lenz fließen spärlich. Sie flossen schon zu seinen Lebzeiten spärlich, als er ein Vergessener war. Über dem, was er gewesen, wie über dem, was er geschaffen, liegt Nebel, Schicht auf Schicht. Man hat bis auf jene Schlagwortwertung vom Tantaliden keine Vorstellung von ihm und vermag sein Bild nicht mehr menschlich deutlich zu sehen. Daß Tieck, der erste und einzige Herausgeber seiner Schriften, ein Klingersches Trauerspiel aufnehmen konnte, ist bezeichnend. Es wäre dasselbe gewesen, wenn er etwa ein Schillersches Stück — nehmen wir einmal die „Räuber" an — Goethen zugeschrieben hätte; oder wenn ein künftiger Herausgeber von Hauptmanns Dramen eine Wedekindsche Groteske mit einstellen würde.

Aber in den letzten Jahren hat der philologische Apparat doch so viel Material heraufgefördert, daß es allgemach möglich ist, nicht nur von den paar vorliegenden Drucken — die natürlich immer das Wichtigste bleiben — auf den Poeten zu schließen, sondern auch über den ganzen Menschen Lenz, der dahinter stand, einiges Licht fließen und seine Charakterzüge sichtbarer werden zu lassen.

Ein Brief aus dem Jahre 1816, von einem Freunde des Verstorbenen an einen anderen ist zunächst einmal wichtig; er handelt über eine geplante Lenzbiographie und dürfte ziemlich das früheste und mithin genaueste Dokument sein, das zeigt, wie Nahestehende Lenzens Schicksal empfanden, in welchem Umriß sie es erblickten. Ich lasse aus ihm die Disposition der geplanten Biographie hier folgen, ergänze sie noch durch einige für den Briefschreiber selbstverständliche Daten und Noten, und wir haben damit zugleich und zur vorläufigen Verständigung eine Skizze von Lenzens Leben, wie es sich persönlicher Kenntnis und Anschauung dargestellt hat:

Er war geboren am 12. Januar 1751 in Livland auf einem Pfarrhofe von Pfarrerseltern. Verlebte seine Knaben- und Schülerjahre zu Dorpat. Studierte 1768 bis 71 in Königsberg Theologie und schrieb dort ein machtvolles Epos „Die Landplagen". Kam 1772 als Hofmeister kurländischer Junker nach Straßburg, wo er sein Erlebnis: Goethe hatte und auch, wir können nur nicht genau sagen, wie tief, das Erlebnis Friederike Brion. In Straßburg entstanden seine vier Dramen „Der Hofmeister", „Der neue Menoza", „Die Soldaten", „Die Freunde machen den Philosophen", sowie Lyrik und Prosa. Anfang 1776 folgte er Goethen nach Weimar. Verließ jedoch schon Ende 1776 Weimar wieder, krank an Geist und Leib. Durchirrte das Elsaß, durchirrte die Schweiz. Fand Aufnahme bei Lavater in Zürich, Oberlin in Steinthal, Schlosser in Emmendingen. Genas zur Not in

Hertingen. Heimreise sodann. Unglückliche Aufnahme der ihn verkennenden Verwandten. Reise nach Petersburg. Rückkehr von dort nach Dorpat. Neues Hofmeisterleben. Zweite Reise nach Petersburg. Reise nach Moskau, woselbst er eine Anstellung als Lehrer am Erziehungsinstitut des Findelhauses erhielt. Vergebliche Versuche, aus der Vergessenheit sich emporzuringen. Krankheit. Entsagung aller Hoffnungen. Stummes Erwarten des Endes. Tod im tiefsten Elend zu Moskau am 24. Mai 1792.

Das ist Lenz. Und es fällt auf der eine Satz von den „vergeblichen Versuchen, aus der Vergessenheit sich emporzuringen“. Wie? Hatte er schon einmal so hoch gestanden, daß man von solchen vergeblichen Versuchen überhaupt reden konnte? War er schon einmal so bekannt, ja berühmt gewesen? Nicht nur freundlich betrachtet, gleich einem Schüler mit Lob und Aufmunterung bedacht, sondern wie ein früher Meister behandelt?

In der Tat, wie wir wissen, gab es eine Zeit, eben jene des ersten Sturms und Drangs, da waren Goethe und Lenz die nebeneinander genannten Dichter. Ihre Namen standen gleichgeordnet; und wenn man darnach in Betracht zieht, wie steil und plötzlich Lenz von seiner Höhe herabgeschleudert ward, so könnte sein Leben allerdings das Typische der problematischen Natur qualvoll großen Stils haben, die da in ein paar kurzen Jahren aufflammt und dann hinlöscht — des echten Prometheussohnes, dem sich in der jungen Stirn Gedanken gebaren, die er gegen die Götter setzte und der dafür von ihnen mit Vergängnis geschlagen ward.

Aber eine solche Annahme findet ihre ergänzende Berechtigung nicht in dem, was aus Lenzens Leben künstlerisch herausgekommen ist. Da gibt es keine prometheischen Gedanken, die sich zyklopisch ballen. Da sind keine Ideen, die irgend eine alte Anschauung verneinen, um eine neue revolutionär an die Stelle zu setzen. Da treten auch keine Menschen trutzig auf den Plan, um durch ihre besondere Lebensführung dem allgemeinen Leben Hohn zu sprechen. Alles Irdische, das gegeben wird, bewegt sich in durchaus normalen Bahnen; in keinen ungeheuerlichen Tragödien wird es gezeigt, sondern in den ewig täglichen. Sie haben alle diesseitige Weltanschauung und tragen das jedweilige Symbol derselben in sich selbst. Höchstens daß ein paar kleine soziale, humane usw. Tendenzen von zeitlicher Begründung seinen Dramen angeflickt sind: so die schwache Antihofmeistertendenz in seiner starken ersten Komödie, die verwischte Antiaufklärungstendenz im „Neuen Menoza“, die wohl nicht allzu ernst gemeinte moralische Rüffelung des ungezügelten Militärlebens in seinem „Soldaten“stück. Derlei Tendenzen bedeuten dann immer gerade das Mißglückte an seinen Dichtungen, das Unorganische, Aufgepfropfte. Und außerdem sind es Tendenzen, wenig oder gar nicht aus dem Geiste des Sturm- und Dranggeistes heraus, der Natur und Freiheit wollte, sind im Grunde gelindere reaktionäre Tendenzen,



solche, die mit gesellschaftlich-kulturellen Verhältnissen rechneten; denn Lenz blieb in dem Winkel seines Herzens, in dem seine Ethik saß, immer der Königsberger Theologe, der sich mit solchen Entwürfen zur Verbesserung der Menschheit trug, die christlich zahm waren, nicht heidnisch stürmend und drängend, nicht *in tyrannos*, sondern fast *pro tyrannis*.

Der Wert des Lenzschen Schaffens liegt denn auch auf einem ganz anderen Gebiete — auf einem, das der problematischen Natur grundsätzlich verschlossen zu sein und um das sie sich überhaupt nie lange zu kümmern pflegt. Ich meine, er liegt nicht auf inhaltlichem, sondern auf formlichem Gebiete.

Die Art, wie Lenz zupackte, die Festigkeit des Griffs, mit der er uns seine Menschen, indem er sie von ihrer seltsamen Seite nahm, zugleich mit ihrer eigentümlichen zuzukehren verstand, die derbe Drastik eines solchen Realismus und der wie selbstverständliche Humor seiner Licht- und Schattenverteilung: das sind seine Vorzüge. Und sie stehen dieser ihrer Natur nach wahrlich nur in einem äußern Zusammenhang mit dem seinem ganzen Wesen nach stofflichen, inhaltlichen Sturm und Drang.

Man weiß, daß die Wandlung in der deutschen Literatur um die Zeit, da Goethe seinen „Götz von Berlichingen" vollendete, darin bestand, daß der deutsche Ton gefunden wurde und im Zusammenhang damit die — offiziell — regellose deutsche Dramatik an Stelle der regulären französischen trat, wie sie damals nach einer Lenzschen Definition „wenig deutsch, kritisch bebend, geraten schön" bei uns noch immer Muse und Mode war, — trotz des preußischen Lessing.

Goethe hatte das Verdienst, diese deutsche Wandlung mit seinem „Götz von Berlichingen" zum ersten Male zu einer so allgemeinen wie eindringlichen Wirkung zu bringen. Sein Werk riß die Binden von den Augen.

Doch neben ihm war einer da, der diese Binden auch gesehen, nachdem er die eigene gesprengt hatte, ja, der sogar schärfer wahrgenommen haben mochte, was sie dem deutschen Volke verwehrten: Blick in das Freie, Blick in die Frische der Dinge, Einsicht in ihr schlagendes Herz, Aussicht über ihr weites bewegliches Treiben, Übersicht von einer Höhe aus luftklarem Raum. Aber es war ein langsamerer Mensch, kein junger, siegender Gott, der die Locken ins Leben schüttelte, sondern ein eigenwilliger Sonderling. Es war Lenz — der whimsical Lenz, wie ihn Goethe genannt.

Als „Götz von Berlichingen" erschien, hinkte er noch mit seinen eigenen Taten nach. Doch konnte er Goethen eine Schrift zusenden, in der er schon zwei Jahre vor Erscheinen des „Götz von Berlichingen" theoretisch gefordert hatte, was Goethe jetzt praktisch erfüllt. Diese Schrift hieß „Anmerkungen übers Theater". Und was in ihr steht, ist einfach die Exfundamento-Ästhetik des modernen Realismus. Hier einige Sätze aus ihr, die das gesamte Schaffen des folgenden Jahrhunderts



einleiten: „Ich mache die Anmerkung, das Wesen der Poesie sei Nachahmung und was dies für Reiz für uns habe". . . „Wir fühlen Glückseligkeit, ihm (dem Schöpfer) nachzuäffen, seine Schöpfung im kleinen zu schaffen" . . . . „Wir suchen alle gern unsere zusammengesetzten Begriffe in einfache zu reduzieren, und warum das? weil er (der Verstand) sie dann schneller — und mehr zugleich umfassen kann. Aber trostlos wären wir, wenn wir darüber das Anschauen und die Gegenwart dieser Erkentnisse verlieren sollten, und das immerwährende Bestreben, all unsere gesammelten Begriffe wieder auseinanderzuwickeln und zu durchschauen, sie anschaulich und gegenwärtig zu machen, nehme ich als die zweite Quelle der Poesie an"*). . . . . „Der wahre Dichter verbindet nicht in seiner Einbildungskraft, wie es ihm gefällt. Er nimmt Standpunkt, — und dann muß er so verbinden." — Mit solchen Sätzen war das Prinzip des modernen Realismus gefunden, aber zugleich auch schon überwunden, weil höheren Zielen zugewendet, als sie in den bloßen Nachahmungsmöglichkeiten beschlossen liegen konnten. Die Nachahmung, das Prinzip der Wirklichkeitsnähe, sollte bloß die Echtheit des Kunstwerkes verbürgen, vornehmstes Mittel zu ihr sein. Und daß Lenz selbst darüber hinaus als den engeren Zweck des damaligen Schaffens die Gewinnung des deutschen Tones ansah, mag daraus hervorgehen, daß er von Dichtern spricht, die „die Religion ihres Volkes nicht gegründet hätten". . . oder aus einem Satze, wie diesem: „Damit wir nun, unseren Religionsbegriffen und ganzen Art zu denken und zu handeln analog, die Gränzen unsers Trauerspiels richtiger abstecken, als bisher geschehen, so müssen wir den Volksgeschmack der Vorzeit und unseres Vaterlandes zu Rat ziehen, der noch heutzutage Volksgeschmack bleibt und bleiben wird."

Goethe hat in „Dichtung und Wahrheit" die Vermutung geäußert, Lenz habe diese seine „Anmerkungen übers Theater" künstlich um jene erwähnten zwei Jahre zurückdatiert, während sie in Wirklichkeit wohl erst nach Erscheinen des „Götz von Berlichingen" entstanden seien.

Ich habe keine Neigung, auf diese Vermutung als solche einzugehen. Erstens steht sie in „Dichtung und Wahrheit". Zweitens aber sind die „Anmerkungen übers Theater" vom ästhetischen wie im besondern vom intellektuell analytischen Standpunkt aus so ungleich bedeutender, schärfer und vordringender als alles, was Goethe selbst vor seinem „Götz von Berlichingen" in kritischer Art geäußert, daß man Lenz die Priorität zum mindesten der inneren Konzeption unbedingt lassen muß, zumal er schon in jenen frühen „Landplagen" bewiesen hatte, wie straff sein Blick von Natur aus auf Wirklichkeit und deutsche Deutlichkeit eingestellt, wie sicher seine Hand auf Anschaulichkeit gerichtet war.

*) Die erste ist also das Anschauen, die persönliche Sinnsetzung. A. M.-B.

Prioritätsstreitigkeiten sind immer peinlich, kleinlich. Wir haben ja in unseren Tagen einen ganz ähnlichen Fall zu erleben gehabt wie den Lenz-Goethe. Ich meine den Fall Holz-Hauptmann. Als Parallelerscheinungen sind beide ungemein interessant. Wer Lust hat, mag sie bis ins einzelne verfolgen; er wird finden, wie Hauptmann so ganz und gar kein Goethe ist und doch in seiner Bahn liegt, und wie Holz durch Lenz eigentlich gar nicht mehr nötig gemacht war.

Lenz aber, die deutsche Seele wie der scharfe Verstand Lenz, steckt, sie vorwegnehmend, in allen dreien.

Daß er dann hernach kein Goethe war und ward, ist die eigentliche Tragik seines Lebens gewesen — das, was ihn, wenn man durchaus will, problematisch gemacht hat. Aber wohl gemerkt: gemacht hat. Doch besser sagte man, was ihn unglücklich gemacht hat. Denn noch einmal sei unterstrichen: Der Lenz, der für uns als Schaffender in Betracht kommt, war als Mensch ein in sich gefestigter. Ihn brach in der Folge nicht seine Kunst, sondern das Leben. Daß daraufhin auch seine Kunst brach, ist nur die selbstverständliche Begleiterscheinung des ganzen Krankheitsprozesses.

Ich komme zu dieser Kunst, zu Lenzens vier Dramen zurück.

Wir haben also, daß der erste Lenz, derjenige, der gleich Goethe und mit Goethe zusammen seinen deutschen Ton gegen den Franzosenton gesetzt hatte, der eigentliche geistige Ahnherr, der Ahnende der ganzen späteren deutschen Wirklichkeitsdichtung gewesen ist, derjenige, der ganz so am genauesten Bescheid wußte um die Bedeutung der Veränderung, die sich da vollzogen, wie Goethe am stärksten die Notwendigkeit dieser Veränderung gefühlt haben mochte. Und wir haben weiter, daß Lenz selbst diese Ahnung in markige Kunst umzusetzen verstanden hat.

Ja, eine Zeitlang schien es wohl, als könne Lenz sich als Schaffender durchaus neben Goethe halten, zumal dieser mit seinem nächsten Drama, dem „Clavigo", einen so erschreckenden Rückschritt tat, indes in dasselbe Jahr, in dem „Clavigo" beendet ward, 1744, gerade Lenzens „Hofmeister" fällt.

Der war ein Sieg. Doch freilich mehr einer für das deutsche Studententum, während „Götz von Berlichingen" einer für die Welt gewesen war — wie sich auf die Dauer ausweisen sollte.

Immerhin riß Lenz im einzelnen mehr zur Bewunderung hin. Er war genauer, artistisch köstlicher, die glänzenden Stellen folgten einander dicht, — worüber man denn wohl die Bewunderung für den Wurf im „Götz von Berlichingen" einmal aussetzen konnte. In seinen „Anmerkungen übers Theater" hatte Lenz gefragt, was ein Mensch sei, ein abstrahierter, geträumter, „gegen einen, der steht". In seinem „Hofmeister" „standen" die Personen, die Jungen und die Alten, die Studenten und die diversen Philister, daß es eine Pracht war; „standen" mit einer Sicherheit, waren angetan mit einer Fülle von feinen Richtigkeiten, daß man als ihre natürliche Wirkung nur den ganzen Jubel



sich vorstellen kann, wie ihn persönlich Berührte haben. Was war den namentlich Straßburger Jugendkreisen dagegen „Clavigo"? Der Goethe in der Clavigofigur sicherlich der damals unsympathische Mensch in Goethe, der schwankende Goethe — derselbe, der sich von der Friederike Brion-Marie Beaumarchais losgerissen, um sich zu Weimar in neuen Leidenschaften läutern zu lassen. Und im „Clavigo" „standen" die Personen so gar nicht.

Auch Lenz ließ auf den „Hofmeister" ein zweites schwächeres Stück folgen, den „Neuen Menoza". Aber er war dafür bald darauf wieder als der Alte da mit den „Soldaten", die dem „Hofmeister" durchaus gleichwertig sind und in denen wiederum ein Milieu nach- und herausgebildet ward, das in jener kriegerisch unruhigen Zeit für aller Interesse sein mußte; indes Goethe mit seinem „Egmont" noch zögerte.

Beide, der „Hofmeister" und das „Soldatenstück", das Lenzens erste Periode abschließt, zeigen seinen inneren und äußeren Stil denn auch am deutlichsten.

Man hatte damals allgemein vergessen, daß man Handlung aus Charakteren entwicklen müsse. Man hielt dafür, daß Handlung um ihrer selbst hinzustellen sei, woraus dann das tote schematische Theater der damaligen Komödienschreiber kam.

Lenz wischte in seinen „Anmerkungen fürs Theater" die letzte Forderung gründlich aus und schrieb dafür wieder deutlich die erste hin. Und in seinen Dramen erfüllte er sie so praktisch, wie es Goethe in seinem „Götz von Berlichingen" getan.

Durch beide Dichter bekam man wieder ein Spiel von wahrhaft shakespearescher Lebendigkeit.

Doch besteht natürlich ein beträchtlicher Unterschied zwischen ihnen. Ich wies auf ihn schon hin, als ich von Goethes Wurfkraft sprach. Goethe behielt nicht trotz derselben, sondern gerade weil er sie hatte, ein inneres Maß Folgerichtigkeit des ganzen Baues bei. Lenz, mit seinem Sinn für das Detail, kannte keinen großen Riß. Der „Götz von Berlichingen" war ein Alphabet des Lebens und hatte dessen α und ω. Lenz kam selbst in seinem „Hofmeister" und in seinen „Soldaten" immer nur bis zur Mitte der Beziehungen, die er zwischen Menschen dramatisch zu knüpfen unternahm. Dann verlor er die Fäden entweder ganz, oder er vermochte so recht nicht mehr, sie anzuziehen und den Gang der Szenen zu lenken. Die Charaktere blieben wohl noch folgerichtig, aber nur jeder für sich. Und das Ganze, die Handlung, fiel ihm um den dritten, vierten Akt mit Regelmäßigkeit auseinander, glitt ihm aus, und er geriet schweifend in endlose Breiten, anstatt sich gegen den Schluß hin erst recht zusammenzunehmen und mit dem Sinn des Ganzen zu enden. So rächte sich der Mut zum regellosen Theater, während er bei Goethe, dem Großzügigeren, den Stoff Beherrschenderen, zum Siege führte.

Lenz mochte den Mangel selbst gefühlt haben; es wäre das zugleich



eine Erklärung dafür, daß er immer jene Tendenzen an seine Werke gehangen hat: sie sollten ersetzen, was aus dem bis dahin Dargetanen nicht mit Unbedingtheit von selbst heraussprang.

Mit Lenzens zweiter Periode, die im wesentlichen nur aus seinem vierten Drama „Die Freunde machen den Philosophen“ besteht und eine Periode kurzer Selbsterkenntnis ist, schwindet das Mißverhältnis in seinem Schaffen denn auch. Er behält in diesem vierten Drama das Bestreben, aus Charakteren Handlung zu entwickeln, zwar bei, aber er versucht von vornherein, eine zusammengezogene, vereinheitlichte Handlung zustande zu bringen. Tieck hat sich gewundert, daß der Schauspieler Schröder dieses „Die Freunde machen den Philosophen“ immer für das beste Lenzsche Stück erklärt und sehr gewünscht habe, es spielen zu können. Uns wundert es nicht, denn es ist das einzig bühnenmäßige von Lenz.

Und es ist auch sein einzig ganz persönliches. Der Held heißt Skophron, Reinhold Skophron und ist Reinhold Lenz: „ein junger Deutscher, reisend aus philosophischen Absichten“, der — ganz wie Lenz — von den Eltern um dieser Absichten willen verlassen und in abwechslungsvolle, oft widrige Schicksale geworfen wird, an seinen Hoffnungen verzagt, aber zum Schluß, da er schon seine verbitterte Stimmung mit einer freiwillig entsagenden vertauschen will, durch einen unendlichen Edelmut dem Leben wiedergewonnen wird.

Beides, zu zeigen, daß es Niedrigkeit — namentlich unter Freunden — aber auch, daß es höchste Gesinnung auf der Welt gibt, ist die Tendenz dieses Stückes, die, an Lenzens eigener Leiderfahrung gemessen, von einem unendlichen Idealismus, von seiner eigenen Großherzigkeit, Güte und verzeihenden Milde zeugt.

Denn Lenz selbst hat den Edelmut, an den er noch lange geglaubt haben dürfte, im Leben nicht erfahren und ist dem Leben verloren gegangen.

Seine dritte Periode hebt an: die der Auflösung und ihrer Folge, des künstlerischen Unvermögens. Sie dürfte menschlich zu datieren sein von dem Tage seiner Ankunft in Weimar. Es war eine Ankunft mit den größten Erwartungen noch. Und es war eine Abfahrt mit den größten Enttäuschungen, — mit so großen Enttäuschungen, daß man nicht anders kann, als auf sie den Ausbruch des stillen, nur in der ersten Zeit manchmal aufrasenden Irrsinns zurückzuführen, der der verzweifelten Selbsterkenntnis einer inneren Kleinheit — neben Goethe — entsprang, der den zerrütteten Körper und Geist Lenzens nicht mehr verließ und jetzt sein langes langsames Ende einleitet.

Was in Weimar vor sich gegangen, dürfte nie ganz aufgeklärt werden. Sicher ist, daß Lenz fühlte, wie Goethe über den einstigen Kameraden hinausgewachsen war, und daß er trotzdem sich noch krampfhaft bemühte, sich neben ihm zu behaupten. Da mag er dann Torheiten begangen haben, die seine Entfernung — wenigstens nach



der Meinung des goethischen und höfischen Kreises — notwendig machten.

Auf jeden Fall ist Lenz an Goethe zu Grunde gegangen.

In einem kleinen Drama „Der Engländer", der einzigen Dichtung, die er dann noch in szenischer Form versuchte, steht ein Wort, das schmerzhaft erlebt sein muß und Lenzens Stimmung genau widergibt: „Wie hoch diese Leute über mich sind, wie sie über mich wegschreiten! . . . und ihr Vorzug! Daß sie kalt sind, daß sie lachen können, wo ich nicht lachen kann."

Die Stimmung, die man umgekehrt Lenz gegenüber hatte, ist einmal in einem Klingerschen Briefe zum Ausdruck gekommen. Klinger hatte Lenz in Emmendingen auf der Durchreise einer Gewaltkur unterzogen, ihn des Nachts durch seine Leute an ein Wasser tragen und wiederholt untertauchen lassen. Und am andern Morgen will er zu ihm gesagt haben: „Ich sehe wohl, daß ich dich von der physischen Narrheit geheilt habe, aber nicht von der eitlen Einbildung, du seyest so wichtig, daß alles, was du tust und schreibst gegen deine Freunde, von Bedeutung für sie sey."

Es wäre die Frage, ob man damals in Weimar nicht nur unrichtig, sondern auch unrecht an Lenz gehandelt habe, ob eine liebevollere Behandlung nicht fruchtvoller gewesen wäre — auch für die deutsche Dichtung; denn Lenz war ja bis zu den Weimarer Tagen auf keiner absteigenden Linie, im Gegenteil, wie sein „Die Freunde machen den Philosophen" und seine letzte Lyrik zeigen, auf einer, wenn auch nicht stark aufsteigenden, so doch durchaus vorschreitenden.

Aber wie wollte man heute noch zu einer Antwort auf diese Frage kommen! Jeder Versuch wäre müßig! Denn die Entwicklung Lenzens hat ja vom Effekt aus allen recht gegeben, die ihn damals abwiesen: Lenz war fertig. Was er noch geschrieben hat, ist — abgesehen von einigen Fragmenten der Auflehnung, dem Einzigen in Lenzens Schriften, das man prometheisch nennen könnte — ganz und gar wertlos, hat höchstens pathologisches Interesse. Brutal schritt eine Generation an einem ihrer Dichter vorüber und ließ ihn als kranken, verkommenen Menschen zurück.

Wir aber, da wir weder den nötigen Abstand und zugleich auch die herzliche Nähe zu einem unseligen Schicksal haben, wir wollen nicht vergessen, wer er gewesen, der gesunde Lenz der Straßburger Zeit: daß er der einzige war, der wie Goethe neben den heulenden Ton des Sturms und Drangs jenen erfassenden setzte, der heute unser gesundester Kunstton ist.

Paris. *Arthur Moeller-Bruck.*



Das Moderne in der bildenden Kunst.

Je häufiger man bei Kunstdebatten ein Wort hört, um so mißtrauischer sollte man gegen ein solches Wort sein, denn es steht dann zu vermuten, daß ein derart häufig gebrauchtes Wort sich zur rechten Zeit eingestellt habe, weil dort ein Begriff fehlte.

Doch auch Begriffe sind oft nur Schemen, die dem Scheinwerfer einer psychologischen Betrachtung nicht standhalten, und auch wenn sie real sind, so ist ihre Realität dann oft gleich so derb und körperlich, daß die Sache von einem solchen Begriffe nicht nur umfaßt, sondern gleich völlig ummauert, umengt und erstickt wird. Dann gilt es eben, durch die Hüllen des Begriffes hindurch zur Sache selbst vorzudringen.

Aus dem Orchester der heutigen Kunstschlagworte hört man wohl keines so grell heraus, als gerade das Schlagwort „modern".

Der Begriff „modern" — wir haben das einmal irgendwo gelesen — ist einer der umfassendsten unserer heutigen Kunstbegriffe. — In der Tat, dieser Begriff ist sehr weitläufig, ein Sack, in dessen Dunkel die seltsamsten und heterogensten Dinge durcheinander kollern. Und doch heißt moderne Kunst kaltblütig verdeutscht nichts anderes als eine neuzeitliche Kunst, eine Kunstübung, die den gegen früher veränderten Verhältnissen der Gegenwart Rechnung trägt, die in unserer Zeit Anrecht auf Beachtung, auf Erfolg hat, weil sie den geistigen Bedürfnissen unserer Zeit und keiner früheren entgegenkommt.

An dieser Definition erprobe man alle diejenigen Kunstschöpfungen auf ihren Gehalt an Neuwert, die alle unter einer und derselben Flagge segeln, alle das Schlagwort „modern" für sich in Anspruch nehmen und zwar mit der deutlich erkennbaren Voraussetzung, daß „modern" synonym sei mit ästhetisch-vollwertig, nachahmungswert, den Tagesruhm überdauernd.

Demnach beginnt der junge Künstler von heute naturgemäß seine Laufbahn mit dem Bewußtsein, er müsse, um seiner Zeit etwas sagen zu können, zeitgemäß, modern arbeiten. Er glaubt an das Vorhandensein irgend einer Methode, die er nur zu erlernen brauche, um sie dann zu verwerten. Er geht auf die Suche nach dieser Methode und findet statt einer mindestens zwölfe, von denen jede die allein seligmachende zu sein behauptet.

„Sie wollen modern arbeiten?" sagt ihm sein erster Lehrmeister. „Wohlan, so arbeiten Sie naturalistisch! — Malen Sie moderne Menschen in modernem Milieu und Sie werden Interesse und Beifall der Zeitgenossen finden. Sie haben dann auch zugleich den Beifall der Nachwelt, denn die wird Sie nur danach bewerten, inwieweit Sie für Ihre Zeit offene Sinne und brauchbare Ausdrucksmittel besaßen. Gehen Sie zu den Arbeitern in die Werkstätten, folgen Sie anspruchslos



der Natur. Über die Natur hinaus können wir nicht, wir können ihr besten Falles nur gleichkommen."

Der junge Künstler von Begabung wird dieser Schule vieles zu verdanken haben. Er wird in ihr die Kardinaltugend des modernen Künstlers lernen, die schlichte, ehrliche Sachlichkeit. Diese Methode leitet ihn zu scharfem, deutlichem Sehen an, sie macht ihn zum Psychologen, zum Erkenner.

Doch die herbe Frucht dieser Erkenntnis wird sein, daß er die Erde in ihrer qualvollen Unerlöstheit erkennt, in ihrer Sphinxnatur, die mit tausend Farben und Formen fragt, Probleme stellt, deren Lösung man um so weiter hinausgerückt sieht, je länger man diesen Formen gegenüber sitzt, je mühevoller und ehrlicher man danach ringt, ihr Abbild zu schaffen. Aus dem Schmerz heraus, das Problem eines Gegenstandes, einer menschlichen Körperform damit nicht lösen zu können, daß man jene Form noch so ehrlich, noch so peinlich genau abbilde, daraus der kalte, fast satirische Akzent der geistvollen großen Naturalisten, dies der Geist Adolf von Menzels.

Der junge Künstler von heute wird vom Naturalismus lernen, aber er wird bei ihm nicht stehen bleiben. Er wird einsehen, daß das, was für wenige Große selbstgeschaffener neuer Ausdruck war, für jeden Nachkommenden nicht mehr sein kann, als Rezept, Schablone, Kunstregel, aber nicht Gesetz des Kunstschaffens.

Von seinem ersten Lehrmeister könnte er sich deshalb etwa mit folgenden Worten verabschieden: „Ich danke Ihnen. Sie haben mir den Weg gezeigt, den ich zu gehen habe. Ich habe bei Ihnen Bescheidenheit und Ehrfurcht vor der Natur gelernt. Ich habe erkannt, daß wir irgendwie diese stumme Natur zum Reden bringen müssen, um sie zu erlösen, um sie zu bewegen, daß sie uns ihr Wesentliches verrät, ihr Göttliches oder Teuflisches, wie man es nun nennen will, — ihr Panisches. Ich muß lernen, meine Kunstgebilde so zu schaffen, daß sie die Gebilde der Natur beleben, daß der Geist, der in ihnen ist, zum Tönen kommt, daß sie staunen und fragen machen. Indem ich nach Ihrer Weise die Dinge abmale, nachschreibe, werde ich dies nie erreichen. Besten Falles könnte ich zu diesen Abbildungen (nicht Darstellungen) noch ein geistreiches oder bitteres Epigramm setzen. Die Zeit verlangt mehr als ihr bloßes Spiegelbild. Dies Spiegelbild soll leben, soll erlösende Worte sagen, auch wenn die Zeit selbst nur schweigt und zittert."

Der junge Künstler also, den zu Beginn seiner Laufbahn weiter nichts erfüllte als das Bewußtsein, er müsse, um seiner Zeit etwas sagen zu können, zeitgemäß, modern arbeiten, er steht, wenn ihm die Schule des Naturalismus gegeben hat, was sie ihm geben konnte, nicht vor der Lösung seines Problems, sondern am Anfang eines Weges, der ihn unter günstigen Voraussetzungen allmählich zum Ziele führen kann.

Modern arbeiten heißt zeitgemäß arbeiten. Was aber ist unserer

Zeit gemäß? — Bietet unsere Zeit als Ganzes eine so festumrissene Gesamterscheinung, daß irgend eine künstlerische Methode, eine „Richtung“ imstande wäre, sie nach allen Seiten hin zu erschöpfen, gleichsam die Formel ihres Wesens künstlerisch zu fixieren? Was wir die Zeit nennen ist ein Vielerlei, das sich von Tag zu Tag wandelt. Fortwährend schafft unsere Zeit dem Geiste, der aus ihr spricht, auf allen Lebensgebieten neue Ausdrucksformen. So wird auch eine Kunst, die es sich zum Ziele gesetzt hat, die Zeit zu erfassen, niemals durch Anwendung irgend einer starren Regel, eines Dogmas, moderne Kunst werden. Die Bezeichnung „modern“ umschließt die Forderung steter Wandlung im Sinne des Zeitwillens. Deshalb war der Naturalismus nur solange modern, das heißt die Sehnsucht der Zeit erfüllend, als diese Zeit nicht mehr verlangte, als ein exaktes Spiegelbild ihres äußeren Gewandes. So ebnete der Naturalismus den Weg: Er lehrte sehen und Liebe zu den Dingen gewinnen. Und je liebevoller der Künstler sich mit den Dingen beschäftigte, je schwerer er technisch um ihre Wiedergabe rang, um so besser war er vorbereitet, als er die Dinge plötzlich in ihren mannigfaltigen Beziehungen zu ihrem Milieu sah und diese Offenbarung ihn plötzlich vor das Problem des Lichtes stellte.

Nun galt es nicht mehr, die Natur abzuschreiben, sondern das Künstlerauge um die Erscheinung der Dinge zu befragen, die Objekte dann zu erfassen und künstlerisch wiederzugeben, wenn sie so beleuchtet oder so bewegt waren, daß ihre künstlerisch gesehene Einheit aus Form, Farbe und Bewegung künstlerisch und technisch vollendet wiedergegeben, mehr gewesen wäre, als bloße naturalistische Spiegelung.

So erscheint der Impressionismus als eine Steigerung der naturalistischen Bestrebungen und wie sie als ein Ausdruck jener erkennerischen Sehnsucht, deren Problem das Wesen der Dinge ist. Er bot tausend neue Möglichkeiten. Er stellte bei jedem Versuche, diese Möglichkeiten zu verwirklichen, hundert neue Anforderungen an das positive Können. Hatte man in der Schule des Naturalismus sehen gelernt, so lernte man jetzt malen.

Je vollendeter sich der Impressionismus ausgestaltete, je besser, je virtuoser er malen lehrte, um so mehr verführte er jedoch den Durchschnittskünstler zu einer gewissen geistigen Genügsamkeit. Eine Zeitlang glaubte man modern zu arbeiten, wenn man lediglich gut malte. Daher blieben denn die Mehrzahl der gut gemalten impressionistischen Bilder Stücke Kunst, Kunststücke, aber Kunstwerke schuf von den Impressionisten nur derjenige, dem sein Impressionismns nicht Dogma, nicht Selbstzweck, sondern lediglich Mittel zum Zwecke einer höheren, potenzierten Synthese seines Ich und der künstlerisch verstandenen Außenwelt war.

Die Grundlage, welche der Impressionismus nicht als Kunstdogma, sondern als technisches Ausdrucksmittel, zumal durch die Entdeckung



des Lichtes geschaffen hat, wird die Grundlage jeder weiteren Entwickelung der bildenden Kunst sein. — Wie die Renaissancezeit in der Entdeckung und der künstlerischen Verwertung der perspektivischen Gesetze einen Teil ihres Wesens offenbarte und für alle Ewigkeit festlegte, genau so offenbarte sich unsere Zeit in der Entdeckung des Freilichts.

So lange der Impressionismus sich noch im Stadium des Werdens befand, solang er noch nicht Selbstzweck, Ausschreitung des neuen Prinzips geworden war, war er modern. Als Ausdrucksmittel, nicht als Dogma, wird er modern bleiben, das heißt, die Entwickelung der bildenden Kunst wird ihn durch alle weiteren Phasen und Wandlungen als ihr wesentliches Element mitnehmen. Tendenziös-naturalistische Milieuschilderungen, die ganze, einst so weit gediehene Armeleutmalerei hat die Kunst bereits abgestoßen. Der Freilichterrungenschaften kann sie sich nicht mehr entäußern, ohne gleichsam eine ihrer Wurzeln zu verlieren. — Als der Impressionismus aufhörte, für die Entwickelungstüchtigen das A und O zu sein, als man Bilanz zog und fand, daß auch er nicht imstande gewesen, die Zeit zu erschöpfen, die endgültige Formel zu geben, nach der man verlangte, da fühlte man eine große Erschütterung. Es hatte gegolten, das Wesen der Dinge, den Sinn des Lebens künstlerisch zu offenbaren, und die neue Kunst bot überall in raffiniertester technischer Vollendung den Schein. Den Schein, aber so aufs äußerste durchgearbeitet, so vergeistigt, daß ihn das Wesen bereits ahnungsvoll, mystisch zu durchleuchten begann. Nun konnte man die Dinge in ihrem Lichte, in ihrem Dufte, in dem panischen Fluidum, das sie umgibt, darstellen, nun konnte man die Natur reden machen, aber deutlicher als je sprach sie nun zum Künstler: „Ich bin geheim. — Nun weißt du, daß ich verschleiert bin, aber meinen Schleier hat deine Kunst nicht gehoben.“ — Der junge Künstler, der in dieser Entwickelungsperiode reif wurde, konnte nun nicht mehr zu „Vater Naturalismus“ in die Lehre gehen, und was er vom Impressionismus nach seiner spätgeborenen Weise begriff, sagte ihm: „Mit dieser Methode — dem jungen Künstler ist alles Methode! — geht es nicht weiter. Hier könnte ich, anstatt in gerader Richtung weiter zu gehen, nur innerhalb des bereits Erreichten im Kreise herumwandeln, früher Geschaffenes ergänzen und variieren. Aber es gilt, mit der Zeit zu gehen!“ —

Und der Spätergeborene begann seinen Weg von einem andern Ausgangspunkte. Auch sein Ziel war es, ist es, modern, zeitgemäß zu sein, eine Kunst zu üben, die den gegen früher veränderten Verhältnissen der Gegenwart entspricht. —

* * *

Unsere Zeit, die auf der einen Seite unsern Tatsachensinn förderte, uns exakt und sachlich denken lehrte, die als künstlerischen Ausdruck dieser objektiven Geistesrichtung in Literatur und Kunst naturalis-



tische und impressionistische Tendenzen an die Oberfläche gebracht, mit diesen Bestrebungen aber nicht mehr erreicht hatte als eine Verschärfung und Zuspitzung des Problems, das immer klarer als Problem erkannt wurde, erfuhr nach ihrem realistischen Vorwärtsdrängen bald genug eine heftige Reaktion im Sinne des Idealismus. —

Dem Problem, das wir in der Frage: „Was ist modern?" formuliert haben, suchte man nun von einer andren Seite beizukommen.

Man konnte sich an der bescheidenen Beschäftigung mit dem rein Gegenständlichen nicht mehr genügen lassen, man spürte auch keine bleibende Befriedigung mehr im impressionistischen Festhalten der Relationen zwischen Objekt und Milieu. —

Dafür begann man zunächst unter den Objekten der künstlerischen Darstellung eine immer individuellere Auslese zu treffen und faßte für die von der Natur gegebenen Formen nur noch insoweit Interesse, als ihre Darstellung Gelegenheit bot, in ihr eine innere Welt des Traumes, der Sehnsucht, des Glaubens zu verkörpern. —

Man stand nicht länger der Natur abwartend gegenüber. Man kam mit übervollem Herzen, dessen Forderungen nach Symbolen suchten; man nahm diese Symbole, wo immer sie sich boten, aus der Natur so gut wie aus der Formensprache vergangener und fremder Kulturen. —

War man zu Beginn der neuzeitigen Kunstepoche mit dem Verlangen nach einem konsequenten Naturalismus zu weit gegangen, so irrte nun der Trieb zu einer „rein geistigen" Kunst ebensoweit von der geraden Entwickelungslinie ab, nur nach der entgegengesetzten Seite hin. Dem Symbolisten war das Objekt schließlich nichts, die „persönliche Note", die sich jeder Kontrolle entzog, und die man wie einen Magierspruch gläubig hinnehmen sollte, galt dafür alles. —

Die selbstschöpferische Persönlichkeit durfte frei mit den Formen der Natur schalten und walten, sie brauchte dieselben in ihrer Realität nur soweit bestehen zu lassen, als sie sich mit den idealen Forderungen, mit der Sehnsucht des Individuums, vertrugen.

Mit andern Worten: Diese geistige Kunst gab sich an ein Stilisieren der Dinge. —

Die Frage nach dem Wesen des Stiles umschließt ein zu gewaltiges Problem, als daß man ihre Lösung von einer Arbeit erwarten dürfte, die wie diese im Grunde nicht mehr geben will als ein gedrängtes Bild vom jüngsten Werdegange unserer Malerei.

Gegenstand einer an diesen Punkt anzuknüpfenden Sonderbetrachtung wäre vor allem, zu erörtern, in wie weit es Erfolg verspricht, einer Zeit bewußt ihren Stil schaffen zu wollen, ein Bemühen, zu dem heute viele bildende Künstler beitragen, da ihnen ein entsprechendes Resultat von zahlreichen Zeitbetrachtern als erreichbares, wünschenswertes Ziel vor Augen gestellt wird.

Ein subjektives Parteinehmen in Kämpfen um einen „modernen Gesamtstil" liegt uns hier natürlich durchaus fern. Was für uns hier in Betracht kommt, sind lediglich Entwickelungstatsachen.

Man dürfte uns wohl beistimmen, wenn wir den tatsächlichen Effekt aller symbolistischen, stilisierenden, neu-romantischen etc. Kunstbestrebungen wie folgt fixieren:

Wenigen hochbedeutenden Einzelpersönlichkeiten gelang es, ohne weiteres mittels dieses neuen, unnaturalistischen Schaffensprinzips Werke von bleibender Bedeutung und unvergänglichem Kunstwerte zu erzeugen, welche ihrem Wesen nach die richtige, überzeugende Resultante aus real gegebenem Objekt und künstlerischem Subjekt darstellten. Die Mehrzahl der Schöpfungen jedoch, die nach dem Ausgange des Impressionismus entstanden und die Absicht zeigten, über denselben hinaus zu kommen, wiesen stets auf der einen Seite ein Zuviel, auf der andern ein Zuwenig auf, d. h., bald war der gut beobachteten impressionistischen Studie ein Element der Stimmung oder der stilisierenden Phantasie künstlich hinzugefügt, bald war von jeder künstlerischen Umsetzung realgegebener Formen, Farben und Bewegungen Abstand genommen, und die betreffende Schöpfung war dann weiter nichts, als eine Hieroglyphe, deren Sinn nur dem Mystagogen kund war, der sie ohne Beihilfe irgend welchen Naturstudiums aus der Tiefe des Gemütes heraus „offenbart" hatte. —

Der uralte Zwiespalt zwischen Objekt und Subjekt, zwischen Materie und Geist, mochte immerhin in dieser Phase unserer Kunstentwickelung sich wieder einmal recht deutlich offenbart haben, nur unreife, einseitige Naturen schloß er von weitern Evolutionen aus und lähmte ihr Schaffen, indem er sie entweder auf das naturalistische oder das idealistisch-romantische Spezialgebiet, oder noch schlimmer, auf eine schwanke und unzuverlässige Brücke zwischen beiden Standpunkten verwies.

Der bleibende Gewinn aber, den unbornierte, universale Könner diesem nur scheinbaren, letzten Grundes jedoch wesenlosen Zwiespalte zwischen den beiden Geistesrichtungen abrangen, sollte sich bald zeigen.

Man war davon ausgegangen, sein künstlerisches Ich auf Grund einer stilisierenden Abstraktion von den realgegebenen Werten zu offenbaren, und man hatte damit, wie in jeder zweckfremden romantisch-individualistischen Kunstepoche dem Wahlspruche „*l'art pour l'art*" zu dienen geglaubt. Doch siehe, das Resultat jener anfänglichen Reaktion gegen den Naturalismus waren neue Füchte, welche die vom Leben ausgegangene Kunst dem Leben wieder als Lohn zurück gab! Die Bestrebungen unserer Stilisten ermöglichten unserer Malerei, eine ausgesprochen dekorative Richtung zu nehmen und dadurch mit unserer Zeit und ihren alltäglichen, materiellen Bedürfnissen in engste Fühlung zu treten: ein bedeutsamer Schritt vorwärts auf dem Wege zu einer einheitlichen Gesamtkultur, deren Wesen ja durch nichts besser charakterisiert wird als durch die enge Fühlung, ja die schließliche völlige Kongruenz geistiger und materieller Tendenzen. —

Wir glauben unser Thema nahezu erschöpft zu haben. Der Begriff des Modernen deckt sich, wie wir sahen, mit dem Begriffe der steten Entwickelung. „Modern" dürfen wir also denjenigen bildenden Künstler nennen, der in seinem Schaffen vom sachlich gegebenen, vom realen Leben ausgeht, und in der Weise, wie wir es geschildert haben, bis in die Grenzgebiete einer äußersten Geistigkeit vordringt, um dann, wenn er den letzten Schritt ins Leere, ins Nichts zu tun glaubt, auf einmal wieder mit beiden Füßen mitten im Leben zu stehen. — Modern ist also nicht der bornierte Anhänger irgend eines naturalistischen, impressionistischen, symbolistischen, dekorativen etc. Dogmas, nicht der einseitige, wenn auch noch so virtuos geschulte Spezialist irgend einer „Richtung", über die er nie hinaus kommt, sondern modern ist derjenige, der im Mikrokosmos seines induviduellen Entwickelungsganges alle Phasen der Gesamtevolution potenziert wiederholt, der als reifer Könner endlich ein Resultat gibt, welches in irgend einer Beziehung das Leben bereichert. —

Das vorläufig letzte Resultat unserer bildenden Künste heißt angewandte Kunst, Bedarfskunst. Daß durch dieses Resultat unserer Zeit und ihrem Leben eine in ihrer ganzen Fülle vorerst nur zu ahnende Bereicherung bevorsteht, liegt auf der Hand. —

Der Künstler ist heute nicht mehr auf ein spezifisch kunstinteressiertes, gönnerhaftes Publikum angewiesen, er braucht keine Luxuskunst mehr zu schaffen, denn heute hat er endlich alle Mittel in der Hand, mit deren Hilfe seine Kunst Zeitbedürfnisse befriedigen kann. Das moderne Kunstgewerbe, die moderne Illustrationskunst und die modern erfaßte Graphik öffnen ihm breite Wege ins Leben und damit zu immer neuen Befruchtungen, zu immer neuen Evolutionen. Doch auch jetzt kann er nur dann in unserm Sinne modern, ein Sprachrohr des Zeitwillens sein, wenn er alle Kunstmittel, welche die bisherige Entwickelung anwenden lehrte, beherrscht, unter diesen Mitteln jedoch stets die für den einzelnen Fall notwendige weise Auswahl zu treffen vermag.

Er kann nicht als Kunstgewerbler einen modernen Innenraum, als Graphiker ein modernes Plakat schaffen, ohne sich vorher in gründlichsten, sachlichsten Naturstudien mit den Problemen der Form, der Farbe und der Bewegung konfrontiert zu haben, ohne aus einer allseitigen Geistesbilung heraus einen festen künstlerischen Standpunkt gewonnen zu haben, von dem aus er über das rein Handwerkliche, rein Naturalistische hinausgelangen kann. — Andernfalls kann er eben nur diejenigen Abwege gehen, die auch in den Gebieten der angewandten Kunst bereits von denen eingeschlagen werden, die entweder an irgend einem Punkte ihrer Entwickelung hängen geblieben sind und einseitig wurden, oder die als Spätergeborene teils zu indolent, teils zu talentlos waren, um die voraufgegangenen Phasen der Kunstentwickelung in ihren Studien nachzuholen. Diese entweder Steckengebliebenen oder Unfertigen schaffen dann jene Produkte kunstgewerblicher Tätigkeit, die allen Zeitbedürfnissen, allen praktischen An-



forderungen hohnsprechen, welche das Material vergewaltigen und schließlich doch nur wieder Produkte einer spielerischen Luxuskunst mit bloßem Liebhaberwert darstellen. Auf dem Gebiete der Graphik sündigen diese Schädlinge nach einer Richtung hin, die schon durch das verwaschene, verwirrende Schlagwort „Zeichnende Künste" ausreichend sich selbst kennzeichnet, eines jener einschränkenden, bornierenden und darum bornierten Schlagworte, die immer dann ausgegeben werden, wenn eine erfolgslüsterne Spezialistenclique sich der geistigen Führung der Weiterschauenden entzieht, um sich in irgend einer Sackgasse der Entwickelung häuslich niederzulassen. —

Vielleicht finden wir demnächst Gelegenheit, an dieser oder an an anderer geeigneter Stelle auf die zuletzt angebrochene Gedankenreihe ausführlicher zurückzukommen.

Den Begriff des Modernen in der bildenden Kunst hoffen wir hiermit unsern Lesern sachlich und ausreichend erläutert zu haben.

München. *Hermann Esswein. Ernst Neumann.*

Nicolaas Beets.

Der 13. September 1884 war eine Art Festtag für Holland. Es galt, den siebzigsten Geburtstag von Nicolaas Beets zu feiern. Keine der üblichen Feiern für siebzigste Geburtstage mit Festreden und Festbankett und der obligaten staatlichen Anerkennung in Gestalt eines minderwertigen Ordens. Es war eine echte, aus vollem Herzen kommende nationale Huldigung, die damals dem großen vaterländischen Dichter dargebracht wurde, der in seinen Werken den holländischen Nationalcharakter so klar, so typisch zum Ausdruck gebracht hatte, wie kaum ein anderer vor ihm. Beets war eben für Holland der Dichter, und das spezifisch Holländische in seinem Schaffen muß man in Berücksichtigung ziehen, wenn man die begeisterungsvolle Verehrung verstehen will, die Beets von seinen Landsleuten entgegengebracht wird. Dann wird man auch die aufrichtige Trauer verständlich finden, die in diesen Wochen durch Holland ging, als die Nachricht von seinem Hinscheiden bekannt wurde. Am 13. März ds. Js. ist er in Utrecht gestorben, wo er seit einem halben Jahrhundert als Prediger und Universitätsprofessor gelebt hatte, durch



die Macht seiner Persönlichkeit, durch die Gewalt seines Wortes eine Wirkung ausübend, die von all denen als unvergeßlich geschildert wird, die mit ihm in Berührung gekommen sind.

Beets war keine der literarischen Erscheinungen, die einer ganzen Zeit ihren Stempel aufdrücken. Er war kein Bahnbrecher, kein Neuerer. Still und ruhig floß sein Leben dahin, und dieses Leben spiegelt sich in allem, was er schrieb, getreulich wieder. Man wird ihn nicht mit Bilderdijk vergleichen können, der in der holländischen Literatur des 19. Jahrhunderts nach der Auffassung der Holländer nun einmal an erster Stelle steht, so wenig auch der Ausländer die Begeisterung der Holländer gerade für Bilderdijk versteht. Und noch weniger mit dem unvergleichlichen Multatuli, für dessen Genialität dem Durchschnittsholländer auch heute noch immer das rechte Verständnis fehlt, obgleich er der einzige aus der gesamten holländischen Literatur ist, auf den neidisch zu sein das Ausland ein Recht hat. Aber Beets war in seiner Art eine so vollwertige Individualität, ein so unerreichter Meister in dem ihm eigenen Schaffensgebiet, daß er auch über die Grenzen seines engeren Vaterlandes hinaus Anspruch auf Würdigung hat.

Ein beneidenswertes Dasein ist mit Beets dahingegangen. In Haarlem, wo er am 13. September 1814 geboren war, verlebte er eine glückliche Jugendzeit. Mit 19 Jahren wurde er in Leiden Student der Theologie, und auch seine Studentenzeit war eitel Sonnenschein. Seine poetische Erzählung „José", die er als Zwanzigjähriger herausgab, und noch mehr die durch Byron inspirierte Dichtung „Kuser", die ein Jahr später erschien, erregten in literarischen Kreisen Aufsehen. Eine fruchtbare schriftstellerische Tätigkeit folgte diesen ersten Versuchen, und schon 1839, als Fünfundzwanzigjähriger, veröffentlichte er seine „Camera Obscura", dasjenige Werk, das sich am längsten in der Gunst des Publikums erhalten hat und das auch heute noch, nach mehr als sechs Jahrzehnten, genau so beliebt ist wie zur Zeit seines Erscheinens. Ein Jahr nach der „Camera", die er unter dem Pseudonym Hildebrand veröffentlichte, heiratete Beets und wurde Pfarrer zu Heemstede, von wo aus er 1854 nach Utrecht berufen wurde, wo ihm später auch eine Professur für Kirchengeschichte übertragen wurde.

Beets hat das seltene Glück gehabt, daß die Zeit nicht über ihn hinweggeschritten ist, daß er nicht schon bei Lebzeiten zu den Toten gezählt wurde. Lange Jahrzehnte konnte er sich des Ruhmes freuen, eine anerkannte klassische Größe in der zeitgenössischen Literatur zu sein, aber eine Größe, mit der auch die lebendige Gegenwart rechnete. Der greise Beets war jemand, der von keiner litterarischen Strömung hinweggeschwemmt wurde, der fest stand im Wandel der Zeiten und des Zeitgeschmacks und der alle Richtungen überdauerte. Viel tat dazu allerdings die Persönlichkeit von Beets, der sich bis an sein Lebensende eine erstaunliche Geistesfrische bewahrt



hatte, die sich in der lebendigen Anteilnahme für alles, was die Gegenwart betraf, äußerte. Beets ist eigentlich nie alt geworden. Für seine beneidenswerte Frische legte noch ein im vorigen Jahre veröffentlichter Band literarischer Studien beredtes Zeugnis ab. Der Ruhm, der holländische Nationaldichter zu sein, ist ihm von keinem geraubt worden. Es ließ sich kaum ein größeres holländisches Fest denken, dem Beets nicht die poetische Weihe gegeben hätte. Die glühende Liebe, die er sein Leben lang für Holland und für das holländische Volk gehabt kat, kam bei solch patriotischen Gelegenheiten immer zum Ausdruck. Und als Gelegenheitsgedichte sind im Grunde genommen auch all die zahlreichen Poesien anzusehen, die er in mehreren Bänden herausgegeben hat. Vaterland und frommer Glaube, Familienleben und Natur, das sind die Themata, zu denen Beets in seinen Gedichten immer wieder zurückkehrt. Besonders das Familienleben mit seinen vielen Freuden und vielen Leiden hat er oft zum Gegenstand seiner Gedichte gemacht. Diese Familienpoesie, die für uns Deutsche leicht einen altmodischen, philiströsen Beigeschmack bekommt, ist ja eine Eigentümlichkeit der holländischen Lyrik und macht sie für unser Gefühl oftmals ungenießbar. Erst in neuerer Zeit ist ja auch hierin in Holland ein erfreulicher Wandel eingetreten und hat die Lyrik aus dem Bann hausbackener Stubenluftpoesie befreit und neuen Aufgaben zugeführt. Beets ist völlig ein Lyriker der alten Schule, und um seine Gedichte zu goutieren, muß man eben Holländer sein, holländisch denken und empfinden können. Dann wird man auch verstehen, daß er mit seiner Lyrik einen so großen Anklang bei seinen Landsleuten gefunden hat, daß eine große Anzahl seiner Gedichte seit Jahrzehnten zu den Lieblingen des Volkes gehören.

So hoch aber auch Beets' Verdienste als Dichter bei den Holländern eingeschätzt werden, seine Verdienste um die holländische Prosa sind ungleich größer. Er hat die holländische Prosa gewissermaßen erst geschaffen, indem er in seiner „Camera obscura" zeigte, wie Prosa geschrieben werden muß. Er hat die holländische Sprache geliebt wie kein anderer, und sein ganzes Leben lang ist er ein beredter Kämpfer gewesen für die Reinheit der Sprache, für die Einfachheit der Ausdrucksform, für die Säuberung seiner geliebten „taal" von all den Wendungen, die nur die Schriftsprache kennt, die man nie im Leben hört, die „nur in der Tinte bestehen", wie er selber zu sagen pflegte. Und unermüdlich war er tätig, um die Sprache seiner „Camera" der höchsten Stufe künstlerischer Vollendung, größter Einfachheit, zuzuführen. An jeder Auflage nahm er kleine Verbesserungen vor, und als der Tod ihn ereilte, war er gerade damit beschäftigt, die Druckbogen der zweiundzwanzigsten Auflage seiner „Camera" zu korrigieren.

Zweiundzwanzig Auflagen!

Man muß wissen, was es für das kleine Holland bedeutet, wenn



ein Buch eine größere Anzahl von Auflagen erlebt, um sich eine Vorstellung zu machen von dem außerordentlichen Erfolg, den die „Camera“ erzielt hat. Mit seinen 22 Auflagen steht das Buch unerreicht da. Es ist tatsächlich das holländische Nationalbuch geworden. Und es gibt auch kein anderes Buch, das so getreulich den holländischen Nationalcharakter wiederspiegelt wie die „Camera“. Es hat wenig Wert, noch heute Betrachtungen darüber anzustellen, ob und inwieweit Beets bei Abfassung seines Werkes von Tristram Shandy beeinflußt worden ist. Es genügt darauf hinzuweisen, daß Sterne einer der Lieblingsschriftsteller des jungen Beets war und daß die idealistische Reflexion in dem Humor des englischen Schriftstellers auch bei dem holländischen Humoristen vorherrschend ist.

Was Beets in seiner „Camera“ gesammelt hat, ist von erstaunlichster Mannigfaltigkeit. In bunter Abwechslung folgen sich selbständige Novellen und Skizzen, Beobachtungen holländischer Typen und Schilderungen alltäglicher Begebenheiten, Zeitbetrachtungen mit leisem satyrischem Beigeschmack und Glossierungen allgemeiner menschlicher Schwächen, immer mit jenem versöhnenden Humor, der keinen Stachel zurückläßt, der kein Gefühl der Beschämung bringt, der aber doch von den Augen die Binde reißt und eine wenn auch noch so wenig merkliche moralische Nutzanwendung hat. Beets lenkt in seiner „Camera“ den Blick des Lesers den kleinen Dingen seiner nächsten Umgebung zu, zeigt, wie viel Schönes und Poetisches uns auf Tritt und Schritt begegnet, und lehrt uns, nicht achtlos daran vorüberzugehen. Er führt uns kleine Menschen mit kleinem Glück in kleinen Hütten vor, zeigt, wie das scheinbar Geringfügigste im Leben mancher Menschen eine große Rolle spielt und wie auch die leisesten Herzensregungen Beachtung und Teilnahme verdienen. Der Holländer ist für solche humorvolle Kleinmalerei besonders empfänglich, und das macht es erklärlich, wenn die „Camera“ zu einem Lieblingsbuch des Volkes wurde. Daß sie es aber bis auf den heutigen Tag geblieben ist, daß sie die sechs Jahrzehnte, die seit ihrem Erscheinen verflossen sind, überdauert hat, daß sie von der neuen Generation der Jahrhundertwende ebenso gewürdigt wird wie von dem Geschlecht von 1839, das macht die „Camera obscura“ zu einem der eigenartigsten Bücher der Weltliteratur und läßt die Liebe und Verehrung begreiflich erscheinen, die die Holländer ihrem Nicolaus Beets entgegenbringen.

Hamburg. *Paul Raché.*



CHRONIK.

Der wirtschaftliche Niedergang des russischen Bauernstandes.

Vor kurzem hat ein Herr Bechtejew, der lange Jahre hindurch auf dem Lande hohe Beamtenstellungen bekleidet hat, eine eingehende Arbeit über die gegenwärtigen wirtschaftlichen Verhältnisse der russischen Bauern veröffentlicht. Nach dieser Darstellung ist das Land verarmt. Die privaten Grundbesitzer geraten immer tiefer in Schulden, die Steuerrückstände der Bauern wachsen gewaltig an. Der Boden wird schlecht kultiviert. Von 103,9 Millionen Deßjatinen Ackerland geben 39% überhaupt keine Einnahme. Diese Fläche liegt brach oder ist wüst gelassen worden, während beispielsweise in England diese Kategorie nur 2%, in Frankreich 13%, in Deutschland 5,9% ausmacht.

Der bäuerliche Wohlstand sinkt. So betrug im Kreise Jelez (Gouv. Orel) die Zahl der Höfe ohne Pferde im Jahre 1880 = 22,8%, 1888 = 28,4%, 1893 schon 38,7% der Gesamtzahl der Bauernhöfe, die Zahl der Höfe ohne Kühe 1880 = 31%, 1893 dagegen 42,5%.

Rußland exportiert mit jedem Jahr mehr, zieht aber aus dem Export immer geringere Gewinne, da die Getreidepreise stark gesunken sind. Im Jahre 1881 betrug der Durchschnittspreis pro Pud Getreide 119 Kopeken, 1886 = 83,7 Kop. und 1894 = 59,3 Kop.

Die gutsherrliche Wirtschaft ist stark im Rückgang. 1859 gehörten 79,8 Mill. Deßj. dem Adel, 1877 = 69,8 Mill., 1896 nur 55,5 Mill.; mithin verlor der Adel in der ersten Periode durchschnittlich 500000 Deßj. pro Jahr, in der zweiten Periode gegen 800000 Deßj. Wenn der Abgang die bisherige Proportion einhalten wird, so dürfte der russische Adel nach 70 Jahren keinen Grundbesitz mehr haben.

Der Viehbestand geht zurück. Der Viehexport ist stark gesunken. So wurden im Jahr 1872 44000 Haupt Hornvieh und 579000 Schweine ausgeführt, 1899 aber nur noch 9000 bezw. 64000. Nur der Pferdeexport nimmt zu.

Die Qualität des Viehs ist im Rückgang; seine Produktionskraft sinkt. So ist das Gewicht der Ochsen in den letzten 10—15 Jahren um 2½ Pud (ca. 1 Ztr.) pro Haupt zurückgegangen. Im nördlichen Kaukasus und im Dongebiet betrug das Durchschnittsgewicht der Bullen vor kurzem noch 31 Pud; heute fällt es schon schwer, Exemplare von 29 Pud zu finden. Die Kosten der russischen Landwirtschaft sind im Vergleich mit Amerika ganz unbedeutend. Was vor allem mangelt, ist landwirtschaftliche Bildung; diese aber macht nur äußerst langsame Fortschritte. Im Jahre 1861 existierte ein landwirtschaftliches Institut; heute, nach 40 Jahren, gibt es deren zwei. 1861 hatte man zwei mitlere landwirtschaftliche Lehranstalten, heute gibt es deren erst acht.

Dabei wachsen die Ausgaben des Staates mit jedem Jahr, und der Fiskus stellt an die Steuerzahler immer größere Anforderungen, während der Boden ausgesogen wird.



„Das Bild des zeitgenössischen Bauernhofes in den zentralen Gouvernements Rußlands," schreibt Bechtejew, „ist folgendes: Eine kleine, meist verkommene Hütte, in der die infolge schlechter und ungenügender Nahrung degenerierte Bauernfamilie nicht lebt, sondern vegetiert, gehüllt in schlechte Zitzkleider, die aus der Fabrik stammen; ein Halbpelz und ein Paar Filzstiefel müssen der ganzen Familie genügen. Als Bettstelle dient eine nackte Bank, das Kopfkissen ersetzt ein zusammengerollter Rock oder eine Zitzjacke. Eine Decke, die man sich unterlegen oder mit der man sich bedecken könnte, fehlt. Ein Absud von Wasser mit einer geringen Beigabe von Sauerkohl, Kartoffeln, Hirsebrei und Schwarzbrod bilden die gewöhnliche Nahrung der Bauern in den zentralen Gouvernements. Zum Trinken dient eine weißliche, unappetitliche Einsäuerung von Roggenmehl in Wasser, ein Präservativ gegen Skorbut. An Fleisch, Fett und Hanföl kann der Bauer nur drei- bis viermal im Jahr, an großen Feiertagen, denken. Abends brennt in der Hütte eine Petroleumlampe, meist ohne Zylinder. Das Hausgerät ist äußerst dürftig, das Inventar des Hauses bis auf einen verschwindenden Bruchteil zusammengeschmolzen. Kein Wunder, wenn die Bevölkerung unter solchen Umständen degeneriert und wenn die statistischen Daten des Kriegsministeriums über die Resultate der Rekrutenaushebungen immer weniger erfreuliche werden.

Die Bauern haben, um ihre Steuern zu bezahlen, ihr Eigentum hingegeben und alles verkauft, was sie nur irgend verkaufen konnten. Eine weitere Verringerung des bäuerlichen Eigentums ist kaum denkbar, da nichts mehr übrig geblieben ist, was auf den Markt gebracht werden könnte. So ist denn die Steuerkraft der Bauern durch die Macht der Verhältnisse herabgedrückt worden. Der Bauer zahlt heute an Steuern nur so viel, als er selbst zur Steuerbehörde trägt, und nicht so viel, als er zahlen müßte, da eine Beitreibung von Steuern schon undenkbar geworden ist. Der Bauer, auf dessen Hof Steuerrückstände lasten, hütet sich wohl, irgend etwas zu erwerben, was zur Deckung der Rückstände beschlagnahmt werden könnte, auch wenn er über kleine Ersparnisse verfügt. Übrigens nimmt ihm seine trostlose Armut jede Lust, etwas beiseite zu legen, um seine Lebensverhältnisse zu bessern, auch wenn er dazu die Möglichkeit hätte; in diesem Falle denkt er in seinem praktischen Sinn höchstens an eine Reparatur der Hütte, da diese ihm nicht genommen werden kann. Hat er einmal bares Geld, so zieht er es vor, es zu vertun und zu vertrinken, als es dem Steuereinnehmer zu überlassen."

„Ich glaube," schreibt Bechtejew weiter, „daß eine Verschlimmerung der Vermögensverhältnisse der Bauern in den zentralen Gouvernements nicht mehr zu befürchten ist. Die Bauern selbst sehen das ein und sprechen es bei jeder Gelegenheit aus, daß selbst Mißernten und Hagelschlag keinen Einfluß mehr auf ihren Wohlstand haben könnten. Vor dem Hunger bewahren sie die Regierungssubsidien, die ihnen nicht verweigert werden können, da sie keine anderen Existenzmittel haben."



Poesie und Prosa.

Daß die Dichter gar nicht so unpraktisch sind, wie man gewöhnlich annimmt, beweisen die Mitteilungen, die Lemoine, nach alten Dokumenten, über den großen französischen Tragiker Jean Racine als Grundstückspekulanten macht. Zehn Monate lang, vom 1. Oktober 1684 bis Mitte Juli 1685, verfolgte der Satiriker Boileau den Dramatiker Racine in unerbittlicher Weise vor allen gerichtlichen Instanzen. Auf Grund eines von Racine unterschriebenen Schuldscheins forderte er zuerst die Bezahlung einer Summe von 3000 Francs. Da Racine nicht sofort zahlte, ließ ihm Boileau durch einen Gerichtsvollzieher ankündigen, „daß er sich durch Pfändung und Verkauf seiner beweglichen und unbeweglichen Güter Zahlung verschaffen werde", und schon am nächsten Tag pfändete derselbe Gerichtsvollzieher ein Racine gehörendes Haus in der Rue de la Grande Friperie, das eine Katze als Aushängeschild trug. Ein Polizeikommissar wurde beauftragt, das Haus zu bewachen, und bald darauf wurde der öffentliche Verkauf angekündigt. Boileaus Gerichtsvollzieher stellte sich an einem Sonntag am Haupteingang der St. Eustachekirche auf und rief vier ehrenwerte Bürger, die gerade die Kirche verließen, zu Zeugen dafür an, daß die Verkaufsanzeige öffentlich bekannt gemacht worden sei. Racine erhob nun Einspruch gegen die Pfändung. Er wurde abgewiesen, legte Berufung ein und sah sich ein zweites Mal zu den Kosten verurteilt. Nun konnte der Verkauf stattfinden. Das Haus wurde für den lächerlich geringen Preis von 4000 Francs von Louis Prieur, einem Bevollmächtigten Boileaus, gekauft. Racine brachte es dahin, daß diese Versteigerung für ungültig erklärt wurde, weil ein höheres Gebot abgegeben war. Es mußte eine zweite Versteigerung stattfinden, und das Haus kaufte derselbe Louis Prieur für 18 400 Francs, diesmal aber als Bevollmächtigter Racines! Wie soll man sich es aber erklären, daß die beiden Dichter, trotz des hartnäckigen Rechtsstreites bis zum Ende ihres Lebens die besten Freunde blieben? Ganz einfach: die ganze Prozeßsache war eine gut gespielte Komödie mit verteilten Rollen. Racine, der ein gut bezahltes Staatsamt bekleidete, vom König eine Pension erhielt, eine reiche Frau geheiratet hatte und Besitzer mehrerer Häuser war, hätte die 3000 Francs, die er angeblich seinem Prozeßgegner schuldete, jederzeit mit Leichtigkeit bezahlen können. Aber er hatte kurz vorher das Haus in der Grande Friperie gekauft. Er fürchtete, daß es mit Hypotheken belastet sein könnte, und da damals die Hypothekengläubiger nicht eingetragen wurden, blieb ihm nur ein Mittel, sein Haus von etwaigen Hypotheken zu befreien: er mußte einen Verkauf des Hauses veranlassen, um dadurch die Hypothekengläubiger zu zwingen, ihre Ansprüche geltend zu machen. Boileau war nur eine vorgeschobene Person, ein Gläubiger, der nichts zu fordern hatte, und das Ganze eine kleine Komödie, die man mit der Justiz spielte.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. S. Simchowitz, Köln.
Für die Inserate: W. H. Sinzig, Köln.
Druck von M. DuMont Schauberg, Köln.





SCHAFSTEIN & Co., VERLAG IN KÖLN A. RH.

Voranzeige.

Demnächst erscheint in unserem Verlage
in vornehmster Ausstattung:

Glocken, die im Dunkeln rufen!

Gedichte von PAUL LEPPIN, mit Buchschmuck von HUGO STEINER-PRAG.

Ein bekannter Prager Literat, dem die Gedichte im Manuskript vorgelegen haben, schrieb darüber die folgenden begeisterten Worte:

„Diese Glocken, die mit sachtverhaltner Klage die Sehnsucht eines jungen Künstlerherzens künden, diese Silberglocken einer neuen Romantik, werden hinab in die Täler klingen und ein Echo wecken in der Seele schönheitstrunkener Menschen. Dunkle und alte Träume sind es, süße und schwere Weisen, die in den Liedern Paul Leppins leben.

Seine Gedichte sind wie ein kostbarer, kunstvoll gestickter Wandteppich aus den Tagen des Cinquecento; hundert Farben zittern darin und das Rankenwerk schmiegsamer Formen. Und Hugo Steiner hat diese Ornamente einer intimen Verskunst mit stillen, verträumten Zeichnungen geschmückt und einen Mantel von Blumen um Leppins blühende Lieder gelegt.“

→ Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und den Verlag. ←



SCHAFSTEINS VERLAG

für neudeutsche Kinderkunst

wurde auf der Industrie- und Gewerbe-Ausstellung
in Düsseldorf 1902
mit der silbernen Medaille ausgezeichnet.

In der Sammlung unserer auf rein künstlerische Wirkung gerichteten Kinderbücher ist soeben neu erschienen:

Der getreue Eckart

Ernstes und Heiteres in Wort und Bild für Knaben und Mädchen.

Preis 2 Mark.

An der textlichen und illustrativen Ausstattung des Bandes wirkten mit:

Walther Georgi, Franz Stassen, R. M. Eichler, Julius Diez, Adolf Münzer, Fidus, Ernst Kreidolf, Fritz Pfuhl, Ernst Liebermann, Arpad Schmidhammer, Leo Putz, Paul Rieth, J. B. Engl,

Paula Dehmel, Emil Weber, Ernst Dannheißer, Clara Viebig, Carola Wacker, Hugo Salus und andere mehr.

Zu beziehen durch alle besseren Buchhandlungen und den Verlag.



I. Jahrgang ⋆ 1903 ⋆ Heft 24

DIE KULTUR

Halbmonatsschrift

HERAUSGEBER DR S. SIMCHOWITZ

INHALT

ZWEITES JUNIHEFT

Preis des Heftes 75 Pfg. ⋆ Vierteljährlich 4 Mark
Jährlich 16 Mark

SCHAFSTEIN & Co. VERLAG
BADSTR. 1. KÖLN a. Rh. BADSTR. 1.

Die „Kultur“

erscheint *zweimal monatlich* in Heften von ca. 4 Bogen (64 Seiten).

Der Abonnementspreis beträgt (für 24 Hefte mit ca. 1500 Seiten Text) Mk. 16.— pro Jahr, also Mk. 4.— pro Quartal. Bei direktem Bezug vom Verlag Mk. 4.50; für das Ausland Mk. 5.—. Einzelne Hefte kosten 75 Pfg.

Bestellungen werden von allen Buchhandlungen des In- und Auslandes, von allen Postanstalten (Post-Zeitungs-Nummer 4449a) sowie von der Verlagsbuchhandlung entgegengenommen.

Alle für die „Kultur“ bestimmten Sendungen sind zu richten an

„die Redaktion der Kultur“, Köln, Badstraße 1.

Sprechstunde der Redaktion wochentäglich im Bureau, Köln, Badstr. 1, von 11—12.
Privatwohnung des Herausgebers, Dr. S. Simchowitz, Köln, Boisseréestr. 3.

Manuskripte werden stets einseitig beschrieben mit breitem Rande erbeten.

Für unverlangte Manuskripte wird keine Verantwortlichkeit übernommen; ihre Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt.

Alle einlaufenden Rezensions-Exemplare werden in einer „Bücher-Liste“ registriert. Eine eingehende Besprechung erfolgt nach Gutdünken der Redaktion. Eine Verpflichtung zur Rücksendung wird nicht übernommen.

Den verehrl. Redaktionen ist nach eingeholter Einwilligung der Autoren Nachdruck aus dem Inhalt der „Kultur“ gestattet, jedoch nur mit genauer Quellenangabe „Halbmonatsschrift „Die Kultur“ (Herausgeber Dr. Simchowitz, Verlag von Schafstein & Co., Köln)“.





Halbmonatsschrift

Alles Große bildet, sobald wir es gewahr werden.
(Goethe.)

Kultur heißt Übung aller Kräfte auf den Zweck der völligen Freiheit, der völligen Unabhängigkeit von allem, was nicht wir selbst, unser reines Selbst ist.
(Fichte.)

I. Jahrgang. ★ 1903. ★ Zweites Juniheft.

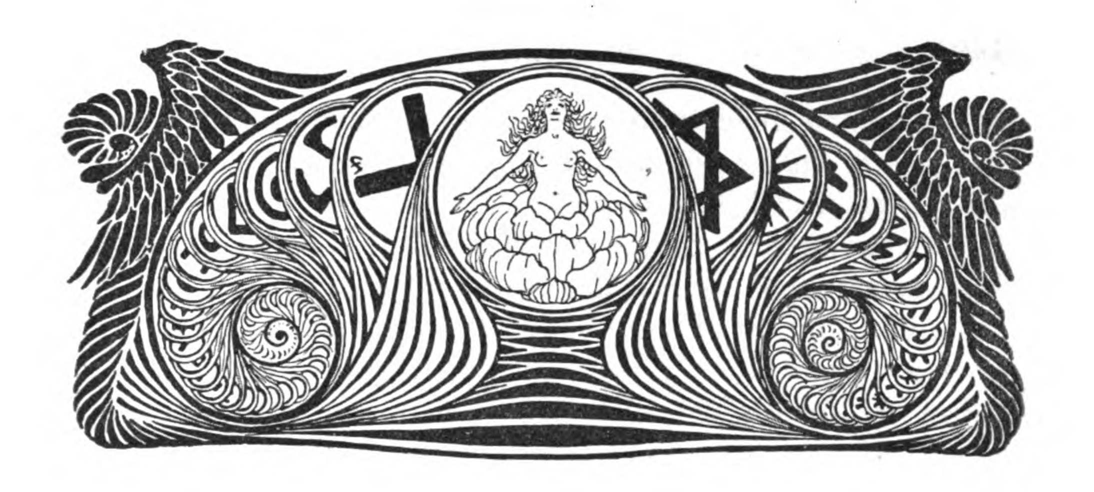
INHALT

HERAUSGEBER DR S. SIMCHOWITZ
VERLAG SCHAFSTEIN & CO

KÖLN a. Rh.



Druck von M. DuMont Schauberg, Köln.



Die hochschulpädagogische Bewegung.

(Nachdruck verboten.)

Denken wir uns in die Lage eines gut gebildeten und im Leben erfahrenen Mannes unserer Zeit hinein, dessen Sohn erst die Elementar- und eine höhere Schule durchlaufen hatte und nun seit einiger Zeit eine Hochschule, insbesondere eine Universität besucht. Nehmen wir an, der Sohn sei zum Studieren begabt und willig, und es seien auch keine außergewöhnlichen äußeren Hemmnisse eines richtigen Studienverlaufes da. Der Vater wird nun wahrscheinlich, wenn er die dortigen Tätigkeiten seines Sohnes auch nur einigermaßen näher beobachtet, staunen über die Fülle von Wissen und Können, von Wissenschaft und Kunst, die dort entfaltet, überliefert und täglich erweitert wird. An der Gelehrsamkeit der Dozenten, an dem geistigen Reichtum, den sie darbieten, an der imponierenden Ausgestaltung der wissenschaftlichen Sammlungen und Laboratorien usw. ist nicht zu zweifeln, und in den Ruhm, der den Hochschulen als nationalen Führerinnen oder dergl. gezollt wird, stimmt jener Beobachter ebenfalls mit Freuden ein.

Wenn jedoch dabei die Hochschulen auch als Erziehungsstätten gepriesen werden, so dürfte unser Beobachter stutzig werden. Noch auffallender mag ihm sein, daß die Dozenten, so kunstvoll und theoriegesättigt sie ihr Fach pflegen, so



kunstlos und reflexionslos hinwider in der Übermittlung des Faches an die studierende Jugend vorgehen, auch wenn sie dabei manches Geschickte und Erfolgreiche leisten. Der Beobachter ist daran gewöhnt, daß jede größere Tätigkeit, zumal wenn sie bezahlt wird und zu Erfolgen führen soll, die für die Existenz vieler Menschen in Betracht kommen, gelernt sein will. Wie er nun deutlich merkt, haben die Lehrer der Elementarschulen sowohl ihre Lehrfächer wie auch die Kunst der Übermittlung dieser Fächer eigens gelernt und üben ihre Kunst so aus, daß die zur Verfügung stehende Zeit anscheinend gut ausgenützt wird. Auch die Lehrer der höheren Schulen erwecken wenigstens neuerdings mehr als früher einen derartigen Eindruck. Nur die Lehrer der Hochschulen erscheinen wesentlich anders: davon, daß sie die Kunst des Übermittelns ihrer Erkenntnisse und Fertigkeiten eigens erlernt hätten, ist keine Rede; daß diese Kunst des Übermittelns bei ihnen florierte, daran fehlt viel; und daß die Studenten mit möglichst geringem Zeit- und Kraftaufwand möglichst weit in das eindrängen, was die Hochschule bei Entfaltung all' ihrer geistigen Schätze darbieten kann, daran fehlt erst recht viel.

Ergibt sich für solche und andere Beobachter eine günstige Gelegenheit, ihre Ansichten über Hochschulverhältnisse vorzubringen, so erfährt man meistens noch weit mehr: es werden oft Klagen laut, die man sich nicht leicht herb genug vorstellen kann, die aber beträchtlich über das hinausgehen, was der Verfasser dieses auf Grund seiner näheren Beschäftigung mit dem Gegenstande gutheißen kann. Es scheint ihm, daß unsere Hochschulen, zumal die Universitäten, entschieden mehr unterschätzt als überschätzt werden, und daß die Rufe nach ihrer sogenannten Reform meist auf falschen Wegen sind. Was aber tatsächlich an ihnen noch fehlt und neu geschaffen zu werden verdient, und welche tiefe soziale Bedeutung darin liegt: das entgeht dem Außenstehenden und selbst den meisten Nächstbeteiligten anfangs allzu leicht. Es ist aber nicht allzu schwer, auch darauf

die Aufmerksamkeit wenigstens derer zu lenken, die an diese Dinge nicht mit dogmatischen Vorurteilen herantreten, — beispielsweise mit dem Vorurteil, die Übermittlung einer Wissenschaft oder einer Kunst mache sich von selber, bedürfe keiner Rücksicht auf die seelische Welt der Jugend, der sie übermittelt werden soll, und dergl. mehr.

Wer auch nur als Bildungsfreund durch Zeitschriftenlektüre usw. unser geistiges Leben verfolgt, wird bald bemerken, wie breit und tief sich heute das Erkenntnisstreben in die dem Wissen zugänglichen Gebiete einbohrt und zum Teil auch in unzugängliche Gebiete einzubohren sucht. Von den Bewegungen der Gestirne bis zu dem Pflanzenleben im Meer; von den allgemeinen Vorgängen in der menschlichen Seele bis zu den unscheinbarsten Regungen der Tiere; von den umfassenderen Gesetzen der Sprache bis zu den kleinsten Einzelheiten einer Literatur; von den logischen, ästhetischen, ethischen Begriffen und Forderungen bis zu den geringsten Vorfällen im Menschenleben; von der ältesten Geschichte der Erdrinde bis zu den jüngsten politischen Vorgängen; von den Entwicklungsformen des Menschenleibes bis zu den Wandlungen etwa der Beschläge an unseren Türen; von der Geistesgeschichte der alten Inder und Griechen bis zu den belanglosesten Dokumenten der Gründung einer Schule in irgend einem unserer Provinzorte: überall ein Ringen nach Erforschung und nach Darstellung des noch Unbekannten, ja selbst nach Heranziehung des Publikums zum Interesse und häufig auch zur Beteiligung daran.

Ein genaueres Zusehen wird bald zeigen, daß unter den verschiedenen menschlichen Tätigkeiten verhältnismäßig wohl am wenigsten die beachtet und der Forschung erschlossen werden, die sich auf die Erziehung und Unterweisung unserer Jugend beziehen, daß — kurz gesagt — die Pädagogik in der Gunst der Forscher und Bildungsfreunde hinter anderem zurücksteht. Das jedoch, was ihr davon immer noch zu teil wird, beschränkt sich mit einer

auffallenden Einseitigkeit auf die unteren Stufen der Pädagogik. Die seelischen Vorgänge im Schulkind, die Verfahrungsweisen seiner Belehrung und ihre Geschichte, die historische Entwicklung der ihm gewidmeten Anstalten wie besonders der elementareren, neuerdings auch einigermaßen der höheren Schulen, und was sonst noch dazu gehört: das alles ist zwar nicht so reichlich wie zahlreiche andere Dinge und meist auch nicht mit so wissenschaftlicher Strenge wie anderes, aber doch mit einigem Eifer erforscht und dargestellt. Sobald es sich jedoch um die höchsten Stufen der Pädagogik handelt, ist dieses Interesse gleichsam abgerissen. Die seelischen Vorgänge im obersten Jugendalter, die Verfahrungsweisen seiner Einführung in Wissenschaft und Kunst und ihre Geschichte, die historische Entwicklung der diesen Aufgaben gewidmeten Lehranstalten, also der verschiedentlichen Hochschulen, und was noch alles in diesen Bereich gehört: darüber schweigen Forschung und Darstellung fast ganz. Dem Freunde der Wissenschaft muß sich die Frage aufdrängen, wie denn eigentlich deren Jünger zu ihrer Beherrschung des überlieferten Wissensgutes gelangen und in früheren Zeiten gelangt sind; dem Freunde der Kunst erhebt sich die gleiche Frage nach der Ausbildung eines Malers oder Tonkünstlers; der Musiker darf sich wundern, daß wir zwar eine Geschichte der Musik, aber keine des Musikunterrichtes und beinahe nicht einmal eine äußerliche Geschichtschreibung der Konservatorien haben, und dergl. mehr.

All' das bisher Gesagte hat uns in eine Hochflut von Klagen und Forderungen hineingeführt, die weit gespannt, von einander teilweise recht verschieden sind, einerseits Praktisches und anderseits Theoretisches meinen und doch einheitlich zusammengehören: d. h. sie betreffen all das Pädagogische, das sich auf die Übermittlung von Wissenschaften und Künsten als solchen bezieht, kurz: die Wissenschafts- und Kunstpädagogik. Während nun sonst heutzutage größte und kleinste, ernsteste und kurioseste Dinge



Gegenstand eigener „Bewegungen“ geworden sind, zur Gründung eigener „Gesellschaften“, zur Entfaltung eigener „Agitationen“ usw. geführt haben, war bis vor kurzem jene Fülle von Klagen und Forderungen, die wir hier auseinandergesetzt, von keiner solchen Bestrebung erfaßt. Nur nebenbei, in vereinzelten Reformschriften oder dergl. und innerhalb der Arbeiten auf verwandten Gebieten ist einiges dafür geschehen, jedoch durchaus nicht mit dem Bewußtsein von einem eigenen, der Erschließung harrenden Arbeitsfeld noch auch mit der einheitlich zusammenfassenden Betrachtung, die wir oben gekennzeichnet haben. Seit fünf Jahren ist nun auch diese Welt Gegenstand einer selbständigen Bewegung geworden. Wenn wir sie hier dem Publikum vorführen wollen, so ist natürlich abzusehen von einem Zitieren von Titeln, Namen, Programmpunkten usw. Hat ja doch unsere vorige Darlegung das Wesen der Sache bestimmt genug angedeutet, so daß eine Wiedergabe von Formulierungen, von „einschlägiger Literatur“ u. dergl. nichts wesentliches Neues dazutun würde. In Kürze ist der Verlauf der Bewegung folgender:

Vorläufer der Bewegung reichen weiter zurück, als es im Augenblick scheint; und es gehört eben zu den Aufgaben dieser Bewegung, solchen Vorarbeiten nachzuspüren und gerecht zu werden. Beispielsweise hat der Philosoph J. G. Fichte, „unser Klassiker“, die Erziehung des Wissenschaftsjüngers nicht nur, sondern auch die des künftigen Wissenschaftslehrers mit all dem ihm eigenen doktrinären Idealismus tief und breit behandelt. In den achtziger und neunziger Jahren des 19. Jahrhunderts mehrten sich dann die Schriften, die namentlich einzelne Unvollkommenheiten des Hochschulwesens beleuchteten. Allein erst in den Jahren 1897 und 1898 wurde, vorerst unter dem Schlagwort „Universitätspädagogik“, in einigen Veröffentlichungen die Sache so angefaßt, wie sie unsre obigen Ausführungen zeigen. Die Einsicht, daß Wissenschaft und Kunst gleichmäßig ein pädagogisches Interesse verdienen, führte rasch zu der weit-



greifenden und anspruchsreichen, aber doch klaren und folgerichtigen Erweiterung, die in dem Problem einer „Wissenschafts- und Kunstpädagogik“ gegeben ist. Um diesem schwerfälligen Namen auszuweichen und um zu markieren, daß es sich um ein gleichwertiges Seitenstück zur „Elementarpädagogik“ oder „Volksschulpädagogik“ und zur „Gymnasialpädagogik“ handelt, wurde für den gewöhnlichen Gebrauch die Bezeichnung „Hochschulpädagogik“ eingeführt. Unter dieser Devise überlegte man, auf welche Weise die bisher nur von diesem oder jenem isolierten Manne vertretenen und demnach wenig erfolgverheißenden Bestrebungen mit vereinten Kräften weitergeführt werden könnten. Am 17. Juli 1898 traten zu Berlin einige Freunde der Sache zusammen, teils Universitätsangehörige, teils sonstige an Wissenschaft und Kunst Beteiligte, unterstützt von Sympathien zahlreicher Gesinnungsgenossen an anderen Orten, und bildeten einen vorläufigen Arbeitsausschuß unter dem Titel „Werbeverband für Hochschulpädagogik“, der bald nachher diese Unterscheidung des Provisorischen und Endgültigen fallen ließ und kurzweg als „Verband für Hochschulpädagogik“ weitergeführt wurde. Von allen Vereinsformen absehend, trachtete man lediglich darnach, einen bequemen Rahmen zu spannen, innerhalb dessen Raum und Gelegenheit sein sollte, die Sache auf jegliche, dem einzelnen gerade naheliegende Weise zu fördern.

Es würde nicht schwer sein, die weiteren Erfolge und Schicksale dieses Verbandes von vornherein zu erraten. Es ging ihm wie jeglicher Bewegung, die etwas Neues oder selbst Unerhörtes, aber unbestreitbar Wertvolles in das Interesse und Wohlwollen der Mitwelt hineinzuführen strebt. Er hat eine Strömung erzeugt, die nun, mag auch äußerlich noch so wenig erreicht werden, niemals mehr rückgängig zu machen ist; er hat seine Grundideen weit ausgestreut, so daß sie seinen Teilnehmern manchmal unvermutet von fern her zurückströmen; er hat in zahlreichen, von ihm gehaltenen Vorträgen und von seinen Arbeitern ausgehenden

Journalartikeln u. dergl. teils die Grundsätze seines Strebens immer wieder betont, teils einzelne Teilgebiete bald in mehr populär anregender, bald in wissenschaftlich eingehender Weise behandelt. Eine „Bibliographie" des darin Geleisteten würde weit über hundert Nummern ergeben. Dem allen steht natürlich das gegenüber, was der Verband nicht erreicht hat, was aber von ihm nach der Lage der Dinge auch gar nicht erwartet werden durfte. Seine Gründer hatten sich freilich mit der Hoffnung auf größere Schöpfungen getragen. Vor allem dachten sie daran, etwas wie eine „Zentralstelle" zu schaffen, die sämtliche oder die meisten deutschen Hochschuldozenten zu vereinigen und ihre gemeinsamen pädagogischen Interessen zu vertreten hätte. Dieser Versuch schlug nun allerdings fehl, und zwar wohl deshalb, weil gerade diejenigen, „die es anging", sich zurückhielten. Damit kontrastierte nun in ergötzlicher Weise die Einrede, die an manchen Stellen gegen die Bestrebungen der Hochschulpädagogiker laut wurde: daß nämlich solche Dinge nicht gegen und nicht ohne die Berufenen, d. i. zunächst die Universitätsprofessoren, behandelt werden sollten. Prinzipiell kann diese Einrede auch in einem Kreis wie dem jenes Verbandes anerkannt werden; weiß man ja gerade hier erst recht gut, daß alle privaten Rufe und Anregungen und Einzelarbeiten von verschwindend geringem Werte sind gegenüber einer unmittelbaren Wirksamkeit auf dem der Sache eigentlich zugehörigen, dem akademischen Boden. Allein, wenn die Berufenen eben das Ihrige nicht tun; wenn es ihnen gerade an dem mangelt, was durch die neue Bewegung zunächst erzeugt werden soll, — d. i. das pädagogische Fühlen der Hochschuldozenten; und wenn neben einigen der Sache doch noch geneigten Akademikern andere Personen vorhanden sind, die mit frischen Kräften und etlichen neuen Kenntnissen sich der Angelegenheit zu widmen bereit sind: dann kommt jene Einrede gegen den Vorteil, dieses nun einmal vorhandene und bewährte Angebot zu benützen, nicht mehr in Betracht.

So konnten die Vertreter der neuen Bewegung zugleich interessante Blicke tun in all das Menschliche, das sich im Widerstand gegen eine Bereicherung der öffentlichen Interessen verrät. Sie gewannen Einblick in das Niveau, bis zu dem die sonst geistig sehr Hochstehenden herabsinken, sobald sie sich mit etwas ihnen Ungewohntem und allerdings manche Ansprüche des Verständnisses Stellendem auseinandersetzen müssen. Sie gewannen Einblick in den Unwert von Versprechungen, aber auch in den Wert jenes klaren bündigen „Nein", das nur wenige zu sprechen imstande sind. Sie hatten mehrmals das interessante Schauspiel, wie die zu Anfang Lautesten, sobald es an die Schwierigkeiten herangehen heißt, sich am stillsten drücken. Sie sahen ihre ohnehin nicht leichte Arbeit erschwert durch das Verhalten der für unser Geistesleben mitverantwortlichen literarischen Faktoren, wie der Verlage, der Redaktionen sowohl von Tagesblättern wie von Fachblättern usw., — ein Verhalten, von dem sich der Außenstehende nicht leicht ein Bild machen wird.

Indessen mögen auch wir nicht in den Fehler verfallen, durch derartiges Irdische den Fortgang der Sache aufhalten zu lassen. Und verzichten wir hier ebenso darauf, Namen von Mitarbeitern und Beispiele von einzelnen Errungenschaften anzuführen, so bleibt doch gerade hier noch die Schlußaufgabe, anzudeuten, wessen die Bewegung jetzt bedarf, auf welche Weise sie gefördert werden kann, und welches ihre nächsten Arbeitsziele sind oder sein sollen. Formell ergibt sich die Antwort darauf durch den Hinweis auf jenen „Verband für Hochschulpädagogik", dessen weiter und doch passender Rahmen die Mitwirkung an der Sache erleichtert. Er steht jedem Freunde seiner Bestrebungen offen und heißt jede sachliche, persönliche, materielle Mitarbeit, auch die von liebenswürdigen Mäzenen, willkommen. Dann aber wird es sich darum handeln, der Sache den akademischen Boden zu gewinnen, ohne den ihre Betreibung nicht genug fruchtbar sein kann. Es mag vielleicht

einen Vorteil bedeutet haben, daß die maßgebenden Faktoren, in erster Linie also die Universitäten und die Unterrichtsministerien, in berechtigtem Konservativismus die neue — und doch nur gute Traditionen weiterführende — Bewegung zuvörderst sich selber überließen. Nun aber wird es doch wohl dieser Zurückhaltung genug sein. Die Sache ist in sich selber stark und reich genug geworden, daß sie jetzt mit ihrem mannigfachen Wollen in praktischer und theoretischer Richtung von den entscheidenden Mächten aufgenommen werden kann.

Jedenfalls aber bedarf sie, nach welcher Seite auch immer, in erster Reihe Mitarbeiter und Nachfolger für ihre bisherigen Vertreter, auf deren wenigen und schwachen Schultern die Sache nicht für alle Zeiten zu ruhen vermag. Und ist gar die Überzeugung richtig, daß die zutreffende Erziehung der künftigen Führer des Volkes, also der Wissenschafts- und Kunstjünger, die für alles Menschenleben zu höchst maßgebende Angelegenheit, der Kern auch aller „sozialen Fragen" sei, so sind freie Kräfte wahrlich nirgends besser als eben dahin zu lenken.

Berlin-Halensee. *Dr. Hans Schmidkunz.*

Günther und Goethe.

Goethes bekannte, oft wiederholte Worte über Günther mögen auch hier stehen: „Betrachtet man genau, was der deutschen Poesie fehlte, so war es ein Gehalt, und zwar ein nationeller; an Talenten war niemals Mangel. Hier gedenken wir nur Günthers, der ein Poet im vollen Sinne des Wortes genannt werden darf. Ein entschiedenes Talent,



begabt mit Sinnlichkeit, Einbildungskraft, Gedächtnis, Gabe des Fassens und Vergegenwärtigens, fruchtbar im höchsten Grade, rhythmisch-bequem, geistreich, witzig und dabei vielfach unterrichtet; genug, er besaß alles, was dazu gehört, im Leben ein zweites Leben durch Poesie hervorzubringen, und zwar in dem gemeinen wirklichen Leben. Wir bewundern seine große Leichtigkeit, in Gelegenheitsgedichten alle Zustände durchs Gefühl zu erhöhen und mit passenden Gesinnungen, Bildern, historischen und fabelhaften Überlieferungen zu schmücken. Das Rohe und Wilde daran gehört seiner Zeit, seiner Lebensweise und besonders seinem Charakter oder, wenn man will, seiner Charakterlosigkeit. Er wußte sich nicht zu zähmen, und so zerrann ihm sein Leben wie sein Dichten.“ Diese Worte aus „Wahrheit und Dichtung“ bezeichnen nicht das Wesentliche in Goethes Verhältnis zu Günther. Sie sind kühl abwägend und erkennen nur mit Einschränkung an: der gereifte, gefestigte Mann urteilt über einen leidenschaftlichen Jüngling. Sicher hat Goethe in seiner früheren Zeit, wo er selbst noch ganz im Werden war, mit mehr Liebe und weniger Überlegenheit nach Günther zurückgeschaut. Aber das Wesentliche des Verhältnisses dieser beiden Männer liegt auch hier nicht. Selbst das größte Genie kann sich nicht so weit aus dem eigenen Selbst entfernen, daß es sich und sein Werk im Zusammenhange der großen Entwicklung richtig sieht. So war wohl Goethe seiner absolut einsamen Höhe nicht in dem Maße inne, daß er in Günther das außerordentliche Genie erkennen konnte, welches den Weg zu dieser Höhe bahnte und nur vorzeitig abbrechen mußte. Günther gewinnt für die geschichtliche Entwicklung dadurch hohe Bedeutung, daß seine Art, die Welt zu sehen, das Leben zu erleben, die Sprache zu fühlen, daß seine ganze jugendlich-leidenschaftliche Kunst den großen Vollender, den Ausleber findet; er bahnte die größere, wenn auch nicht die herrlichere Hälfte des Weges zu dem fernen-umtürmten Gipfel, auf dem Goethe anlangt. Günther ahnt diesen

Gipfel. Muß nicht jeder an Goethe denken, wenn er in Günthers Testament die Verse findet:

„Die geheime Liebeskunst, so ich ziemlich ausstudieret,
Und verböt' es nicht die Zeit, einst in Deutschland aufgeführet,
Schenk' ich dem geschickten Kopfe, der nach mir die Laute nimmt
Und sie mit gelehrten Griffen nach der griech'schen Zither stimmt.“ —

Darin liegt das Wesentliche im Verhältnis der beiden Männer: Goethe ist Günthers unmittelbarer Erbe und Nachfolger. Goethe ist gewissermaßen eine Reïnkarnation desselben künstlerischen Impulses, der Günther hervorgebracht hatte, und den das Gesetz der Zeit dringend und wiederholt für den geistigen Thron gefordert zu haben scheint. Denn auch Günther war eine absolute Höhe in seiner Zeit, und es ist geradezu lächerlich, ihn mit Brockes und andern Zeitgenossen zusammen oder ihn den bedeutendsten der Schlesier zu nennen. Fände zwischen Günther und Goethe nur eine äußere sichtbare Beeinflussung statt, etwa wie zwischen Perugino und Raphael, so wäre an dem Verhältnis nichts Besonderes; aber hier ist ein unterirdischer, den Blicken entzogener Einfluß, der die Bahn bezeichnet, in welche die damalige geistige Kultur immer stärker drängte, der sich uns darstellt gewissermaßen als ein Hervortauchen beider Männer aus demselben geistigen Strom. Günther ist der erste Versuch des Lebens, Goethe hervorzubringen, er ist der Vorläufer, nicht ohne die Tragik, die dem Vorläufer eignet, wenngleich die außerordentlichen künstlerischen Erfüllungen und die zahlreichen ganz endgültigen Intuitionen und Prägungen bei Günther, über die auch Goethe nicht hinausgeht, diese Tragik wesentlich mindern. Es ist eigentümlich, daß wir, sobald wir uns Günther selbst nähern, vor der Fülle seines Genies dieser Vorläuferschaft völlig vergessen und die beiden Männer fast als Rivalen empfinden.

Das beruht darauf: das Leben erweckt, um Goethe zu schaffen, keine größere Beanlagung, keine höhere Verfeinerung, kurz keine Individualität mit mehr Genie, sondern es lernt nur hinzu, einem so künstlichen Werke, wie es

die Psyche Günthers war, Dauer zu verleihen und es somit zu höchsten Leistungen zu befähigen, es lernt hinzu, mit einer so feinen wundervollen Künstlerseele eine feste Grundlage zu verbinden, ihr Halt in sich zu geben. Man kann sich des Gefühls nicht erwehren: das Leben, dem der erste Versuch mißlang, hatte gleich alles an Feinheit, Tiefe, Phantasie, was es besitzt, in Wirkung treten lassen; es muß nun mit Hinzunahme größerer Beharrungskraft noch einmal ganz denselben Versuch wiederholen. Es kann nicht steigern. Darum steht Günther in einem gewissen Empfinden neben Goethe — trotzdem ihre Zeit um ein halbes Jahrhundert auseinanderliegt; sie stehen nicht so sehr wie die zeitlich sich sogar berührenden Marlowe und Shakespeare im Verhältnis von Entwicklungsstufen zueinander. Goethe hatte von früh auf sichtbar das Bestreben, sein Dasein „mit dauernden Gedanken zu befestigen"; aus diesem Triebe und seiner tiefen Erfüllung wurde sein großes, klares, geordnetes Leben, das uns wie eine Schöpfung Goethes erscheinen muß. Er verwandelte alles, was ihm begegnete, in festen inneren Besitz, Günther in flüchtigen Sinnenrausch; so ging aus Goethes Hand ein sich in sich fortpflanzendes Werden, Dauer, hervor, aus Günthers Hand ein nach lohendem Aufflammen kurz abbrechendes Sein. Einem solchen aber sind die höchsten Erfüllungen versagt. —

Der neunzehnjährige Günther schließt ein Hochzeitscarmen mit den Zeilen:

„Damit, wenn dermaleinst die Leiber längst verwesen,
Die Enkel eure Glut noch aus der Asche lesen."

Das ist die erste Fassung der wundervollen Schlußverse der Goethischen „Zueignung":

„Und dann auch soll, wenn Enkel um uns trauern,
Zu ihrer Lust noch unsre Liebe dauern."

Es ist dasselbe, dort archaisch-unbeholfen, hier klassisch, mit der ganzen Fülle seelischen Lebens, gesagt. Aber die klassische Form fand ein Dichter auf der Höhe eines sonnigen Lebens und Schaffens, die noch unbeholfenen



Worte schrieb ein in gedrückten Verhältnissen aufwachsender Schüler. Das hebt den Stilunterschied fast ganz wieder auf. — Wie hier liegt eine direkte Reminiszenz Goethes an Günther fast nur da vor, wo Günther den letzten, reifsten Ausdruck noch nicht gefunden hatte. So schlägt Günther in einigen Satiren über seine Kollegen, die Mediziner, Töne an, in denen des Mephistopheles köstliche Worte über die Medizin vorklingen. In einigen frühen unbedeutenden Gedichten Goethes ist die Abhängigkeit allerdings stärker. Günthers „Abwechselung im Lieben“ ist auch rhythmisch dem entsprechenden Goethischen Gedicht ähnlich:

„Wir sind doch nicht alle vor eine geboren,
Und haben nicht alle solch Fleisch und solch Bein,
Der ersten, der besten beständig zu sein“ — usw.
(Günther.)

„Es küßt sich so süße die Lippe der Zweiten,
Als kaum sich die Lippe der Ersten geküßt“ — usw.
(Goethe.)

Auch in den beiden folgenden Strophen ist die äußere Abhängigkeit Goethes noch deutlich zu fühlen:

„Wie? Was erzähl' ich einen Traum?
Zum wenigsten gedenkt mich's kaum.
Mein Gott, wie ist die Zeit entronnen?
Was hast du, Herz, von aller Lust?
Dies, daß du Reu' und Leid gewonnen
Und missen und entbehren mußt.“
(Günther.)

„Das reinste Glück, das wir empfunden,
Die Wollust mancher reichen Stunden,
Floh wie die Zeit mit dem Genuß.
Was hilft es mir, daß ich genieße?
Wie Träume fliehn die wärmsten Küsse,
Und alle Freude wie ein Kuß.
(Goethe.)

Aber diese äußere Abhängigkeit einzelner Stellen ist belanglos. Wichtiger ist die Tatsache, daß Günthers Sprache schon mehrfach bis zu goethischer Reinheit und Einfachheit sich erhebt. In dem Trauerspiel „Theodosius“, das



Günther noch auf der Schule schrieb, stehen Verse von solcher Sprache:

„Die Sonne geht in Gold und führt die Pferde trinken,
Der Berge Schatten wächst, die durst'gen Gipfel winken
Bereits der kühlen Nacht, der muntre Hesperus
Weckt seine Brüder auf; Schweiß, Arbeit und Verdruß
Fällt mit den Kleidern hin. Die Träume kommen wieder,
Das müde Federvolk singt schon die Abendlieder
Und heißt den nahen Schlaf dadurch willkommen sein. . .“

Auch eine Strophe aus einem Güntherschen Gottgedicht zeigt diesen wundervoll reinen und einfachen, zwanglos in seinem Reichtum schreitenden Stil:

„Die Größe deiner Majestät
Erkenn' ich aus den kleinsten Dingen,
Dein Arm, der über alles geht,
Kann Wasser aus dem Felsen zwingen,
Du sprichst ein Wort, so wird es Licht;
Bedroh das Meer, es regt sich nicht;
Befiehl, so wird die Flut zu Flammen;
Du winkst, so steht der Sonnenlauf,
So tun sich Tief' und Abgrund auf
Und werfen Erd' und Stern' zusammen.“ —

Die rein-lyrische Diktion Goethes ist in manchen Güntherschen Gedichten so völlig erreicht, daß jedes feinere Ohr sofort den goethischen Klang hört:

Liebe! mindre doch die Plagen,
Denn ich kann sie kaum mehr tragen,
Und die Kräfte treuer Brust
Schwinden unter Schmerz und Lust;
Oder binde mir so lange
Durch den Schlummer Geist und Sinn,
Bis ich meinen Schatz umfange,
Dem ich längst versehen bin.“

Oder:

„Schweigen will ich mit dem Munde,
Da das Herz nicht reden darf:
Das Verhängnis dieser Stunde
Handelt etwas gar zu scharf.
Ich soll reimen und nicht wissen,
Was ich diesmal reimen soll:
Fülle nur mit deinen Küssen
Die gesuchte Strophe voll. . .“



An Sprachreife stehen Günthers beste Schöpfungen denen Goethes nicht nach. Natürlich hat Günther, der noch nicht achtundzwanzigjährig starb, nicht die Unendlichkeit auszudrücken gehabt, die die Brust Goethes zur Zeit seiner höchsten Vollendung erfüllte und die das architektonische Wunderwerk seiner königlich reichen und doch bis ins letzte Teilchen übersichtlich und künstlerisch gegliederten Sprache schuf. Aber Günther hatte denselben Sprachinstinkt, er hatte dasselbe rhythmische Gefühl, aus dem das Leben in die Worte einströmt: Fähigkeiten, die seiner Zeit ganz fremd waren*).

Aus derselben Quelle endlich wie bei Goethe floß Günthern die Kraft seiner Dichtung: aus dem eigenen, ganz persönlichen Leben. Dieses Zurückgehen in die erlebte tiefere Wirklichkeit, dies Auftauchen aus dem Ursprung, das Goethe zu dem großen Erneuerer machte, ist durchaus güntherisch und hat schon bei Günther zu wundervollen künstlerischen Erfolgen geführt. Wie persönlich ist diese Strophe, die der Sechzehnjährige schreibt:

„Ein Nebel, den die Macht der Armut angericht,
Verhüllte meinen Sinn in eitel schwarze Nächte;
Ich hoffte immerzu auf ein erwünschtes Licht,
Das mir durch seinen Schein vergnügte Hilfe brächte:
Mein Hoffen war umsonst, mein Wunsch war nicht erfüllt,
Es blieb mein banges Herz mit Dunkelheit umhüllt.“

Aufgeschlagen liegt sein Leben in seinen Gedichten. Er selbst empfand das, er fühlte, daß sein Leben hervorbricht aus dem, was er geschrieben, um den Lesenden zu überfluten; sagt er doch in seiner Grabschrift:

„Mein Pilger, lies geschwind und wandre deine Bahn,
Sonst steckt dich auch sein Staub mit Lieb' und Unglück an!“

So bleibt das einzige, was die beiden trennt und nachdrücklich unterscheidet — Glück und Unglück. Unvergängliche Sonne, Leben, Freude, Lust, die selbst der Schmerz zu nähren gezwungen wird, bei Goethe, das düstere

*) Vergl. hierzu auch die Einführung in meine Ausgabe des Dichters.



Pathos der Todesgedanken, die Wucht dithyrambischer Schmerzempfindung bei Günther. Dort lichte Klarheit, ein von irdischen wie himmlischen Kräften getragenes seliges Vollbringen, hier flammende Leidenschaft, ein Anstürmen gegen die verneinenden Mächte des Lebens. Das Geschick der Menschen wird ihr Wesen.

Günther war eine erste verfrühte Blüte des deutschen Geisterfrühlings im achtzehnten Jahrhundert. Von der lebenweckenden Kraft des warmen Luftstromes gezeugt, ehe die letzten Fröste vorüber waren, mußte diese Pflanze vor der Reife erfrieren. 1724, ein Jahr nach Günthers Tode, wurde Klopstock geboren, der älteste der großen Dichtergeneration, welche die Blütezeit nun wirklich heraufführte. Es ist kein Zufall, daß Klopstock, Lessing, Herder, die der Wiederholung einer so wundersamen Blüte wie Günther vorangingen, härtere, widerstandsfähigere Naturen waren, und daß, als Goethe aufwachte, die Welt ringsum schon mitten im Frühling stand*).

Weimar. *Wilhelm von Scholz.*

---

*) Es sei bei dieser Gelegenheit nachdrücklich auf die von dem Verfasser dieses Artikels edierte treffliche Auswahl Güntherscher Dichtungen hingewiesen: Strophen Christian Günthers. Ausgewählt, eingeleitet und herausgegeben von Wilhelm von Scholz. Verlegt bei Eugen Diederichs. Leipzig 1902. (Anm. d. Red.)

Deutschland in amerikanischer Beleuchtung.

I.

Hundert Jahre sind es gerade her, daß Frau von Staël Deutschland bereiste, um Land und Leute zu studieren, und das Resultat ihrer Studien hat sie dann in dem bekannten Buch niedergelegt. Deutschland vor hundert Jahren, was war es? Politisch zersplittert und machtlos, wirtschaftlich aller Hülfsmittel entblößt, sozial völlig zurückgeblieben, so schien es bestimmt, eine Beute seiner mächtigen Nachbarn zu werden. Und doch gerade damals, als man glaubte, Deutschland von der Karte Europas bald verschwinden zu sehen, gerade damals entwickelte sich der deutsche Geist zu einer Blüte, wie er sie weder vorher noch nachher jemals erreicht hat. Die ganze moderne deutsche Kultur datiert von jener Epoche, wo deutsche Poesie, deutsche Philosophie und deutsche Musik gleichzeitig ihren Höhepunkt erreicht haben, wo der Nation ein neues Bildungsideal offenbart wurde. Dieser Zustand spiegelt sich deutlich in dem Buch der Frau von Staël wieder. Nur ganz oberflächlich werden die materiellen Verhältnisse berührt; den Hauptinhalt bildet die Darstellung der deutschen Literatur. Deutschland erscheint da wirklich als das Land der Dichter und Denker.

Will man nun die ganze ungeheure Revolution, die Deutschland in dem seither verflossenen Jahrhundert durchgemacht hat, sich recht sinnfällig vor Augen bringen, so braucht man nur das Buch der Frau von Staël mit anderen Darstellungen zu vergleichen, die es unternehmen, Deutschland am Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts zu schildern. Als eine solche, die in hervorragendem Maße geeignet ist, auch in dem geschilderten Lande Interesse zu erregen, bietet sich das vor kurzem erschienene Buch „Germany“ von Wolf von Schierbrand dar. (New-York, Doubleday, Page & Company, 1902.) Der Autor ist den Lesern der

„Kultur“ durch seine Aufsätze über amerikanische Verhältnisse zur Genüge bekannt. Er hat früher als Vertreter großer amerikanischer Blätter längere Zeit in Deutschland gelebt und die Zustände gründlich kennen gelernt. Sein Buch strebt darnach, die Wahrheit zu sagen; es hält sich von allen Nebenabsichten fern. Allerdings urteilt er von einem durchaus amerikanischen Standpunkte; er schreibt als Amerikaner für Amerikaner. Aber vielleicht ist seine Schilderung gerade deshalb für uns von Wert. So wenig wie der einzelne Mensch, ist eine Nation imstande, sich selbst ganz kennen zu lernen. Erst in dem Spiegel, der ihr von anderer Hand vorgehalten wird, kann sie deutlich ihre Vorzüge und ihre Fehler wahrnehmen.

„The Welding of a World Power“, diesen Untertitel hat Schierbrand seinem Buche gegeben, „Das Zusammenschweißen einer Weltmacht“. Von der Veränderung der weltpolitischen Situation, wie sie sich innerhalb des letzten Jahrzehnts vollzogen hat, ist nach den Vereinigten Staaten keine andere Macht so stark beeinflußt worden wie Deutschland. Es will eine Weltmacht werden, und Schierbrand untersucht nun, inwieweit es dazu imstande ist. Die Überschriften der 25 Kapitel des Buches zeigen schon, welche Gegenstände dem Autor bei seiner Betrachtung deutschen Lebens ins Auge fielen. Sie lauten: Deutschland als Weltmacht; der Kaiser, wie er ist; des Kaisers persönlicher Einfluß; des Kaisers Familienleben; Deutschlands politischer Wendepunkt; politisches Leben; die sozialistische Bewegung; das polnische Problem in Preußen; die agrarische Bewegung; preußische Hegemonie; Pan-Germanismus; das Zollproblem; Handel und Industrie; zwei typische moderne Deutsche (Krupp und Siemens); Schiffahrt; das Heer; die Flotte; Erziehungswesen; soziales Leben; Deutschlands Kolonien; deutsche Höfe; die Presse; Literatur und Kunst; deutsche Reichskanzler; Deutschlands Aussichten.

Es ist nicht ohne Interesse, allein diese Kapitelüberschriften mit denen in dem Buche der Frau von Staël zu



vergleichen. Während vor hundert Jahren das literarische Leben es war, das fast allein die Aufmerksamkeit des Beobachters erregte, sind in dem Buche, das am Anfang des 20. Jahrhunderts erscheint, der Literatur und Kunst zusammen von 370 Seiten deren 16 gewidmet. Die Wandlung eines Jahrhunderts kann nicht präziser ausgedrückt werden.

II.

Einen bedeutenden Raum hat Schierbrand der Charakteristik des Kaisers zugestanden, den er „that person of transcending interest“ nennt und dessen Einfluß er sehr hoch anschlägt. Diese Charakteristik ist durchaus sympatisch gehalten, und doch möchte man keinem deutschen Zeitungsherausgeber raten, sie ohne weiteres wiederzugeben; ist das nun mehr für den amerikanischen Standpunkt oder für unsere Preßverhältnisse bezeichnend?!

Sehr eingehend wird das Verhältnis des Kaisers zu der Sozialdemokratie besprochen. Der Kaiser, so ungefähr heißt es da, hegt eine völlig unbegründete Abneigung und Furcht vor den Sozialdemokraten. Und man darf nicht vergessen, daß die deutsche Sozialdemokratie die Elite der ganzen Arbeiterbevölkerung umfaßt, daß es sich da um ruhige, gesetzliebende, friedliche Leute handelt; daß ihr politisches Programm im Grunde nicht schlechter ist als das einer radikalen Reformpartei. Diese Sozialisten haben bei den letzten Wahlen 2170000 Stimmen aufgebracht, und das ist doppelt so viel als jede andere Partei des Reiches. Trotzdem hat der Kaiser in seinen Reden wiederholt heftige Ausfälle gegen sie gerichtet. Dieser Haß wird beständig von unverantwortlichen Ratgebern genährt und bildet eines der wichtigsten Hindernisse in der Entwicklung Deutschlands zu einer liberaleren politischen Ära. Dem übermächtigen Einfluß des alten Fossils aus mittelalterlicher Zeit, der sogenannten konservativen Partei, liegt nichts



anderes zugrunde als des Kaisers Besorgnis vor einem Aufstand unter sozialistischer Führung. Für Deutschland ist das sehr traurig, denn es hindert jeden politischen Fortschritt und hat ungeheuer viel dazu beigetragen, liberale politische Bestrebungen und Bewegungen zu schwächen.

Aufs innigste verbunden mit diesem Mißtrauen gegen die sozialdemokratische Partei ist bei dem Kaiser das unerschütterliche Vertrauen auf sein Heer. Und doch sind mindestens 30 Prozent der Soldaten Söhne von Sozialdemokraten, die selbst gewöhnlich in dieser Anschauung schon befestigt sind. Auch von den Unteroffizieren sind manche Sozialdemokraten oder sympathisieren wenigstens mit dieser Partei. Man kann kaum zweifeln, daß, wenn eine politisch-soziale Revolution in Deutschland vorkommen würde — die Wahrscheinlichkeit eines solchen Vorgangs ist allerdings sehr gering — die Armee nicht die Rolle eines blinden Werkzeugs spielen würde, um einen solchen Aufstand in Blut zu ersticken.

III.

Die bedeutsame Änderung der Lebensbedingungen hat auch nach Schierbrands Ansicht einen entsprechenden Einfluß auf den Nationalcharakter ausgeübt. Dieser hat sich so verändert, daß ein Deutscher, der nach dreißigjähriger Abwesenheit in sein Vaterland zurückkehrt, sich ganz verloren vorkommt. Seine Umgebung fühlt und denkt ganz anders, als es früher der Fall war, und er wird sich dessen bewußt, daß ihm die geistige Gemeinschaft mit ihr fehlt. Ohne im mindesten zu übertreiben, darf man sagen, daß es keine moderne Nation gibt, die sich in wesentlichen Punkten im Laufe einer einzigen Generation so verändert hat wie die Deutschen. Das Gerüst des Nationalcharakters ist wohl dasselbe geblieben, aber eine Menge neuer Eigenschaften ist in die Erscheinung getreten, und andere dagegen sind verschwunden. Unter den letzteren sind manche, die



man früher als ausgesprochen nationale Merkmale angesehen hat, und unter den ersteren sind viele, die die Deutschen selber einstmals als undeutsch betrachtet haben.

Einen erstaunlichen Eindruck macht Deutschland in bezug auf Moralität. Die Einfachheit und Reinheit der Sitten, auf die es in vergangenen Tagen mit Recht stolz war, und die seinen Schriftstellern die Veranlassung gab, manche für ihre Heimat schmeichelhafte Parallele mit Frankreich zu ziehen, existiert heutzutage nicht mehr. Die Beziehungen zwischen den Geschlechtern sind in Deutschland niemals so lax gewesen wie gegenwärtig. Das Anwachsen der Unsittlichkeit ist erstaunlich, und besonders Berlin kann sich nach jeder Richtung hin mit Paris messen. Junge und unverheiratete Männer der mittleren und höheren Klassen führen fast ausnahmslos ein unsittliches Leben, und die Abscheulichkeit jener besonderen Form der Vereinigung, die Daudet so machtvoll in seiner „Sappho" geschildert hat, und die man in Berlin euphemistisch „feste Verhältnisse" nennt, dringt in alle Schichten der Gesellschaft ein und führt oft zu widerlichen Tragödien. Sie vermindert die Lebenskraft und zerstört die Sittlichkeit hunderttausender von vielversprechenden jungen Männern.

Eine andere radikale Änderung, die in dem deutschen Charakter durch die Ereignisse der letzten dreißig Jahre bewirkt wurde, ist die Ausscheidung jener weltbürgerlichen Gesinnung, die früher zu den Merkmalen der Nation gehörte, und ihr Ersatz durch den Chauvinismus. Von allen zivilisierten Völkern auf der Erde war der Deutsche der Prophet und der Träger jener feinsten Frucht geistiger Kultur, jener Fähigkeit, das Gute an jedem Volke zu finden. Die größten Namen der deutschen Literatur, Wissenschaft und Philosophie waren die Verkörperung dieser Anschauung, und fast alle Eigenschaften, die Deutschland so hervorragend gemacht haben auf allen Geistesgebieten, sind das Produkt dieser weltbürgerlichen Gesinnung. Man kann sich über die Einigung Deutschlands und über die kraftvolle Ent-

wickelung seines Nationalstolzes freuen, aber von jedem Gesichtspunkte aus ist das Verschwinden dieser höheren Form der Vaterlandsliebe zu bedauern. Dazu kommt noch, daß die gegenwärtige Form des Chauvinismus, die sich überall in Deutschland breit macht, unangenehm und gänzlich im Widerspruch mit den besten Eigenschaften der Rasse ist. Das Schauspiel ist um so unerklärlicher, als ein Chauvinismus von so unvernünftiger Art gegen alle Instinkte der Rasse kämpft und überdies in einem Lande von der geographischen Lage und der Vergangenheit Deutschlands gar nicht zu begründen ist. Die chauvinistische Strömung ist aber in stetem Anwachsen, daß es nur noch eine Frage der Zeit zu sein scheint, wann sie die Oberherrschaft gewinnen wird, wie es ja die gleiche Empfindung wiederholt in Frankreich getan hat. Und daß dies für Deutschland eine sehr unglückliche Wendung sein würde, braucht nur angedeutet zu werden.

Noch andere neu erworbene Charakterzüge weist der moderne Deutsche auf. Es mag die Tatsache erwähnt werden, daß aus einem sehr leseeifrigen Volke die Deutschen das gerade Gegenteil geworden sind. Verleger und Schriftsteller hören nicht auf zu klagen, daß die Nachfrage nach Lektüre immer geringer wird. Lehrer und Universitätsprofessoren lassen diese Klage widerhallen. Seitdem das neue und unübersetzbare deutsche Wort „schneidig“ geprägt wurde, ein Wort, das viele Sünden mit dem Mantel des Nationalismus zudeckt, seitdem fühlen weite Kreise des deutschen Publikums eine herzliche Verachtung gegen Bücher und gegen das, was man aus Büchern lernen kann, und diese wunderliche Ansicht herrscht besonders in den höheren Klassen.

Indessen betrachtet Schierbrand diese Erscheinungen als eine Art von Kinderkrankheit in der Entwickelung Deutschlands. Er meint, daß die Anschauungsweise der Deutschen weiter und freier werden wird, je mehr sich ihr Horizont politisch und kommerziell erweitern wird. Der lächerliche

Chauvinismus, der nur brüllend sucht, wen er verschlingen möge, und der schlechterdings mit dem innersten Wesen der Nation nicht übereinstimmt, wird überwunden werden. An seine Stelle wird ein vernünftigerer, festerer und sicherer Patriotismus treten. Alles in allem stellt Schierbrand Deutschland ein günstiges Prognostikon. Deutschland, so meint er am Schluß, hat seine lange Periode des Unglücks gehabt; es wird nun seine Glückszeit haben.

S. S.

Moderne Architektur.

Dem Kampf, der sich in der Wissenschaft zwischen Forschung und Spekulation abspielt, in der bildenden Kunst zwischen Realismus und Idealismus, könnte auf dem Gebiete der Architektur der zwischen Gotik und Hellenismus entgegengestellt werden. Denn jene, so sehr sie der Schwarm der Mystiker ist, ist im Grunde eine naturalistische Sache, die, da vorerst in ihr zum Ausdruck kommen die konstruktiven Gesetze von Tragen und Lasten, der Phantasie des auf die Natur zurückgehenden Einzelnen weiten Spielraum ließ. Und dennoch verkörpert gerade sie jene religiöse Allgemeinidee, die beweist, daß die Architektur die Kunst der Völker ist und nicht des Individuums. Die Hellenisten hingegen, die vornehmlich das Formale im Auge hatten, anerkannten nur im griechischen Stil die Sichtbarwerdung der technischen Schönheitsidee. Und wenn Semper gegen diesen Idealismus die Zweckentwicklung als die treibende Kraft der Architektur betonte, so konnte diese Meinung nur für eine Zeit die führende sein, deren erste Aufgabe im Erkennen materieller Entwicklungsprobleme lag. Wir heute können uns die eine ohne die andere nicht denken, wie die Darwinschen Arten sich wohl nach Klima und zum Teil nach willkürlicher Beeinflussung entwickeln, dennoch aber notwendig die Sichtbarwerdung einer nach Ideen regierenden Weltordnung sind, deren ewige Gesetze im Reich des Schönen unabänderlich und nur unter geringen Achsenverschiebungen zum Ausdruck



kommen, die die Zeit im Wesen des äußeren Fortschritts bedingt. So sind auch Gotik und Antike im Grunde nicht verschieden, wie es scheinen möchte: es ist die eine das Produkt eines Volkes, das der Natur, der Landschaft näher stand als das andere und zugleich seinen Blick unablässig in weitere Fernen sendete. Ein anderer Standpunkt freilich kommt in der Renaissance zum Ausdruck. Hier tritt das Recht des Einzelnen in den Vordergrund. Und es ist nur zu charakteristisch, daß, als die Zeit hierfür reif war, ihre Vertreter auf das antike Formenmaterial zurückgingen. Denn dieses, in dem das Wesen der Idee auf rein formale Weise zum Ausdruck kommt, konnte von ihnen über drei Jahrhunderte benutzt werden, während das unabänderliche, an einen einzigen seelischen Gehalt gebundene Formenmaterial der Gotik dies nicht duldete. Die Antike ist der höchste Ausdruck des formal Körperlichen, wie die Gotik der des Seelischen ist. Man hat sie nicht mit Unrecht den religiösen Stil genannt. Den letzten drei Jahrhunderten konnte daher nur die eine dienen, weshalb es eine Torheit ist, die Renaissance den Tod der Kunst zu nennen.

Eine Agonie der Kunst setzt erst mit dem letzten Jahrhundert ein, als die Entwicklung der Renaissance im Empire ausgelaufen war, das seinen natürlichen Abschluß im Bürgerhaus von 1830 fand, und nun ein Stilmischmasch verwildernd einriß. Und wieweit, sowohl in Malerei wie Architektur, die Strömungen zu Beginn des 19. Jahrhunderts Abschluß der Renaissancebewegung und nicht Regungen einer neuen Zeit sind, ist noch nicht festgestellt, und ob Winkelmann nicht als Grundstein der neuen, denn als Schlußstein der alten anzusehen sei.

Die deutsche Romantik, dieser germanische Gegenschlag zum gallischen Geist, rückte damals die Gotik wieder in die Helle des Tageslichts, der der Ausbau des Kölner Domes eine weit über jene Literaturgrenze reichende, nationale Bedeutung gab. Doch ist sie als ein Intermezzo zu betrachten. Der wahre Geist der Mitte des 19. Jahrhunderts, der bis an sein Ende reichte, ist der des Historizismus und Gottfried Semper auf dem Gebiet der Architektur seine hervorragendste Stütze. So stark und rein dieser Geist war, so vortrefflich seine Bauten, er mußte einer Generation von schwächeren Schülern zum Verderben werden, zum Urheber jener Stilverwilderung, die nach ihm einriß. Denn sein Ekklektizismus, der die einzelnen Stile je nach dem Zweck des Gebäudes verwenden wollte, ist in kunstphysiologischer Hinsicht ein grober Widersinn. Wie wir denn im letzten Jahrhundert häufig die gleichsam von der Naturwissenschaft im einzelnen ausgehenden Historiker deren Doktrinen im Zusammenhange der Praxis oft recht falsch anwenden sehen.

Der Fehler ihrer Kunst wie ihre Kunst überhaupt beruht auf einem Mißverstehen des Wesens der Tradition.

Von der frühen Renaissance bis zum Empire hat man aus

dem griechischen Formenmaterial der Zeit den Stil geschaffen, einen Stil, in dem der ganze Geist und das formenbildende Wesen einer Epoche jedesmal auf seine Weise seinen Ausdruck fand. Das vermochten diese retrospektiven Historiker nicht. Und schon Schinkel setzte seinen Ehrgeiz darein, den vorgefundenen griechischen Formen so nahe wie möglich zu kommen, wie hernach Semper es mit denen der Renaissance anstrebte. Den Höhepunkt der Geschmacklosigkeit erreichte die historisierende Epoche in den letzten dreißig Jahren; man sieht in einer Straße zuweilen die Stilarten aller Zeiten nebeneinander gebaut, deren Charakteristiken hier mehr und mehr in Unreinheit und Geschmacklosigkeiten verrohten. Und diese Geschmacklosigkeit stieg, je mehr die Architekten den Zusammenhang mit dem produktiven Geist ihrer Tage verloren, der vollständig von der Malerei absorbiert schien. In ihr hatte er einen neuen Anschluß an die Natur gesucht und gefunden, während in der Architektur die Forderung und das Bewußtsein für ihre Notwendigkeit als eine fällige Schuld an das Geschlecht der Zeit kaum in ein paar Köpfen dämmerte. Lag freilich die Sache hier wesentlich schwieriger, und ist es wohl auch hieraus zu erklären, daß die produktiven Maler kein Bedürfnis empfanden, architektonisch zu denken, im Zusammenhang mit einer zeitentsprechenden Architektur zu denken, weshalb der Zug ins Monumentale fast allen notwendig fehlte. Dieser monumental-architektonische Zug hat jener individualistischen Kunst, die seit dem 17. Jahrhundert gepflegt wird, ja nun fast ausnahmslos gefehlt, mußte ihr fehlen, wenn sie einer gleichartigen Architektur auch nie so entbehrte wie heute. Daher ist in der Malerei des 19. Jahrhunderts Schritt für Schritt der Stufen-Entwicklungsgang zu konstatieren, der mehr zur Natur führte, so daß die Kontinuität nicht so aufgehoben und abgebrochen erscheint, wie dies in der Architektur der Fall ist. Wo sollte ein produktiver Geist hier Anschluß suchen und finden? So individualistisch die Malerei war, es durchging sie ein demokratischer Zug, der zwar durchaus nicht jene breite Basis des Allgemeinempfindens war, auf der die letzte Kunst ruhen muß, der ihr aber doch die notwendige Bewegungsfreiheit ermöglichte! Und diese Basis des Breiten, Demokratischen — so sehr wir im Grunde aristokratische Ziele verfolgen — hätte auch zur Basis der Architektur gedacht werden müssen, da der ganze Gesellschaftsorganismus im Begriffe stand, sich weiter zu fundamentieren, eine Notwendigkeit, die selbst denen einleuchtet, die gleich uns sozialistischen Utopien so ferne stehen. Und der Grund, warum der Anschluß so besonders schwierig war, scheint der: die Weltanschauung schwankte. Eine neue Architektur entwickelt sich nur an der Hand einer Weltanschauung, ist ihre Konkretion. Die Weltanschauung aber darf keine individualistische sein, sie ist die Religion des Volkes. In der Sonder-Detailarbeit der Forschung war sie in jenen Dezennien befangen, dieweil man nach wie vor im schlechten Epigonengeschmack katholische

und protestantische Kirchen baute. Und hier breitet sich schon ein unüberwindliches Hindernis für den, der als den Ausgangspunkt der neuen Kunst die Maschine erkannt hat und als ihren Pionier den Ingenieur: denn der Kristallisationspunkt aller Architekturen ist und war von jeher der Tempel, die Kirche. Nie aber war die Kluft zwischen Profan- und Kirchenbauten weiter, wie der Riß zwischen Forschung und Glaube nie klaffender war, obgleich das Volk durchaus nicht so unreligiös ist, wie seine Verführer ihm einreden möchten. Daß der Spruch, jeder könne nach seiner Façon selig werden, für unsere Zeit der unheilvollste ist und die Verworrenheit unserer Tage seine letzte schädliche Frucht wie aller Häresie überhaupt, das einzusehen, ist die dringendste Forderung an jeden, dem das Wohl der Gesamtheit in seelischer und demnach kultureller, künstlerischer Hinsicht am Herzen liegt. Und wenn der einsichtsvolle Blick dann erkennt, daß der Ausgangspunkt der neuen Architektur die Maschine, ihr Pionier der Ingenieur ist, so liegt die Annahme nicht fern, daß jener notwendige religiöse Zusammenschluß und seine kulturelle Blüte wohl noch um 100 Jahre in die Zukunft gerückt scheint, was uns aber nicht hindern sollte, mit der ganzen moralischen Kraft unseres Wesens und dem letzten künsterischen Ernst ihr entgegenzuarbeiten.

Die Gefahr neuer Uneinigkeiten liegt heute da: Die, die erkannt haben, daß wir die Maschine im Auge halten müssen, wollen zumeist von der Religion nichts wissen, und die, die nach der Religion fordern, stehen der Maschine fern, wie häufig künstlerischen Bedingungen überhaupt. Und doch kann nur von einem Hand- in Handarbeiten hier das Heil erwartet werden. Daß uns das Moderne zu Großem und zur Religion ungeeignet erscheint, liegt einzig in der mangelnden Kraft künstlerischer Anschauung. An alten Gotteshäusern befindet sich so manches, das nur durch seine künstlerische Stärke denkbar ist; von einem der Epigonen nachgeahmt, wäre es unmöglich. — Das Trostloseste auf diesem Gebiet ist ja heute der protestantische Kirchenbau, der im 17. und 18. Jahrhundert weit höher stand, da man ihn aus dem Barock und Rokoko ableitete. Im letzten Jahrhundert baute man gotische Kirchen, und da man den gotischen Stil als den religiösen empfand, nahmen die Protestanten ihn für sich in Anspruch. Doch widerspricht sein nicht liturgisches Wesen dem Grundriß der Gotik vollends. Jede Empfindung und ihr Wirkungskreis lassen sich aus eigenstem Wesen zu Stil verfeinern und verdichten, und auch die protestantische Nüchternheit. Umgekehrt darf es nicht vor sich gehen, der künstlerische Reichtum anderer darf nicht zu eigenen Zwecken banalisiert werden. Predigtsaal und Priesterchor sind ein Unterschied.

Das Wort Eisenbau und Eisenarchitektur ist schon des öfteren als Parole ausgegeben worden. Wenn sich die interessierten Kreise dann wieder von ihm abwendeten und bezweifelten, das Eisen als das Baumaterial der Zukunft anerkennen zu können, so hatte dies nicht selten in der Gefühlstrübung seine Ursache, der die Urteilenden

dadurch verfielen, daß sie mit dem am anderen Material geschulten Empfinden an das Eisen herantraten. Es ist ein anderes, das bei uns am Stein, das in Japan am Holz erzogene Empfinden, und läßt sich mit ihm nicht an das Eisen herantreten, ohne zu Trugschlüssen zu gelangen. Eisen ist das geeignete Material für Bogenkonstruktion, für Konstruktion überhaupt, und wenn man seinerzeit sich von den ersten Versuchen, dem Kristallpalast zu London und dem Glaspalast in München, als einer Geschmacklosigkeit abwendete, es mag darin seinen Grund gehabt haben, daß man hier noch zu wenig den Reiz des Konstruktiven gewahrte, aus dem heraus ein Eisenbau allein ästhetisch wirken kann. Denn es ist hier wie immer eine der Grundbedingungen, daß das Material als solches in Wesen und Zweck erkannt wird. Bei der gleichzeitigen Verwendung von Stein und Eisen z. B. darf dieses nicht durch ungeeigneten Anstrich oder aufgeklebte Ornamentik entstellt werden. Die Schönheit dieses Materials und sein ganzes Wesen enthüllt uns ja nicht mehr wie eine jener kunstvollen und doch nur dem Zweck dienenden Maschinen, die der Triumph unserer Zeit sind. Hier erreicht das aus seiner dienenden Bestimmung entwickelte Formale eine Idealreinheit und Vollendung wie je ein antiker Bau. Man beachte nur jenes schwere Grundgerüst, wie es sich in seine hundert arbeitenden Organe vergeistigt. Das Eigene dabei ist, daß dieser künstlerische Reiz, der auf uns Neuere so faszinierend wirkt, so aus sich selbst verständlich wie unbeabsichtigt ist und wirkt. Die Ingenieure, seine Schöpfer, sind sich seiner noch nicht recht bewußt, was zur schädlichen Folge hat, daß sie ihn sich dort, wo sie mit dem Architekten zusammen arbeiten, schwächen lassen. Sie möchten zum Bewußtsein ihres Künstlertums gelangen, wollen wir wünschen, um vor einer polierten Stahlplatte so entzückt zu stehen wie der Künstler vorm Stein und der Farbe. — Daß bei den Neuesten mit diesem Prinzip des Konstruktiven als Grundlage der Architektur ein Schwarm für die Gotik Hand in Hand geht, ist nur zu erklärlich und berechtigt, wenn sie auch mit ihrer Verdammung der ganzen Renaissance als des Todes der Kunst über das Ziel hinausschießen. Das Gesetz des Konstruktiven an der Gotik erkannt und für die Architektur betont hatte schon die frühere Schule der Gotik und vielleicht mehr wie heute, von der sich die heutigen Neuen freilich wesentlich dadurch unterscheiden, daß sie nicht in der Form, nur aus dem Geist der Gotik denken.

Treten wir von diesem Standpunkt an eine neue Architektur heran, so wird eine Kluft noch größer, die ohnehin schon groß genug ist, die zwischen Stadt und Land. Unsere Städte sind architektonisch verwüstet; das Land, das weit weniger Ursache hierzu gab, ist es auch, denn die schlimmen Stadtsitten nisteten sich bald ein. Das Bauernhaus, dieser entzückende Augenaufschlag der deutschen Landschaft, verschwindet vor allem in der Nähe großer Städte, in Fabrikgegenden, während man in einzelnen Strichen Oberdeutschlands

noch nicht ganz so weit ist. Und wird gerade der neue Architekt, der in der Stadt Eisenkonstruktionen errichtet, dem Wesen modernen Verkehrs- und Städtelebens entsprechend, sich des Charakters einer ländlichen Architektur, die Bodenbeschaffenheit und Klima gemäß ist, in jedem Augenblick bewußt sein müssen. Wie sehr wir in einer Zeit des Übergangs leben, in der die Menschen ratlos in bezug auf Geschmack und Kunstverständnis aus dem Zusammenhang gerissen sind und nicht ein noch aus wissen, erkennt man am erschreckendsten auf dem Lande und an den Stellen, deren Friede nicht gestört zu sein brauchte. Und daher sehen wir auch da, wo noch vor 50 und mehr Jahren ein selbständiges künstlerisches Empfinden wohnte, die Enkel barbarisch auf dem zerfallenden Erbe der Väter sitzen. Eine Trostlosigkeit, die eigentlich eine große Zukunft versprechen könnte.

Wie in dieser Zeit des retrospektiven Sehens mit dem produktiven Denken auch der Geschmack und jegliches Feingefühl abhanden gekommen ist, erkennt man zumeist an der Anlage der Städte, in der ihre Erbauer geflissentlich das direkte Gegenteil von dem tun, was ihre großen Ahnen, auf die sie sich berufen, als erprobt durch die Tat bewiesen haben. So das geschmacklose, jedes Bild zerstörende Prinzip von den geraden Straßen, das an Stelle der krummen getreten ist. Die gerade Straße hat nur Sinn, so sie auf ein Ziel führt, wie etwa die Wege des Rokoko-Parks alle aufs Schloß münden, während sie in der Stadt dem Passanten jeden Ausblick auf die Bauten benimmt. Die gerade Straße führt uns daran vorbei, die krumme plötzlich vor einen herrlichen Bau. Und auch das Wesen der Plätze, die heute Stauungspunkte des rasenden Verkehrs sind, früher neben der Flucht liegende Ruhepunkte bildeten. Eine andere Torheit dieser Art ist das Freilegen der Dome, die man früher absichtlich in ein Häusergewirr stellte, wo sie sich organisch eingliederten und einen wahren Begriff ihrer Größe und den Reiz ihrer Überschneidungen gaben. Heute baut man Kirchen auf kahle Plätze. In das gleiche Gebiet gehört die Denkmalfrage, ein wahrer Krebsschaden an der Kunst unserer Zeit. Und wenn man verzweifelt und trostlos über den Stand der Dinge nach der Ursache forscht, so kann man ihren Urhebern nur das Eine zurufen: erkennt doch eure Zeit und ihre Bedürfnisse, wie die Früheren es hielten, auf die ihr euch stets beruft, statt stets rückwärts zu schauen. Haltet euch an ewige Gesetze, aber nicht an alte Formen und reicht euch zu gemeinsamem Schaffen friedlich die Hand, statt in Parteihader einander zu bekämpfen und aus der guten Sache, die dem Ganzen dienen soll, ein schnödes Geschäft zu machen.

Beginnt religiös, d. h. allgemein zu denken, so kommt ihr dem Ziele schon näher. Denn es ist dies ein Gedanke, der auf den Ursprung geht und verbindet.

Der Wiener Otto Wagner ist wohl derjenige Architekt, der in Deutschland die Forderungen einer zeitentsprechenden Architektur



zuerst formulierte. Von gewissen demokratischen Prinzipien ging er aus und betonte die Bedingung der Tradition. Die letzte selbständige Architektur schien ihm mit Recht das Empire, an das er anknüpfte. Doch romanisch-byzantinische Anklänge finden sich in seinen Schöpfungen, die dort in seiner Heimat, der Nähe der Türkei, bedingt sind und sich gut ausnehmen müssen. Seine Bauten sind zeitgemäß, indem sie sowohl die Spuren der Tradition tragen, zugleich aber den großstädtischen Zug unserer Zeit nicht verleugnen. Für Hallen und öffentliche Gebäude scheint sie besonders geeignet, da sie intimen Reizen ziemlich fernsteht. — Dieser Kunst direkt entgegen steht die des seit einigen Jahren in Deutschland lebenden Belgiers v. d. Velde. Dieser will von Tradition im Sinne Wagners nichts wissen, da er die Renaissance für den Tod der Kunst erklärt. An die Gotik knüpft er an, doch ohne im geringsten ihr Formenmaterial zu benutzen. Konstruktion aus Zweck und formaler Logik ist seine Parole. Und er erfand einen Linienstil, ein lineares Ornament, das sich aus dem Wesen des Gegenstandes entwickelt. v. d. Velde ist zweifelsohne die stärkste Persönlichkeit unter den Neueren, allein weil er seine Grundsätze am breitesten und ganz aus der Gegenwart, dem modernen Technikwesen und Verkehrsleben, entwickelt. Dampfschiffe, Eisenbahnen, Maschinen sind es, die er für die wesentlichsten Architekturobjekte unserer Zeit hält, und von denen er ausgeht. Und für sie eignet sich auch seine Begabung am ehesten. Er ist durchaus Kosmopolit, weshalb man feinere seelische Regungen in seiner Kunst vermißt, die intimeres Schönheitsbedürfnis doch nicht befriedigt. Denn was in einer Eisenbahn, einem Dampfschiff, einem Ladenlokal das letzte ausdrückt, kann in einem Wohnhaus noch manchen Wunsch offen lassen.

Es ist hier nicht der Ort, auf alle die Strömungen und ihre einzelnen Vertreter hinzuweisen, denn die Sache an sich sollte ja nur beleuchtet werden. Nur sei einer erwähnt, der gewissermaßen die Ergänzung jener ist: die Erfüllung jener Wünsche, die z. B. das Schaffen des v. d. Velde offen ließ, findet sich in einigen wenigen Stücken des germanisch-schwerfälligen und darum nicht allzu erfindungsreichen, aber um so tieferen Obrist, in dessen Brunnen die Tradition des Gemütes in so rührender Einfalt und mit zwingender Kraft gegenwärtig ist. Diese Brunnen, die auch rein aus Material und Zweck gedacht sind und ohne den geringsten Formenanklang so alt wirken wie das älteste, uns liebe Volkslied, können neben jedem Gebäude großer Vergangenheit stehen, ohne abzufallen, und sind zudem der einzige und laute, wenn auch bisher ungehört verhallte Hinweis dafür, in welchen Bahnen sich das Denkmalbedürfnis der Städte ausleben könnte und sollte. Jede Stadt sollte einen Brunnen von Obrist ihr eigen nennen. Wäre es nur nicht so namenlos schwer, die Menschen zu überzeugen, das Schöne im Einfachen, aus sich Bedingten, im Notwendigen zu suchen. — Insofern hat die Renaissance sehr geschadet: durch sie, vor allem durch ihre letzten französischen Ausläufer und



deren Epigonen im 19. Jahrhundert, hat sich das Volk daran gewöhnt das Schöne im baulich Überladenen, unnütz Verzierten zu sehen. —

Wenn wir so auf der einen Seite einen v. d. Velde Bedürfnisse der Gegenwart und Zukunft erfüllen sehen, auf der anderen Seite den ihm völlig entgegengesetzten Obrist das gleiche, ja ihn ergänzen, so schiene wohl mit einem Blick auf das gegen frühere Epochen gänzlich veränderte Leben der Gegenwart die Behauptung und Annahme nicht unberechtigt, daß sich ein im früheren Sinne einheitlicher Stil schwerlich bilden könne und der Stil der Zukunft ein solcher werde, in dem sich neben all dem Neuen, Zeitbedingten manche Reste der Vergangenheit organisch mischen, auf die unser Herz nun nicht mehr verzichten mag und für deren Durcheinanderwachsen die Zeit in der Tat reif geworden scheint. Denn, so sehr das Nationale zu betonen wir nie unterlassen wollen, es wird sich in religiöser Beziehung ein kosmopolitischer Zug geltend machen müssen, und dieses Religiöse soll und kann doch nur die einzige Grundlage des architektonisch sich äußernden Menschheitslebens sein. Denn die Kulturbedingungen sind heute ganz anderer Art wie einst. Die letzten Jahrtausende wurden die Kulturen der Völker in stetem Ortswechsel, eine die andere um eine Stufe erhöhend. Für diese Möglichkeit eines solchen Ortswechsels sind wir mit der Reformation schon ans Ende gelangt, und die seitdem verflossenen drei Jahrhunderte mögen als das Präludium der Zukunft gelten. Und wenn wir dann zublicken, ließe sich erkennen, daß nun erst und grade im Hinblick auf die sozialen Strömungen und an deren Statt das Zeitalter christlicher Kultur im diesseitigen Sinne beginnen könne, wie die Zeit der Gotik ein solches im transzendentalen war. Die früheren Religionen, die die Kultur der einzelnen Völker formten, waren nationale, an das Klima gebunden. Als hierfür die Zeit zu Ende ging, ward das Christentum geboren. Doch seine Jahrhunderte, bis zum Schluß des 18., waren eine Zeit der Kultur der Einzelnen. Damit ist es nun zu Ende, und die christliche Idee, die nicht an Landstrich, nicht an eine Nation gebunden ist, tritt in ihre Rechte, und in einer Form, der aristokratische Gliederung weder fehlen darf noch zu fehlen braucht. Und von dieser ethisch-kosmopolitischen Grundlage aus sollen bei aller nationalen Besonderheit — wie einst zur Zeit der Gotik — die Architekten schaffen. Denn die Architektur geht über das Individium hinaus, ist die Kunst der Völker, und wieder müßten Zeiten kommen, da wie einst mehrere Generationen aus einem Gedanken an einem Bau schufen.

Dazu aber ist ein geistiger Zusammenschluß vonnöten und vor allem in religiöser Beziehung. — Und die Geister, die auf die vorerst nötige Einigung von Protestanten und Katholiken hinweisen, mehren sich mit jedem Tage. Die religiöse Unduldsamkeit muß aufhören, da unsere Völker sich zu gedeihlichem Wirken einen sollen und eine Wehr sein gegen ihre Feinde und Widersacher.

Berlin. *Rudolf Klein.*



Zur Praxis des Kunstunterrichts.

(Nachdruck untersagt.)

„Es wurde immer über das Ziel gesprochen; der Weg aber, der dorthin führt, war nicht vorgezeichnet."

Dieser Satz steht in einem dünnen grünen Heftchen, das Artur Seemann unter dem Titel „Bildende Kunst in der Schule" als Nachklang zum vielbesprochenen Dresdener Kunsterziehungstage veröffentlicht hat. Ist in obigem Urteil nicht geradezu ein abfälliges Urteil über jenen Kongreß gefällt? — Durchaus nicht; denn hätte er außer der Klarstellung und Anerkennung des Zieles auch gleichzeitig den allgemein gangbaren Weg dahin gezeichnet, so wäre er ein Ideal von Kongreß gewesen, zumal er, einer starken impulsiven Strömung nachgebend, fast unerwartet plötzlich vor einem großen verschiedenartigen Auditorium eine neue, wichtige Sache zur Sprache brachte. Und wenn es dann gelang, wenigstens bezüglich der Notwendigkeit einer allgemeinen Kunsterziehung (als ganz allgemein bezeichnetes Ziel) die vielen Köpfe unter einen Hut zu bringen, so war das schon viel. Nun ist die Karre doch endlich einmal in Gang gesetzt. Es gehört seitdem zum guten Ton, von der Kunsterziehung zu sprechen. Die folgenden Ausführungen sind daher nicht nur für Lehrer, sondern für jeden geschrieben, der sich mit Kindern beschäftigt.

Die Idealisten, die ohne in der praktischen Betätigung des schönen Erziehungsgedankens zu stehen, in anerkennenswertem Eifer nichts sehnlicher wünschen, als daß jeder Fabrikarbeiter und jeder Volksschüler für Werke der bildenden Kunst schwärme, — sie gehen über den Gedanken der Ausführung solcher Kunsterziehung, die doch jene Kunstfreude erzielen soll, leicht hinweg mit den Worten: „Wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg."

Gewiß stimmt das, und es wäre jammerschade, wenn uns „stolzen Menschenkindern" an mehr als an der einen wohlbekannten Stelle die berühmte Bretterwand die Aussicht in ein geheimnisvolles Land versperrte. So oder so helfen wir uns immer, viele Wege führen nach Rom. Aber wenn irgendwo, dann ist in Sachen des Unterrichts und der Erziehung das Verfehlen des meist einzig rechten Weges verhängnisvoll.

Und nun kommt hinzu für unsern Fall, daß gerade bezüglich des Weges, d. h. der Methode der Kunsterziehung, vollständige Verworrenheit herrscht. Der eine macht's so, der andere anders; und Gott Lob! daß man wenigstens ans Werk geht und versucht, zur Kunst zu erziehen. Vielleicht, daß ein späterer Kunsterziehungstag auch die Methode klarstellt.

In Lehrerkreisen verhält man sich vielfach sehr skeptisch gegenüber dem Kunsterziehungsgedanken, das ist auch schon damals in Dresden zum Ausdruck gekommen. Darüber zunächst einige Worte. Die Betreffenden verdienen durchaus nicht einen Vorwurf. Wieso? —



Nach ernstlicher Überlegung sind sie zunächst zu der Überzeugung gekommen, daß es an ihnen liegt, wenn es mit der Kunsterziehung nicht so recht voran will. Sie sind ehrlich genug, sich einzugestehen, daß es mit ihrer eigenen Kunsterziehung hapert. Das Eingeständnis ist keine Schande; denn wer wollte einen Stein auf sie werfen? — Kann man nicht in jedem Museum an jedem Tage, den der liebe Gott schenkt, von höchst gebildeten und studierten Leuten die sonderbarsten Urteile hören, die in Witzblättern das beste Gaudium hervorrufen würden bei Leuten, die ebenfalls durchaus keine innere Veranlassung zum Lachen haben? —

Die Kunsterziehung ist eben für das ganze Volk, nicht nur für das „Volk", eine notwendige Sache. Und damit kommen wir zu einem anderen Bedenken, das vielleicht weniger in Lehrerkreisen als in weiteren Schichten auftaucht. Das ist die Frage: „Gehört der Kunstunterricht in Anbetracht des geistigen Standpunktes der Kinder überhaupt in die Volksschule?" — Die Lehrer könnten sie so formulieren: „Wenn einesteils wir ein gewisses Hindernis bilden, dann nicht umsomehr auch die Kinder?" —

Die Antwort scheint nicht schwer zu sein. Die Kunst ist die edelste Blüte der Kultur. Nur wenn alle übrigen Kulturbedingungen erfüllt sind, kann eine Blütezeit der Kunst beginnen. Erst wenn eine große Mehrheit in Huttens schönes Wort einstimmt, das wie ein Sonnenstrahl die deutsche Renaissance durchleuchtet, — in das Wort: „Es ist eine Lust zu leben!" — dann wird die Kunst sogar ein Bedürfnis.

In Anbetracht der vielen Worte, die heutzutage über Kunstdinge gesprochen und geschrieben werden, scheint dies Bedürfnis jetzt vorzuliegen. Aber oben schon wurde betont, daß selbst in den Kreisen, die auf bevorzugter Höhe der Kultur stehen, eine Kunsterziehung vonnöten ist. Wenn nun die Kunst wirklich die feinste Blüte der Kulturentwicklung ist, darf dann überhaupt von einer Kunsterziehung in weniger „kultivierten" Volksschichten und dann noch gar bei deren Kindern gesprochen werden? — Muß hier nicht ganz das erforderliche Verständnis für Kunst mangeln, jenes primitive Verständnis, das entwickelt werden soll, um den ganzen Menschen zu veredeln? —

Also die Antwort scheint in der Tat nicht schwer zu sein: Die Kunsterziehung ist in der Volksschule nicht am Platze.

Selbstverständlich würde kein solcher Richter damit sagen wollen, daß in der Volksschule nicht schöne, anregende Bilder gezeigt werden dürfen. Man hält es gewiß für ganz empfehlenswert, die Kinder vor die Wahl des Gefallens oder Nichtgefallens zu stellen, als der primitiven Beurteilung eines Kunstwerks. Aber jeden Gedanken an eine eingehende ästhetische Würdigung weisen sie weit ab.

Darin liegt aber eine merkwürdige Verkennung der eigentlichen Sachlage. Gerade mit einfachen Volksschülern von 11—14 Jahren kann man erstaunlich weit in der eigentlich ästhetischen Würdigung



gehen; selbstverständlich ist dabei, daß der Lehrer als der vorsichtig weiterschreitende Mentor auftritt, der durch seine Fragen und Bemerkungen nur anregen will. Geduld muß er haben, wenn die Antworten und gewünschten Beobachtungen zunächst und später auch noch bei schwierigeren Problemen recht spärlich kommen wollen. Er muß den Schülern Vertrauen zu sich und ihm einflößen; auch in verfehlten Antworten muß er irgend etwas Anerkennenswertes, Verwertbares finden und bei allem Abschweifen Maß und seinen vorgefaßten Gedankengang fest im Auge behalten können. Denn gerade in letzterem muß er seine Überlegenheit zeigen; er darf nicht nur in, sondern er muß über der Sache stehen. Unberechenbar sind die Antworten der Schüler; wer nicht in der Praxis steht, kann gar nicht denken, wie merkwürdig oft die junge Psyche arbeitet; daher muß der Lehrer nach allen Seiten hin gewappnet sein, damit er nicht Fragen bedauerlicherweise offen lassen muß. Wie viele Lehrer haben sich aber so intensiv mit der Kunst beschäftigt, daß sie über dem Kunstwerk stehen, daß sie das vielfädige Netz von Beziehungen überschauen können, das von dem Kunstwerk ausgeht? —

Die Skeptik in Lehrerkreisen ist daher wohl begründet und ist nur rühmlich zu nennen wegen des ehrlich zugegebenen eigenen Mangels.

Eins muß also vor allen Dingen gefordert werden: Eine regelrechte Kunsterziehung des werdenden Lehrers; denn ein Schuft, wer mehr gibt, als er hat.

Mit Vorstehendem wäre das Bedenken gegen eine sofortige allgemeine Inangriffnahme der Kunsterziehung ausgesprochen. Würde es jedem Lehrer jetzt schon nahegelegt werden, Kunstunterricht zu treiben, so käme in den allermeisten Fällen ein Phrasendreschen heraus oder ein Hängenbleiben im Stofflichen, wie es neulich zum Erschrecken eines jeden, der in der Bewegung steht, zum Vorschein kam in einer Schrift, in der jemand ebenso wohlgemeint wie übelgeraten zum Kunstgenuß der Bilder eines bekannten Schullesebuches Anleitung gibt. Das Stoffliche muß natürlich auch besprochen werden; aber durchaus verwerflich ist es, wenn die „Anleitung“ sich damit zufrieden gibt und also schon zu Beginn der Wanderung halt macht. Dadurch wird zunächst dem Lehrer, der sich auf eine gedruckte Eselsbrücke zu verlassen gewohnt ist, der Glaube beigebracht, er habe alles zur Erzielung des Kunstverständnisses getan, wenn er die Vorlage gewissenhaft abgefragt habe. Den Kindern aber wird der Blick in das Land des Schönen nicht gewährt, und auch sie bleiben am Stoff kleben. Darum kann man solche unzureichenden Anleitungen nur als direkt schädlich bezeichnen.

Aber allgemein braucht die Sache auch noch gar nicht betrieben zu werden. Es sind schon Leute da, die sich lange mit ihr befaßt haben, zunächst, um sich selbst zur Kunst zu erziehen. Glücklich der, dem ein gütiges Geschick die Kunstschätze Europas erschlossen hat, daß er an den Originalen den schönheitsdurstigen Blick weiden konnte! Und wer das nicht erreichte, der kann auch in beschränkterer



Weise im Vaterlande, vielleicht sogar in der Heimat eine Kunsterziehungsmethode an sich selbst erfunden und erprobt haben. Denn die Erziehung durch das Originalkunstwerk möchte ich als unerläßlich bezeichnen; daran müssen wir die nötige Grundlage gewinnen, auf der man nachher mit Hülfe von Reproduktionen weiter bauen kann. Solche Originalwerke, etwa ein figürliches und ein landschaftliches als Mindestbedarf, sind für ein kleines Gemeinwesen sehr wohl erschwinglich. Wie mancher junge Künster gäbe billig mit Freuden davon her.

Also wer ernstlich an seiner eigenen Kunsterziehung gearbeitet hat und den Erfolg in erhöhter Freude an der Kunst in sich verspürt, — eine Freude, die geradezu das Leben verklärt und den Beglückten zwingt, auch andern die Wege zu dieser herrlichen Freude zu weisen —, der möge also dem Herzensdrange folgen und auch seiner anvertrauten Jugend die Pfade weisen.

Eins ist mir vor allem bezügl. der Methode klar geworden: Sie darf um keinen Preis die Hochachtung des Kindes vor dem Kunstwerk mindern, sondern muß sogar in erster Linie, wenn eine solche noch nicht vorhanden, sie erzeugen. Damit ist über das planlose und trockene „Zerpflücken" oder Analysieren, wie man sich wohl vornehmer ausdrückt, der Stab gebrochen. Gerade derjenige, der sich mit der Behandlung des Stofflichen begnügt und nichts von der Seele des Kunstwerks, von seinem künstlerischen Gehalte verspürt, wird dieser Gefahr stets ausgesetzt sein. Er sieht ja nicht das leuchtende Ziel vor sich, wie es sieghaft hinter dem Stofflichen, das auf alle Fälle behandelt werden muß, hervorschimmert. Aber wer im Innersten von dem Kunstwerk berührt worden ist, der wird nicht im Stofflichen stecken bleiben; er bespricht es, soweit es nötig, aber denkt schon immer daran, wie er es nachher zum Herausschälen des künstlerischen Kernes am besten verwenden kann. Das zeigt sich im Anordnen der stofflichen Einzelheiten.

Damit ergibt sich also als erstes die Klarlegung des Stofflichen im Bilde, oder wie ich es nennen möchte: die Orientierung. Die Kinder müssen sich über die Szenerie, die Personen, den Vorgang oder die Handlung im klaren sein. Kurz und knapp sind diese sachlichen Erläuterungen. Dabei wird aber schon allerhand vom vorausschauenden Lehrer angebahnt, z. B. werden die Kontraste im Stofflichen schon herausgestellt, was ja ganz im Rahmen der stofflichen Behandlung geschehen kann, nachher aber bei der Würdigung des künstlerischen Wertes Verwendung findet. Es ist gleichsam Speise, die schon im Munde gehörig präpariert ist, um nachher dem Magen die Arbeit zu erleichtern.

Die Orientierung muß bei jedem Kunstwerk stattfinden. Dem pädagogischen Takte des Lehrers, seiner unterrichtlichen Befähigung wird überlassen bleiben, wie weit er dabei durch anknüpfende Bemerkungen schon in das Künstlerische des Bildes hineingehen will und kann. Es ist dies die Stufe der Vorbereitung, die alle Hinder-



nisse wegzuräumen hat, die dem Verständnis für die künstlerischen Werte im Wege sein können. Die Einzeldinge werden genannt und ihre Beziehungen zu einander festgestellt; handelt es sich um ein geschichtliches Bild, so muß der dargestellte historische Moment selbst wie auch das Vorher und, wenn nötig, auch das Nachher erläutert werden. In der Landschaft darf die Tages- wie Jahreszeit, die Ortsbestimmung u. dergl. nicht vergessen werden.

Die folgende Stufe beschäftigt sich mit den künstlerischen Mitteln, die zur Erreichung des gewollten Zweckes benutzt sind. Das trifft ebenfalls für alle Kunstwerke zu. Immer hat der Künstler ein bestimmtes geistiges Bild von seinem Kunstwerk vor Augen, ehe er an die Ausführung geht, und wollte er auch nur einen bestimmten Landschaftsausschnitt getreu der Natur ablauschen; auf der weißen Leinwand sieht er schon vor dem ersten Pinselstrich die Landschaft fertig. Und irgend einen Zweck hat er auch im Sinn; entweder er will eine gewisse Stimmung festhalten oder einen gewissen Gegenstand in einer bestimmten Stellung, Beleuchtung oder im Verhältnis zu einem andern zeigen. Insofern ist die Kunst durchaus nicht zwecklos. Mag der Künstler nun wollen oder nicht: seinen Zweck sucht er möglichst herauszustellen, seine Absicht zu verwirklichen, und damit bringt er Individuelles in sein Werk hinein. Man muß sich, so gut es geht, in die schaffende Seele des Künstlers hineinversetzen und dann nachforschen, inwiefern der Natureindruck leise Veränderungen erhalten hat. Dies ist höchst reizvoll bei einer Kunstbetrachtung, und man erfährt die tiefe Wahrheit von Zolas Wort: „Ein Kunstwerk ist ein Stück Natur, gesehen durch ein Temperament."

Dabei wird man vor allen Dingen auf Linienführung und Kontrastwirkungen zu sprechen kommen. Gerade letztere werden häufig viel zu wenig beachtet, und doch bedeuten sie das eigentliche Leben im Bilde, wie Licht und Schatten die eigentliche Grundlage für alle bildende Kunst abgeben. Die Farbenharmonie und -Auswahl bildet einen weiteren wichtigen Punkt.

Aus allem aber muß das Bestreben herausleuchten, den Künstler als einen Schöpfer erscheinen zu lassen und sein Werk als eine Offenbarung höchsten menschlichen Könnens. Nicht Kritikaster sollen wir erziehen, die mit Phrasen hochmütig ein Werk unverstanden aburteilen; man kann das häufig genug an Leuten gewöhnlichen Standes im Museum beobachten. — Nein, wir wollen schon die Jugend dazu erziehen, daß sie sich bemüht, den Künstler zu verstehen, sich in sein Werk hineinzusehen, vor ihm zu warten, bis es ihr was sagt.

Wenn die Kinder nach der Betrachtung eines Kunstwerks mit dem Bewußtsein hinweggehen, eine besonders hohe Betätigung des schaffenden Menschengeistes kennen gelernt, sie gleichsam miterlebt zu haben, dann muß in ihnen ein erhebendes Gefühl entstanden, es müssen Keime künftigen hohen Strebens aufgegangen sein. Sie fragen ja selbst am Schlusse begierig nach dem Namen des Künstlers, als wenn sie diesen als nachahmenswertes Vorbild betrachteten.



Das ist etwas anderes, als wenn, wie es im Louvre zu Paris häufig der Fall, Kinder von acht Jahren ganz ungeniert sich vor den herrlichsten Meisterwerken hinpflanzen und frisch anfangen zu kopieren, was natürlich fast ohne Ausnahme Schmierereien ergibt. Wo bleibt da die Hochachtung vor der Kunst, ohne die eine wahrhafte Begeisterung vor ihren Werken nicht möglich ist? — Da ist doch das Verfahren zu loben, wie es in der Ermitage zu Petersburg beliebt wird. Da darf überhaupt nicht anders als ganz leise geflüstert und beileibe nicht skizziert werden; jeder Saal wird als ein Heiligtum angesehen, das niemand bedeckten Hauptes betreten darf.

Elberfeld. *Friedrich Kerst.*

Der Verfall des französischen Dramas.

Den Verfall des französischen Dramas kann man mit einem Satze beweisen: das französische Drama steht unter der Herrschaft des Schauspielers. Das ist immer das Ende der dramatischen Dichtkunst. Da wird der Geist Kotzebues lebendig und schwelgt in Produktivität. Er nährt sich von Erfolgen, indem er Personen dient, auf Sensationen spekuliert und die niederen Instinkte kitzelt. In Paris ist das, wie alles, ganz offen und deutlich und eingestanden. Wenigstens eingestanden genug, wenn man unter sich ist. Das französische Drama ist die Sarah Bernhardt, die Réjane, die Bartet, die Judic, ist Coquelin, Antoine, Huguenet und Guitry. Die sich die dramatischen Dichter nennen und Dramen schreiben, verfassen nur Stücke, Rollen für diese Größen, „aus denen etwas zu machen ist“. Denn nur dafür interessiert sich das Publikum. Ob Dichtung oder nicht, ob Kunst oder Farce, das ist ihm gleichgültig. Es hat nur Stoffinteresse, es will nur das Spiel. Es will nichts von dem Schweren und Fordernden, was die wahre Dichtung immer hat, will nicht, daß Ansprüche an es gestellt werden, will nicht, was wir Gehalt nennen, es will nichts weiter, als den Augenblick kosten, mit all dem, was ihn äußerlich verbrämt, mit dem, was der Schauspieler und Rollenjäger aus ihm macht durch Kostüm, Gebärde, Stimme, Sprache, Gestalt. Es schadet nicht, wie forciert das nun gerade sein mag, schadet nicht, wie alt und schablonenhaft, wie im Grunde nur mit ganz verbrauchten Theatermätzchen



gearbeitet wird — es begnügt sich, es täuscht sich willig mit der neuen Attrappierung — und um so lieber, wenn recht viel Frivolität und Obszönität unter ihr herausgucken kann. „*C'est idiot, mais c'est rigolo!*“ Darin ist der Standpunkt deutlich genug ausgedrückt.

So ist das Theater ganz nahe an das Variété gerückt und macht sich seine Reize und Wirkungen zunutze. Und es benutzt sie und nutzt sie aus in einem Maße, daß die Poesie, die Dichtung, das Wort, Sinn und Gedanke im einzelnen, und Inhalt im ganzen, nur zu ihrem Mittel herabsinken. Es braucht nicht geleugnet zu werden, daß Ausstattung, Pracht und Phantastik der Gewänder, Freiheit in der Enthüllung der Formen und Schönheit der Formen auch eine künstlerische Anziehung bieten können, daß Maler und Kostümkünstler ihren Gewinn aus solchem Niedergang ziehen können, indem in erster Linie dem Amüsementsbedürfnis des Publikums und seinem Sybaritismus Entgegenkommen gezeigt wird, und es kann doch die Tatsache beklagt und vom literarischen Standpunkte aus verurteilt werden. Es ist dabei gar nicht nötig, sich auf das Moralische zu steifen — obschon selbst der Sarah Bernhardt es nicht gelingen dürfte, uns durch die besten Artikel von dem günstigen moralischen Einfluß dieser Dramatik zu überzeugen, wie sie es im „Cornhill Magazine“ letzthin versucht hat. Im Gegenteil, daß sie diesen Glauben hat und diese weitere Aufgabe für sich gerade jetzt entdeckt, ist uns nur ein Symptom mehr. Man darf aber das Moralische ganz wohl mit dem Literarischen in Verbindung bringen und besonders bedauern, wie in solchen Verhältnissen die Frau, die Schauspielerin erscheint. Sie herrscht, aber wieder nicht mit ihrer Kunst, sondern mit ihren Reizen. Sie ist nur Weib, Geschlechtswesen — und sich zu „zeigen“, hat sie ihre Rolle und nutzt sie aus. Das zieht dann natürlich seinen weiteren Kreis — es gibt den Inhalt der Stücke ab, es ist Motiv und Grund und Ziel für Situation und Handlungen, es ist der einzige Sinn. Aber nicht dieser Sinn des Lebens, den große Zeiten in großen Gefühlen dramatisch ausgedrückt und dargestellt haben. Auch hier ist ein großes Gefühl scheinbar das beherrschende: die Liebe! Aber es ist nur Liebelei — Rendez-vous, Verwechselungen — Pikanterien, Gefährlichkeiten und Arrangements — ohne höhere Absichten und ganz besonders ohne Aufschwung und Seele. So muß, geht man auch von diesem Punkte aus, die Poesie zu kurz kommen. Für sie fehlt der Sinn. Ihr fehlt das Publikum. Sie scheint aus dem Leben geflohen. Sie läßt sich dramatisch nicht zurückrufen — sie läßt sich nie durch das Theater dem Leben aufpfropfen — sie treibt im Theater nur dann ihre Blüten, wenn sie im Leben ihren Wurzelboden hat und Nahrung findet. Und so schließt sich der Kreis: es herrscht der Schauspieler. Er steigt allemal um so höher, je tiefer das Publikum sinkt. Das hat den Verfall des französischen Dramas herbeigeführt.

Jede Saison bringt hier viele Stücke heraus, und die vergangene war nicht arm darin; aber sie hat keinen Dramatiker gegeben. Frank-

reich hat zur Zeit keinen — für die Tragödie gar nicht, für die Komödie — die Vaudevillisten außer Betracht gezogen — nur Lyriker und Spezialpsychologen. Man fragt vielleicht: und Rostand? Hält ihn ernstlich ein Kenner dramatischer Kunst dafür? Ist sein „Cyrano von Bergerac" ein Drama? Diese Gascognade hat auch nicht die Spur von einem Drama. Sie ist poetisch, sie ist oft Poesie, sie hat wunderbare Szenen, sie hat oft eine Gewandtheit und Vollendung der Sprache, daß man nur bedauert, sie den Deutschen von Fulda übersetzt zu sehen, über den das Original die Augen öffnen sollte, wie minderwertig er als Übersetzer ist. Viele Vorzüge hat dies Gedicht, das kein Drama ist, sondern dargestellter Lyrismus, ohne dramatische Komposition, und dramatisch viel zu äußerlich, um mehr als ein Gedicht zu sein. Es schlüpft mit einer Naivität und Grazie an dem dramatisch möglichen und auch starken Gedanken in der Liebe Cyranos zu Roxane und in seinem Verhältnis zum Freunde vorbei und setzt alles nur auf die Äußerlichkeit der großen Nase. Es rührt an dieses Tiefere im vierten Akt — macht's aber mit einer waffenlärmenden Theaterszene tot — es will's ausdrücken im Schlußakt, macht aber eine theatralische Kloster- und Sterberührszene daraus. Aber über all das hinaus — der Cyrano hat seine Wirkung nicht durch seine poetischen Vorzüge geübt, sondern durch Coquelin. Man will Coquelin sehen als Gascogner, und wie er die Rostandschen Verse spricht — und wie er das Gascognerlied deklamiert — ein Boshafter könnte das ganze Stück als um das Gascognerlied herum geschrieben bezeichnen — und wie er ficht und wie er stirbt. Cyrano ist ganz und gar vergessen, Coquelin hat den Sieg. Cyrano ist eine Rolle für Coquelin, weiter nichts, und das ist für den Pariser Rostands Verdienst, das gibt ihm den Wert. Er hatte den gleichen Erfolg nicht, als er für die Sarah die Hosenrolle des „Aiglon" schrieb — das Stück dürfte dichterisch auch besser sein als es ist, die Rolle ist das nicht, was der Cyrano ist.

Auf Rollen hin werden die Stücke geschrieben, und selbst Maeterlinck, verriet Frau Leblanc, wollte die „Monna Vanna" erst für die Sarah Bernhardt schreiben. Und so ist „Monna Vanna" sehr stark Titelrollenstück geworden. Es wurde auch als solches und durchaus als solches, in Paris gegeben — ganz und gar ein „Theater"-Stück, das nur weniger gefiel als andere, und das im Verhältnis zum übrigen dichterischen Schaffen Maeterlincks auch weniger gefallen kann*). Von Maeterlincks Absichten und eigentlichem dichterischem Wesen ist kein Einfluß auf das französische Drama ausgegangen, aber vom französischen Drama auf ihn. Denn was er in der „Monna Vanna" Gutes

*) Dichterisch und theatralisch geringer ist „Joyzelle", womit Maeterlinck zuletzt noch Frau Leblanc-Maeterlinck auftreten ließ. Die veräußerlichte und dem Geist des Stückes nicht entsprechende Art des Spiels hat hier wohl vieles verdorben, aber auch eine intimere Darstellung und keuschere Darstellerin der „Joyzelle" werden Mangel und Niedergang nicht verdecken können.

hat, ist Wiederholung seiner selbst, ist sogar ein deutliches Auf-sich-selbst-besinnen in der Liebesszene, in der der Dichter sich hervortut und den Theatraliker verdrängt. Denn die Renaissance des Stückes ist Theater, die Mache überwiegt, und was gut auch in ihr ist, ist durchaus nicht dramatisch. Wo die Rollen einmal Menschen werden, wie Princivalli und Vanna bei der ersten Begegnung, geschieht's nicht durch den Dramatiker, sondern Philosoph und Lyriker arbeiten sich Hand in Hand, und der Träumer in Maeterlinck spendet uns von der Poesie wieder, die er immer gespendet. Doch Maeterlinck ist Belgier und kein Franzose — und er wird die Franzosen nie lehren, wie eine Schwäche zu einer Kraft werden kann, er lehrt es eher die Deutschen.

Es ist noch ernsthaft und für das Ausland in Frage kommend Brieux. Auch Brieux' „Rote Robe" ist kein Drama. Es schlug freilich in Deutschland ein; denn man bewundert immer leicht an andern, was man selbst nicht hat. In diesem Falle auch die Deutschen. Diese Dialektik, dieses Festgehaltenwerden durch sie, diese Spannung in ihr, das brächte kein Deutscher heraus. Denn wenn es ihnen der göttliche Paul Lindau nicht gebracht hat, wer sollte es ihnen denn bringen können! Aber wo ist die Poesie des Stückes, die dramatische insbesondere? Ich erinnere mich an nichts, das Poesie gewesen wäre. Ich bestaunte die juristische Technik, die im Handumdrehen eine dramatische geworden war. Und — ich begreife die Wirkung der Tendenz. Denn sie ist Wirkung und Erfolg des Stückes. Sie schafft die heiße Aufregung, den Beifall auf offener Szene, der an einem Wort hängt, das — je ob Hof- oder Stadttheater — gestrichen werden mag oder stehen bleiben darf. Darum aber steht Brieux abseits des Kreises der andern. Meines Wissens schrieb er noch keine Rolle und auf keine Rolle hin für einen der „Stars" der französischen Bühne. Der tendenziöse Trieb wird bei Leuten wie er immer stärker sein als die kluge Praxis, das ist ein Vorteil wohl für ihn — und hier um so höher anzurechnen — aber ein Nachteil für seine Kasse, unverzeihlich geradezu in einem Lande, wo das Geld Gott ist.

Capus und Pierre Wolf und der ganz unliterarische Gavault kommen als geschickte Leute, die auch weiter nichts sein wollen und dementsprechend mit hübschem Gelingen ihre Komödien liefern, nicht weiter in Betracht. Dagegen war an den beiden Hauptstücken der Saison „L'autre danger" von Donnay und „Théroigne de Méricourt" von Hervieu der Verfall der französischen Dramatik deutlich zu demonstrieren. Donnay hat sein Stück der „Comédie française" gegeben und den literarischen Erfolg des Jahres geerntet. In der „Comédie française" tritt das Rollenstück weniger deutlich hervor, obschon es auch hier nur darauf ankommt. Es ist nur der einzige Unterschied, daß hier jeder seine Rolle verlangt und haben muß, soll das Ganze durchgehen und vielleicht sogar auch angenommen werden. Die Größen, die hier das Ensemble ausmachen, sind genau so stark

interessiert und genau so egoistisch wie die mehr alleinstehenden Größen der andern Theater. Freilich kommt dabei — anscheinend auf ganz unmöglichem Wege — ein ausgezeichnetes Ensemblespiel heraus. Hier war nun „L'autre danger“ durchaus am Platze. Es gab jedem. Keinem gab das Stück Neues. Es operierte mit alten, sogar veralteten Mitteln. Ein Familienstück mit Thee und Gesang, Ball und Kotillon, Ohnmacht und Migräne, Geständnissen, Düpierungen und Klatsch und einem poetischen Tagebuch; mit der nüchternen „Tante“ — sie spricht nur zufällig keinen englischen Akzent — und dem guten „Alten“, mit der schönen Frau und der heranreifenden Tochter und dem Liebhaber. Der Liebhaber der Mutter, den die Tochter liebt. Aber nicht an Maupassants „Yvette“ zu denken! Eine ganz andere, ganz dünne, ganz alte Novelle, auf die Bühne gezerrt, endlos ausgedehnt, ohne neue weitere Aussicht und Ansicht, Marlitterei auf Französisch und nur — sehr geschickter Dialog und viele Bonmots, wie sie die Pariser anzuwenden wissen und immer lieben. Darauf ist diese Dramatik gestellt, und die Schauspieler brillieren darin. So weit herunter ist Mauric Donnay gegangen, der ein Poet war, da er, noch unbekannt, abends auf den Montmartre gestiegen und mit seinen Gedichten das Publikum der Cabarets entzückt hat.

Schlimmer aber noch ist Paul Hervieus „Théroigne de Méricourt“, des „Dichters der Frauenpsyche“ ärmliches Paradestück für die Sarah Bernhardt. Noch schlimmer als das Donnays zeigt sich sein dramatisches Fiasko. Allerdings konnte die Théroigne — will sagen die Sarah — brillieren in allen theatralischen Tonarten. Ja, sie hatte sogar einen sechsten Akt zur Extravorstellung, Wahnsinn im Mondschein, beim Brunnen des düsteren Hofes der Salpétrière, konnte schreien und jammern und weinen, sich krümmen, biegen und verzerren, konnte die Geister aufmarschieren lassen in weißen Totenlaken, sich vor ihnen fürchten, sie anklagen, richten, beschwören, rufen und ins Nichts zurückweisen. Sie kamen willig und zogen auf und gingen und gaben der Unsterblichen die Folie in ihrem Gestorbensein. Aus einer kleinen Sache ist hier eine große gemacht: aus der Théroigne, — aus einer großen eine kleine: aus der Revolution. Beides der Rolle zuliebe! Die Théroigne ist weder so groß und wichtig für sich, noch so einflußreich auf den Gang der Ereignisse gewesen, wie das der Sarah zuliebe hier dargestellt wird. Doch — diese poetische Lizenz sollte dem Dichter gerne zugestanden werden, wenn er ein Kunstwerk geschaffen hätte und über alles persönliche Interesse dadurch hinausgekommen wäre. Wie in „L'autre danger“ ist auch in „Théroigne de Méricourt“ die Komposition durchaus verfahren und ausgebreitet, durchaus undramatisch — Bilder, nicht Akte, ein Mangel des französischen Dramas überhaupt, aber anders wie im deutschen, wo an Stelle der Aktion so häufig die Stimmung getreten ist. Im französischen Drama ist das oft bewußtes Prinzip, meist aber eine ganz von selbst sich einstellende Erscheinung, die



aus dem Zuschnitt auf die Rolle resultiert. Immer aber findet das Publikum, was es sucht, findet den engsten Konnex der Stücke mit sich selber. Es ist die Kurzweil des Momentes, die die innere Langeweile von Stunden auflöst. Es ist das Ende einer Entwicklung, in der man keinen neuen Anfang zu sehen vermag, weil man ihre Korrespondenz mit einer nationalen Entwicklung allzu deutlich empfindet. Ein Volk hat die Stücke, die es wert ist. Man ist fertig — man ist an einem absoluten Fertigsein angelangt.

Und doch, der Geist der Kunst behält auch unter Trümmern seine unruhige Lebendigkeit. Es erscheinen immer wieder Leute, die das Gefühl einer ernsten Notwendigkeit in sich tragen. Sie bewahren die letzten Reste, die letzten Funken einer inneren Überzeugtheit. Ich weiß nicht, ob man Antoine, den rücksichtslosesten Theaterdirektor und vollendetsten Durcharbeiter des Einzelspiels für jede Rolle, auch die kleinste, dazu rechnen darf, wenn er Versuche wie mit Heyermans „Hoffnung auf Segen" macht, oder „L'Indiscret" von Sée, ein zwar als Ganzes ziemlich verfehltes, aber mit wirklichem Ernst gearbeitetes Stück, darstellt, — weiß auch nicht, ob ich in den Aufführungen des Odéon, „Auferstehung" nach Tolstoi und „Les Appeleurs" von Janvier, ein Zeichen davon finden darf; den Anschein möchte es haben, wenn die Sarah Bernhardt den „Werther" dramatisieren läßt, weil man an einen ernsten Stoff und an ein literarisches Meisterwerk denkt, aber man entdeckt rasch, daß hier eine direkte literarische Versündigung vorliegt, im Werther als dramatischem Stoff überhaupt, in diesem „Werther" aber ganz besonders. Er war eine sehr schwache Hosenrolle. Ganz gewiß aber ist literarischer Ernst und dichterische Überzeugtheit „Crainquebille" von Anatole France zuzusprechen. Ein ernster Stoff, eine ernste Absicht, ein höheres Ziel. Freilich kein Drama, dramatisch eine bedeutungslose Leistung, aber eine psychologisch feine, sozial anklagende Novelle ist „Crainquebille", und France in ihr der Zeichner eines Menschenschicksales feinster Hand. Es ist das kleine Geschehnis in ihr, das die große Beziehung hat, es ist die kleine Ungerechtigkeit, mit der an der großen Gerechtigkeit gesündigt wird, es ist die leise Anklage, die zur Menschlichkeit und Güte herausfordert. „*Nous savons trop peu pour être impitoyables; soyons bienveillants, puisque nous ne pouvons affirmer que nous sommes justes*" — ist der Appell, den France mit seiner Geschichte an uns richten will. Ihm zuliebe hat er die Novelle zu einem Theaterstück gemacht und damit ganz von selbst die stille Poesie der lauten Aufdringlichkeit des Schauspielers in die Hand gegeben, der einzig das Stück dadurch hält, daß er etwas aus der Rolle des Crainquebille macht und schließlich allein brilliert. Der Dichter, der in der Novelle uns so nahe getreten war, tritt auf der Bühne vor seinem Vermittler zurück. „*C'est un très bon ouvrage de MM. Anatole France et Lucien Guitry,*" sagte bezeichnend ein erster französischer Kritiker.

Von sozialem Ernste getragen ist auch Oktave Mirbeaus „*Les affaires*



sont les affaires", eine dreiaktige Komödie dem Zettel nach, ein Einakter nach ihrem Inhalt. Hart, grausam, vernichtend ist ihre Schlußszene, die ganz unkommentierte, aber einschneidende Darstellung des Geschäftsmenschen, dem *les affaires sont les affaires* das Oberste und Gebietendste bleibt, ob ihn auch das größte Unglück trifft und sein Fühlen fordert. Dem naturalistischen Dichter, dem sozialen Ankläger, dem scharfen, geistreichen Dialektiker, dem Menschen- und Lebensbeobachter Mirbeau konnte man nur zujubeln; der Dramatiker hatte versagt, erstens in der Anlage des Stückes als Dreiakter, zweitens darin, daß trotz der klarliegenden Absicht, Einzel- und Eigenwesen zu schaffen, Menschen von direktem Leben und unmittelbarer Gewalt und Wirkung, schließlich auch er nicht über die Theatertypen hinauskam, denen er von seinem Geiste mitgab und sie so wohl erhöhte, statt sie zu vernichten, und Charaktere, rein aus seinem Geiste und vollkommen seines Geistes, an ihre Stelle zu setzen. Und auch hier macht alles der Träger der Rolle der Hauptperson, Lechat, und auch hier siegt zuletzt der Schauspieler, — Férandy — über den Dichter.

So findet selbst in ihrem Ernstesten und Besten die Schwäche der Gegenwart ihre Nahrung und Stütze und nützt es aus. Und es geschieht nicht minder da, wo man in die Vergangenheit zurückgreift. Dieses Zurückgreifen an sich ist ein Zeichen mehr. Nach der Leere strömt die Fülle. Auf dem Programm der größeren Theater findet man außer Molière noch Racine und Hugo. Mit Racine war's sogar etwas wie ein Wettkampf. Der Bernhardt ist dabei das Unerhörte passiert, ausgepfiffen zu werden. Es war ein Wehren gegen „zu moderne Auffassung". Man will das Alte an sich. Es ist wie ein unbewußtes Zurückrufen. Es ist wie eine Gourmandise — es ist der erhöhte Geschmack, in dem die Wenigen sich auszeichnen wollen. Es ist der Kultursinn, in dem die produktive Schwäche sich Kraft sucht. Es ist eine Geschmackszucht, die produktiv werden will und nicht weiter als zu einer formalen Absonderlichkeit und einem absonderlichen Formalismus kommt. Es ist das Tote, das nach Leben schreit, weil das Lebendige unerfüllt läßt. Es ist ein instinktives Ohnmachtsgefühl. Der Baum der Dramatik ist verdorrt.

Die Lyrik kann überall einsam blühen wie ein Veilchen. Die Epik wuchert als Hecke auch am steinigen Wege, der Schlehe gleich, und gedeiht auf Gräbern, wie Weiden und Zypressen. Die Dramatik aber ist ein Baum, der den Boden der Volkskraft zu seinem Wachstum nötig hat und dessen Früchte immer von der Gesundheit des Nährbodens zeugen. Morsche und marode Zeiten und Völker haben nie eine große dramatische Kunst hervorbringen können. So sehr sie eine Frucht reifer Kultur sein mag, so sehr erfordert ihr Reifen die unbenommene Frische und die Säfte der Jugend. In kultureller Überreife verkümmert sie.

Paris. *Wilhelm Holzamer.*



Aus dem Gebiet der extremen Temperaturen.

Das höchste Ziel der Naturforschung ist die Erklärung der Erscheinungen, welche alles Geschehen in einen logischen Zusammenhang bringt. Die Lösung dieser idealen Aufgabe würde uns die Entwickelungsgeschichte der Schöpfung von der fernsten Vergangenheit bis zur fernsten Zukunft verraten. Wir sind weit von diesem Ziele entfernt; nur in einzelnen Gebieten ist es gelungen, allgemeine Gesetze aufzudecken, die uns einen ebenso sichern Blick in entschwundene wie in kommende Zeiten ermöglichen. Unsere Kenntnisse des Sonnensystems gestatten uns, vergangene und zukünftige Sonnenfinsternisse mit gleicher Schärfe zu berechnen. In den weitaus meisten Fällen aber sind die Lücken in der Naturbetrachtung noch groß; es treten scheinbare „Störungen" der erkannten Gesetzmäßigkeiten ein: für die Wirkung maßgebende Ursachen sind unserer Forschung entgangen.

Nur das unmittelbar vom Menschen Erlebte und Beobachtete ist sicher; die Erfahrung ist die höchste Instanz der Naturforschung, sie belehrt uns über die Mängel unserer Einsicht; sie prüft, verbessert und erweitert unser Wissen Doch der Trieb des Forschers geht weiter, als die menschliche Erfahrung reicht. Die Erde war, bevor der erste lebende Organismus sich auf ihr regte; sie wird vielleicht noch bestehen, wenn jedes Leben erloschen ist. Von dieser gewaltigen Epoché kennen wir durch menschliche Erfahrung nur ein winziges Stück. Wie aber fügt sich dieses kleine Glied einer unendlichen Entwickelung in die ewige Kette? Welchem früheren Gliede reiht es sich an, welches spätere wird ihm folgen? — Wir wollen diesem Problem der Vergangenheit und Zukunft unserer Erde von einer bestimmten Seite aus näher zu treten versuchen. —

Das Material, welches den Bau unseres Planeten mit allem, was auf ihm ist, bildet, sind die chemischen Elemente, die bisher chemisch nicht weiter zerlegbaren Bestandteile des Körperlichen. Sie existieren entweder als „freie" Elemente oder zu Verbindungen zusammengefügt. Verhältnismäßig selten bietet uns die Natur die freien Elemente dar; in den weitaus meisten Fällen sind es die Verbindungen, aus denen erst durch die Kunst des Chemikers die Elemente ausgeschieden werden. Die künstliche Vereinigung der Elemente führt wiederum zu Verbindungen, teils zu solchen, die auf der Erde verbreitet sind, teils zu neuen, vom Menschen erst entdeckten und konstruierten.

Die Natur ist ein gewaltiges Laboratorium, in dem fortwährend mit weit über Menschenmaß hinausgehenden Kräften und Mitteln chemische Reaktionen ausgeführt werden. Wir lassen im winzigen Maßstabe einen Teil der gewaltigen Prozesse, die in ungezählten Jahren sich in der Welt abspielen, vor unsern Augen sich wiederholen. Diese kleine menschliche Tätigkeit verleiht uns einen tiefen Einblick in die schöpferischen Kräfte der Natur. Wir können die Verhältnisse, die für die Existenz und Bildung der Elemente und ihrer Verbindungen maßgebend sind, erkennen und so aus den Resultaten des Versuches im Reagensglase einen Einblick in die gewaltigen Reaktionen der Natur erhalten.

Eins des wichtigsten in diesem Gebiete gewonnenen Resultate ist die Erkenntnis der Abhängigkeit aller chemischen Reaktionen von den Wärmeerscheinungen. Die Fähigkeit der Elemente im freien Zustande, nebeneinander zu existieren oder sich mit einander zu vereinigen, ist vor allem eine Funktion der Temperatur.



Wir wissen nun, daß die Erde, wie alle Planeten, einen langsamen, durch Millionen von Jahren sich hinziehenden Abkühlungsprozeß erleidet, daß sie, in frühesten Zeiten ein glühender Ball wie die Sonne, in späteren Zeiten noch selbstleuchtend wie der Jupiter, nach und nach unter Verdichtung ihrer Masse eine kältere Oberfläche erhielt, die, jetzt noch imstande, das organische Leben zu tragen, sich weiter und weiter abkühlen wird, bis tiefste Kälte ein Leben der heute existierenden Organismen dereinst unmöglich macht.

Gelingt es uns also, das Verhalten der irdischen Stoffe in einem großen Temperaturintervall zu erforschen, so vermittelt uns diese Kenntnis einen, wenn auch einseitigen Blick in die Vergangenheit und Zukunft der Erde. Weiter, als irgend eine Erfahrung Kunde geben kann, dringen wir in ein Geheimnis des Werdeganges unseres Planeten ein: wir lernen die gegenwärtige Form als vorübergehendes Stadium einer großen, gesetzmäßigen Entwickelung kennen. —

Ein spezielles Interesse verdient daher die Chemie der extremen Temperaturen, welche ein Licht einerseits auf die früheste, anderseits auf die späteste Erdepoche bezüglich der Eigenschaft ihrer stofflichen Natur wirft.

Nach den Beobachtungen und Berechnungen verschiedener Forscher besitzt die Sonnenoberfläche eine Temperatur von 5400—10 000° C., während die höchste, künstlich erzeugbare Temperatur etwa 4000° beträgt, also nicht zu weit von der untern Grenze der möglichen Sonnentemperatur entfernt ist. Wir können hohe Temperaturen durch die chemische Energie der Verbrennung erzeugen, indem wir Wasserstoff, Leuchtgas oder Kohle sich mit Sauerstoff vereinigen lassen. Die höchsten, auf diese Weise erreichbaren Temperaturen liegen bei 2000—3000°. Bei denselben schmelzen Platin, Gold, Porzellan und Schamotte; allein die gebrannte Magnesia bleibt widerstandsfähig. In neuerer Zeit gelang es, durch Verbrennung des Aluminiums mit dem in Eisenoxyd oder Chromoxyd enthaltenen Sauerstoff ähnlich hohe Temperaturen zu erhalten. Diesen chemischen Methoden weit überlegen aber ist die hauptsächlich von dem französischen Forscher Moissan ausgearbeitete und mit glänzendem Erfolge benutzte elektrische. Der Lichtbogen, welcher zwischen zwei Kohlenstäben durch den elektrischen Strom in der Luft erzeugt und in der Bogenlampe als Lichtquelle seit langem benutzt wird, besitzt eine ungemein hohe Temperatur, die bei genügend starken elektrischen Strömen auf 3—4000 ° gesteigert werden kann.

Werfen wir nun einen Blick auf das Verhalten der verschiedensten Stoffe bei diesen extrem hohen Temperaturen, so bietet sich uns ein Bild dar, das mit dem der Chemie unter den gewöhnlichen Verhältnissen keine Ähnlichkeit mehr besitzt. Bereits bei Temperaturen von wenig über 1000 ° beginnt eine Reihe von Elementen, wie Chlor, Brom, Jod, Schwefel, Phosphor, Arsen u. a., zu zerfallen. Der augenblickliche Stand der Naturforschung zwingt uns zu der Auffassung, daß die Materie aus kleinsten, unteilbaren Teilchen, den Atomen, zusammengesetzt ist, welche bei den auf der Erdoberfläche herrschenden Temperaturen, als solche nicht existenzfähig, zu den kleinsten wirklich existierenden Teilchen, den Molekülen, vereinigt sind. Die bei den hohen Temperaturen beobachteten Veränderungen deuten darauf hin, daß ein Zerfall dieser Moleküle, teils in die Atome selbst, teils in einfachere Moleküle stattgefunden hat.

Das Wasser kann bei den extrem hohen Hitzegraden nicht mehr bestehen: es zerfällt in Wasserstoff und Sauerstoff; auch die Kohlensäure zersetzt sich, — Stoffe, die jetzt auf der Erdoberfläche zu den beständigsten gehören und deren Gegenwart für das organische Leben unerläßlich ist.

Noch überraschender ist die Wirkung der Lichtbogenhitze auf eine Reihe fester Körper, die bei unsern Temperaturverhältnissen als ganz unveränderlich



erscheinen. Sand (Kieselsäure), Kalk, Metalle, wie Gold, Eisen, Platin oder Silber, sind bei diesen Temperaturen Gase.

Unter den chemischen Elementen nimmt der Kohlenstoff eine isolierte, bedeutsame Stellung ein. Er ist das Element, das in allen lebenden Organismen enthalten ist. Seine Fähigkeit, sich mit andern Elementen zu verbinden, ist eine so große, daß das Gebiet der Kohlenstoffverbindungen — die organische Chemie — den umfangreichsten Teil der gesamten Chemie darstellt. In dem Haushalt der Natur spielt der Kohlenstoff eine unentbehrliche Rolle; gleichzeitig bedeutet er für den Menschen die Hauptquelle der Energie, welche ihm im Kampfe mit der Naturgewalt zur Verfügung steht. Ich erinnere nur an die gewaltigen Steinkohlen- und Braunkohlenlager, an die Petroleumquellen, in welchen der Kohlenstoff durch seine Fähigkeit, unter Wärmeentwicklung zu verbrennen, der Träger der gewaltigsten Arbeitsvorräte ist.

Wir kennen drei eigenartige Modifikationen des Kohlenstoffs, den amorphen — den Hauptbestandteil der gewöhnlichen Kohle —, dann den kristallinischen Graphit und schließlich den durchsichtigen kristallisierten Kohlenstoff, den Diamanten. Alle diese drei Formen sind bei den jetzt auf der Erde herrschenden Bedingungen der Temperatur und des Druckes ungemein beständig und schwer ineinander überführbar, so daß die Spaltung dieses Elementes in seine drei Modifikationen zu einer Zeit auf der Erde eingetreten sein muß, in der ganz andere und weit mächtigere Naturkräfte zur Verfügung standen. Die Chemie der höchsten Temperaturen lehrt uns, daß diese Kräfte sehr hohe Hitzegrade im Verein mit großen Druckwirkungen, welche in einer weit früheren Epoche der Erdgeschichte tätig waren, gewesen sein müssen.

Bei der Temperatur des Lichtbogens kann der Kohlenstoff verdampft und unter Umständen auch verflüssigt werden. Erhitzt man den amorphen Kohlenstoff, wie er etwa durch Verkohlung des Zuckers entsteht, auf Temperaturen von 3—4000°, so verdampft er, ohne sich vorher zu verflüssigen, und geht bei der Abkühlung direkt in den kristallinischen Graphit über. Diese Tatsache ist nicht von so hervorragender Bedeutung, als schon vor Moissan der Übergang von amorphem Kohlenstoff in Graphit durch die Wirkung der Hitze gelungen war. Weit wichtiger und verlockender erscheint das Problem, das unscheinbare amorphe Element in den kostbarsten und schönsten Edelstein, den Diamanten, zu verwandeln und künstlich die Naturtätigkeit einer grauen Vorzeit aufs neue in winzigem Maßstabe ins Leben zu rufen. Die Lösung auch dieses Problems ist Moissan gelungen. Bei Temperaturen von 1100—3000° sind die Metalle teils flüssig, teils dampfförmig. Eine Anzahl der flüssigen Metalle hat bei dieser Temperatur das Vermögen, den Kohlenstoff aufzulösen; bei ihrer Abkühlung scheidet sich ein Teil des Gelösten wieder ab. Es verhält sich also der Kohlenstoff unter diesen Bedingungen etwa wie der Zucker, welcher sich in heißem Wasser reichlicher als in kaltem löst. Häufig bildet die bei der Abkühlung eintretende Abscheidung Kristalle; man bezeichnet dann diesen Vorgang als den der Kristallisation. So hoffte Moissan den Kohlenstoff aus einem flüssigen Metall kristallisieren und in Diamanten verwandeln zu können. Dieses Ziel erreichte er aber erst, als er außer den hohen Temperaturen, die zur Lösung des Kohlenstoffes nötig waren, gewaltige Drucke anwandte und zwar in der folgenden einfachen Form.

Es ist seit langem bekannt, daß das Eisen die Fähigkeit hat, Kohlenstoff zu lösen. Je nach dem Gehalt an Kohlenstoff unterscheidet man Gußeisen, Schmiedeeisen und Stahl. Die Erfahrungen in der Herstellung dieser Produkte lenkten Moissan auf die Anwendung des Eisens als Lösungsmittel für den Kohlenstoff.

Um den zur Bildung des Diamanten notwendigen Druck zu erreichen, machte sich Moissan die Ausdehnung des geschmolzenen Eisens im Moment des Überganges vom flüssigen in den festen Zustand zu nutze. Taucht man das flüssige Eisen plötzlich in kaltes Wasser, so erstarrt zunächst die Aussenseite des Eisens und bildet eine starre Wand, innerhalb deren sich die beim Festwerden des innern flüssigen Kerns eintretende Ausdehnung nur unter Überwindung des kolossalsten Druckes vollziehen kann. Zur Ausführung des Versuchs wurde in einem Kohlentiegel eine Mischung von reinem Eisen mit amorphem Kohlenstoff im Lichtbogen eines elektrischen Ofens*) auf etwa 3000° erhitzt und dann durch plötzliches Eintauchen in kaltes Wasser zum Erstarren gebracht. Nach der Entfernung des Eisens durch Behandlung mit Säuren hinterblieb der Kohlenstoff zum Teil in winzigen Kriställchen, die sich in allen ihren Eigenschaften als identisch mit den natürlichen Diamanten erwiesen.

So schenken uns diese Versuche einen Einblick in die gewaltigen Druck- und Hitzeverhältnisse, welche zur Zeit der Diamantenbildung auf der Erdoberfläche tätig waren.

Noch eine zweite wichtige Reaktion des Kohlenstoffs bei den höchsten Temperaturen lehrte Moissan kennen in der Fähigkeit des Elementes, sich mit den Metallen zu verbinden und die sogenannten Karbide zu liefern. Diese Metallkohlenstoffverbindungen, z. T. durchsichtige Kristalle, entstehen, wenn man die Sauerstoffverbindungen der Metalle mit einem Überschuß von Kohlenstoff in der Lichtbogenhitze behandelt. Die Karbide lassen sich in zwei Klassen einteilen. Die eine enthält die Körper, welche durch Wasser zersetzt werden, die andere die beständigen Karbide. Unter den erstern hat das Kalziumkarbid das größte technische Interesse durch seine Eigenschaft, schon mit kaltem Wasser Acetylen zu bilden, ein Gas, welches durch die ungemeine Helligkeit seiner Flamme bereits mit dem Leuchtgas und dem elektrischen Licht in scharfe Konkurrenz getreten ist.

Hervorragendes wissenschaftliches Interesse bieten die Karbide der selteneren Metalle: Uran, Lauthan und Cer, indem sie mit Wasser ein Gemisch von gasförmigen, flüssigen und festen Kohlenwasserstoffen — d. s. Verbindungen von Wasserstoff mit Kohlenstoff — bilden, die in der Zusammensetzung und dem Verhalten durchaus dem natürlich vorkommenden Petroleum entsprechen.

Diese Ergebnisse werden von Moissan für eine wichtige geologische Theorie verwertet. Unter den Hypothesen über die Entstehung des Petroleums sind es hauptsächlich zwei, welche den Anspruch auf große Wahrscheinlichkeit besitzen. Die eine, ältere, von Engler aufgestellte zieht die Tierreste früherer geologischer Epochen als Rohstoffe für die Erdölbildung heran und schreibt ihrer bei nicht zu hoher Temperatur, aber unter sehr starkem Druck erfolgten Zersetzung die Entstehung der gewaltigen Quellen zu. Die zweite, neue, von Moissan nimmt an, daß in einer früheren Erdepoche bei sehr hoher Temperatur die Bildung der Karbide, welche in späterer Zeit durch Eindringen von Wasser unter Erzeugung von Petroleumquellen zersetzt wurden, stattgefunden hat. Wahrscheinlich befand sich in den frühesten Perioden der Erde fast der ganze Kohlenstoff in Form der Karbide vor, so daß diese auch als Quelle der Kohlensäurebildung unter dem Einfluß des Sauerstoffes anzusehen sind. Die beiden Theorien

*) Die Einrichtung des „elektrischen Ofens" besteht aus einigen Blöcken ungelöschten oder kohlensauren Kalkes, welche Öffnungen zur Durchführung starker Kohlenstäbe und zwischen deren sich nicht berührenden Spitzen eine Vertiefung zur Aufnahme der Substanzen besitzen.



der Petroleumbildung können nebeneinander zu Recht bestehen, da einzelne Erdöllager durch den Gehalt der Umgebung an Fossilien direkt auf eine Zersetzung organischer Materien hinweisen; andere wieder machen durch ihren geringen Gehalt an organischen Resten wahrscheinlich, daß das Petroleum durch rein chemische Reaktionen, durch Zersetzung von Karbiden entstanden ist.

Die Ausströmungen von Sumpfgas, die in vielen Gegenden jahrhundertelang ohne Unterbrechung stattfinden, führt Moissan auf die Umsetzung des Aluminiumkarbides mit Wasser, die reines Sumpfgas liefert, zurück.

Anch einige vulkanische Erscheinungen können diesen Zersetzungen der Karbide zugeschrieben werden. Eine Bodenbewegung, welche Wasser mit großen Mengen von Karbiden in plötzliche Berührung bringt, bewirkt unter starker Temperaturerhöhung eine immense Gasentwicklung und die Bildung einer Reihe kohlenstoffhaltiger Körper, so daß die hier stattfindenden chemischen Reaktionen durchaus zu den explosiven Erscheinungen, zu den Ausbrüchen und Ausströmungen der vulkanischen Eruptionsmassen Veranlassung sein können.

Unter den durch Wasser nicht zersetzlichen Karbiden hat die Verbindung des Siliciums durch seine, der des Diamanten fast gleichkommende Härte als Schleifmittel und Ersatz des Diamanten zu diesem Zweck unter dem Namen Karborundum bereits ausgedehnte Anwendung in der Technik gefunden.

Aus den bei diesen höchsten Temperaturen angestellten Versuchen folgt ferner mit großer Wahrscheinlichkeit, daß zu der Periode, in der der Kohlenstoff nur in Verbindung mit Metallen existierte, auch der jetzt gasförmige und elementare Stickstoff lediglich als Bestandteil einer festen Metallverbindung auf der Erdoberfläche vorkam. Jedenfalls befinden sich alle diese bei den höchsten Temperaturen entstehenden und beständigen Verbindungen und Verhältnisse noch auf der Sonne und überhaupt auf den Gestirnen mit hoher Temperatur, so daß dieses Gebiet der Chemie uns nicht nur in die Naturverhältnisse entlegener geologischer Perioden zu führen vermag, sondern uns auch über den jetzigen Zustand ferner Welten belehrt. — —

Dort, wo das Eis des Polargebietes die Erdoberfläche bedeckt, auf den mit ewigem Schnee gekrönten Bergriesen scheint das Leben erloschen, die Regsamkeit der Natur erstorben zu sein. Alle Reaktionen nehmen mit sinkender Temperatur an Intensität ab, bis ein wirklicher oder scheinbarer Stillstand auch in den Umsetzungen der leblosen Materie eingetreten ist. Ein Zukunftsbild der Erde in ihrer von der Abkühlung abhängigen Entwicklung scheint der Mond zu bieten, auf dessen von einer gewaltigen Eisschicht umhüllten Oberfläche uns ein Leben undenkbar erscheint.

Versuche, die die Chemiker im Laboratorium über die niedrigsten Temperaturen angestellt hat, entsprechen diesem Bilde.

Zur Erzeugung der tiefsten Temperaturen benutzt man die Eigenschaft komprimierter Gase, sich unter Abkühlung auszudehnen. Nachdem es gelungen war, durch Abkühlung im Verein mit starkem Druck einzelne Gase zu verflüssigen, konnte man die bei der Expansion entstehende Temperaturerniedrigung zur weiteren Abkühlung benutzen und in einem nach dem Prinzip der Gegenströmung kontinuierlich arbeitenden Apparat eine Verflüssigung und ein Erstarren sämtlicher Gase erreichen. Die verflüssigten Gase sieden unter dem gewöhnlichen Atmosphärendruck bei sehr niedrigen Temperaturen. Dieser Siedeprozeß, welcher wegen der mit ihm verbundenen Ausdehnung von einer weitern Abkühlung begleitet ist, bietet das experimentelle Hülfsmittel, die tiefsten Temperaturen nach Belieben herzustellen.

Aus theoretischen Gründen müssen wir die Temperatur —273° als die

denkbar niedrigste, als den absoluten Nullpunkt ansehen, da bei ihm die Möglichkeit physikalischer und chemischer Erscheinungen verschwindet. Der Siedepunkt des flüssigen Wasserstoffs liegt bei —252°. Läßt man den Wasserstoff unter vermindertem Druck sieden, so erhält man mit —257° die tiefste, bisher erreichte Temperatur, die also nur noch 16° über dem absoluten Nullpunkt liegt.

Bei dieser Temperatur werden fast alle für gewöhnlich flüssigen oder gasförmigen Körper fest: einige erstarren zu Kristallen, andere werden amorph oder gallertförmig. Die unter den gewöhnlichen Bedingungen lebhaft und stürmisch verlaufenden Reaktionen kommen zum Stillstand. So reagiert metallisches Natrium, das bekanntlich Wasser unter Feuererscheinung, Salzsäure noch heftiger bei mittlerer Temperatur zersetzt, bei —80° fast nicht mehr mit 15 prozentiger Salzsäure. Ebensowenig treten flüssiges Ammoniak und konzentrierte Schwefelsäure, deren direkte Vereinigung unter den jetzt herrschenden Bedingungen wegen der Heftigkeit der Reaktion überhaupt nicht ausführbar ist, bei den tiefen Temperaturen in merkliche Wechselwirkung. — —

Der Blick in die Zukunft der Erde ist ein Blick in eine große Ruhe, der die vor langen Zeiten stürmisch wirksame, jetzt stiller dahinfließende Tätigkeit der Natur zustrebt. Leben und Sterben ist ein ewiges Geschehen, ein ewiger Wechsel der Erscheinungsform. So wird auch die große, zukünftige Ruhe nur eine neue Lebensform sein, in der die Erde als dauernder Bestandteil der Schöpfung tätig bleibt. — — —

Bonn. *Dr. Walther Löb.*

Des Großen Kurfürsten Reitermarsch.

Des Großen Kurfürsten Reitermarsch:
Von Kuno Grafen von Moltke.
Bataillon Garde (Trio). 1806.
Der finnländische Reitermarsch. 1630.
Der Hohenfriedeberger.
Der Torgauer.
Wilhelmus von Nassauen.

Das Leben: „das betrunkne Weib“, sagt Piper,
Kurt Piper sagts in seinem „Fegefeuer“.
Als ich das las, was? stach mich eine Viper?
Ist es in meinem Hirn nicht ganz geheuer?
Da, eines Tages, grad sitz ich bei Riper
(Für gutes Pilsner zahl ich jede Steuer)
Und fuhr allein in meinem Träumenachen,
Da fing ich plötzlich furchtbar an zu lachen.



Das Leben: ein betrunknes Weib? Inmitten
Von „Tannhäuser und Faust"? Ich finds famos
Und hab' nicht mehr mit mir herumgestritten
Und sage laut: Der Ausspruch ist grandios.
Das Leben torkelt stets mit schwanken Schritten
Bald hier, bald dort betrunken, uferlos.
  Wenn Shakespeare dieses Wort gesprochen hätte,
  Wir priesen es als eine Wunderstätte.

Shakespeare! Ja, wenn er heut gekommen wär':
Der Staatsanwalt hätt ihn sofort am Kragen,
Der Irrenarzt nähm gleich ihn ins Verhör,
Die Bühnen würden ihn mit Hohn wegjagen.
Der Philosoph? Und der Ästhetiker?
Sie würden sich im Schlafrock überschlagen.
  Was täte wohl der Kritikus indessen?
  Das wäre mal für ihn ein Extrafressen.

Dreihundert Jahre schlang die Ewigkeit.
Heut wagt es keiner, ihn mit schmutzigen Fingern
Zu zerren in die Alltagsledernheit,
Die Götterstirn ihm klotzig zu befingern.
Heut leuchtet seine Krone unentweiht,
Von Erzengeln umrahmt und Palmenschwingern.
  Was gibt uns Shakespeare? Seht: das nackte Leben,
  Wie's jeder König, jeder Kuhhirt leben!

Er streut mit unerhörter Phantasie
Schicksale vor uns aus. Nichts ist Tendenz
In allen seinen Werken. Sein Genie
Siegt über jeder „Schule" Konvenienz.
Der heiligen Sterne Himmelsszenerie
Holt er herab und pflanzt Geleucht und Lenz
  In unsere Raps- und Runkelrübenprosa:
  Nam id est nostra vita dolorosa.

Verstünde doch die Zeit den echten Dichter!
An Hebbel haben wir, an Kleist verbrochen,
Was niemals wieder — — Was sind das für Lichter,
Die plötzlich vor mir leuchten, prasseln, kochen?
Wen seh ich drohend stehn im Flammentrichter?
Mir fährt vor Schreck das Zittern in die Knochen.
  Ist das Bellona mit dem Fackelbrande,
  In schwerer Rüstung, schrecklichem Gewande?



Nein, ich bin nicht Bellona, nicht Meduse,
Die vor dir steht und deine Ängste schaut.
Sei nicht so zimper, albern und konfuse,
Pfui Deibel, seh ich deine Gänsehaut.
Verwandelt hab ich mich, ich bin die Muse,
Verwandelt hab ich mich zur Eisenbraut.
  Mein blankes Schwert soll heut den Text dir lesen,
  Du hättest ihn verdient mit Busch und Besen.

Stets hast du mich ein altes Weib genannt,
Mich eine böse Vettel nur gescholten.
Ich gab dafür dir lächelnd meine Hand
Und hab mit Liebe deinen Hohn vergolten.
Und unsrer Kinder Wut hab ich gebannt,
Wenn sie ob deines ewigen Spottes grollten.
  Nun aber, mein Poet, ist es genug,
  Sonst laß ich endlich rosten deinen Pflug.

Ich frage dich, was soll dein läppisches Jammern
Von Dichternot, du Waschlappen, und Sorgen?
So sperr sie doch in ihre Hungerkammern
Und denk nicht immer an den andern Morgen!
Du weißt, das Leben liegt in Kletten, Klammern
Und Hindernissen aller Art verborgen.
  Nun also! Glück und Unglück haben beide
  Denselben Wurzelstock im Daseinsleide.

Frisch in den Kampf! dann sollen meine Hände
Dich weiter segnen. Also hör mal zu:
Ich geb ein Thema dir als Gnadenspende,
Mach draus, ganz wie du willst, ein gut Ragout
Und führe alles regelrecht zu Ende,
Dann ruh dich aus in Muff und Morgenschuh.
  Das Thema heißt, nimm deinen Gänsestengel:
  Der schwarze Engel und der weiße Engel.

Ich bin gespannt, was du zusammenbraust,
Das „Thema“ fiel mir unwillkürlich ein.
Und wenn du auch mal übern Schwengel haust,
Ich breche dir dafür nicht Arm und Bein.
Nur bitt ich, trotzdem „logisch“, wenn du baust,
Wie's auch herauskommt, Stein muß stehn auf Stein.
  Dein Verstor auf! und laß, Ottavensinger,
  Die Lämmer und die Löwen aus dem Zwinger!



Ein Ballsaal: der so hell beleuchtet ist,
Als hinge hier die Sonne selbst als Lampe.
Wo „die Gesellschaft“ ihr Ennui vergißt
Im Tanz, im Flirt, im Medisance-Schlampampe.
Gefächer, Männerlug und Weiberlist
An und um Säulen, auf Galerie und Rampe.
Kurz: „gut und böse Menschen“, frech und froh,
In andern Ständen ist es ebenso.

Da tanzt die Liebe mit der Phantasie,
Der Strohkopf mit der klugen Baronesse,
Die dumme Baroneß mit dem Genie,
Ein schmucker Millionär mit der Komtesse.
Der Ehrgeiz und die Eitelkeit, tschumtschi,
Die tanzen auch mit auf der Kupplermesse.
Herr Ehrgeiz und Frau Eitelkeit, fürwahr,
Ein, glaub ich, gut zusammenpassend Paar.

Plötzlich: was ist? Bald hier, bald dort schrickt eine,
Schrickt einer auf. Schlug neben sie der Blitz?
Es zuckt was durch die ganze Tanzgemeine,
Der stiert, der springt wie rasend auf vom Sitz,
Als zöge jenen hastig eine Leine,
Als träfe diesen scharf ein Messerritz.
Und eine Exzellenzendame fällt
In Ohnmacht, wie von Schauder überwellt.

Es treibt sich unsichtbar umher der Tod,
(Ich sehs), in unserm bunten Menschenschwarm
Er langweilt sich, er zischelt sehr devot
Und bringt allmählich Alles in Alarm.
Zynismen flüstert er, macht weiß und rot
Die Wangen aller, daß sich Gott erbarm.
Herr Pfiff, ein artiger Anekdotenschmeißer,
Merkt bald: ihn übertrumpft ein Zotenreißer.

Was näselt mir ins Ohr der Sensenritter?
Ich hör ihm zu und hör sein Wort genau:
„Poete, bring dich hinters Hundegitter,
Denn du gehörst nicht in den Nabobbau.
Du wirst verlacht in diesem Goldgeflitter,
Und deine Aussichten sind hier sehr flau.
Die Dichter sind, Freund Freiligrat muß pumpen:
Des Himmels Prinzen und der Erde Lumpen.“



Es hält nicht länger die Gesellschaft fest;
Ein Hasten, Schieben, Schubsen, Stoßen, Schrein,
Panik und Flucht aus dem verfluchten Nest,
Ein jeder will der erste draußen sein.
Ein fetter Pionierleutnant, gepreßt,
Quietscht wie ein Ferkel. Ach, sein arm Gebein!
Der Tod ist hämisch aus dem Saal verschwunden,
Um gleich erst recht sein Dasein zu bekunden.

Fanfaren schmettern, gräßliche Fanfaren,
Und jählings, wie durch Bann, stockt das Gedränge
Und harrt entsetzt aufs „weitere Verfahren"
Und schwitzt in seiner fürchterlichen Enge.
Ein Hoffräulein kann sich den Ruf nicht sparen:
„Mein Strumpfband rutscht!" Es prügelt sich die Menge.
Die Tür geht auf, und die Fanfaren schweigen,
Und jeder muß sich, gehts noch? tief verneigen.

Der Zeremonienmeister bahnt voran,
Ein Herr in „tadellosem" Frack, doch leider
Hinkt er ein wenig, dieser Kodex-Mann
Der hohen Feste und Parkettbeweider.
Doch sonst tipptopp, wie's keiner besser kann;
Ich wünschte sehr, ich kennte seinen Schneider.
Sein Stab, tapptapp, klappt zweimal kurz und trocken:
Paß auf, der Höchste folgt mir auf den Socken.

Mors Imperator schreitet hinterdrein;
Ein Grinsen fletscht fatal aus seinem Munde.
Die Linke stemmt er in die Hüfte ein,
Sein hohles Auge lauert in die Runde.
Der handbreit gelbe Saum wirft grellen Schein
Von seiner Toga violettem Grunde.
Den Schädel zirkelt eine Lilienkrone,
Durchflochten, närrisch, von der Pferdebohne.

Ihm folgen, wie zwei schlanke Adjutanten,
Zwei Engel ohne Flügel, schwarz und weiß,
Vielleicht auch nur als bloße Figuranten,
Als Boten, Galopins auf sein Geheiß.
Vielleicht gar waren sie des Todes Tanten —
Ganz schnuppe, was sie zwang in seinen Kreis.
Die Jugend und die Nacht, so hießen sie,
Die, stets getrennt, sich dennoch trennten nie.



Die Nacht, schwer schwarz vom Scheitel bis zur Sohle;
Es schimmert nur ihr bleich Gesicht heraus,
Selbst Schal und Schuh sind dunkler als die Kohle
In einem fensterlosen Kellerhaus.
Sie träufelt wie aus heimlicher Phiole
Den Balsam ihrer Schwermut um sich aus.
Der sanfte Abendstern glänzt wunderbar
Als einziger Schmuck in ihrem Rabenhaar.

Es sinkt die Nacht, die Buchenwälder schweigen,
Ein rasches Bächlein mildert ihre Trauer.
Es sinkt die Nacht, Zypressenzweige neigen
Sich wie ein Netzhang über Grab und Schauer.
Es sinkt die Nacht, und schönre Welten zeigen
Uns der Unendlichkeiten erste Mauer.
Der Tag erwacht mit seinem Peitschenknall,
Es flieht die Nacht, es schluchzt die Nachtigall.

Die Jugend ist in weichen Stoff geschmiegt,
Weiß von den Schultern bis zu Strumpf und Schuh.
Wie sie das süße Antlitz seitwärts biegt:
„Komm, küsse mich, ich schließ die Augen zu."
Die Jugend wiegt sich, schmiegt sich, fliegt und siegt!
Und läßt den Amorbengel nie in Ruh.
Ihr einziger Schmuck: im Blondhaar ein Opal,
Glimmt, mandelgroß, bunt wie der Morgenstrahl.

Der Morgenröte tänzelt sie entgegen
Mit offnen Armen, ihre Augen lachen.
Der Acker dampft, es perlt der Sonnensegen,
Und tausend Blumen, dicht gedrängt, erwachen.
Der Kiebitz schießt koppheister ihretwegen,
Ein Pfauenherr muß Kapriolen machen.
So jauchzt sie durch des Tages Schall und Hall,
Es naht die Nacht, es schluchzt die Nachtigall.

Auf einer Kurzseite des Saales steht
Der Tod; der Satan, eitel, hinter ihm.
Die Jugend und die Nacht, wie hergeweht,
Postieren links sich wie zwei Cherubim.
Verblüfft bestaun ich Alles als Poet:
Den Tod, den Teufel und die Seraphim.
Der Tod läßt seine Zähne schnurren, schnalzen,
Und Nacht und Jugend müssen vor ihm walzen.



Ist das ein Walzer, ist er voller Tücken,
Polka-Mazurka scheint es mir zu sein.
Die Hände gegenseitig auf dem Rücken,
So tanzen quer sie durch den Saal zu zwein.
Nichts reizender als dieses Graziepflücken,
Bald springen sie zusammen, bald allein.
  Der Teufel bläst dazu die Fliegenflöte:
  „Als eine Kröte eines Abends spöte."

Schluß. Beide wurzeln wieder auf der Stelle,
Da zeigt der Tod mit strenger Hand auf mich,
Und allsobald tritt zu mir an die Schwelle
Die Nacht. Was? Damenwahl? Und grade ich?
Klingt nicht von weitem die Armsünderschelle?
Mir wird auf einmal furchtbar seltsamlich.
  „Nein, nicht zum Tanze will ich dich hier holen,
  Gleich wirst dus sehn: Der Tod hat dich befohlen."

Und wie ein Schaf, das man zur Schlachtbank führt,
Wie einer, der zerknirscht zum Altar schreitet,
Gebeugt, von Trost und Gnade tief gerührt,
Als hätten sich viel Arme ausgebreitet,
Als hätt ich einen Zauberhauch gespürt,
So werd ich langsam, ja, wohin? geleitet.
  Ein von der Heilsarmee Geretteter?
  Es dreht sich mir der Sinn, ich weiß nicht mehr --

Da, plötzlich, weiß ich oder weiß ich nicht,
Herrgott, das ist ja meine Sterbestunde.
Nein, nein, ich will nicht, will nicht aus dem Licht,
Weg, Nacht, weg, weg mit deinem gräßlichen Schlunde.
Das Alles ist nur ein verhext Gesicht.
Ich lebe, lebe noch! aus Herzensgrunde.
  Willst du mich lassen jetzt, verfluchte Nacht,
  Sonst pack ich dich! ich trotze deiner Macht!

Vermeßner Narr, was sollen deine Phrasen,
Ich kenne das bei euch, euer Gewimmer.
Ihr übertrumpft an Angst den armen Hasen,
Macht euch den Uebergang nur immer schlimmer.
Folg willig, sonst muß ich den Marsch dir blasen,
Und dann gehts schnell und ohne Abendschimmer.
  Weil du so gerne lebst, hier noch ein Kranz:
  Tanz mit der Jugend deinen letzten Tanz!



Da hör ich schon den Walzer her: „Ach, Ernst“,
Von je hat mich die Melodie entzückt
Von Schwarz: „Ach, Ernst, was du mir Alles lernst.“
Und wie ein toller Truthahn, ganz verrückt,
O Himmel, daß du mich noch mal besternst,
Eil ieh der Jugend zu, berauscht, beglückt.
Wir tanzen ein Terpsichoregebet,
Daß ihr die Schleppe wie ein Fähnchen weht.

Ich flüstre heiß ihr zu: „Vergiß mich nicht.
Du weißt, wie lustig wir zusammen waren.
Jetzt soll ich weg aus Leben, Luft und Licht,
Es ist vorbei mit meinen blonden Haaren.
Nun kommt das Halleluja-Amtsgedicht,
Was soll ich unter schlappen Engelsscharen.“
Die Jugend tuschelt eiligst mir ins Ohr:
„Nein, ich vergeß dich nicht, verliebter Tor.“

Um meine Schulter legt die Nacht die Hand:
„Ich zeige dir den Wald Vergessenheit,
Da ruhst du traumlos in den Schlaf gebannt,
Da ruhst du aus für alle Ewigkeit:
Da siehst du nichts vom fernen Weltenbrand,
Und wie ein Steingrab ist für dich die Zeit.
Der Baum, der deine müde Seele kühlt,
Ist von der ewigen Liebe sanft umspült.

Sieh, Klatsch und Kleinlichkeit sind dann verschwunden,
Die dir dein heitres Herz so viel gequält,
Die dich zerfleischt mit ihren bissigen Hunden,
Mit ihren giftigen Zungen dich geschmält.
Geheilt sind alle deine Erdenwunden,
Kein Dolchstoß trifft dich mehr, wenn du gefehlt.
Nimm Abschied nun von deinem Vaterlande,
Und dann zerreiß' ich deine Daseinsbande.“

Da liegt vor mir das große Deutsche Reich,
Felsquadernfestgemörtelt Stück an Stück.
Und bräche auch einmal der Außendeich,
Wir schlügen schon die wüste See zurück.
Held Michel, schläft er manchmal noch so weich,
Wacht über seines Herdes Glut und Glück!
Ein Deutscher war ich stets mit Herz und Hand,
Und sag es stolz. Lebwohl, mein Vaterland.



Freilich, der alte Teutsche frömmelt heute;
Ein Kirchlein hier, ein Kirchlein dort, juchhe.
Laßt sie doch stehn: für viele arme Leute
Ist es der einzige Trost in Gram und Weh.
Ihr Tempelhüter und ihr Seelenbräute,
Wir schützen gern auch euern Unschuldsschnee.
Am Ende wär ich selbst noch fromm geworden,
Ich träumte schon vom Seraphinenorden.

Ein magisch Licht umschleiert meine Augen,
Und Schattenwellen und Gewölk erscheinen.
Wie möcht ich gern den lustigen Tag einsaugen
Und eine Frühlingssonne um mich meinen.
Die Kraft ist hin, zu nichts mehr will sie taugen,
Mein eigenes Gespenst muß bitter weinen.
Was hör ich da? Was naht mit Tuttitönen
Und überschallt mein Schluchzen und mein Stöhnen?

Takttrommelschlag und Schlachtmusik gellt her,
Trompeten, Tuben, Pauken, Hörnerschrei,
Bataillon Garde (Trio): Ans Gewehr!
Der Finnländer forcht Pulver nit und Blei,
Der Hohenfriedeberger, lorbeerschwer,
Der Torgauer bricht jeden Feind entzwei.
Das tat die Nacht, eh sie mich übermannt,
Ich küsse dankbar ihr dafür die Hand.

Mein Lieblingslied: Wilhelmus von Nassauen,
Dann folgt der schönste Reitermarsch der Welt:
Des Großen Kurfürsten — ihr könnt mir trauen:
Er siegt bis übers höchste Sternenzelt,
Er jubelt mir ins Herz beim letzten Grauen —
Nun sinkt mein Schwert ins reiche Blütenfeld.
Doch eh mein Sarg die Erde noch erreicht,
Brüll ich empor, daß Alles rings erbleicht:
Hurra das Leben!

Detlev von Liliencron.



Nachdenkliche Skizze.

Die Wahrheit tötet. Ein regnerischer Sonntagnachmittag gehört dazu, um das in seiner ganzen Tiefe zu fühlen. Ich gehe durch die Straßen der Stadt, durch den Regen, einsam und träumerisch. Gestern, als ich des Abends mit meinem Freunde am Biertisch die Erkenntnistheorie, oder besser gesagt, das Problem des Lebens mit dem sieghaften Mut des Disputierens löste, habe ich in hohen Worten die Produktivität der modernen Lebensauffassung gepriesen: der moderne Mensch hat der Welt und sich selbst erst das Recht des Lebens und Schaffens erworben, indem er die Natur als das allein Seiende setzt, als eine Einheit, von der er und alle Lebensformen als ein wandelbarer Teil umfaßt werden. *Natura sive Deus.* Nun erst, da er sich erniedrigt hat, vermag der Mensch zu triumphieren; da er seiner Individualität die Bedeutung des Absoluten nahm und sie der Gattung übertrug, hat er sein Leben geheiligt, denn er ist ein Stück Gottes geworden. „Das Leben ist des Lebens Lust." Mensch, gib dem Menschen Raum, auf daß er seine Göttlichkeit entwickeln kann, zum Heile der Gattung. Und dies ist das Ziel der Kulturentwickelung: Bewußtseinserhöhung — Streben zum Sein hin.

Wird der wissenschaftliche Mensch ihr Träger sein, oder soll „ästhetische Kultur" ein Zeichen kommender Zeiten werden? Ich sehe den Titanen der Erkenntnis vor den Musen sich beugen und ihnen mit seiner stürmenden Kraft dienen.

Schöpferische Arbeit ist höchstes Leben. Werke des schöpferischen Geistes sind Emanationen des absoluten Seins, und du, o Mensch, der du sie gebierst, bist als ein Schöpfer erlöst von der hoffnungslosen Relativität des Lebens. Aber wehe uns Armen im Geiste, die wir alle Höhen des Lebens sehen können, aber die Kraft der Tat nicht haben. Wir sind verdammt, in der Herde zu leben, in der Tiefe zu ersticken nach der freien Luft der Höhen. Sterben ist unser Los, nur Sterben; denn wir sind unproduktive Zwitter, Übergangsformen. In der Tiefe ist Platz zum Leben, und in der Höhe; aber die vom Berge in das Tal steigen mußten, finden dort keine Heimat.

Immer weiter wandere ich durch die Straßen, durch den Regen. Was soll ich Besseres tun? Ich kann doch nichts Besseres tun. Alle diese Regentropfen sind auch Millionen von Individuen, die mit unerbittlicher Gesetzmäßigkeit fallen und ihre Bestimmung vollziehen, eines wie das andere, und nur ihre Fülle hat Bedeutung.

Da fährt mir eine Melodie durch den Sinn. Und wie ich darauf achte, ist es ein Kirchenlied. O höllischer Hohn! Ja, ja, es denkt konsequent in mir. Da hatte der Mensch gut leben, als er das Leben verneinte, sich einen absoluten Gott und ein Jenseits setzte, vor allem aber sich selbst absolut setzte, als ein Pascha in Ewigkeit.

Das war der Sieg der Individualität. Mich erfüllt eine jähe Angst, daß ich hingehe und dem alten Gotte zähneknirschend opfere. Denn ich fühle es, dieses Alte gehört zu mir als ein Fluch, den ich nicht abzuschütteln vermag.

Geht es euch nicht auch so, ihr Menschen alle, die ihr eure Kraft in dem Kampf gegen das Alte in euch verbrauchen mußtet? Nun wohl, eines haben wir: das Bewußtsein, daß wir die umfassendere Erkenntnis besitzen. Mag uns Übergangsmenschen die Wahrheit töten. Nach uns wird ein Geschlecht kommen, für das wir sie errungen haben. Das wird unsere Ideale leben. Und auch eine Freude haben wir: den Schaffenden zuzujubeln, die an dem Tempel der neuen Kultur bauen.

Köln. *Dr. L. Coellen.*

CHRONIK.

Der Neger auf der Bühne.

Der Neger hat in der dramatischen Literatur nur selten eine Rolle gespielt. Laurence Patton, einer der besten Kenner der amerikanischen Bühnengeschichte, erwähnt kaum ein Dutzend Stücke. Der ältere Booth trat öfters in einer bereits im Jahre 1696 verfaßten Tragödie „Oroonoko" auf. Dann gab es eine komische Oper „The Padlock", in welcher „Mengo", der Sklave eines westindischen Plantagenbesitzers, die Hauptrolle spielte. Auch eine Pantomime „Robinson Crusoe", in der Freitag in kaffeebraunen Trikots erschien, erfreute sich einer großen Popularität zu einer Zeit, als New-York nur drei oder vier Theater besaß. Zwei der bekanntesten Stücke, in denen die schwarze Rasse eine Rolle spielt, sind „The Octoroon" und „Uncle Toms Cabin". Aber „Othello" ragt doch wie ein ehernes Standbild unter all diesen Schöpfungen hervor, und nur die Äthiopierin „Aida" hat



ihm in neuerer Zeit den Rang streitig gemacht. Der Mohr in Schillers „Fiesco" ist nie weltberühmt geworden. Die tragische Muse scheint dem Neger nicht allzu gewogen zu sein. Ihre Schwester Thalia verträgt sich schon besser mit ihm. Hat er es doch fertig gebracht, mit ihrer Hülfe eine ganz neue Gattung von theatralischem Amüsement zu schaffen. Wir meinen die Negro-Minstrels. Sie repräsentieren die künstlerische Verkörperung, die die schwarze Rasse auf der Bühne gefunden hat. Es ist der einzige Zweig der dramatischen Kunst, der, wenn er überhaupt Anspruch machen kann, als Kunst zu gelten, Amerika selbst seinen Ursprung verdankt. Die Negro-Minstrels sind eine typische amerikanische Schöpfung, und ihre Melodien und Gesänge sind das einzige, was die amerikanische Musik an volkstümlichen Elementen aufzuweisen hat. Wann die erste Vorstellung von Negro-Minstrels stattgefunden hat, läßt sich nicht genau feststellen. Der Schauspieler Edwin Forrest soll der erste gewesen sein, der den Kentuckyneger mit allen seinen charakteristischen Eigenschaften der Gestikulation, des Anzugs, Ganges, Akzents und Dialekts, auf die Bühne gebracht hat. Der erste amerikanische Komiker, der eine Spezialität aus dem farbigen Stutzer (dandy darky) machte, soll John E. Rixe gewesen sein. Er wird allgemein als der Gründer der Minstrels angesehen, und alle späteren Negerdarsteller sind bei ihm in die Schule gegangen. Wann und wie die Minstrel-Shows plötzlich die Gunst des Publikums gewonnen haben, scheint man jedoch nicht recht zu wissen. In den 50er Jahren des vorigen Jahrhunderts tauchten sie plötzlich überall auf. Sie begnügten sich nicht länger, zwischen den Akten einer Tragödie zu erscheinen, sondern bildeten ihre eigenen Gesellschaften. Die Gesänge der Neger wirkten sehr stimmungsvoll. Thackeray schrieb während seines Besuches in Amerika, daß er durch einen Negergesang mit Banjobegleitung zu Tränen gerührt wurde, was ihm noch nie vorher passiert wäre. Das „künstlerische Prinzip" solcher Minstrel-Shows war sehr einfach. Sie wollten das Leben der amerikanischen Neger darstellen, mit seinen guten und bösen, den heiteren und den traurigen Seiten. Der Neger auf der Bühne ist aber ein ganz anderer als im gewöhnlichen Leben. Der Schriftsteller Joel Harris, der seine Studien innerhalb der Negerbevölkerung von Georgia gemacht hat, behauptet, daß die Violine und Flöte bei den Negern viel beliebtere Instrumente sind als das Banjo, das gewöhnlich mit ihnen in Ideen-Assoziation gebracht wird. Erst durch die Minstrel-Shows soll es populär geworden sein. Mr. Cable dagegen ist der Ansicht, daß das Banjo schon seit einem Jahrhundert in North Georgia, Alabama und Tennessee bekannt und dem Einfall eines Sklaven, eine Zigarrenkiste mit Pferdehaaren zu überspannen und als primitives musikalisches Instrument zu benutzen, zu verdanken ist. Seltsam ist auch die Tatsache, daß die Minstrels fast stets von Weißen dargestellt werden. Nicht als ob es keine Negerschauspieler gegeben hätte. Der erste Othello Amerikas war ein Neger namens Ira Aldridge.



Aber sie hatten wohl keine Lust, sich über sich selbst lustig zu machen, obwohl sie sicherlich sich selbst hätten am besten spielen können. Ihr quecksilbernes Temperament, das es ihnen unmöglich zu machen scheint, sich auch nur einen Augenblick ruhig zu verhalten, ist nicht so leicht nachzuahmen. Erst in den letzten Jahren ist der Neger hie und da auf der Vaudeville-Bühne aufgetaucht; in den Tingeltangels hatte er sich schon lange herumgetrieben. Ob er sich auf der Bühne halten und populär werden wird, ist eine Frage der Zeit. Sein Temperament sollte es ihm leicht machen, ein guter Komiker zu werden. —

Leonid Andrejews Autobiographie.

Der russische Novellist Leonid Andrejew, den wir im 17. Heft der „Kultur" eingehend gewürdigt haben (vgl. auch Heft 14 der „Kultur"), gibt jetzt selbst einige Nachricht über seinen Entwicklungsgang. Er schreibt:

„Ich wurde geboren 1871 in Orel. Dort besuchte ich auch das Gymnasium. Ich lernte schlecht, in der siebten Klasse (der deutschen Sekunda entsprechend) war ich während eines ganzen Jahres der letzte Schüler, und für mein Betragen erhielt ich 4 und manchmal auch 3. Die angenehmste Zeit, die ich im Gymnasium zubrachte, an die ich noch jetzt mit Vergnügen zurückdenke, — das sind die Pausen zwischen den Lektionen und jene übrigens seltenen Fälle, wo ich aus der Klasse gejagt wurde. In den langen und leeren Korridoren herrschte eine tönende Stille, die mit dem einsamen Klang der Schritte spielt. An den Seiten geschlossene Türen, hinter denen sich vollbesetzte Klassen befinden. Ein Sonnenstrahl — ein freier Strahl, der durch irgend eine Spalte sich hineinstiehlt und mit dem während der Pause aufgewirbelten Staub spielt, — dies alles ist so geheimnisvoll, interessant und eines besonderen verborgenen Sinnes voll.

Als ich noch das Gymnasium besuchte, starb mein Vater, der Landmesser war, und ich hatte auf der Universität große Not zu erdulden. Das erste Jahr in Petersburg hungerte ich sogar, — übrigens nicht so sehr aus wirklicher Not als aus Unerfahrenheit: ich verstand es nicht, meine überflüssigen Kleidungsstücke nützlich zu verwenden. Ich schäme mich noch jetzt bei der Erinnerung, daß ich zwei Tage absolut nichts zu essen hatte, während ich in meiner Garderobe zählte: zwei oder drei Paar Hosen, zwei Paletots usw. Damals schrieb ich meine erste Novelle über den hungernden Studenten. Ich weinte, als ich sie niederschrieb, und in der Redaktion, als sie mir zurückgegeben wurde, lachte man. Sie ist bisher nicht gedruckt worden.

Ich promovierte in Moskau, hier war meine materielle Lage eine bessere; es halfen Freunde und das „Komitee". In anderen Beziehungen aber erinnere ich mich der Petersburger Universität mit



großem Vergnügen. Es besteht an ihr eine stärkere Differenzierung der studierenden Jugend, und unter deutlich ausgeprägten und abgesonderten Gruppen ist es leichter, ein passendes Milieu zu finden. Im Januar 1894 machte ich einen mißglückten Selbstmordversuch. Die Folge davon war eine mir von der Obrigkeit auferlegte Kirchenbuße und ein, wenn auch nicht gefährliches, so doch langwieriges Herzleiden. Um diese Zeit machte ich ein oder zwei mißlungene Versuche zu schreiben, widmete mich aber mit großem Genuß der Malerei, die ich von meiner Kindheit her liebe. Ich malte auf Bestellung Porträts zu drei und fünf Rubel das Stück. Als ich mich darin vervollkommnete, begann man mir zehn und sogar zwölf Rubel zu zahlen.

Im Jahre 1897 erhielt ich mein Diplom und wurde Rechtsanwaltsgehülfe, aber gleich zu Beginn meiner Tätigkeit schlug ich nicht den rechten Weg ein. Es wurde mir vorgeschlagen, für die soeben entstandene Zeitung „Kurjer“ Berichte über die Gerichtsverhandlungen zu schreiben. Es gelang mir nicht, aus Mangel an Zeit, eine juridische Praxis zu erwerben. Ich führte, alles in allem genommen, einen Zivilprozeß, den ich in allen Instanzen verlor.

Im Jahre 1898 schrieb ich auf Anregung des Sekretärs des „Kurjer“, J. D. Nowikow, meine erste Novelle, einen Pfingstartikel, und widmete mich von nun an ganz der literarischen, ziemlich verschiedenartigen Tätigkeit. Eine Zeitlang leitete ich die Gerichtschronik, später schrieb ich Feuilletons und Erzählungen unter verschiedenen Pseudonymen. Jetzt beschäftige ich mich nur mit Belletristik, und nur selten schreibe ich Feuilletons über soziale Themen. Einen bedeutenden Dienst in literarischer Beziehung erwies mir Maxim Gorki durch seine stets wertvollen Bemerkungen und Ratschläge.

Kostbare Teppiche.

Der wertvollste Teppich der Welt, ein persischer, ist vor einiger Zeit in New York öffentlich versteigert worden. Lange Jahre befand er sich im Besitz des bekannten Kunstsammlers Henry G. Marquand. Sein Verkauf erregte unter den Sammlern das größte Interesse. Der Teppich soll ein Geschenk des Schahs von Persien an den Sultan gewesen sein. Er mißt 11 Fuß 10 Zoll auf 6 Fuß 1½ Zoll und ist natürlich ganz mit der Hand gewebt; die Art der Weberei wurde von Familie zu Familie überliefert. Wie bei fast allen persischen Teppichen, sind verschiedene Sprüche hineingewebt. Das Kunstwerk wurde nach heftigem Bieten für 160 000 Mark zugeschlagen. Andere Teppiche derselben Sammlung wurden für 60 000 Mk., 90 000 Mk., 100 000 Mk., 120,000 Mk. verkauft, darunter auch kleine Gebetteppiche. Nachdem jetzt die Marquandsche Sammlung zerstreut ist, besitzt wahrscheinlich Senator Clark aus Montana die schönste Sammlung orientalischer Teppiche; seine Kollektion wird auf 5 Millionen Mark geschätzt.



Zur Geschichte der Männergesangvereine.

Der Sängerwettstreit in Frankfurt a. M. ruft Reminiszenzen aus der Entstehungsgeschichte der Männergesangvereine überhaupt wach. „Das erste Grün eines neuen Zweiges der Musikkultur" nennt Karl Maria von Weber mit Recht die Gründung der Berliner Liedertafel, des ersten deutschen Männergesangvereins, dessen Entstehung eine nicht uninteressante Vorgeschichte hat, die hier erzählt sei. Der Dichter und Komponist Friedrich Wilhelm Bornemann hat sie als 85jähriger Greis in einer kurz vor seinem Tode, 1851, erschienenen Geschichte der Berliner Liedertafel niedergelegt. In den Unglückstagen von 1807, in denen der preußische Hof im entlegenen Memel residierte, war auch Bornemann, in seiner amtlichen Stellung Königl. Generallotteriedirektor, dorthin befohlen worden. Die in der Regel an den Donnerstagnachmittagen stattfindende Cour pflegte bei schönem Wetter mit einer Landpartie nach dem Dorfe Tauenlauken, nahe der russischen Grenze, zu enden. Auf einer solchen erscholl von der Grenze her der Gesang eines Männerchors. Friedrich Wilhelm III. erhob sich und gab Bornemann die Weisung: „Mitgehen! russische Sänger hören!" Es war eine Abteilung russischer Soldaten, die ihre Weisen ertönen ließen und die schon häufig die Aufmerksamkeit des Königs in hohem Maße erregt hatten. Der König legte es nun Bornemann, dessen Zugehörigkeit zur Berliner Singakademie ihm bekannt war, nahe, sich hinsichtlich einer solchen Pflege des Männergesangs in Berlin zu betätigen, bei welcher Gelegenheit er gleichzeitig andeutete, daß er bei einer Umgestaltung der Armee die Pflege des Gesanges nach russischer Art plane und zu diesem Zweck Russen nach Berlin kommen lassen wolle. Zelter, der verdiente Leiter der Berliner Singakademie, vermochte sich aber anfangs mit dem Gedanken, einen Gesang ohne alle Instrumentalbegleitung einzuführen, nicht zu befreunden. Ein Zufall kam auch hier zu Hülfe. Gelegentlich der Abschiedsfeier für ein Mitglied der Singakademie mußte aus räumlichen Gründen das Klavier beseitigt werden. Die Guitarre sollte stellvertretend bei einem Zyklus von sechs Liedern aushelfen. „Die Saiten schlugen vor," so erzählt Bornemann, „kräftig frische Männerstimmen setzten ein, und das ärmliche Geklimper verschwand in den Massen, die sich selber goldrein taktfest hielten. Da wurde die Guitarre beseitigt . . ." Gleich andern Morgens besuchte mich Zelter, und sein erstes Wort war: „Schwebte Ihnen nicht gestern Abend König Arthurs Tafelrunde vor? Wiedererwecken wollen wir das alte Sängerwesen. Erst eine kleine Anzahl von fröhlichen Liedern voll Kern und Kraft, die will ich suchen und setzen. Schaffen Sie, was noch sonst dazu gehört: Ermittlungen, besonders wie es bei der Tafelrunde gehalten wurde. Liedertafel soll es bei uns heißen. Ein Meister mit 12 Gesellen, oder auch 24, läßt es sich zusammenbringen. Ist alles im stillen gut vorbereitet, dann erst heraus mit der Sprache." Und so entstand



dann die erste deutsche Liedertafel, die am 24. Januar 1809 ins Leben trat und bald im Süden wie im Norden des deutschen Gesamtvaterlandes Nachahmung fand. Bereits im Juni 1810 trat des Schweizer Komponisten Nägeli „Sing-Institut“ in Zürich ins Leben. Im Jahre 1815 erhielten Leipzig und Frankfurt a. O. ihre Liedertafeln. 1819 gründeten die Komponisten Ludwig Berger und Bernhard Klein die Berliner „Jüngere Liedertafel“. Und so folgte die Gründung eines Männergesangvereins auf den andern in allen Ländern, in denen deutsch gesungen wurde. Durch die rastlose Tätigkeit Nägelis kam in der Schweiz bereits 1826 ein Sängerfest, das Zürichseer Sängerfest, durch Zusammenschluß der Männergesangvereine am Zürichersee ermöglicht, zustande. Das erste große allgemeine deutsche Sängerfest fand vor 70 Jahren, 1833, in Frankfurt a. M. statt. Der Allgemeine deutsche Sängerbund wurde 1862 in Koburg unter der Ägide des Herzogs Ernst II. begründet und umfaßt heute über 70 Einzelverbände mit annähernd 100 000 Mitgliedern.

BÜCHER-LISTE.

Bei der Redaktion der „KULTUR“ sind vom 6. Mai bis 9. Juni eingelaufen:

Bourdel, Louis, Le lit amoureux. Paris 1903. Librairie de la Plume.

Coellen, Dr. Ludwig, Modernes Drama und Weltanschauung. Düsseldorf 1903. Schaubsche Buchhandlung, Otto Pflaum.

Delitzsch, Friedr., Im Lande des einstigen Paradieses. Ein Vortrag. 1.—10. Tausend. Stuttgart 1903. Deutsche Verlagsanstalt.

Désastre, Jean, Carlo Broschi, Kuriose Abenteuer eines? Sopranisten. Deutsch von Réné Rabelais. Zürich 1903. Verlagsmagazin (v. J. Schabelitz).

Emerson, R. W., Gesellschaft und Einsamkeit. Deutsch von Heinr. Conrad. Leipzig 1903. Eugen Diederichs.

Fernandes, Georg, Die große Krippe. Komödie in 5 Akten. München 1903. Carl Haushalter.

Frey, Justus, Spruchdichtungen aus dem Nachlaß. Wien und Leipzig 1903. Wilhelm Braumüller.

Gutekunst, Wilhelm, Humdideldei. Lieder in Lust und Leid. Dresden und Leipzig 1903. E. Pierson.



Karch, Robert, Erwachen. Dresden und Leipzig 1903. E. Pierson.

Katscher, Leopold, Bertha von Suttner, die „Schwärmerin“ für Güte. Dresden 1903. E. Pierson.

Keller, Richard, Blätter aus meinem Skizzenbuch. Novellen. Dresden und Leipzig 1903. E. Pierson.

Kohut, Dr. Adolph, Ernstes und Heiteres von berühmten Ärzten, Apothekern und Naturforschern. Berlin. Berlinische Verlagsanstalt.

Landauer, Gustav, Skepsis und Mystik. Versuche im Anschluß an Mauthners Sprachkritik. Berlin 1903. F. Fontane & Co.

Literarisches Jahrbuch. Verbunden mit einem Schriftstellerlexikon. Unter Mitarbeit von Dr. Carl Busse, Paul Ehlers, Rudolf Friedemann, Dr. H. Handke, Dr. H. Mielke, herausgegeben von Peter Thiel. Erster Jahrgang 1902. Köln a. Rh. 1903. Hoursch & Bechstedt.

Musenalmanach der Münchener Hochschüler. München 1903. Eduard Koch.

Neumann-Jödemann, Ernst, Unter Tieren und Menschen. Dresden und Leipzig 1903. E. Pierson.

Pinkus, Lazar Felix, Die moderne Judenfrage. Von den Grundlagen der jüdischen Wirtschaftsgeschichte und des Zionismus. Breslau 1903. Wilhelm Koebner.

Schapire, Anna, Singende Bilder. Dresden 1903. E. Pierson.

Suré, O., Moderne Frauentreue. Novellen. Dresden und Leipzig 1903. E. Pierson.

Uhde-Bernays, Hermann, Catharina Regina von Greiffenberg. Ein Beitrag zur Geschichte deutschen Lebens und Dichtens im 17. Jahrhundert. Berlin 1903. F. Fontane & Co.

Weidemann, Magnus, Reform der Frauenkleidung als sittliche Pflicht. Kiel und Leipzig 1903. Lipsius & Tischer.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. S. Simchowitz, Köln.
Für die Inserate: W. H. Sinzig, Köln.
Druck von M. DuMont Schauberg, Köln.


SCh & Co


SCh & Co




Generated on 2019-10-29 10:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044098611593
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google